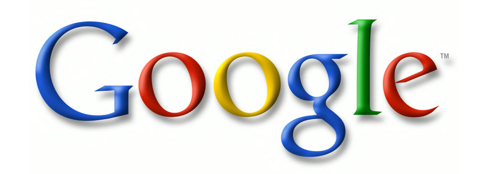
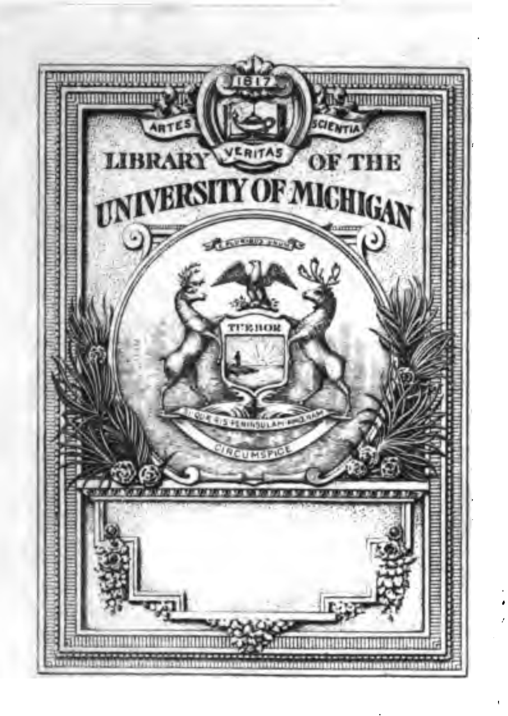





1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



IOSEPH

VON

SOÑENFELS.

Schleuen sc.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des vierzehnten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächsl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1771.

Verzeichniß

der in diesem ersten Stück des vierzehnten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

D. J.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

4) Schöne Wissenschaften.

Die

5) Schöne Künste.

a) Mahlerey und Kupferstecherey.

b) Musick.

6) Weltweisheit.

7) Naturlehre, Chymie, Naturgesch. u. Mineral.

8) Mathematick.

9) Geschichte, Geographie, Staatsr. u. Diplom.

I.

Alceste, Tragedia messa in Musica dal Signore Cavagliere *Christoforo Gluck*, dedicata a sua Altezza Reale l'Arciduca Pietro Leopoldo, Gran-Duca di Toscana, etc. etc. In Vienna nella Stamperia Aulica di Giovanni Tomaso de Trattnern, MDCCLXIX. in Folio, mit Titel, Zueignungsschriften und Vorberichten 61½ Bogen; welche aber, nach der Buchdruckerbezeichnung, da immer 4. Folioblätter auf einen Bogen gerechnet werden, und an dem einen Bogen 2. Blätter ausgeschnitten sind, zusammen 1 Alphabet 8 Bogen und 3 Blätter ausmachen.

Ausser der von dem Hrn. Gluck unterschriebenen Zueignungsschrift an des Grosherzogs von Toscana Königl. Hoheit, ist noch eine besondere Zueignung an der Kayserinn Königinn Maj. von dem Dichter dieser Oper, dem Hrn. Ranieri de' Calsabigi, vor dieser Oper befindlich, welche aber ausser dem ganz ins Kurze gezogenen Titel blos aus diesem artigen Distichon besteht:

Tu praestas Virtute Tua, ne prisca vetustas,
Virtute Alcestis, tempora nostra premat.

Zuerst merken wir an, daß dieses Werk eine vollständige Partitur dieser Oper Alceste enthält, in wel-

cher auch die, von dem musikalischen Verfasser se gesetzte, Musick zu den vier, hierbey angebrach besondern und eigentlichen pantomimischen Tän befindlich ist.

Die poetische Ausführung ist von der Αλκηστις Euripides gänzlich unterschieden, und nur das nehmste der Geschichte beybehalten worden. D hat der Dichter auch in dieser, seinen Absichten mäß, und, wie wir glauben, sehr mit Recht, ein merkliche Aenderungen gemacht. Die vornehm davon ist, daß er nicht allein den Pheres, Vater Admet, sondern auch gar den Herkules, ganz wegge sen, und anstatt des letztern durch den Apoll die ceste dem Admet lebendig wiedergeben läßt. A dieses ist freylich unserer heutigen Opern-Bühne gemessener. Ueberdies sind in Ansehung der agir den Personen und ihrer Handlungen, noch versch dene andere sehr beträchtliche Abänderungen gema worden: so daß man das Ganze mit Recht für ganz neues Werk halten kann.

In dieser poetischen Ausführung des Hrn. Cal bigi nun, finden sich nicht nur viele sehr rühren sondern auch manche der Musick sehr bequeme St len, und eine sehr geschmeidige Versification. aber die allzulange Ausdehnung des Abschieds der A ceste, welcher beym Euripides, schon in der Häl der zweyten Handlung vorbey ist, hier aber bis an d dritten Auftritt der letzten Handlung reicht, u folglich den größten Theil der Oper ausmacht, nic etwas zu langweilig werden möchte; das lassen w andere entscheiden.

Dreyzehn Chöre, von sehr mannigfaltiger u meistens für die Musick sehr bequemer Einrichtun und Abtheilung, befinden sich in dieser Oper. Es i nicht zu läugnen, daß die Oper hierdurch viel Prac

erhält. Wir halten dies für das würdigste, was in italienischen Opern von der französischen Singbühne nachzuahmen seyn möchte.

Auch die Veränderungen der Scenen geben dem Theatermahler gute Gelegenheit, etwas besonders in seiner Kunst zu zeigen: und die in Opern noch nicht so sehr gewöhnlichen pantomimischen Ballete, sowol als die gewöhnlichen, welche aber alle sehr wohl angebracht und mit der Handlung selbst verbunden sind, machen nicht weniger eine wesentliche Zierde dieses Singspiels aus.

Die musikalische Einrichtung ist von der, die bisher bey andern nach italienischer Art schreibenden Componisten gewöhnlich gewesen ist, gar sehr verschieden. Hievon giebt der Componist, der Hr. Ritter Gluck, in der Zueignungsschrift an des Grosherzogs K. H. Rechenschaft. Diese Zueignungsschrift ist gut geschrieben. *) Ob sie aber auch überall gut gedacht seyn möchte, daran haben wir die größte Ursach zu zweifeln. Hierüber wollen wir uns itzo näher erklären.

Herr Ritter Gluck sagt in der Zueignungsschrift mit einem in der That sehr hoch gestimmten Tone: „daß er der Musick der Oper Alceste alle die Misbräuche wieder abnehmen wolle, welche bisher entweder durch die übel verstandene Eitelkeit der Singenden, oder durch die allzu nachgebende Höflichkeit der Componisten eingeführet worden wären, und

 „seit

*) Daß der Verfasser derselben aber, in der Partitur selbst, so grobe Fehler wider die Grammatik begangen, und die Posaunen bald Tromboni bald Posaun bald Bosaun hat nennen und schreiben können, das macht einen seltsamen Contrast mit jener Zueignungsschrift. So findet man auch S. 89. und 91. *chalemaux*, und *chalemaus* gedruckt, was chalumeaux heissen sollte. Ingleichen *Violonzelli* anstatt Violoncelli.

„seit so langer Zeit die italienische Oper verunstal-
„ten, und aus dem prächtigsten und schönsten al
„Schauspiele, das lächerlichste und langweiligste
„Schauspiele machten.„

Den letzten Gedanken hat man schon oft gehö
Wer wider die Oper zu deklamiren Lust hat, läßt
sen Gedanken schwerlich vorbey. Er ist aber noch
hinlänglich bewiesen worden. Die Impertinenz ma
cher Sänger, und das, (aber doch auch leider
durch andere Umstände abgenöthigte) unbillige Na
geben mancher Componisten sind zwar zuweilen wa
aber will man denn Unschuldige mit den Schuldig
zugleich anklagen? Und von Componisten? —
denn Hr. R. Gl. seinen Geschmack schon so völlig
rechtfertiget, daß er sichs für erlaubt hält, mit ein
so entscheidenden Tone, die Componisten, ohne Unt
schied, der Einführung der Misbräuche und d
Lächerlichen in die Oper zu beschuldigen? Wie, we
man nun einmal eine ernsthafte Probe seines eigen
Geschmacks mit ihm anstellte?

Er sagt weiter:

„Er wolle die Musick zu ihrer wahren und eige
„lichen Pflicht zurück bringen, und in dieselbe e
„schränken, welche Pflicht darinn bestehe, daß
„Musick der Poesie zum Ausdrucke, und zu den S
„tuationen der Fabel (das letztere ist uns etwas
„deutlich) diene; ohne daß sie die Aktion mit
„nützen überflüßigen Zierrathen unterbreche, o
„erkälte.„

Die Poesie ist elend, welche ohne Musick ke
gute Wirkung thut. Die Musick aber hat ihre eig
Art, ihrem Wesen gemäß, die Sachen, welche
vernünftiger Weise möglich sind, auszudrücken. W
sie aber, an sich selbst, keine Worte hat, und folgl
i

ihre Ausdrücke dunkel bleiben, so hat sie freylich der Poesie nöthig, welche ihre Ausdrücke klar machen muß. Vereinigt thun also beyde, Poesie und Musick desto empfindlichere Wirkung. Und in diesem Verstande ist es zwar wahr, daß der Ausdruck der Poesie, in Stellen die dessen fähig sind, von der Musick noch mehr Nachdruck erhält. Aber es folgt doch daraus noch gar nicht, daß die Musick sich, der Poesie zu Gefallen, der Hälfte ihrer Reize berauben, und nur als Magd erscheinen müsse: da sie vielmehr, in einem eigentlichen Singspiele, die Herrschaft hat, und sich nur der Hülfe der Poesie, um das was sie ausdrücken soll, desto deutlicher und klarer zu machen, bedienet. Wir wissen es wohl, dies, was Hr. Gl. sagt, ist seit langer Zeit die Sprache derer gewesen, welche die Musick nicht lieben und nicht verstehen, folglich keinen Geschmack daran, und keine Empfindung davon haben; auch wohl die Sprache derer Instrumentisten, welche nichts als ihr Instrument, und was dem anhängig ist, (das möchte wohl etwan bey Concerten das Accompagnement seyn,) gehöret und bewundert wissen wollen; auch wohl die Sprache mancher Operndichter, denen an nichts weiter gelegen ist, als daran, daß ihre Poesie allein die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen der Zuhörer an sich ziehe. Diesen Herren, die so denken, insgesamt, rathen wir nichts als dies an, niemals sich in die Oper zu bemühen. Diese ist nicht für sie gemacht. Sie können ihre Zeit nirgends übler zubringen, als eben da. Aber würde es nicht unbillig seyn, wenn sie, wie Hr. Gl. hier thut, ihre Gesinnung für die Stimme des guten Geschmacks und der gesunden Vernunft ausgeben, und die wirklichen Liebhaber der Musick, ihres Vergnügens berauben wollten. Denn gewiß, viele der wahren Musickliebhaber werden, anstatt einer so ver-

schnitzten und gleichsam nur halbe Musik, sie eine blos gut deklamirte Tragödie anhören.

Doch, eine solche Gesinnung ist unser billi Männern noch nie allgemein gewesen. Es sind sc einmal, im 1. Stück des 2. Bandes dieser Biblio S. 245. die Worte, nicht etwan eines Tonsetzers, e eines übertriebenen Musickliebhabers, sondern ei Kunstrichters in den schönen Wissenschaften und n nemlich in der Poesie, eines Batteux, aus d I. Bande der Ramlerischen Uebersetzung, 1. Aufla S. 233. angeführet worden. Wir halten es für rthig, sie hier noch einmal zu wiederholen.

„Tritt die Musick auf: so hat sie das Recht, „ihre Reitzungen schimmern zu lassen. Das Thea „gehört ihr zu. — Die Poesie hat nur den zweyt „und die Tanzkunst den dritten Rang. — „Verse sollen dem Gesange folgen, und ihm ni „vorgehen. Die Worte, ob sie gleich vor der Mu „verfertiget wurden, sind in diesem Falle nichts „eine Verstärkung, die man dem musicalischen Au „drucke giebt, um den Sinn desselben deutlicher u „verständlicher zu machen. — Nicht die schöns „Verse, sondern die rührendsten nehmen die Mu „am besten an.„ Wir rathen auch noch überd unsern Lesern, denen an dieser Materie was geleg ist, den Essai sur l'union de la poesie et de la M sique nachzulesen. Im 7. und 8. Bande der Unt haltungen findet man ihn in einer guten deutsch Uebersetzung.

Niemand wird uns mit Recht beschuldigen kö nen, als schienen wir hier der Poesie bey einer Op etwas von dem was ihr gebühret, zu entziehen. D ist unsere Absicht im geringsten nicht. Wir wiss sehr wohl, wie viel eine gute und den Absichten ein Singspiels gemäße Poesie, ausser dem, was, wie v

der gesagt werden, eigentlich, und nur von ihr allein erwartet wird, auch noch vermag, nicht nur die Zuhörer und Leser des Singspiels, zu rühren und zu ergötzen, sondern auch einen Componisten, wenn er anders Einsicht und Empfindung hat, ins Feuer zu setzen, und zu begeistern; und zu wie viel neuen Gedanken, Ausdrücken und Einrichtungen sie ihm Gelegenheit giebt, und also wirklich eine bessere Musick hervorbringt, als ohne sie geschehen seyn würde: da hingegen eine schlechte Poesie den Tondichter kalt, und unempfindlich läßt. Aber, was ists denn nun, worinn die Poesie sich, wie man klagt, so viel Zwang anthun, und noch dabey in Gefahr stehen muß, von der Musick, um ihre Reize gebracht, und unverständlich gemacht zu werden? In dem ganzen Recitativ hat ja der Dichter seine vollkommenste Freyheit. Nur in den Arien und Chören kommt der angezeigte Zwang, und die gemeldete Besorgniß vor. Laßt uns für eine Oper achtzehn Arien und sechs Chöre rechnen. Laßt uns, eins ins andere gerechnet, jedem Stücke zwölf Verszeilen geben. Aber lange nicht alle haben so viel. Das sind zusammen 288. kurze Verse. Der Recitativverse sind in der vorhabenden Oper Alceste, (und die ist in diesem Punkte eine der kürzesten,) weit über 600: und also mehr als noch einmal so viel.

Die Musick muß sich mit Ausdrückung alles dessen, was sie ausdrücken kann, so beschäftigen, als wenn sie allein dem Zuhörer einen deutlichen Begriff von dem was er zu fühlen hat, geben, und diese Empfindungen in ihm zu erregen hätte. Die Poesie macht nur, im vorhabenden Falle die Ausdrücke jener deutlicher, verständlicher, und bestimmter. Hr. R. Gl. vergleicht die Poesie der Zeichnung, und die Musick dem Colorit in der Mahlerey. Gut. — Aber auf die Art muß man auch das Colorit in der Mahlerey

so viel als möglich ist, einschränken, die Farben etc bis auf drey oder vier vermindern, u. s. w. W würden Tizian, was Rubens, was Coreggio hi sagen? So misslich es ist, gewisse Grundsätze einer schönen Kunst in die andere überzutragen: n sehr viel Behutsamkeit dazu gehöret, das terti comparationis recht zu treffen: um so viel mehr n lich ist es, zwo schöne Künste zusammen schmelzen wollen, um daraus Folgen zum Nachtheile der d ten zu ziehen. Aber wie, wenn wir nun sagten, sol Arien, wie Hr. R. Gl. hier gesetzt hat, wären n musikalische Entwürfe und Skizzen, anstatt aus führter musikalischer Gemählde: würde wohl da gar viel dawider einzuwenden seyn?

Der V. will nicht „den Sänger in der größt „Hitze der Unterredung aufhalten, um erst das En „eines langweiligen Ritornells abzuwarten.„ D Ritornell muß eben die Hitze in den Tönen zeig welche im Gespräche liegt, es muß sie fortsetzen, gar, wo möglich, noch verstärken. Ist das Rit nell in den Tönen wirklich langweilig; so ist es e Fehler des von Einsicht in den wahren Ausdruck en blößten Componisten: und deren giebt es leider; d ist mehr als zu wahr. Wer hat aber auch endlich de Componisten jemals die Freyheit benommen, da, n sich kein Ritornell hinschickt, auch keines hinzusetzen Der V. will weiter nicht „den Sänger mitten i „Worte auf einem gänsigen Selbstlaute aufhalte „er will ihn nicht mit der Leichtigkeit und Biegsam „keit seiner schönen Stimme pralen lassen.„ I die menschliche Stimme dazu eingerichtet, daß si viele geschwinde Töne nach einander gut vorbringe kann, wenn anders der Sänger Kräfte und Uebun dazu hat; und ist das menschliche Ohr so gebaue daß es diese geschwinden Töne genau und gut höre

kann

kann; so widerspricht die Natur selbst dem Grundsatze des W. In einem Schauspiele, wo die erste Absicht ist, singen zu hören, und ein solches ist die Oper, (denn widrigenfalls würde man lieber die Tragödie besuchen,) muß man alles hören, was die menschliche Stimme, nach Anleitung der vorzustellenden Materien singend hören zu lassen, fähig ist. Sonst hörete man ja nur ein halbes Singen. Anders aber als auf einem aufgehaltenen Vokal, ist es nicht möglich, viele geschwinde Töne nach einander anzubringen; folglich muß freylich einer so nur die Worte betrachtet, sich dabey mit ein wenig Geduld waffnen. Ueberdieses sind auch die Passagien, das beste Mittel, einer Arie die gehörige Ausführlichkeit und den gehörigen Umfang in der Modulation und Tonführung des Componisten zu geben, den ein ausgeführtes Stück haben muß. Widrigenfalls würden die Arien so klein wie Oden, oder mit unausstehlich vielen Wiederholungen der Worte überladen werden. Wollte man den Text einer Arie desto länger machen, wie in der vorhabenden Oper oft geschehen ist: so würde ein musikalischer Ausdruck den andern jagen, und keiner seine rechtmäßige Ausführlichkeit erhalten; und man würde am Ende einer solchen Arie, aus der Verwirrung so verschiedener Gedanken nichts behalten haben, und nicht wissen was man gehöret hätte. Es würde eben das seyn, als wenn man durch die schönste Bildergallerie mit trabenden Füssen durchgelaufen wäre.

Es kömmt freylich bey dem Gebrauche der Passagien hauptsächlich darauf an, daß der Componist die Passagien dem Vorwurfe gemäß eingerichtet, und sie nicht im gar zu großen Ueberflusse anbringt, widrigenfalls hat er nicht ausgedrückt, was er ausdrücken sollte; und der Fehler liegt an ihm, nicht an den Passagien. Freylich leugnen wir nicht, daß in diesem

Punk-

Punkte viele Misbräuche vorgehen. Wie viel A
haben wir nicht, zumal von manchem der itzigen
lienischen Nationalcomponisten, gehöret und gese
wo bey dem stolzesten und feurigsten Inhalte der A
eine so große Menge der lahmesten und leyerhafte
Passagien hingeworfen sind, daß alles Feuer des A
drucks darüber verlischt. Und wenn sie vollend
schief und lahm moduliret, und so höckerig rythm
ret sind — Ach, freylich, alsdenn ist viel dawi
zu sagen: so wie auch dawider, wenn sie aus der
genschaft der menschlichen Stimme ausgehen, u
sich in eine Nachahmung des Hünergeschreyes v
wandeln, wie die itzt in Wälschland so beliebten C
nette thun. Nun dergleichen, von der letztern A
findet man doch in der Oper unsers m. V. nic
Das sey ihm zum Ruhme gesagt.

Von den „Cadenzen, und von der langen Z
die besonders, nach der itzigen Mode, dem Säng
meistentheils gegeben wird, seinen Athem wieder z
sammen zu suchen,„ sagt der V. nichts unbilliges.

„Ueber den zweyten Theil einer Arie und wen
„er auch das affektvolleste und wichtigste Stück ders
„ben wäre, ist er,„ wie er sagt, in dieser Oper, „nic
„in möglichster Geschwindigkeit weggestolpert, u
„die Worte des ersten Theils wieder, wie gewöhnlic
„richtig viermal zu wiederholen, und die Arie da z
„endigen, wo ihr Sinn nicht aus ist: nur um de
„Sänger Gelegenheit zu lassen, seine Grillen in man
„nichfaltiger Veränderung eines und des andern Sa
„tzes auszukramen.„

Wo ist denn das Gesetz, daß alle Arien, wen
es der Inhalt nicht verstattet, da Capo müssen wie
derholet werden? Aber ist nicht auch der Dichter ver
bunden, wenigstens die zum Singen vortheilhaftest
Arien, so einzurichten, daß ihr erster Theil wiederho
le

let werden kann? Geschickte Veränderungen gehören auch zur Stärke des Singens. Das Vergnügen über die Erfindungskraft eines geschickten Sängers, ist auch ein Vergnügen. Wider Formen der Arien, die von den gewöhnlichen abgehen, dergleichen der Dichter dieser Oper auch einige, und zwar recht gut angebracht hat, haben wir, wenn sie nur nicht zu oft vorkommen, nichts einzuwenden. Sie können auch dem Componisten Gelegenheit zu neuen Einrichtungen geben, ohne daß er dabey der Musick die Flügel beschneidet. Aus Hassens Piramo und Tisbe, kann man sehen, wie es Hr. R. Gluck hätte machen sollen, wenn er der Poesie hätte genug thun und auch der Musick ihre Rechte hätte lassen wollen.

Wir wollen zum Beschluß dieser Anmerkung noch die Worte des J. J. Rousseau, der schwerlich irgend einer musikalischen wahren Ausschweifung das Wort geredet hat, hersetzen. Sie stehen in seinem dictionnaire de Musique, unter dem Artickel air:

„Die Worte der Arien unserer Opern sind gleich„sam die Leinwand oder der Grund, worauf die Ge„mählde der nachahmenden Musick gebracht werden. „Die Melodie ist die Zeichnung, die Harmonie das „Colorit.„

Rousseau hält also schon die Poesie nicht für die Zeichnung.

„Alle mahlerische Gegenstände der schönen Natur, „alle rührenden Empfindungen des menschlichen Her„zens sind die Muster, welche der Künstler nachah„met. Die Aufmerksamkeit, das Interesse, die Be„lustigung der Ohren und die Bewegung des Her„zens, sind der Zweck dieser Nachahmungen. Eine „klüglich und angenehm gesetzte Arie, eine vom Ge„nie erfundene, und vom Geschmack ausgearbeitete „Arie, ist das Meisterstück der Musick. Hier entwi-

„ckele

„ckelt sich eine schöne Stimme, hier glänzet eine sch
„begleitende Instrumentalmusick, hier kömmt der
„fekt, durch die Sinnen unvermerkt zum Herzen
„rührt es. —

„Die Worte der Arien werden nicht immer,
„das Recitativ, gerade nach einander fortgesung
„ob sie schon, ordentlicher Weise, nur sehr kurz s
„Sie werden nach Gutbefinden des Componisten,
„theilet, wiederholt, versetzt. Sie machen nicht
„vorüber gehende Erzählung aus: sie mahlen; ent
„der ein Bild, welches man aus verschiedenen A
„punkten betrachten muß; oder eine Empfindung
„dem Herzen gefällt, und von welcher dieses sich,
„zu reden, nicht gleich losreissen kann. Die versch
„denen musikalischen Wendungen (phrases) der A
„sind weiter nichts, als so viele verschiedene Sta
„orte, aus welchen man ein und eben dasselbe B
„betrachtet. Deswegen muß das Subjekt dessel
„eins seyn. Durch diese, von richtiger Einsicht
„leiteten Wiederholungen, durch diese wiederhol
„Schläge, erschüttert uns endlich ein Ausdruck, w
„cher uns sogleich das erstemal nicht bewegen konn
„er bringt uns in Unruhe, er setzt uns ausser un
„Aus eben diesem Grunde fliesset, daß die Passagie
„welche sonst in den pathetischen Arien so unre
„angebracht scheinen, es doch nicht immer sind. D
„von einer sehr lebhaften Empfindung gepreßte He
„drückt diese Empfindung oft lebhafter durch una
„ticulirte Klänge als durch Worte aus.„

Unter dem Artickel Roulade, welches Wort, dur
„eine Folge vieler Noten im Gesange, über einer un
„eben derselben Sylbe,„ erkläret wird, sagt Roussea

„Die Roulade,„ (oder, wie wir sagen, die Pa
ssagie,) „ist weiter nichts, als eine Nachahmung d
„Instrumentalmelodie, bey denen Gelegenheiten, w

„ein

„entweder um dem Gesange mehr Anmuth, oder dem „Bilde mehr Wahrheit, oder dem Ausdrucke mehr „Stärke zu geben, es schicklich ist die Rede aufzu„halten, und die Melodie zu verlängern. — Wenn „das Herz am lebhaftesten bewegt ist, so findet die „Stimme viel leichter Accente, als der Verstand „Worte finden kann. Eben daher kömmt der Ge„brauch der Interjektionen in allen Sprachen.„

So weit Rousseau. Man verzeihe uns die kleine Ausschweifung, daß wir mit den Worten eines scharfsinnigen Mannes, unsere eigenen Gründe und die Gesetze, nach welchen wir alle Singmusicken beurtheilen, vorgetragen haben. Wir wünschten, daß die Leser, denen daran gelegen ist, diese Artickel im Rousseau, welche wir hier unmöglich ganz haben abschreiben können, und noch mehrere dazu, selbst nachlesen möchten.

Der Hr. R. Gluck sagt nun weiter:

„Ich habe den Einfall gehabt, daß die Sinfonie „den Zuschauern im voraus einen Begriff von dem „was vorgestellet werden soll, geben müsse.„

Der Einfall ist gut. Nur glaube man nicht, daß ihn der V. etwan zuerst gehabt habe. Scheibe im kritischen Musikus (S. 604. u. f. der neuern Ausgabe,) und Quantz im Versuche einer Anweisung die Fl. Tr. zu spielen, (S. 290. und 301.) haben eben diesen Einfall schon lange gehabt. Hat Hr. Gl. aber, wie wohl möglich ist, diese beyden Bücher nicht gelesen: so wird dadurch die Wahrheit dieses Satzes um desto mehr bestärket.

Wir übergehen einiges in der Zueignungsschrift, dawider wir nichts einzuwenden haben; und führen nur folgendes an:

„Die Instrumentalmusick sollte„ nach meinem Begriffe „nicht den schneidend empfindlichen Abstand

„in der Unterredung zwischen Arie und Reci
„lassen.„

So haben die Franzosen zu allen Zeiten ge
chen: hierüber ist ihnen von andern Völkern, zu
Zeiten, widersprochen worden. Itzo fällt man
Frankreich, wenigstens in den komischen Operen
auf das andere äusserste Ende; und singt die Re
tive gar nicht, sondern redet sie nur. Der musi
sche Verf. der vorhabenden Oper, hat den grö
Theil seiner Recitative mit Instrumentalbegleit
versehen. Er hat zwar darinn an vielen Orten
wechselung genug anzubringen gesucht, worinn es i
auch oft, nach unserer Empfindung, sehr geglückt
Aber das öftere Aushalten langer Töne mit der
boe, und das gar zu oft sich meldende bloße Aush
ten der Bogeninstrumente, welches dem Zuhörer,
unmöglich die Veränderungen der Modulation im G
dächtnisse behalten kann, sehr oft als immer einer
vorkommen wird, muß nothwendig, lange Weile v
ursachen. Manche Stellen dieser Recitative si
überdies so beschaffen, daß sie fast nicht anders
streng nach dem Takte ausgeführet werden könne
Wider dergleichen Art das Recitativ zu behandel
haben wir nun zwar eigentlich nichts einzuwende
wir wissen aber, daß von Seiten des Componist
große Fürsichtigkeit dazu gehöret, wenn sie dem Sä
ger, der auswendig singt, nicht viel Mühe mache
und ihn gar manchmal am Feuer der Aktion hinder
soll. Hasse hat dergleichen Fürsichtigkeit in seinem
Piramus und Tisbe schön bewiesen. Ueberhaup
aber wird, bey allzuvielem durch Instrumente a
compagnirten Recitativ, der Zuhörer, anstatt de
jähling schneidenden Abstands, oft eine zum Jähne
zwingende Langeweile zwischen Arie und Recitativ
fühlen. Was bey einem kurzen Stücke angenehm

bleibt,

bleibt, das kann dagegen bey einem langen Stücke sehr zum Eckel werden.

Hr. R. Gl. hat, wie er weiter sagt, „für seine Pflicht erachtet, überall eine schöne Einfalt (bella semplicita) zu erhalten zu suchen.„

Die schöne Einfalt ist so suchenswürdig, als unnöthige Schwierigkeiten der Verachtung werth sind. Aber wir müssen erst darüber einig werden, was schöne Einfalt ist. Ist das auch eine solche, wenn man einer schönen Kunst die Hälfte ihrer wesentlichen Zierden abreissen will? Würde das auch wohl eine schöne Einfalt seyn, wenn man das befreyte Jerusalem eines Tasso, oder das verlohrne Paradies eines Milton, oder den Meßias eines Klopstock, in eine Erzählung im Zeitungsstyl übersetzen, und folglich das Poetische daraus weglassen wollte?

„Es ist kein Gesetz der Ordnung„ sagt der m. V. weiter, „welches ich nicht mich schuldig erachtet „hätte, gern und freywillig der guten Wirkung auf„zuopfern.„

Die Gesetze der wahren guten Ordnung, sind, deucht uns, eben der guten Wirkung wegen gemacht. Und Hr. Gl. will jene dieser aufopfern? Vielleicht will er hiermit sehr großmüthig verbitten, daß man in seiner Composition nicht etwan verbotene Oktaven und Quinten, und holperiche Rythmen aufsuchen solle? — Nun hierinn soll ihm von uns gewillfahret werden. Sonst möchten wir absonderlich in Ansehung der Rythmen manches finden, wo die gute Ordnung gar sehr beleidiget, und keine gute Wirkung zu fühlen ist.

Nun wird in der vom m. V. unterschriebenen Zueignungsschrift an dem poetischen Verfasser gelobt, daß er, „anstatt blühender Beschreibungen, überflüßi„ger Vergleichungen, und sentenzenmäßiger Sitten„lehren, die Sprache des Herzens, starke Leidenschaf-

„ten, interessante Situationen, und ein sehr man
„faltiges Schauspiel in seiner Oper habe her
„lassen.„

An sehr vielen Stellen ist dies wahr. Aber
chen denn just alle Beschreibungen, Vergleichun
und Sentenzen lange Weile? Gehört denn in d
Oper das ewige Ausfragen und Zurückhalten in
Antwort, das ewige Klagen, und leyern, und S
zen, und Abschiednehmen, zwischen Mann und F
auch immer unter die interessanten Situationen
zu dem Mannichfaltigen des Schauspiels? Bald m
ten wir die zuweilen bis zum Ueberflusse getriebe
Episoden in den, nicht nach französischem Schn
eingerichteten, italienischen Opern nach voriger A
der Musick für viel vortheilhafter erklären, als
von manchem, musikalischer Empfindung gar ni
fähigem Kunstrichter gesuchte Simplicität der Ha
lung. Denn die Episoden machen eben die Geleg
heit, mehrern Sängern und in verschiedener Art,
singen zu geben, folglich die Musick sehr mannichfal
zu machen: anstatt, daß hier Alceste und Adm
fast alles, und alle andern Personen nichts beträcht
ches zu singen haben. Euripides, ob er gleich e
Grieche war, ist in seinem Trauerspiele dieses N
mens, lange nicht so simpel, aber gewiß auch nic
so langweilig, als der poetische Verf. dieser Alceste.

„Der Erfolg, und der allgemeine Beyfall in e
„ner so erleuchteten Stadt, (er redet von Wien) ha
„die Grundsätze des Herrn Ritter Gluck gerechtfer
„tiget.„

Der Beyfall einer großen Stadt ist allerding
Betrachtungs- und Ehren werth. Aber, die Neuig
keit, die Freundschaft, das Anpreisen getreuer An
hänger, der Eigensinn, u. s. w. sind die wohl von ei
nem solchen Beyfalle so entfernt, daß man ihn mi

Rech

Recht für ein entscheidendes Urtheil in Sachen des guten Geschmacks gelten zu lassen, sich gezwungen sähe?

Nun genug von dem Inhalte der Zueignungsschrift. Itzo wollen wir anzeigen, was uns in der Composition selbst auf eine oder die andere Art bemerkungswürdig scheint. Wir wollen dabey die eigenen Grundsätze des Verf. vor Augen haben.

Die Sinfonie ist dem Einfalle des V. einigermassen gemäß, aber wie uns deucht, doch an manchen Orten zu bizarr und zu wild. Der erste Haupteinschnitt, ist zu lange aufgeschoben. Es währet 61 Takte, ehe die erste Hauptcadenz in die Quinte kömmt. Daß übrigens diese Sinfonie nur aus einem einzigen Satze besteht, halten wir für gar keinen Fehler.

Einige Arien sind, zumal nach den vom m. V. einmal angenommenen Grundsätzen, von natürlichem und guten Ausdrucke, z. E. die: S. 26. Io non chiedo etc. Auch ihre Begleitung ist wohl ausgesonnen, zumal im Anfange. Die Hoboe führt die Hauptmelodie; die Violinen spielen pizzicato dagegen, die zwo besondern Bratschen haben geschleifte Noten in Achteln; der Fagott und die Waldhörner halten lange Noten aus, welches die Hoboe nach eingetretener Singstimme auch thut. Hernach ändert sich, Takt, Bewegung und Begleitung mehr als einmal, nach Anleitung der immer ohne Wiederholung gerade fortgehenden Worte. Aber kaum fängt man einen Satz recht zu geniessen an, so wird er schon durch einen andern abgelößt: so daß am Ende wenig oder kein Eindruck zurück bleibt. Dies letztere ist bey vielen folgenden Arien dieser Oper auch zu befürchten. Daß beym Anfange dieser Arie dreymal nach einander in die Quinte und gar nicht in den Hauptton cadenziret wird, ist anstößig.

Die Arie: Parto, ma senti &c. S. 83. ist g
von gutem Ausdrucke. Die geschwinde Bewegu
der zweyten Violine die in der letztern Hälfte vorkömm
thut gute Wirkung. Die Arie: Non vi turbate,
S. 104. u. f. ist nicht weniger ihrem Affekt gemäß

Für eine der vorzüglichsten Arien der ganzen O
halten wir die S. 171. u. f. Ah per questo
stanco mio core &c. Alceste nimmt darinn
ihren Kindern Abschied. Es sind wieder aushalten
Hoboen und Schalümoen dabey. In der zwey
Hälfte verändert sich Takt und Bewegung, wie bill
ins lebhaftere. Dies ist unter andern, eine von
Arien, in welchem Singpassagien anzubringen, s
ungereimt gewesen seyn würde. Wir lesen mit V
gnügen in den Briefen über die Wiener Schaubüh
daß Mad. Bernasconi, welche die Alceste vorstelle
durch ihre Aktion und ganze Vorstellung die wah
Absicht der Verf., so wie an vielen, also auch beso
ders an dieser Stelle, glücklich erreicht hat.

Unterschiedene Chöre sind auch von guter Erfi
dung, Ausdruck und Wirkung. Z. E. das S. 1
Ah di questo; das S. 22. misero Admeto. Di
theilt sich in zween gegen einander überstehende P
thenen. Noch besser gefällt uns das S. 39. u.
Dilegua il nero turbine. Auch rechnen wir hieh
das Chor: Oh come rapida etc. S. 151. Ni
weniger das 216. Piangi &c. Dies ist von beso
ders glücklicher Simplicität. Hieher rechnen w
auch die ganz kurze Trauersinfonie von 16 Takten, b
welcher nichts als Blasinstrumente sind. Die m
sten Chöre, werden verschiedentlich und glücklich, dur
Recitative, oder Arlose kleine Sätze, oder Arien, u. s.
unterbrochen. Dieses alles verdient Beyfall für d
Dichter und den Tonsetzer.

Wir loben am Hr. R. Gluck die Einführung, und den oft sehr glücklichen Gebrauch verschiedener Blasinstrumente; deren einige, zumal in Opern bisher nicht üblich gewesen sind. So findet man z. E. schon in der Sinfonie, bey den meisten Chören, in vielen Arien, 3 Posaunen, (nemlich die Alt- Tenor- und Baßposaune) welche auf verschiedene Art glücklich angebracht, auch manchmal mit andern Blasinstrumenten sehr gut verbunden sind. So müssen z. E. in der Arie des unterirdischen Geistes S. 100. Dunque vieni etc. die mit den Waldhörnern im Einklange, zu verschiedenen malen 3 Takte lang ganz allein anschlagende Baßposaune ganz gewiß zur Fürchterlichkeit viel beytragen. Auch zu manchen accompagnirten Recitativen z. E. S. 57. gesellen sich diese Posaunen glücklich, und treten an einer sehr gelegenen Stelle ein. Die Hoboen gehen hier mit den Pos. in der Oktave, die Flöten halten lange Noten aus, die Violinen und Bratschen haben eine rauschende Bewegung. Endlich kommen in diesem Recit. noch zwey aushaltende G. Waldhörner dazu. Der Waldhörner weis sich der V. auch sehr vortheilhaft, manchmal besonders, zu bedienen. Z. E. im Chore: Dal lieto soggiorno &c. S. 109. wo F. und (vermuthlich tiefe) B. Waldhörner zugleich vorkommen.

Man findet ferner in dieser Oper ausser den Flöten, Hoboen und Fagotten, noch englische Hörner, z. E. S. 15. und anderwärts, und Schalümoen, z. E. S. 89. und sonst. Einen sehr glücklichen Gebrauch von Fagotten, Waldhörnern und Posaunen, welche ohne irgend ein ander Instrument nur schwellend lange Noten haben, zwischen welchen der Priester des Apoll den Anfang des gleich darauf folgenden Chores vorher singt, bemerken wir, unter andern S. 38. in einer einzigen Zeile. Einen andern

dergleichen finden wir S. 61. in einem zwischen [d]
Chor eingeschaltetem Solosatze. Hier sind 2 Sc[h]
lumoen, 2. englische Hörner und 2 Baßposaunen, [de-]
ren eine ihre obligate Stimme hat, die andere al[so]
mit dem bloßen Violoncell überein, den Grundb[aß]
macht. Viol. und Br. sind nicht dabey. Uebrige[ns]
beklagen wir, daß besonders diese Blasinstrumen[te]
an manchen Orten der Partitur dieser Oper, v[er-]
muthlich um den Raum zu ersparen, so sehr in d[en]
Notenplanen hin und her zerstreuet sind, daß m[an]
oft Mühe hat, sie heraus zu finden, bisweilen [sie]
vielleicht gar nicht finden kann.

In den accompagnirten Recitativen endlich, fi[n-]
den wir manche glücklich ausgedrückte Stellen. De[r-]
gleichen ist z. E. das Accomp. des Priesters des Apol[lo]
S. 55. das Acc. der Alceste S. 86. und vielleicht no[ch]
hie und da manche einzelne Stelle.

Wir finden aber auch, an der andern Seite, da[ß]
der V. an sehr vielen Stellen, anstatt des wahre[n]
Ausdrucks, in das niedrige und kindische gefallen ist.

Magna modis tenuavit parvis.

Z. E. S. 59. in dem Chore: Che annunzio fune-
sto &c. wo das Volk, welches durch das eben ange-
hörte und in der Musick recht gut ausgedrückte Ora-
ckel erschreckt worden ist, und vom Fliehen zu sprechen
anfängt, ist ein besonder Chor von lauter Bässen,
hinter der Scene, eingeführt, welches erst 5., darnach
2. Dreyzweytheiltakte immer Fuggiamo auf einem
Tone, in geschwinden Noten nach einander fortmur-
melt. Wir begreiffen wohl, daß der V. hiemit ein
dunkles Murren des Volks hat ausdrücken wollen.
Aber dieser Ausdruck, auf diese Art, ist unter der
Würde der Musick. Er ist eben so niedrig, als ei-
gentlich auch unnatürlich. Wer im Ernste davon
lau-

laufen will, der wird nimmermehr seinen Entschluß, oder auch nur den Anschlag dazu, eilfmal nach einander auf einem Tone, herbrummen. Hier ist Einbildungskraft ohne Beurtheilung. Das ist freylich oft ein ausschweifendes Ding. Bey diesem Chore merken wir noch an, daß der Takt, anstatt $\frac{3}{2}$ in allen Linien mit $\frac{3}{4}$ gezeichnet ist. Das möchte bey theoretischen Kunstrichtern eine scharfe Züchtigung verdient haben.

Die Wirkung einer der Zucht der Beurtheilungskraft entlaufenen Imagination, finden wir auch vorzüglich S. 95. und 97. in dem, zum Glück, kurzen Chore der unterirdischen Geister. Dies sind lauter Bässe die ihren ganzen Text blos auf dem ungestrichenen d hersingen, welches d die Waldhörner in Oktaven auch angeben, und zu welchem die Violinen, mit denen, und dem Basse, die Posaunen übereinspielen, eine sehr steife Harmonie dazu machen. Fürchterlich mag dies Ding klingen, das glauben wir. Aber ein Ausdruck auf diese Art, ist unter der Würde der Musick, und kann gar leicht äusserst komisch werden. Der Dichter hätte überhaupt der Musick so was gar nicht zumuthen sollen. Ueber solche, und dergleichen Ausdrücke, haben schon, vom englischen Zuschauer an, so manche scharfsinnige Kunstrichter geklagt. Aber vielleicht hat sie Hr. R. Gluck nicht gelesen.

Ein eben so unglücklicher Einfall ists, wenn S. 74. und 75. die Diener des Tempels, die Bürger von Phera, Männer und Weiber, in Recitativversen sich nach den Ursachen der im Tempel entstandnen Bestürzung, befragen, und dies nach dem Takte, mit einer Begleitung von Instrumenten, die genau in dem Zeitmaaß gehen muß, befragen, und dabey, wie es bey diesen musikalischen Umständen nicht anders

seyn kann, immer einer dem andern ins Wort fäl
Dies ist kindisch; und die Mühe die der Hr. R. G
sich noch mit Einzwingung der dabey meistentheil
obligaten Hoboe gegeben hat, ist hier sehr vergeblic
Einen Mann, dessen musikalische Werke noch solc
Auswüchse haben, möchten die größten itztlebend
Componisten sich schwerlich zum musikalischen Pol
Klet anweisen lassen.

Wenn Hr. R. Gluck, einmal einen guten Ein
fall gehabt hat, so kann er ihn nicht zu rechter Ze
wieder verlassen. Die Aushaltung der Hoboe, ode
eines andern Blasinstruments, bey accompagnirte
Recitativen, kann an sich selbst keine üble Wirkun
thun. Aber so oft angebracht, als es in dieser Ope
geschehen ist, muß sie, zumal bey den vielen Aushal
tungen der Blasinstrumente, die in den Arien vor
kommen, nothwendig zum Eckel werden. Auch Ein
fälle die an sich selbst schon nicht sonderlich sind, peitsch
er manchmal bis zum äussersten Eckel durch. Die
Arie der Alceste S. 91. Chi mi parla! hat, in der
Instrumentalbegleitung, durch und durch, 55 Vier-
vierteltakte lang, folgende Figuren:



Andante non molto.

Wer kann eine solche Einförmigkeit durch 55 gerade
Takte ausstehen? Hoboe, Schalümo und Fagott
schlagen zwar in den meisten Takten einen synkopirten
Accord von zwey Vierteln an. Letzteres ist an sich
selbst nicht übel. Aber in die Länge wird es auch zum
Eckel. Die Sängerinn spricht nur abgebrochene
Worte.

Worte. Aber auch dieses wird, wenn es zu lange, und immer unter einerley Begleitung dauert, auch endlich zum größten Ueberdruß, und macht noch dazu die dabey nöthige Aktion ungemein steif. Allenfalls könnten Grassanten unter einer solchen Begleitung ein Haus stürmen. Man nehme nur, bey letzteren Gelegenheit, die in der Oper hier vorgeschriebenen Sordinen weg: so ist der Ausdruck vollkommen.

Des allzuvielen accompagnirten Recitativs ist schon oben Erwähnung gethan worden.

Der V. ist nicht einmal überall in der Scansion der italienischen Sprache richtig. So schreibt er z. E. im Recitativ, S. 25.



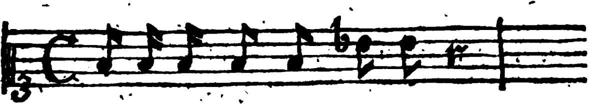
Er scandiret also folgendergestalt:

Popoli di Tessaglia.

O des Sprachkundigen Italieners! Die Italiener, die ihre Sprache verstehen, lesen aber also:

Popoli di Tessaglia.

So sollte es in Noten stehen:



Po po li di Tes sa glia.

Warum zupfte doch Hr. Calsabigi den Hrn. Ritter hier nicht beym Ohre?

Der Hr. R. Gl. hat endlich in dieser Oper den Grazien allzuwenig geopfert. Wie viel steife und tro-

keine Melodien wird nicht einer, der mit Hassen, Graunen nur einigermassen bekannt ist, in di Oper finden. Wir verlangen gar nicht, daß Hr. überall den süssen Herrn, oder gar den Sybari hätte vorstellen sollen. Aber an vielen Stellen hä er, auch in dieser Oper, ohne Schaden des Affek vielleicht wenn er reifer hätte nachdenken wollen, fl sendere und gefälligere Melodien anbringen könn Das Ohr muß auch seine Genugthuung haben: so ist ja, wenn von Wirkungen der Musick die Rede i kein anderer Weg zum Herzen offen.

Aber noch schlimmer als das Steife und Trocke ist es, wenn ein Componist, der Mißbräuche in d Musick aufheben will, und nach dem Ausspruche ein obgleich freylich unmusikalischen Kunstrichters all Componisten zum Muster dienen soll, selbst in da Niederträchtige der Musick verfällt. Spuren vo diesem schönen Charakter finden wir auch in der A ceste des Hrn. Gluck. Z. E. Sollte man wohl glau ben, daß die Worte aus einer Arie, einer Königinn

Forza ignota che in petto mi sento
M' avvalora, mi sprona al cimento,
Di me stessa più grande mi fà.

„Eine unbekannte Gewalt, die ich in der Brus
„fühle, stärkt mich, und bringt mich, der Gefah
„entgegen zu treten. Sie erhebt mich über mic
„selbst.

Sollte man, sagen wir, wohl glauben, daß dies Worte, in den Violinen zum Hauptmittel des Aus drucks folgende Noten hätten:



Und

Und gleichwol findet man sie also S. 70. der vorhandenen Partitur. Sie werden nach Befinden in andere Tonarten übersetzt. Nichts anders kömmt dazu. Das ist es alles. Wenn dies ein würdiger Ausdruck einer solchen Begeisterung einer solchen Königinn seyn soll: so möchten wir gern wissen, wie man in einer komischen Oper die Begeisterung eines betrunkenen Bauers vorstellen sollte.

Die Arie des Evander, eines Hofcavaliers, der sich über die Genesung seines Herrn, des Königs, freuet, hat auch, in der Musick, hie und da, manche so schenkenmäßige Gedanken, daß sie auch durch das hie und da beygefügte Accompagnement von Flöten und Fagotten, unmöglich, bey gesunden Ohren, aus der Niedrigkeit erhoben werden können. S. 118. kann man diese Arie finden.

Das letzte Chor, S. 231. in welchem das Volk seine Freude über das wiederhergestellte Wohlseyn seiner Gebieter, in angemessenen poetischen Ausdrücken bezeugt, ist in der Musick wieder so niedrig und platt gerathen, daß schwerlich jemand niedrigere und plattere Gedanken, zur Freudensbezeugung über die Wiederherstellung des Bernardon, und der andern Possenreisser, (wenn eine solche irgendwo auf einem deutschen Theater dem gutem Geschmacke und der gesunden Vernunft zum Trotze, durch unermüdete Bemühungen hätte möglich gemacht werden können,) zu erfinden würde fähig gewesen seyn. Bm.

II.

Patriotische Gespraeche zweyer reisenden Daenen über den Zustand ihres Vaterlandes, 1769. 8. 80 S.

Briefe

Briefe über den schlechten Zustand des Lan
mannes und über die Mittel ihn abzuänder
aus dem Englischen übersetzt. Sorde, 176
gedruckt bey Jonas Lindgren, der Ritter
chen Akademie Buchdrucker, 8. 128 S.

Bedenken über die Frage: wie dem Bauer
stande Freyheit und Eigenthum in den Län
dern, wo ihm beydes fehlt, verschaffet we
den könne? Frankfurt und Leipz. 8. 112 S

Diese drey in Dänemark vor den Augen des H fes herausgekommene merkwürdige Schri ten sind für die christliche Menschheit, beso ders aber auch für noch manche deutsche Provinze die sich mit den dänischen Staaten in gleichen od höchst ähnlichen Falle befinden, äusserst wichtig.

Das erste Stück, die patriotische Gespräch hat bereits in Deutschland Aufsehen gemacht. E ist auch nicht zu läugnen, daß es zu dieser Absicht gu genug geschrieben ist. B. der eine reisende ist ein Feind der Leibeigenschaft und A. vertheydigt sie so, daß e jenen endlich bekehrt; B. gebraucht alle bekannte Waf fen, seinen Feind anzugreifen, und dadurch bekomm die Schrift einen Geruch der Unpartheylichkeit; abe so bald es zum Angriffe kommt; legt er die Waffen nieder, und aus A. und B. entstehen zuletzt ein paar Patrioten von gewöhnlichem Schlage, die nicht blos bey einem Gegenstande bleiben, sondern den Zustand des Vaterlands durch mehrere Rubriken beherzigen, und sogar wirkliche Namen dabey nennen, welches uns eben nicht gefallen wollen.

Das zweyte Stück ist allem Ansehen nach auch von einem Dänen gedichtet und in den Rock eines katholischen Britten gekleidet. Es ist in einer vor-

trefli-

treflichen populären und dabey sehr drollichten, (obwol, wie uns deucht, zuweilen doch zu mystisch klingenden) und mit der Ernsthaftigkeit des Sujets zu viel contrastirenden Laune geschrieben. Zuletzt kommt ein Vorschlag, binnen 10. Jahren die Leibeigenschaft ganz abzuschaffen, die großen Ländereyen zu zergliedern und anstatt der Leibeigenschaft einen 50jährigen Miethstand oder auch den Erbpacht einzuführen, damit aber auch eine Nationalmacht aufzustellen, wobey jeder Bauer vom 15. bis 31ten Jahr Soldat ist, wenn er unterdessen nicht Bauer, Meister, Bürger oder Herr wird.

Das dritte Stück handelt seinen Gegenstand systematisch ab und scheinet einen in Dänemark naturalisirten Deutschen zum Verfasser zu haben; denn seine Theorien und Plane, die sehr detaillirt sind, haben so viel praktisches, daß wir überall die deutsche Beyspiele vor uns zu haben glauben, die er in seine Gedanken einwebet. Wenn der Hof die Absicht hat, das Königreich zu bevölkern, und die Nation gesellschaftlicher oder menschlicher zu machen, und welcher König sollte dieses nicht wünschen? so kommt es hier unsers Dafürhaltens auf die entscheidende Frage an: ob die Aufhebung der Leibeigenschaft das rechte Mittel sey, jene Absicht auszuführen?

Da sind wir dann der Meynung, daß, wenn es auch einzele Provinzen geben sollte, von denen man in gemeinem Verstande sagen könnte, daß sie wohl stünden, ob gleich das platte Land ganz mit Leibeigenen besetzet ist, doch dieses der wahre Wohlstand des Landes nicht seyn könne, sondern nur gewisse Klassen des Volks, die zwar das Ganze des Volkes lange nicht ausmachen, aber in dem Rathe der Nationen die Stimme führen, ihre besondere Rechnung dabey finden, den größten Theil des Volkes in der Mittel-

mäßig-

mäßigkeit und in einer trägen Zufriedenheit dar zu erhalten. Wir sind überzeugt, daß die Mens zur Gesellschaft geschaffen sind und einen gewissen na türlichen Trieb haben, die Verhältnisse der Ge schaft zu unterhalten; aber dieser Trieb gehet n weiter als auf enge Gesellschaften und so weit die mächlichkeit der Menschen nicht dabey leidet, der gr gesellschaftliche Trieb, wodurch wir mit ganzen tionen, mit der ganzen menschlichen Creatur Freu schaft suchen, ist nicht Natur, sondern ein Werk Erziehung und des Verstandes. Erziehung und V stand sind aber bey der Leibeigenschaft gar nicht in zem Elemente, und lange war es noch unter den z Gubernement bestellten Ober- und Unterbedienten locus communis, daß der Bauer müsse weder le noch schreiben können. Die verschiedene Modific tionen der Leibeigenschaft, die man aus Struben Jure villicorum lernen kann, sind überdem auch d wo unter einzelnen Subjecten der Trieb zur Freyh das äusserliche und symbolische der Knechtschaft vera scheuet, immer hinreichend, die träge Einbildung kraft solcher Leute zu täuschen, wenn sie die Freyhe haben, aus Eigenthumsbauern, Erbmeyer, Amt meyer, Sattelfreye Meyer, Schulzen, und wie die T tul alle heissen, zu werden; sie sind in keine Kleide ordnung eingeschränkt und sie kleiden sich allen Stän den der Bürger gleich; die Töchter können in di Städte heyrathen und dazu für Geld Freybriefe er langen, sie essen und trinken indessen, was der Ma gen halten kann, bauen von ihrem Lande und lasse eben so viel oder wohl mehr ungebauet liegen, als ihr Alten auch gebauet und liegen gelassen haben, verrich ten die Frohnen und Dienste dem Gutsherren entwe der als einen Zufall vom Himmel, den sie sich so leich als möglich zu machen suchen, auch wohl mit Be

sse

stechung des Vogts oder Verwalters, oder als eine Spatzierreise, so ungefähr, wie sie die Wallfahrten unternehmen. Viele darunter, die durch glückliche Jahre durch die Güte des Landes, auch durch Theurung einiges Vermögen einmal erworben haben, oder die es auch nicht haben, aber doch wegen der Größe ihrer Güter oder aus andern Ursachen, (die sogar öfters bey der niedrigsten Klasse eintreten,) zu haben scheinen wollen, sind auch sehr geneigt, gegen ihre Guthsherren oder gegen die Beamte des Landesherren Processe zu führen; die Advokaten schmeicheln ihnen und befinden sich wohl dabey und während dem Processe thun die Bauern dem Guthsherrn keine andere Dienste, als die der Advokat genehmiget. Man versuche es in solchen Ländern, einem Leibeigenen, er heisse nun Katter, Inste, Bauer, Meyer oder Schulze, vorzuschlagen, daß er seinen Zustand verändern, seinen Meyerhof, der z. B. dem Gutsherrn und dem Landesherrn, Dienste, Schatzung, Zehenden, Hauptfall alles zu Gelde angeschlagen, ein Jahr in das andere gerechnet, 300. Thaler ertragen hätte, eigenthümlich für 10000. Thaler annehmen sollte. Er würde sich segnen und den Vorschlag verlachen. Ein Kapital von 10000. Thlr. aufzuborgen oder, wenn er auch selbst Kapitalien hätte, einen Theil dieser Summe anzuwenden, und in den Hof zu stecken, alle Jahre 300. Thlr. heraus zu ziehen, und denn noch 200. Thlr. um sich und die seinige kümmerlich davon zu ernähren, ohne einen Vorrath übrig zu behalten, das würden schreckliche Ideen für ihn seyn.

Wetterschlag, Mißwachs, Heerzug, Tag- und Nachtarbeit, Sorge und Kummer, um die Zinßen von den aufgeborgten Kapitalien aufzubringen oder gelooßte Kapitalien abzutragen, den Töchtern auch wohl größere Brautschätze zu geben, das sind lauter

neue Anliegen für ihn, die er in seinem alten Zu
nicht empfand. Ein unglückliches Jahr verrin
ihm zwar seine Erndte; aber er hatte kein K
darinn stecken, er verlohr also keine Zinßen d
das Land zu bessern, zu zwingen, daß es ihm
trage, als es seinem Grosvater getragen hatte, l
hat er bisher weder bey Tage noch bey Nacht ge
tet, und seinem Appetit Gewalt anzuthun, bey
Freyheit kärglicher zu essen als bey der Knechtsc
das ist Unsinn für ihn. Es ist also wohl mög
daß, wenn man in einem solchen Lande unter
leibeigenem Volke selbst die Stimmen sammeln w
der gegenwärtige Zustand sich gewiß erhalten und
Freyheit nicht aufkommen würde; der Recensent
selbst Zeuge davon, daß Leibeigene mit ihren N
barn sich mehrmals ernstlich über die Materie disp
ren und bey ihrer Leibeigenschaft mehr Vorzüge
Freyheiten zu genießen behaupten als die Freyen.
ist auch höchst wahrscheinlich, daß, wenn ein fre
Bauer aus Oberdeutschland unter seinem breiten o
spitzen Hute, in seiner schwarzen Jacke, in wei
Pluderhosen und in Schuhen mit Riemen zugeb
den, oder eine oberländische Bäurin in ihrer einfach
sonderbaren Tracht einen leibeigenen Bauern a
Niederdeutschland und sein Frauenvolk sehen sollte
sie ohnfehlbar Respect dafür haben und den bey ihn
so verhaßten und abscheulichen, eigentlich unehrlich
Namen und Begriff von Leibeigenen sich gar nic
dabey einfallen lassen würden.

Aber sobald der freye Bauer näher unterricht
ist, daß der vornehme Mann, vor welchem er de
Hut ehrerbietig in der Hand hält, seine Söhne der
Guthsherren zu Stallknechten und Lakeyen und sein
Töchter zu Mägden, die Zimmer zu reinigen und di
Schweine zu füttern, überlassen, mit seinem Wagen

Pflug

Pflug und Anspann die meiste Zeit des Jahres dem Herrn dienen, und wenn er seine Töchter in Städte verheyrathen will, sie erst mit schweren Kosten durch Freybriefe ehrlich machen lassen, oder, wenn sie wieder einen Leibeigenen heyrathen sollen, auch diese Erlaubniß von dem Guthsherrn erkaufen muß und doch ihnen keinen größern Brautschatz mitgeben oder auf das Gut anweisen darf, als der freye Landmann von der allerniedrigsten Klasse in Oberdeutschland seiner Tochter mitgiebt, wenn er endlich hört, daß, wenn der vornehme Meyer stirbt, der Guthsherr und der dem Vater auf dem Hofe nachfolgende Sohn zu gleichen Theilen den Verstorbenen erben und die andern Kinder alle leer ausgehen, dann erkennt er den Leibeigenen, dann setzt er seinen Hut auf und wendet ihm stolz den Rücken zu.

Indessen wenn es bey der Sache nur allein auf die Vorstellung ankäme, womit der Landmann selbst die Verhältnisse der Freyheit und Leibeigenschaft gegen einander empfindet, so würde es kaum die Mühe verlohnen, zu untersuchen, wessen Empfindungen die richtigsten sind. Wenn der Unterthan nur zufrieden ist, so könnte es gleichviel seyn, ob er es mit seiner Leibeigenschaft oder mit seiner Freyheit ist.

Aber sobald man den Menschen in dem Geiste des Gubernements nach der Würde betrachtet, die ihn über andere lebendige Geschöpfe so weit hinauf setzet, so kann es der Gesetzgebung nicht gleichviel seyn, ob der Bauer ein halb Jahr lang mit seinen Schweinen frißt, in der andern Hälfte des Jahrs aber die Schweine selbst ißt und darüber nach seiner Vorstellung den höchsten Grad der Zufriedenheit genießt, oder ob der Bauer sein Vergnügen in der Ehre suche, für seine Kinder ein schönes Vermögen gesammelt, sie gut ausgesteuert, seine Ländereyen verbessert, zum

Besten seiner Gemeinde, seines Vaterlandes, [...] Fürsten viel beygetragen und doch seine Vermö[...] umstände nicht verschlimmert zu haben. Dies[...] gerade der Zustand der Seele und des Willens[...] welchen das Landvolk versetzet werden muß, wenn[...] auf Bevölkerung denket und den Einwohnern [...] rere Neigung zum Gewerbe und zum Umgange [...] fremden Völkern einflößen will.

Ob nun bey einer durch Jahrhunderte erblic[...] wordenen entgegengesetzten Denkungs- und Leb[...] art eines leibeigenen Volkes die Aufhebung der [...] eigenschaft das wahre Mittel sey, diesen Charakte[...] jenen umzubilden? Das, deucht uns, ist die schw[...] Frage, von deren Entscheidung der Hauptsatz abhä[...] daß die Regierung im Gewissen verbunden sey, [...] Leibeigenschaften schlechterdings aufzuheben. Ob [...] befugt sey, es zu thun, das ist eine juristische Fra[...] darüber wir zuletzt auch noch unsere Gedanken sa[...] werden.

Wenn ein Leibeigener von seinem Guthe, um [...] unserm obigen Beyspiele zu bleiben, jährlich d[...] Fünftheile seiner Einnahme und seiner Zeit dem Gut[...] herrn zuwenden muß; so kann unmöglich so viel üb[...] bleiben, daß die Gedanken einer freygebohrnen Se[...] von guter Erziehung, von Geselligkeit, von Freun[...] schaft und von guten Handlungen, von Tugend, v[...] Patriotismus, von Wissenschaften, von Künste[...] durch welche wir die Mittel in unsere Gewalt bring[...] lernen, unsern Brüdern und Kindern wohl zu thu[...] und das Vaterland uns zu verbinden, daß solche G[...] danken noch Nahrung genug finden; und wenn die[...] auch zu finden wäre, so kommen doch alle solche gu[...] Handlungen mit falschem Winde, man erwartet s[...] nicht von solchen Leuten und sie kommen überall un[...] gelegen. Die verworfene Geschlechte der Schinde[...]

un[...]

und Halbmeister haben öfters die fähigsten Köpfe unter sich; aber sie ersticken, wo nicht aus Mangel der Nahrung, doch aus Mangel der Aussichten und der Gesellschaft. Ein solcher Mensch nehme einen kayserlichen Hofpfalzgrafen zu Hülfe oder lasse eine Fahne über sich schwingen, seine Geburt bleibt immer dieselbe. Wenn sich unter tausenden einer auf solche Art losreisset, so bleiben die andern 999. doch gewiß unerbaut; sie bilden sich für ihre Sphäre, nehmen Wildheit für Freyheit, Ausgelassenheit und Laster für Klugheit und Verstand und sind dabey mehr Thiere als Menschen. Ihre ganze Erziehung ist hiernach gestimmt, oder, besser zu geben, ihre Jugend bildet sich hiernach ohne Erziehung. Der geringste Knecht eines Scharfrichters weis, daß sein Herr im Grunde nicht besser ist als er, und der jüngste Knecht des leibeigenen Schulzen weis, daß sein Herr auch ein Knecht ist; Bey diesen engen Gränzen ihrer Bestimmung, wobey sie zu Zünften und Gewerben untüchtig sind, müssen ihnen natürlicherweise alle Bemühungen verhaßt seyn, die dahin zielen, sich zu bürgerlichen Geschäften geschickt zu machen.

Und was den Ackerbau betrift, so ist die Bemühung solchen zu verbessern, mit allzuvieler Unbequemlichkeit verknüpft und die gewisse Gefahr des Verlusts, die den ersten Versuchen drohet, viel zu groß für sie, als daß sie ihre sichere Ruhe auf das Spiel setzen sollten, um eines ungewissen Gewinstes willen, den sie überdem noch mit dem Guthsherrn nach einem sehr ungleichen Fuße theilen müßten; es würde ihnen auch an Verstand und Fertigkeiten fehlen, die sich in der Knechtschaft von Zeugung zu Zeugung verliehren; Es muß schon ein in der Freyheit sehr tief eingewurzelter Verstand seyn, der in einer nachfolgenden Knechtschaft sein Wesen oder seine Summe erhält; wachsen

wird er gewiß nicht. Was für Leute waren nich
Peruvianer ehe sie Sclaven wurden!

Man braucht hier, wo die Sache ganz poli
genommen wird, keine Hülfe von zärtlichen Gefü
des Schönen im Christenthum, der bloße gesi
Mensch, wenn er auch mehr mit Jagdhunden als
Menschen umgegangen wäre, muß bey reifen V
stande so viel erkennen, daß dieses der höchste G
des menschlichen Verdienstes wäre, wenn alle
schaffene Menschen unter sich eine Brüderschaft a
machten, die auch in der Entfernung auf alle m
liche Weise ihre Verhältnisse unterhielten, anstatt
wir, wenn wir durch die Erziehung es nicht besser
nen, von Natur unsere fremde Brüder fliehen u
die entfernten gar nicht kennen wollen, auch w
hassen.

Der Hund, der so gerne um die Menschen
verläßt sie, sobald er seinen Bruder, einen fremd
Hund gewahr wird, er komme aus Indostan o
aus dem nächsten Dorfe, um ihn zu bewillkomm
zu examiniren und nach Befinden Freundschaft m
ihm zu machen. Hier geht die bloße Natur sch
weiter bey dem Thier als bey dem Menschen. S
lange der Mensch also nicht auch den höchsten Gr
des gesunden Verstandes mit zur Menschheit rechne
so kann er nicht einmal sagen, was als Mensch ih
eigentlich natürlich ist.

Vor den Jahren, da der Verstand reif wird, un
ohne Erziehung fliehen wir immer noch die groß
Gesellschaften und unsre fremde Brüder und bis dor
hin ist es zwar Natur; aber bis dorthin sind wir au
nur halbe Menschen. Alsdenn hingegen, wenn w
erkennen gelernt haben, daß Wohlthun und Liebe fü
alle unsere Brüder die wahren Gränzen zwischen den
Menschen und dem Vieh bezeichnen, dann sind w

erst Menschen. Aber wehe uns, wenn wir diese Reife des Verstandes, von dem Laufe der Natur ohne Unterricht und von unsern eigenen späten Erfahrungen erwarten sollen!

Das dächten wir dann, wäre ungefähr der Fall, in welchem sich die Menschen unter der Leibeigenschaft befinden. Ohne Erziehung, ohne Bildung des Verstandes und wenn er auch einmal gebildet wäre, ohne Vermögen andern wohl zu thun, das ist moralisches Vieh.

Also wo die Leibeigenschaft aufhört, da fängt die Menschheit an. Ob sie aber gleich unmittelbar sich äussere, ob die freygelassene Wesen den Geist der Menschheit sogleich annehmen und von dem leibeigenen Geschmacke sich so geschwinde entwöhnen können, das verdient eine Betrachtung, weil wir oben schon angenommen haben, daß der leibeigene Pöbel meistentheils in seiner Knechtschaft zufrieden ist und keine Versuchung hat, sich einen andern Zustand zu wünschen oder diesen in der Freyheit zu suchen. Wir sagen meistentheils. Es ist also doch selbst unter dem trägesten Volke immer noch ein Saame der Freyheit, der im Keimen ist und ganz gewiß mit Macht aufschießen wird, so bald er Luft bekommt. Man gehe nur zur Sommerszeit nach Holland und erkundige sich um das Vaterland der Tagelöhner, die auf dem Felde, bey dem Torfstechen, auch in den Häusern, bey den Schiffen und sonst bey allen Arten von Arbeit angestellt sind. Man wird Holland von leibeigenen Westphälingern wimmeln sehen. Fast alle sind Leute, die Haus und Länderey haben; aber verdrießlich, an ihr Land ausserordentliche Arbeit zu wenden, wovon sie nicht wissen, wie sie ihnen gerathen werde und die, wenn sie auch geräth, nicht ihnen, sondern dem Guthsherrn zu Gute kommt, und über-

dies keinen Tag sicher vor dem Dienste frey, z
sie Schaarenweiße auf 6. Monat, auch längere
hinweg, um die Luft der Freyheit zu athmen,
ausserhalb ihren Gütern sich ein Vermögen zu er
ben, welches mit dem Guthe keinen Zusammen
hat, welches ihnen also unwidersprechlich allein ge
vermiethen indessen ihre Häußer und Länderei
fremde Beysassen, die an ihrer Statt die Dienste
Abgaben verrichten und, wenn sie wollen, auch
Feld bauen (welches auch wohl insgemein durch
Beysassen, die frey und nicht leibeigen sind, besse
durch die Vermiether gebauet wird.) Sie arb
sich krumm in Holland und stehen mehr dabey
als bey der härtesten Leibeigenschaft; aber sie em
den es nicht; die Einbildung in einem freyen La
unter freyen Bürgern, fern von ihrem Eigenthu
herrn zu leben und das Vergnügen für sich und
Kinder ein eigenes Vermögen zu erwerben, über
ches sie nach Gefallen schalten und walten kön
macht sie gegen die Härte der Arbeit unempfindl
So ist der Holländer selbst der größte Sclave von
gemeinen Imposten und den Taxen-Anstalten;
die Freyheit macht ihn unempfindlich dagegen, er
sich vor, daß die schweren Auflagen die Nahrun
mittel der Freyheit sind und macht sich eine Ehre
aus, zu Erfüllung eines so edlen Zweckes recht
beyzusteuern.

Dieser Saame der Freyheit, den man bey ein
Aufmerksamkeit unter einem jeden leibeigenen V
finden kann, ist es unsers Erachtens, bey dem
Menschheit nach Aufhebung der Leibeigenschaft so
sagen ipso facto anfängt. Sie alleine, so wenig
ter auch wären, würden es seyn, bey denen die F
heit in unglaublicher Geschwindigkeit aufwachsen
in Aeste und Zweige ausbrechen würde; der knec

sche größere Theil des Volkes würde nach gerade die Schmach der Leibeigenschaft durch das Beyspiel der freyen Nachbarn empfinden lernen, ohne daß es nöthig seyn sollte, sie durch Verdopplung der Beschwerlichkeit noch mehr zur Erkenntniß zu führen.

Also da ausser allem Zweifel ist, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft allerdings das einzige und rechte Mittel ist, ein träges Volk zu ermuntern, seine Unwissenheit zu dämpfen, die Menschen gesellig und mit Fremden umgänglich, zu machen, ihnen eine Ehrbegierde einzuflößen, um Stifter vieler glücklichen Familien zu werden, welches die ächte und gedeylichste Triebfeder der Bevölkerung ist; so stehet die Wahrheit feste, daß die Regierung verbunden sey, alle Leibeigenschaften schlechterdings aufzuheben.

Freylich werden sich Manufakturen und Gewerbe nicht gleich unmittelbar anschliessen; aber das wäre auch zuviel gefodert; die Nation muß erst erleuchtet und thätig gemachet werden, und wenn sie das in der folgenden Generation wird, ist es immer früh genug und die Regierung hat auch Ehre genug davon. Die Leibeigene haben als freye nun das Recht, alle Handwerke zu lernen und in alle Zünfte zu kommen. Man schaffe den Manufakturen des Landes durch Anlockung großer Negocianten genugsamen Absatz; die Werkstätte werden in kurzer Zeit so voll werden, daß es dem Ackerbau an Leuten fehlen wird. Ein Fall, der sehr möglich ist, dem auch wohl vorsorglich begegnet werden müßte; Noch zur Zeit ist zwar kein Mittel bekannt, welches irgend dagegen mit Nutzen wäre gebrauchet worden. Vielleicht liesse sich aber bey einer solchen neuen Einrichtung besser als sonsten thun, daß dem Ackerbau auch eine zünftige Form gegeben würde, wobey Lehrjahre, Jungen, Gesellen, Meister und Meisterstücke eingeführet würden. Haben ja die Kauf-

 leute

leute durch ganz Europa auch eine Art von Zu
warum sollte nicht in einer einzigen Provinz eine s
aus verschiedenen einzelnen Zünften bestehende Ho
zunft möglich seyn? In unserm Falle würde sie
überdem den Nutzen haben, daß man diejenige,
lieber in der trägen Knechtschaft verharren wol
von der Zunft ausschliessen und damit ihnen den W
der Freyheit sehr begreiflich machen könnte.
Königlich Dänische Landwesens-Gesellschaft oder a
die Ackerakademie würden bald die Gesetze für d
Zunft finden.

Dänemark mag freylich in seinem dermali
Volkarmen Zustande nicht einmal Leute genug hab
all sein urbares Land zu bauen, mithin ist noch we
ger an Manufakturen, die so viele Leute erfodern,
gedenken. Aber wenn ein dänischer Bauer 100
Acker Landes besitzt, und unter allen denen Person
die daran arbeiten, vielleicht nur ein einzig Ehepa
ist, so darf man sich nicht wundern, daß die Bev
kerung eben so schlecht als der Ackerbau von statten ge
Man erlaube hingegen dem Bauer, der viellei
6. mitarbeitende Kinder hat, daß ein jedes derselb
einen Theil des Hofs für sich eigenthümlich besitz
möge, und verschaffe ihnen die Wohnungen oder e
leichtere ihnen die Mittel dazu; so wird man in ku
zem aus einer Familie sechs entstehen sehen und wen
in der Folge der Ackerbau verbessert seyn wird, so we
den vielleicht auch diese 7 Familien für die Größe de
guten Landes noch zu wenig seyn und unter ihren Ki
dern wieder neue Theilungen vornehmen. Dieses i
kein phantasirter, sondern der wahre Proceß, welche
die Bevölkerung in ihren Operationen überall beobach
tet und wovon man seit dem verwüstenden deutschen
Kriege in Oberdeutschland fast in allen Dörfern di
untrieglichsten Erfahrungen hat.

Wir glauben gerne, daß die Guthsherren sich wenig anfechten lassen, daß das Land mehr bevölkert werde; Sie bilden sich ein, ein wichtiges Interesse dabey zu haben, daß die Leibeigenschaft nicht aufgehoben werde. Ihre Bauern sind gleichsam ihre Domesticken und gehören nicht zum Staate als durch sie; Sie haben auf den Landtägen das Uebergewicht und also auch zumal in den aristokratischen Verfassungen, das Ruder der Regierung in der Hand. Sie sind zwar Landsäßig, aber sie schreiben dem Regenten Gesetze vor, oder schränken die seinigen so ein, daß er dadurch unvermerkt selbst ihr Landsasse wird.

Sobald nun die Leibeigenschaft aufgehoben wird, so fürchten sie, weil die wenigsten eine Gerichtbarkeit haben, daß alsdenn, wenn sie damit auch noch diesen Zwang, den sie vermittelst der Leibeigenschaft über den größten Theil des platten Landes bisher ausüben konnten, verlieren sollten, alle Bothmäßigkeit an die Regierung unmittelbar übergehen, folglich das landschaftliche System und damit auch ihr Uebergewicht in Regierungssachen die stärkste Stütze verlieren möchte. Man kann jetzt, da diese Materie auch in Deutschland so fruchtbar ist, in den Gesellschaften oft ganz unverblümt von den Freunden der Leibeigenschaft die Sprache des Herzens hören, daß die Leibeigenschaft das größte Kleinod des Adels sey, und daß die Aufhebung derselben nichts anders zur Absicht habe, als denselben und die landschaftliche Verfassungen zu unterdrücken.

Aber wir glauben mit dem geschickten und bescheidenen V. des Bedenkens, daß, sobald die Guthsherren sich die Mühe werden genommen haben, der Sache mit uneingenommenem Gemüthe scharf nachzudenken, ihnen gewis an der Bevölkerung des Landes eben so viel, wo nicht mehr, als der Regierung gelegen seyn

werde.

werde. Dieses zu erläutern, mag die unmittelb[…] Reichsritterschaft in Deutschland zum Beyspiele dien[…]

Was auch der landsäßige Adel gegen den unm[…]telbaren für besondere Vortheile da und dort in se[…] Gewalt gebracht haben mag, die jedoch allemal [...] den starken Einfluß in die Regierungsgeschäfte u[…] die dadurch in manchen Provinzen sich erworb[…] große Privilegien hinauslaufen; so ist doch nicht [...] läugnen, daß der unmittelbare Reichsadel ganz un[…]dersprechliche Vorzüge vor dem Landsäßigen hat, u[…] weil derselbe doch mit den Reichsständen der Land[…]hoheit wegen fast überall in Streitigkeiten verwick[…] ist, so sollte man von niemand weniger als von eb[…] diesem unmittelbaren Adel erwarten, daß derselbe [...] Leibeigenschaft aufheben würde, wenn sie das rech[…] Mittel wäre, Ansprüche auf hohe Gerechtsame u[…] Bothmäßigkeiten zu unterstützen. Aber die Erfahru[…] fast aller deutschen Ritterkreiße lehret vor den Aug[…] des ganzen Publikums, daß alle ihre Leibeigen gen[…]sene Bauern und Unterthanen, sowol für ihre Per[…]nen, als für ihre Güter, so frey als ihre Herren u[…] gewissermassen noch freyer sind; denn sie können ih[…] Güter verkaufen, vertauschen, verschenken, unter ih[…] Kinder beyderley Geschlechts vertheilen, oder eine[…] alleine überlassen, wie ihnen das gut deucht, welch[…] ihre Herren nicht können; aber das Ansehen und [...] Bothmäßigkeit der Herren hat durch diese Freylassu[…] der Leibeigenen so wenig gelitten, daß vielmehr d[…] ganze deutsche Reichsritterwesen dadurch erst sein A[…]nehmen gefunden hat.

Die leibeigene Leute, welche vorher in allen U[…]kunden arme Leute hiessen, sind nun auf einmal U[…]terthanen und zwar reiche Unterthanen geword[…] Die Herren sind jetzt gegen die Unterthanen eben d[…] und noch mehr, was der Kayser und das Reich geg[…]

die Herren sind. Sie haben damit Vorrechte erlangt, die gegen Leibeigene nimmermehr auszuüben gestanden wären; königliche Vorrechte. Der Bauer ist nun aus einem Leibeigenen des Ritters Vasall geworden, und dieser hat nun einen ganzen Lehenhof von Bauern-Vasallen. Er nimmt sie in Lehenspflichten und erhebt von ihnen Lehenwaaren (laudemien) die in einem Zeitlaufe von 30 Jahren so oft kommen und so viel aufbringen, als ihm von einem und demselben Gute unter der Leibeigenschaft in 50. auch wohl in 100 Jahren nicht zugefallen seyn würde.

Er läßt sich Frohndienste thun, belohnt sie aber auf eine mäßige Art und läßt sich hingegen für die bestimmte Dienstschuldigkeit etwas gewisses bezahlen. Er ist jetzt ihr Lehensherr, ihr Vater und ihr Richter; kein Ritter läßt seinen Unterthanen in des benachbarten Ritters Gebiet ziehen, er behalte denn von dem Vermögen, das jener mit dahin nimmt, den Zehenden oder sogenannten Abschoß zurücke; die Cantone üben das Recht der Beschatzung aus, und die Ritter das Recht der Unterbeschätzung, (Jus subcollectandi) ohne daß sie dafür Bürgen sind; sondern wenn einzele Bauern in Rückstand bleiben, schickt der Canton seine Bedienten aus, die Rückstände selbst einzutreiben.

Wenn die Leibeigenschaft auf solche Art aufgehoben wird, so kann man nicht sagen, daß der Adel des Landes unterdrückt wird, oder der Proprietär dabey Schaden leidet, er gewinnt vielmehr von allen Seiten und dann würde die Frage, so juristisch sie auch klingen möchte, sehr unnütz seyn: Ob die Regierung auch befugt sey, die Leibeigenschaft aufzuheben?

Daß eine jede Regierung befugt sey, alles das auszuführen, was sie zum wahren Besten des Staates zu thun schuldig ist, darüber ist wohl kein Zweifel. Ob sie aber befugt sey, es mit dem Schaden des dritten

ten oder einzeler Bürger und Stände zu thun? D
ist die Frage, worauf es hier ankommt.

Die Regierung ist befugt, gerade Strassen an
legen, und die der Linie im Weg stehende Gebäu
niederreissen, auch Gärten und Felder durchschneid
zu lassen; aber sie ist schuldig, den Besitzern der Hä
ser, der Gärten und Felder den Schaden zu ersetzen

Hier erfodert vielleicht die weise Sorgfalt des K
nigs und seiner Regierung, eine allgemeine Freyh
im Königreiche einzuführen, und alle Sclaverey au
zurotten; die Ausführung dieses Plans trift in ge
der Linie, eine Menge Guthsherren, denen ihr Eige
thum über ganze Haufen unseeliger Sclaven geno
men wird. Dieser Verlust muß ihnen ersetzet werde
Sie sollen Herren über eben so viel und vielleicht no
vielmal mehr freye Leute werden, sie sollen kleine K
nige über sie werden; die Steuern, die sie bisher v
ihnen eincaßiret haben, sollen sie ferner von ihnen ei
caßiren; sie mögen aufrichtig berechnen, was sie
einer gewissen Reihe von Jahren von jedem Gute f
Einkünfte gezogen und aus dem Durchschnitte d
Kapitalwerth eines jeden bestimmen, einem jed
Bauern sein Guth um diesen Preiß eigenthümlich übe
lassen, und die jährliche Rente davon so einrichten, da
ein Theil als immerwährende Naturalabgaben (die
halten wir mit dem V. des Bedenkens allerdings f
besser als Geldabgaben) dem Gute ankleben müsse
der Ueberrest aber wie ein anderes im Commerz b
findliches Capital angesehen, folglich nach beyder Thei
Gelegenheit losgekündigt, abgetragen, oder verzi
set werden könne. Sollte das nicht Ersatzes genu
seyn? In diesem einfachen natürlichen Wege wir
sich auch die Freyheit ohne Zuthun der Regierung, ohn
kostbare Landmessung, selbst ausbreiten; der Vate
dem sein neues Capital zu schwer zu seyn dünken möcht

wir

wird nun nicht säumen, seinen grossen Hof unter seine Kinder in kleine Höfe und mit ihnen auch die Last des Capitals und der Abgaben zu theilen; und in einem jeden solchen Theilungsfalle würde der Guthsherr und die unvermerkte Verbesserung seiner Einkünfte unumgänglichen Einfluß haben und die Vortheile, die ihm dabey zuflössen, würde noch überdem der neue Unterthan als eine Dankspflicht allemal willig übernehmen.

Diese Betrachtungen vorausgesetzt, können die von uns angezeigte dreyerley Schriften gleichen Werth haben und unter gewissen Bedingungen zu einerley Absicht vereiniget werden.

Man überzeuge den Verfasser der Gespräche, der wohl selbst ein Guthsherr zu seyn scheinet, daß sein Interesse nicht dabey leide, so darf der Reisende B. nur überall seine letzte Stimme zurücknehmen, dann sind seine Gründe für die Freyheit ohnedem stärker als die Gründe des A. für die Leibeigenschaft, und wenn der V. der englischen Briefe sich blos auf den alleruntersten Grad der Leibeigenschaft, auf Gerippe von geplagten Menschen, einschränkt, mithin die steigenden Grade ausschließt, wo ihre Untergebenen in der Dummheit und Trägheit sich besser mästen, als die Freyheit selbst nicht erlaubt, so kann der billige V. des Bedenkens mit dem Beyfall der Nation seine sehr umständlich imaginirte Plane sicher darzwischen legen, ob wir wohl überhaupt der Meynung sind, daß bey solchen grossen Unternehmungen, wo die Hauptfrage noch nicht allgemein entschieden ist, die Vorstellungen des Publikums nicht vor der Hand mit zu vielen Details beladen werden sollten, die ohne eine schnelle Reforme des ganzen Landes und eine weitläufige Geschäftigkeit der Regierung und aller Bedienten des Staats nicht gedacht werden können. Die Erfahrung hat schon oft gelehret, daß die besten Unternehmungen auch in un-

um-

umschränkten Regierungen gescheitert sind, we
mit einem male durchgesetzet und die Plane der
führung zu genau bestimmet werden wollten.

Die widriggesinnte finden Gift in der Deutl
und finden das studirte verdächtig. Immer si
paar überzeugte ansehnliche Biedermänner in
Amte oder Distrikte genug, durch ihr vorgeh
Beyspiel ohnbemerkt eine ganze Gegend zu erba

Die Güte der Sache ist an sich alsdenn sta
nug, sich geschwinder als man glaubt, still und
Lärmen, die Stimme des ganzen Volks zu gewi
und die Einrichtung wird erfolgen, als wenn si
selbst gemacht hätte.

Kr.

III.

Zweyter Nachtrag zu dem gelehrten Deut
land, von *G. C. Hamberger.* Lemgo, Me
1770. 860 S. in gr. 8.

Wir haben die drey Theile und den er
Nachtrag dieses sehr brauchbaren We
in dieser Bibl. XI B. I St. S. 42. u. f.
gezeiget, wir haben auch daselbst verschiedenes
Verbesserung und Ergänzung desselben angeführt,
wollen fortfahren auch bey diesem zweytem Nachtr
das anzumerken, was wir beym Durchlesen nicht g
lich richtig gefunden.

Jo. Fr. Agricola in Berlin, hat keine Cantate
Dom. Jubilate in Zürich drucken lassen. Vielle
ist in Zürich ein anderer Tonsetzer dieses Name

v. Ammon, heißt mit dem Vornahmen Christ
Heinrich; er ist K. Preuß. Kammerherr, u

Ol

Obergerichtsrath, beym französischen Obergerichte zu Berlin.

Der Marquis d'Argens, ist bey der Akademie zu Berlin nicht Direktor der philosophischen, sondern der philologischen Klasse. Bey verschiedenen von seinen Werken sind nicht die neuesten und besten Ausgaben angezeigt. Z.B. Lettres Juives VII. Tomes, Lausanne 1750. in gr. 8. die beste Ausgabe ist la Haye (eigentlich Paris) 1766. VIII. Tomes in 12. Die beste Ausgabe der Lettres chinoises ist la Haye 1742. VI. Tomes in 8. Die beste Ausgabe der Lettres cabalistiques ist la Haye (eigentlich Paris) 1754. VII. Tomes in 12. Die Philosophie du bon sens ist zu Dreßden 1769. in 2 Bänden in 8. vermehrt aufgelegt. Auch hätte können angemerkt werden, daß der größte Theil seiner Schriften ins Deutsche übersetzt ist, worunter die Uebersetzung der jüdischen und chinesischen Briefe, viele Zusätze und Verbesserungen des V. enthalten, die in den französischen Originalausgaben nicht befindlich sind. Auch sind verschiedene dieser Schriften ins engländische übersetzt.

Bach, zu Hamburg, giebt das musikalische Vielerley heraus.

Bach, Concertmeister zu Bückeburg, fehlt, von dem man gedruckte Trios hat. Imgleichen

Johann Bach, Musikus zu London, und jüngster Sohn des berühmten Sebast. Bach, geb. zu Leipzig. Man hat von ihm zu Amsterdam bey Hummel in Kupfer gestochene Sinfonien, Clavierconcerte und Trios.

Backenschwanz heißt Bachenschwanz.

Bamberger ist K. Pr. Kirchenrath, beym Evang. reformirten Kirchendirektorium zu Berlin.

Bernoulli heißt mit dem Vornamen Johann ist zugleich Doktor der Rechte. Er ist ein S des Johann Bernoulli der Th. I. S. 27. vorkon

Bertramms Einleitung in die Staatsverfassung Deutschland ist nicht 1766. sondern 1770. her gekommen, s. Th. I. S. 28.

Bitaubé sein Vorname ist Paul Jeremias.

Bey Bodmer fehlt: von den Grazien des Klei Zürich, 1769. 8. der Hungerthurn zu Pisa Trauerspiel, 1769. 8.

Börner E. C. H. hält sich in Berlin auf. Er heitet an dem Wochenblatte die Mannigfaltigkei

Buchwitz, dessen wir Bibl. XI. S. 44. gedacht ha ist 1769. verstorben.

S. 714. ist Castilhon falsch. So schreibt sich französischer Gelehrter in Bouillon, von dem r verschiedene Schriften hat. Der berlinische lehrte heißt Johann von Castillon, ist ausser Mitglied des Instit. Bononiens. der k. Gesellsc ten der Wissenschaften zu London, Göttingen Harlem. Er war vorher Prof. der Mathema zu Utrecht, von da er nach Berlin berufen wa Man hat von ihm *Elemens d'Euclide trad.* B *lin*, 1766. in 8.

von Catt, sein Vorname ist Heinrich.

Graf Christiani, schreibt sich eigentlich Cristiani.

Bey Clodius, fehlen dessen Versuche in der Lit ratur 4 Theile gr. 8. Gedichte bey der Hul gung, 8.

Cube, Uebersetzung des Hiob. Berlin, 1769 in fehlt.

v. Felbiger, seine Vornamen sind Johann Ign Es fehlt: kleine Schulschriften 8. Sagan 176 Diese kleine Schriften waren vorher auch einz gedruckt. Auch ist dieses um die Verbesserung

katholischen Schulen in Schlesien unsterblich verdiente Prälat, der erste Concipient, des unter landesherrlichen Autorität bekannt gemachten K. Preuß. General-Landschulreglements für die R. Katholischen des Herz. Schlesien und Glaz, 1765. Fol., s. a. d. Bibl. IX B. 2 St. S. 178.

v. Francheville, ist V. der Gazette Litteraire de Berl. 4.

G. A. Franke, ist gestorben.

Friedrich August Prinz von Braunschweig, K. Preuß. Generallieutenant, Ehrenmitglied der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, geb. zu Braunschweig, 1740. SS. Discorso sopra la Grandezza dei Romani, trad. del Montesquieu, Berol. 8. Riflessioni sopra il Carattere di Alessandro il Grande, Berol. 8. dasselbe französisch, Berlin 8. dasselbe engländisch, London 8. Glücklicherweise, ein Lustspiel aus dem französischen übersetzt, Berlin 8. Regulus, ein Trauerspiel, aus dem französischen übersetzt, Berlin 8.

Froriep, ist aus Lübeck und nicht aus Leipzig gebürtig: fehlt seine so wichtige Nachricht, warum verschiedene seiner ungedruckten Schriften noch nicht ans Licht treten, 1769. 8.

S. 737. die Abhandlung von der Geschichte der wichtigsten deutschen Reichsgrundgesetze. (Leipzig, 1767. 8.) und der Entwurf eines deutschen Fürstenrechts, Leipz., 1768. (in 4.) sind unsers Wissens nicht von Hrn. Prof. Geiger, sondern von einem Hrn. von Gulmann in Wien.

Beym Freyherrn v. Gemmingen, fehlt die neue zu Braunschweig, 1769. in gr. 8. ohne seinen Vorbewußt herausgekommene Ausgabe seiner Gedichte.

Gmelins Flora Sibirica. Tom. IIItius und dessen *Historia Fucorum* sind beyde wirklich 1768. zu St. Petersburg in gr. 4. gedruckt.

de la Grange. Sein Vornamen ist Ludwig J
heißt eigentlich Heins.

Ewald Friedrich v. Herzberg, K. Preuß. wirkl.
heimer Staats- und Cabinetsminister, Ehren
glied der K. Akademie der Wissenschaften. M
hat von Ihm, Gesta notatu digniora Imp
torum gentis austriacae inde ab interreg
magno ad Carolum IV. Sedini 1741. 4to.
Unionibus et Comitiis Electoralibus, 4. Ha
745. verschiedene Aufsätze in den *Memoires*
Akademie, und die Geschichte der Brandenb
gischen Seemacht, deren Uebersetzung in Pa
preuß. Staatsgeschichte 8ter Th. befindlich ist.

Bey J. A. Hiller fehlt: Lisuart und Dariolette e
komische Oper in Musick gesetzt, 1768. 4. Zwe
Auflage, 1769. Die Liebe auf dem Lande
Musick, 1769. 4. Der Teufel ist los, oder
verwandelten Weiber in Musick, 1770.
Die Jagd in Musick, 1770. 4. Er giebt au
die Leipziger musikalische Nachrichten heraus.

Hirschfeld ist Professor zu Kiel.

S. 756. Hogel wird vielleicht Vogel und S. 75
Holck vermuthlich Helck heissen müssen.

Hudemann ist gestorben.

Hummel ist nicht Verfasser der Paragraphen, so
dern, wie man sagt, Hr. Hofrath Ring.

Kirnberger ist Clavicembalist in Diensten J. K. H
der Prinzeßin Amalia von Preußen Aebtißin vo
Quedlinburg.

C. G. Krause zu Berlin, ist 1770. gestorben.

Kreichauf schreibt sich Kreuchauf.

Von Küsters A. und N. Berlin sind erst 4. Theile
heraus.

La

Lavater ist Diaconus zu Zürich. Von seinen Schriften fehlet: Etwas an Hrn. M. Bahrd ꝛc. Breßlau, in gr. 8.*) Die Uebersetzung von Bonnets Palingenesie, 1770. 8. und die Antwort an Moses Mendelssohn, 1770. 8. Christliches Handbüchlein, 1767. 12.

Leßing J. G. der Vater, dessen wir Bibl. XI. B. I. St. S. 47. gedacht haben, ist im August 1770. gestorben.

Leßing der Jüngere. Seine Vornamen sind Karl Gottlieb. Er ist Assistent bey der alten Münze zu Berlin. Von seinen Schriften fehlen: Der Lotteriespieler ein Lustspiel, Berlin 1768. 8. Der stumme Plauderer ein Lustspiel, Berlin 1768. 8.

Lindner ist Professor zu Königsberg.

Marpurg ist niemals Sekretair bey der Accise gewesen. Er ist K. Kriegsrath und Direktor der Lotterien zu Berlin.

Friedrich Heinrich Wilhelm Martini, hat das Berlinische Magazin, desgleichen die Berlinischen Sammlungen, und die Mannigfaltigkeiten herausgegeben.

Meusel ist Herausgeber der periodischen Schrift: Betrachtungen über historische Schriften. Altenburg, gr. 8.

Neugebauer ist, wie schon angezeigt, zu Wien gestorben.

Pernety heißt mit den Vornamen: Anton Joseph.

Pitiscus, heißt eigentlich Petiscus.

Platner (der Arzt.) Sein Vorname ist Ernst.

Scapoli muß Scopoli heissen.

Seybert ist gestorben.

*) Vermuthlich ist dies die S. 774. angezeigte Vertheydigung des Christen in der Einsamkeit, denn unter diesem Titel hat er unsers Wissens nichts geschrieben.

Tetous muss Tetens heissen.
v. Teubern ist Churf. Sächs. geheimer Referend
zu Dreßden.
Thibauld, sein Vorname ist Deodatus.
Treudelenburg s. Trendelenburg.
Janßon van Waesberghe, Rathsherr zu Dan
Weiße hat kein Trauerspiel die Braut geschrie
oder übersetzt.
Wöllner, ist, Kammerrath Sr. K. H. des Pri
Heinrichs zu Berlin.

Das einzige, was wir bey diesem nützlichen W
noch wünschen möchten, wäre, daß bey einer n
Auflage, sorgfältig unterschieden würde, welche Sc
ten ein jeder Verfasser selbst geschrieben, und we
er nur übersetzt oder herausgegeben habe. Hin
wieder ist es geschehen, aber nicht allezeit. Des
chen würde auch nöthig seyn, zu bemerken, we
Schriften, mit den Namen der Verfasser bezeic
sind, und welche ohne derselben Namen herau
kommen.

Gr.

IV.

I. Sammlung alles dessen, was wegen der im F
stenthum Calenberg angelegten allgemein
Wittwenverpflegungsgesellschaft von ihr
ersten Anfang bis Ostern 1768. öffentl
kund gemacht ist, in 4. 10 Bogen. Han
ver im Intelligenz-Comptoir zu finden.

II. Fortsetzung eben dieser Sammlung.

III. Nachricht von einigen Umständen, die
Fürstenthum Calenberg angelegte allgemei

Wi

Wittwenverpflegungsgesellschaft betreffend, welche bisher nicht öffentlich kund gemacht sind, 1769. Ohne Benennung des Verfassers, noch des Verlegers, noch des Ortes.

IV. Oekonomisch-politische Auflösung der wichtigsten Fragen, welche itzo wegen der Einrichtung dauerhafter Wittwenkassen aufgeworfen werden, nebst einer Beurtheilung der neuen Bremischen Trauerpfenningbeysteuer, 1768. in 8. 10 Bogen. Göttingen, bey Vandenhöcks Wittwe.

V. Beweis, daß die Männer in denen Wittwenverpflegungsgesellschaften über 135. Jahr alt werden, nebst einem Sendschreiben an Hrn. Registrator Dies in Hannover über die Gründe der die Calenbergische Wittwenpflegschaft betreffenden Tabellen. Göttingen bey Rosenbusch, 1769. 4½ Bogen in 4.

VI. Briefe an den Hrn. Senator und Kämmerer Kritter in Göttingen die Grundsätze von Wittwenkassen betreffend von A. Dies, landschaftlichem Registrator in Hannover. Frankfurt und Leipzig, 1769. 5 Bogen in 4.

VII. Kritters Antwort auf die von Hrn. R. Dies an ihn geschriebene Briefe, die heimlich gehaltene Grundsätze der Calenbergischen Wittwenkasse betreffend. Nebst einem Sendschreiben an den Hrn. Dr. und Feldmedikus *Leporin* in Nienburg, worinn dieses wichtige Geheimniß entdeckt wird. Göttingen, 1770. bey Rosenbusch, in 4.

VIII. Antwort auf die von den Verwaltern Bremischen Wittwenpflegschaft herausg hene Betrachtung über Kritters Warn vor Schaden, um dadurch die Rekruten dem Zutritt zur Bremischen Wittwen abzuhalten. Göttingen, 1770. in 4.

Wir nehmen diese Schriften zusammen, sie, wie man leicht sieht, theils wegen A lichkeit der Sache, theils wegen der dar entstandenen Streitigkeiten zusammen gehören. gehören zwar noch mehrere andere hinzu, die uns noch nicht zugekommen. Indessen glauben wir noch so viel davon vor uns zu haben, daß wir un Lesern von der ganzen Sache und deren Verwickel einen vorläufigen Begriff werden geben können, die Sache selbst sich künftig mehr entwickeln und scheiden wird.

Es kommen hiebey zwo, übrigens von einander abhängige Wittwenkassen vor, die in der Einri tung verschieden sind, und deren Verwalter u Mitglieder sich inzwischen, bis die Zeit selbst i Entscheidung giebt, wegen des Vorzugs und Na theils einer jeden dieser Einrichtungen untereinan zanken. Dieses möchte nun noch hingehen, und ganze Streit würde so ziemlich, theils auf die Ruh begierde die beste Einrichtung erwählt zu haben, the auf die Begierde die Gesellschaft durch neue Rekrut zu vermehren, wenigstens dieselbe bey gleicher Anza Mitglieder zu erhalten, zurück geführt werden könne Allein es kömmt noch eine dritte Parthey hinzu, welc beyden nicht viel gutes prophezeyt, und sagt, daß da anfängliche Lachen zuletzt wohl in ein ziemlich laut Weinen verwandelt werden dürfte. Jedoch ex fum lucem!

Die Bremische Wittwenpflegschaft ist seit 1755. und zwar dergestalt errichtet, daß jedes Mitglied nebst dem Antrittsgelde jährlich eine bestimmte Zulage bezahlt, und aus dem dadurch sich aufhäufenden Kapitale die in der Gesellschaft durch Absterben der Männer nach und nach entstehenden Wittwen durch ein jährliches Gehalt zu verpflegen. Hingegen wird bey der Calenbergischen Wittwenkasse nur das Antrittsgeld erlegt, der jährliche Beytrag aber ist dergestalt eingerichtet, daß so viel die jedesmal vorhandenen und nicht wieder verheyratheten Wittwen an Gehalt haben müssen, unter den Mitgliedern so ausgetheilt wird, daß jeder desto mehr beyträgt, je älter er selbst und je jünger seine Frau ist. Wir zeigen diese Einrichtungsarten nur überhaupt hier an, weil wir sonst noch eine Menge kleinerer Bestimmungen, Vorsichtigkeiten und Umstände mitnehmen müßten, die wir in Absicht auf die Calenbergische Kasse in der ersten der angeführten Schriften vorgefunden, und worauf wir die Leser, so sich umständlicher unterrichten wollen, verweisen müssen.

Der Erfolg von solchen Gesellschaften ist nun überhaupt dieser, daß darinn durch das Absterben der Ehemänner nach und nach Wittwen entstehen, und hinwiederum durch das Absterben der Ehefrauen nach und nach Wittwer, und da diese, dafern sie sich nicht nochmals verheyrathen, von der Gesellschaft austreten, und dadurch ihre jährliche Beysteuer aufhört; so muß die Gesellschaft entweder immer wieder mit neuen Mitgliedern besetzt werden, oder sie stirbt nach und nach aus.

Von diesen Umständen hängt nun überhaupt die ganze Einrichtung einer Wittwenpfleggesellschaft ab, und eben dadurch muß auch vorerst entschieden werden, ob eine solche Gesellschaft anzurathen ist oder nicht?

denn sollte sie auf die Länge nicht fortdauern k
und die Einrichtung nur für den Anfang an
seyn, so würde sie dem berüchtigten Mißisip
Aktienhandel gleichen, und noch um desto unveran
licher seyn, da hier Ehemänner einen guten Th
res Verdienstes aufopfern und ihre hinterlassene
wen, zu deren Besten sie es gethan, zuletzt nich
von geniessen, sondern darben müßten.

Unsere Leser sehen hier leicht, daß bey dieser
die vorerwähnte Streitigkeit, ob Bremen ode
lenberg die Sache besser getroffen haben, ein
de lana caprina seyn würde. Denn sollte gar
Wittwenkasse etwas taugen, so würde die
welche am besten eingerichtet ist, ganz wegfallen

Es scheint aber aus der gründlichen Erfah
daß man zu Bremen, sowol als zu Hannover an
Vortheile der Wittwencassen gar nicht gezweifelt
Erstere bestehe wirklich bereits seit 1755. Sie
mit einer Gesellschaft von 126 Ehepaaren an,
nahm stuffenweise so zu, daß 1767. bereits 359
paare waren, und die Anzahl der Wittwen i
schen auf 33. gestiegen war. Die Calenbergische
mit 1270. Ehepaaren den 1 Jul. 1767. an, und
den 1 Dec. 1769. bereits auf 1898 Ehen gesti
wo sie noch nur 66 Wittwen zu verpflegen hatte.
wirkliche Verpflegung dieser Wittwen fiel nun den
den Gesellschaften bisher noch wenig zur Last,
war eben auch ein desto kräftigeres Beyspiel, me
Eheleute zum Eintreten in die Gesellschaft aufzun
tern. Den Ehefrauen lag es natürlicher Weise
Herzen, ihre Männer dazu zu bereden, und es fa
sich auch bereits Fälle, wo Eltern ihre Töchter n
zu Ehe geben wollten, dafern nicht der Bräutig
versprach, durch Beytritt zur Wittwenpfleggesellsc
für seine Geliebte auch für den Fall ihrer Wittwensc

zu sorgen. Dieses konnte noch um desto kräftiger wirken; da eine Wittwe die Wahl behält, statt ihres Anspruches auf die Casse sich eine Aussteuer zu einer zweyten Ehe geben zu lassen, und auch dann noch ihren zweyten Mann zu bereden, daß er der Gesellschaft beytrete. Man sieht damit aus allem, daß Gründe genug da sind, warum beyde Gesellschaften noch immer im Anwachsen sind. Der bisherige Erfolg macht aber die Sache noch nicht aus. Die Tage, die ungleich weniger gefallen, sind noch nicht gekommen. Aber ob sie kommen werden? Das ist nun eben die große Hauptfrage, worüber gestritten wird. Von dieser Frage hängt nun eben die andere vorhin erwähnte ab; ob nemlich solche Gesellschaften anzurathen sind oder nicht? Das mißlichste hiebey ist, daß diese Frage erst aufgeworfen wird, nachdem beyde Gesellschaften bereits angefangen, bereits Geld darauf verwendet worden, bereits Wittwen da sind, die auf Treu und Glauben der Gesellschaften gleichsam leben und sterben. Die schon in der Gesellschaft sind, müssen natürlicher Weise wünschen, daß sie immer gut fortgehen werde. Dieser Wunsch neigt alsogleicht Verstand und Willen es zu hoffen, zu glauben, Gründe dazu herfürzusuchen, und das beynahe Zetergeschrey, so andere darüber machen, nicht zu hören, oder es gar zu verlachen. Man rechnet von beyden Seiten so gut und schlecht man es immer kann, um für oder wider die Wittwencassen etwas zum Vorschein zu bringen. Man sucht alle Beyspiele auf, und nirgend ist Süßmilchs Werk von der Sterblichkeit so viel gebraucht und gemißbraucht worden, als wir es in den vor uns liegenden Schriften sehen. Die Rechnung ist für solche, die in der Mathematick ziemlich geübt sind, theils schwer und weitläuftig, theils gebraucht sie vielen Scharfsinn und viele Vorsichtigkeit.

Und

Und wenn man sie auch ganz richtig macht,
man noch nicht viel damit gewonnen. Denn
nen, die sie eigentlich angeht, die in der Ges
sind, oder eintreten wollen, sind die wenigsten
dadurch überzeugt zu werden, und die Beysp
bereits verpflegten Wittwen wirken ungleich kr
und die Hofnung, daß es immer so gehen
kömmt nur allzuleicht hinzu. Denn endlich ha
wenigstens die Bremische Gesellschaft eine 15 j
Erfahrung vor sich, und eine Erfahrung, die 1
zer Jahre nie triegt, muß doch wohl besser entsch
als Rechnungen auf dem Papier, die man von
lenfängereyen theils nicht unterscheiden will,
nicht kann. Hiebey hilft auch nichts, wenn
gleich sagt, daß eine solche Erfahrung um gül
seyn, ein oder gar mehrere Menschenalter durc
gesetzt werden müsse. Denn man bringt das
spiel einer Holländischen Wittwencasse von 36
digern vor, die seit 130. und mehr Jahren imm
fortgedauert hat. Daraus erhellet, daß diese 36
diger, auch wenn es am höchsten kam, nur 84
wen zu ernähren hatten. Man räumt sogar 9
den vierten Theil der 360. ein, weil die Erfah
in ganzen Provinzen, und auch die selbst zu Han
vorgenommene Abzählung gelehrt hat, daß gegen
Ehen eine Wittwe zu rechnen.

Dessen unerachtet getraut sich Hr. Kritter i
4ten Anfangs bemeldten Schrift, zu behaupten,
100. ja 1000jährige Erfahrungen von dieser Ar
richtig sie an sich sind, auf solche Wittwenpflegscha
wie die Bremische und die Calenbergische sind,
nicht gezogen werden können. Er behauptet gan
Gegentheil, daß in solchen Wittwenpflegschaften,
wenn sie immer rekrutirt werden, mit der Zeit
jede zween Genossen der Gesellschaft eine Wittw

st

stehen komme, und daß sehr leicht die Zahl der Wittwen noch mehr anwachsen könne. Er ordnet seine Gründe nach dem Maaß ihrer Stärke und nach der Faßlichkeit und eben dadurch hat er sich auch den Vortrag derselben nicht wenig schwer gemacht. Es ist uns aber auch nicht bekannt, daß vor ihm über diese Sache eine hinlängliche Theorie im Druck erschienen wäre, und in so fern hat er freylich auch noch die Schwürigkeit, das Eis zu brechen, vor sich gehabt. Allein eben dieses muß ihm nothwendig die Sache noch schwerer gemacht haben. Er hatte einmal bereits Parthey genommen, und in einer kleinern Schrift den Witwenpflegschaften nichts Gutes vorausgesagt. So sehr er nun aber in bemeldter Auflösung der wichtigsten Fragen ꝛc. das Demonstriren vornimmt, so wenig kann er es nunmehr blos als Schriftsteller thun, da er bey den Vertheydigern der Wittwencassen immer im Verdacht der Partheylichkeit seyn wird, so daß wenn die Regierung sich der Sache annehmen sollte, sie sich immer um den Ausspruch geschickter Männer oder ganzer Collegien oder besonders dazu zu ernennender Gesellschaften, die an der Sache keinen Antheil haben und sie zu ergründen im Stande sind, umsehen müßten.

Wir haben inzwischen die erwähnte Kritter'sche Auflösung ꝛc. mit Vergnügen durchgelesen. Sie hätte freylich für Leser, die in der Mathematick sich umgesehen haben, kürzer seyn und sodann auch eine andere Ordnung haben können. Doch vielleicht entwickelten sich bey Hn. Kritter die Begriffe erst noch vollends währendem Schreiben. Denn so z. E. hätte, was erst S. 114. von den Glücksspielen und der, dabey nothwendig gleich zu machenden Gefahr und Hofnung jeder Mitspieler gesagt wird, unter den ersten Gründen oben an gehört, und nicht auf die letzte

ver-

verschoben werden sollen. Eben so wird, was S
aus Süßmilch angeführt wird, früher erwartet,
die vorhergehenden Beweise dadurch ganz ohne
druck bleiben, bevor der daher entstehende Zweife
hoben wird. Doch wir wollen diese Versäumniß
feinern Regeln des Vortrags nicht weiter anrech
da die von Hrn. Kritter erwählte Briefform und
dere Umstände eine andere Ordnung erfordert,
wenigstens nach sich gezogen haben. Eine meth
sche Abhandlung hätte freylich mehrere und au
suchtere Grund- und Lehrsätze erfordert, und es h
darinn vom einfachern zum zusammengesetztern
geschritten werden müssen.

Man kann es aber allerdings Hrn. Kritter n
zur Last legen, daß er solche nicht erfunden, denn
der That hätten sie von ihm noch erst müssen erfun
werden. Wir glauben daher, es werde ihm sowol
andern Lesern angenehm seyn, wenn wir, um wen
stens die Möglichkeit eines so methodischen Vortr
zu zeigen, einige solcher Sätze hersetzen, auf die
bey Ueberlegen und Beurtheilen dieser Sache gefall
Sie werden, wenigstens Kürze halber, eine Al
braische Gestalt haben, und die einfachern Fälle
treffen. Man setze also eine beliebige Zahl a sol
Ehen, wo jede Männer von b Jahren, jede Frau
von c Jahren sind. Diese Gleichheit des Alters
es nun eben was den Fall einfacher macht, und
so einfachen Fällen fängt man mit vielem Vorth
eine Theorie an. Nach einer bestimmten Anzahl v
e Jahren sind mehr oder minder sowol Männer
Weiber, wiewol in verschiedener Verhältniß aus
storben. Die Verhältniß für die Männer sey wi
zu m, der Weiber wie 1 zu n. so ist nach e Jahr
die Anzahl der noch lebenden Männer = ma,
noch lebenden Weiber = na, der noch stehenden Eh
= m

$= mna$, der noch lebenden Wittwen $= na - nma = (1 - m)\,na$, der noch lebenden Wittwer $= ma - nma = (1 - n)\,ma$. Hier haben wir schon eine ziemliche Anzahl einzeler Lehrsätze, aus denen noch leicht andere abgeleitet werden können. Z.E. daß die anfängliche Anzahl von Männern zu den abgestorbenen sich eben so verhalte, wie die Anzahl der noch lebenden Frauen zu der Anzahl der Wittwen ꝛc. Uebrigens um die Rechnung einfacher zu lassen, abstrahiren wir hier von dem Wiederverheurathen der Wittwer und Wittwen, da dieses immer nachgeholet werden kann. Da nun bey den Wittwenpflegschaften die Frage auf die Vergleichung der noch stehenden Ehen zu den noch lebenden Wittwen, wie mna zu $(1 - m)\,na$ und demnach wie ma zu $(1 - m)\,a$ das will sagen, wie die noch lebenden Männer zu den bereits abgestorbenen Männern verhalte. Nimmt demnach die Anzahl der Jahre e immer zu, so werden der lebenbleibenden Männer immer weniger, der abgestorbenen immer mehr, und in gleicher Maaße wächst auch die Verhältniß der noch stehenden Ehen zu den noch lebenden Wittwen. Diese mögen nun Wittwen bleiben, oder sich wieder verheurathen, oder sich bereits wieder verheurathet haben. Das ändert an der Verhältniß nichts. In so fern aber hat Hr. Kritter vollkommen Recht, wann er behauptet, daß bey einer sich nicht recrutirenden Wittwenpflegschaft der letzte überlebende Ehemann eine Zahl von 10, und mehr Wittwen würde zu verpflegen haben. Sein Gegenpart scheint es auch nur allzuwohl zu wissen, und eben daher wird so sehr auf das Recrutiren gedacht.

Wir wollen nun diesen Fall auch noch betrachten, und um ihn Kürze halber so viel möglich einfach zu machen, werden wir das Alter und den Grad der Sterblichkeit bey Männern und Frauen gleich setzen,

so das b = c und m = n werde. Hier sind dem nach e Jahren noch mma stehende Ehen, und (1 mm) a noch lebende Wittwen. Dieser Fall is die Wittwenpflegschaften vortheilhafter angenom als er in der Welt vorkömmt, wo überhaupt die frauen nicht nur jünger als ihre Männer, so auch von geringerem Grade der Sterblichkeit Wir wollen ihn noch vortheilhafter annehmen un Alter nur von 20 Jahren setzen. Und so werde nach der Süßmilchschen Tabelle der Sterblichke die

Jahre	ma	mma	ma — mma
20	496	496	0
30	446	401	45
40	385	299	86
50	313	197	116
60	226	103	123
70	130	34	96
80	49	5	44
90	11	0	11
Summa		1535 Ehen	521 Wittwen

finden. Die zweyte Columne ist aus Süßmilc folgenden beyden nach den angegebenen Formel rechnet. Aus der dritten sieht man, wie diese immer abnehmen, und aus der 4ten wie die A der Wittwen so anwächst, daß ungeachtet sie na heads wieder abnimmt, dennoch 11 Wittwen vo Jahren bleiben, die, weil alle Ehen ausgestorben niemand mehr verpflegt werden, wenn nicht C lien in Vorrath gesammlet worden sind. Man nun aber, daß alle 10 Jahre wiederum 496 von 20 jährigen Personen hinzukommen, so d

eben die Zahlen der 3ten und 4ten Columne. Man darf sie nemlich nur addiren, und die Summen werden zeigen, daß bey einer solchen Gesellschaft, wenn sie einmal im Beharrungsstande ist, auf 1535. stehende Ehen 521 Wittwen und demnach beynahe auf 3 Ehen eine Wittwe gerechnet werden müsse. Man kann eben so die Rechnung auch für jede Jahre machen, wie sie hier Kürze halber nur für jede zehen Jahre ist. Der Unterschied in den Verhältnissen wird eben nicht sehr merklich seyn.

Dieses ist nun freylich ohne Rücksicht auf den Umstand, daß diese Wittwen zum Theile sich wieder verheurathen. In solchem Fall kann es seyn, daß kaum auf 4 Ehen eine Wittwe gerechnet werden muß. Und so würden auf 12 Ehen nicht 4. sondern nur 3 Wittwen herauskommen, so daß von jeden vier Wittwen sich eine wieder verheurathet.

Es ist dieses nun aber freylich nicht der Fall, den Kritter betrachtet. Zwanzigjährige Eheleute denken noch wenig dem Grabe nahe zu seyn, sondern die Welt eher zu bevölkern als sie zu verlassen, und eben daher auch würde der Mann ohne Grund für die Wittwenschaft einer Frau sorgen, die bey jedem Wochenbette in Todesgefahr ist. Man muß daher die Rechnung eher beym 40ten als beym 20ten Jahre anfangen, wenn sie auf Wittwenpflegschaften angewandt werden soll. Dies giebt auch die Erfahrung bey der Calenbergischen Gesellschaft an. Denn da starben

von 1270 Ehen in den ersten 5 Monaten 8 M. und 4 Fr.
von 1454 Ehen im folgenden halben Jahr 15 M. und 11 Fr.
von 1565 Ehen im dritten halben Jahr 15 M. und 10 Fr.
von 1663 Ehen im vierten halben Jahr 17 M. und 12 Fr.
von 1780 Ehen im fünften halben Jahr 16 M. und 16 Fr.

Demnach in 2 Jahren und 5 Monaten von 7732 Ehen 71 Männer und 53 Frauen für jedes halbe Jahr.

Demnach in einem Jahr von 73 Frauen nu
hingegen von 54 Männern einer. Nach der
milchschen Tabelle müssen folglich im Durchs
die Frauen bey 34. die Männer bey 41 und mehr
alt seyn. Hier sind nun b, c, demnach schon a
sem Grunde m; n verschieden, und m merklic
ner dann n. Wir wollen den Männern 40. den F
35 Jahre geben, um in der Rechnung eine m
Regularität zu behalten, und sie auch noch da
zum Vortheil der Wittwencassen einzurichten, da
die Männer um 1 Jahr jünger, die Weiber um 1
älter setzen. Wir werden ebenfalls die Süßmil
Tabelle beybehalten, und da zeigt uns obige F
der mna Ehen gegen na—mna Wittwen, folg

Männer Alter	leben ma	m	Frauen Alter	leben na	n	Ehen mna	Wi na-
40	385	1.000	35	420	1,000	420	
45	350	0.909	40	385	0.917	350	
50	313	0.813	45	350	0.833	285	
55	271	0.704	50	313	0.745	220	
60	226	0.587	55	271	0.645	159	1
65	180	0.468	60	226	0.538	106	1
70	130	0.338	65	180	0.429	61	1
75	85	0.221	70	130	0.309	29	1
80	49	0.127	75	85	0.202	11	7
85	24	0.063	80	49	0.117	3	4
90	11	0.029	85	24	0.057	1	2
95	3	0.008	90	11	0.026	0	1
100	0	0,000	95	3	0.007	0	
					Summa	1645	80

Auch diese Tafel, deren 2te und 5te Columne
Süßmilchs Ordnung ꝛc. genommen ist, und
zum Grunde liegt, erhellet wiederum offenbar,
es mit einer solchen Gesellschaft aussieht, wenn sie
nicht recrutirt. Denn hier, wo das Alter um 5 Ja
verschieden ist, würde der alle überlebende 90 jähr

Ma

Mann 23 Wittwen von 85 Jahren zu verpflegen haben und wehe diesen Wittwen, wenn ihr Verpfleger wegstirbt. Setzt man aber, die Gesellschaft recrutire sich alle 5 Jahre mit 420 neuen Ehen von gleicher Beschaffenheit, so darf man nur die zwo letzten Columnen addiren, um den Beharrungsstand der Gesellschaft zu finden, so wie derselbe nach Verfluß von 60 Jahren endlich statt findet. Die Rechnung giebt, daß von 1645 stehenden 802 Wittwen müssen verpflegt werden, welches auf 2 Ehen 1 Wittwe giebt. Wir sehen also aus dieser nach aller Schärfe gemachten Rechnung, daß Kritter ganz recht hat, wenn er aus seinen mannichfaltigen, übrigens nur beyläuftigen Ueberschlägen immer 1 Wittwe auf 2 Ehen herausbringt.

Aber was soll nun endlich daran gelegen seyn? Kritter sagt erstlich, dieses, daß eine solche Gesellschaft sich endlich ganz zur Last werde, und die Rekruten, die dermalen noch häufig hinzulaufen, diese Last immer mehr fühlen, und künftig neue Rekruten immer mehr werden abgeschreckt werden. Man wird so schliessen, daß wenn man alle Jahre die Helfte des Unterhalts einer Wittwe dargeben soll, man eben so gut thut, diese Summ in Verwahrung zu legen, um Falls man vor seiner Frau sterben sollte, derselben das aufbewahrte ganz sicher zu hinterlassen, falls aber die Frau zu erst sterben sollte, man dasselbe sich selbst im Alter zum Troste dienen lasse. Dermalen schließt man noch nicht auf diese Art, sondern man sieht nur, wie seelig die Wittwen sind, deren Männer bereits entschlafen, und mit fast nichts bedeutenden Beyträgen zur Wittwencasse sie auf viele Jahre hin versorgt haben. Indessen merkt Kritter mit Recht an, daß wenigstens die Regierung ein Auge auf die Sache haben, und den künftigen schlimmern Zeiten vorbeugen

 sollte.

sollte. Die Calenbergische Landschaft hat in
Ihren Anfangs dazu gegebenen Fond wieder
genommen, und wird wohl auch mit Recht v
versprochenem Nachschusse abstehen, wenn sie
nus Beweisen oder etwas später aus der Erf
lernt, daß ihr Nachschuß sich bis auf die Verp
der Helfte der immer anwachsenden Wittwen
cken müßte, weil man ihr nur halb so viel vo
net als künftig wirklich seyn werden, wenn die
schaft einmal auf eine beständige Anzahl kömmt.
denkt aber die Anzahl werde immer anwachsen
dadurch wird freylich die Last auf mehrere ve
Da sie aber nicht ins unendliche anwachsen ka
muß über kurz oder lange eine der Misisippische
liche Banqueroute ausbrechen, die desto betrübt
wird, je mehr die Gesellschaft angewachsen ist.

Dieses ist aber nicht der einige Fehler, den
ter anmerkt. Es kömmt noch ein anderer in d
lage der Gesellschaft vor, welcher eine wahre
rechtigkeit ist, und in den Erfindern des Plans
mathematische Kenntniß vermuthen läßt.
offenbar, daß die künftig in die Gesellschaft
tende sogleich auch mithelfen müssen, die bereit
handene Wittwen zu unterhalten, da hingeg
gleich Anfangs eingetretene keine bereits vorha
Wittwen vor sich fanden, weil die nach dem
trakte zu verpflegende Wittwen erst noch ent
mußten. Nun solle bey allen solchen Gesellsch
einer weder mehr noch minder beschwert noc
günstigt werden als der andere. Demnach hät
Gesellschaft so eingerichtet werden müssen, da
Anfangs eingetretene durch erforderliche Vors
die Last eines jeden nachgehends eintretenden m
ihrigen gleich machten, so wie bey jeden Glücksf
eine solche Gleichheit zum Grunde gelegt werden

Eine solche Gesellschaft, die immer gleich fortdauern soll, kömmt erst nach 60. und mehr Jahren in ihren völligen Beharrungsstand, und dieses auch nur unter der Bedingung, daß die Anzahl der Mitglieder ein für allemale festgesetzt bleibe. Bis dahin ist die Anzahl der Wittwen noch nicht am höchsten gestiegen, und dafern jeder gleich viel anfängliche Einlage als jährliche Zulage geben, und die Verpflegung der Wittwen gleich bleiben solle, so wird bis dahin von Jahr zu Jahr ein Capital angehäuft. Und dieses muß so anwachsen, daß es nach 60. und mehr Jahren fix bleibe, und daß dessen Zinse nebst dem was jährlich sowol an Einlage, als an Zulagen einkommt, zur Verpflegung der Wittwen und andern Unkosten hinreiche.

Eine solche Gesellschaft würde nun fortdauern können. Man sieht aber leicht, daß sie für die Anfangs eintretende wenig anlockendes hat. Denn diese müßten darschießen, was lange nach ihrer und ihrer Frauen Tod erst zur Verpflegung der Wittwen angewandt werden würde. Das thut niemand gern. Aber eben so ungern werden die künftigen Rekruten, die bey ihrem Antritte bereits vorhandene Wittwen, wenn diese einmal zahlreich sind, verpflegen wollen. Eine Gesellschaft die für sich nicht bestehen kann, sondern immer neuer Quellen bedarf, ist ein offener Schlund, der nie ausgefüllt wird. Und scheint sie dermalen eine Goldgrube zu seyn, so ist es nur eine Misisippische, die nichts enthält, als was eingelegt wird, und wo man desto mehr einlegen muß, je mehr man herausziehen will. Wir sagen also ohne Bedenken, daß, wenn die Herrn Kritter und Leporin ein wirkliches Zetergeschrey erheben, sie desto mehr zu loben sind, da sie es aus Menschenliebe und aus Betrachtung der Folgen thun, die sie ganz richtig voraus sehen.

Wir haben noch aus der vierten Anfangs gen
ter Abhandlungen der Bremischen Trauerpfenni
steuer Erwähnung zu thun. Auch diese soll eine G
grube seyn, wo man mit weniger Einlage viel her
ziehen kann. Die Bremischen neue Alchymisten
wirklich zu bewundern. Sie gehen zwar nicht
dem Schmelztiegel herum, um Bley in Gold zu
wandeln. Aber sie bringen aus ihren Zahlen
Rechnungen Gold heraus. Die Rechnung wird,
mit unsere Leser das Kunststück auch wissen, so gem
Man setze 300. Interessenten. Jeder erlegt g
anfangs einen Reichsgulden, und bey jedem St
fall eines Interessenten ebenfalls einen Reichsgul
Damit sind bey jedem Sterbefall 300. Gulden
200. Thaler baar vorräthig zum Trauerpfennig,
ein anderes Capital braucht es nicht. Nun ster
von den 360. Interessenten, die immer wieder re
tirt werden, jährlich 6. weg. Der Vortheil ist
dieser. Ein Interessent, der noch 20. Jahre l
zahlt also nur 120. Gulden, seine Erben aber b
hen 300, demnach haben sie 180. Gulden netto
winn. Sollte der Interessent aber 30. Jahr le
so würde der Gewinn seiner Erben dennoch n
120 Gulden seyn. Selbst auch wenn der Interes
noch 40. Jahre leben würde, hätten seine Erben n
60. Gulden zu gewinnen. Und erst in dem Fall,
er noch 50. Jahre lebt, geht es nett auf. Was n
mehr ist, so kann man setzen, er lebe noch 60. bis
Jahre nach seinem Eintritt in die Gesellschaft, so w
er zwar 60. bis 120. Gulden allmählig mehr zuset
als seine Erben beziehen werden. Da er aber jä
lich nur 6 Gulden zusetzt, und sie vielleicht, wenn
der Gesellschaft nicht beygetreten wäre, dennoch
würde verschleudert haben, (denn wie leicht gehen a
Jahre 6 Gulden, ohne daß man weis, wie? a

dem Beutel) so haben seine Erben dennoch den Vortheil, daß wenn der gute Interessent ihnen nichts hinterläßt, sie dennoch 300 Gulden baar einziehen, und damit seine Begräbnißunkosten sehr gemächlich bestreiten können. Dieser Plan ließ sich für die Erben von Verschwendern noch so ziemlich hören. Aber der Erfinder des Plans hält sich an diesen Trost nicht, sondern er rechnet sehr geschickt, daß im Durchschnitte höchstens 25 Lebensjahre gerechnet werden können, und so findet er die Summ aller Auslagen des Interessenten von 150 Gulden, die Einnahm seiner Erben aber von 300 Gulden, demnach 150 Gulden oder 100 Thaler wirklich positiven Gewinn. Da dieses nach seiner Rechnung im Durchschnitt von jedem Interessenten gilt, so daß so viel auch Interessenten sind, jeder seine 100 Thaler nett gewinnt, ohne daß von Zinsen noch nichts dergleichen die Rede sey, so ist dieses eine wahre Goldgrube, oder ein Alchymistentiegel, wo man nur 100 Thaler einlegen darf, um ganz gewiß doppelt so viel wieder heraus zu ziehen. Man muß sich billig über die Verwegenheit verwundern, womit solche Rechnungen gemacht und der Welt vorgelegt werden. Hr. Kritter untersucht auch diese Sache mit vieler Einsicht, und zeigt auch wie eine solche Gesellschaft ohne ein solches Blendwerk eingerichtet werden müßte.

Was wir bisher angeführt haben, betrift die Sache überhaupt, besonders aber die erste, zweyte und vierte der Anfangs genannten Schriften. Den übrigen sieht man es nun leicht am Titel an, wiefern sie zur Sache gehören. Leser die sich mehr an die Sache selbst als an die darüber entstandene Streitigkeiten kehren wollen, können dieser letztern entbehren. Wer aber die Streitigkeiten auch mitnehmen will, wird sich die sämtlich über die Sache herausgekommene Schriften, und vieles so noch in Wochenblättern, Avis- und Intelli-

telligenzzetteln zerstreut ist, anzuschaffen haben. 5te Schrift oder der Beweis, daß die Männ Wittwenpfleggesellschaften über 135 Jahr alt we ist übrigens ein nicht ungegründetes Gespötte üb Schlüsse, so einige Vertheydiger oft erwehnter wencassen zur Rechtfertigung ihrer getroffenen Ei tung aus der bereits erwähnten Gesellschaft der holländischen Prediger haben herleiten wollen. den Gegnern der Wittwencassen, besonders ihrer richtung, erscheinen Kritter und Leporin, unter i Vertheydigern aber Dies namentlich. Hr. Kr ist übrigens solchen Cassen nicht durchaus zuw sondern vielmehr erbietet er sich eine solche Ein tungsart derselben anzugeben, daß sie Bestand h könne. Wir glauben, daß er die behörige Kennt dazu hat, und daß er in seinem Plan alles Mi pische und Alchymistische Blendwerk vermeiden n Aber eben daher muß auch nothwendig folgen, die ersten Theilnehmer weder mehr noch minder theile vor sich sehen werden, als die so erst nach Jahren zur Gesellschaft treten. Und dieses dürfte Zulauf merklich vermindern, obschon die sogleic den ersten Jahren zu verpflegende und verpflegte W wen immer ein kräftiges Beyspiel zur Nachahm geben werden, weil die Menschen bey jeden Glü spielen immer ehender Gewinn hoffen als Verlust fürchten.

Indessen müssen wir doch sagen, daß eine rekrutirende Gesellschaft, wo alle beytretende glieder (es versteht sich gleiches Alters, oder w das Alter ungleich ist, nach Verhältniß dessel gleich viel Antrittsgeld und gleich viel jährliche lage geben, und wo folglich der Unterschied, ob früher oder später eintreten, von keinen Folgen daß, sag ich, eine solche Gesellschaft mit einer sich

n

nicht rekrutirenden auf eines hinauszulaufen scheint. Man setze nach Anleitung der letzten Tabelle, daß alle Jahre 420. neue Ehepaare eintreten. Da nun die Tabelle von 5 zu 5 Jahren fortgeht, so muß die Summ der letzten Columne fünffach genommen werden, und dieses giebt 5 mal 802. oder 4010 Jahrgelder, so die aus jeden 420 Ehepaaren entstehenden Wittwen, so lang sie noch leben (und ohne Rücksicht auf die Frage, ob sie sich wieder verheurathen) bedürfen. Diese 4010 Jahrgelder müssen schlechthin nicht denen in den folgenden Jahren jährlich eintretenden 420 Ehepaaren zur Last fallen, weil auch diese jede für sich ihre 4010 Jahrgelder darzuschießen haben. Soll demnach keine Ungerechtigkeit vorgehen, so wird die Berechnung dessen, was eine sich immer rekrutirende Gesellschaft, darzuschießen hat, gerade auf eben den Fuß gemacht, als wenn sie sich gar nicht rekrutirte. Nun waren, so viel wir aus den Streitschriften sehen, beyde Partheyen, darüber ziemlich einig, daß eine sich nicht rekrutirende Gesellschaft allzubeschwerlich seyn würde, warum aber nicht eben so auch eine sich wirklich rekrutirende? Denn von dieser gilt was von jener, und muß nothwendig gelten, wenn nicht mit der Zeit eine Art von Banqueroute entstehen solle. Der einige und inzwischen nicht unbeträchtliche Vortheil, den die sich rekrutirende Gesellschaft hat, besteht darinn, daß sie vor den ausserordentlichern Fällen, die zwar nicht sehr wahrscheinlich aber doch auch nicht unmöglich sind, mehr gesichert ist, weil sie eine größere Anzahl von Mitgliedern und Wittwen hat. Denn je größer diese Anzahl ist, desto weniger ist zu besorgen, daß die meisten Männer frühe, die meisten Wittwen sehr späte aussterben, und diese daher mehr bedürfen, als jene beysteuern könnten. Jedoch dieses kommt auf die Bedingung der

Einrichtung auch mit an. Es folgt inzwischen
vorhergehender Rechnung, daß 420. in die G
schaft tretende Ehen von dem Alter und Beschaf
heit, wie sie bey der Calenbergischen in den ersten
halb Jahren gewesen, in allem so viel darschi
sollten, daß aus dem Darschusse und allenfalls
dessen Zinsen, 4010 Jahrgelder für Wittwen gez
werden können. Dies giebt auf jede Ehe 10 J
gelder, eine ziemlich beträchtliche Summ, wen
gleich anfangs dargeschossen werden sollte. Inde
muß anfangs doch nur so viel dargeschossen wer
daß der anfängliche Darschuß mit den sich häufen
Zinsen, die Summ der 4010 Jahrgelder ausma
Und da ist es endlich nicht schwer, die anfängl
Summ zu bestimmen, weil man nur von dem
jedes Jahr den Wittwen auszuzahlen ist, rückw
rechnet, was für ein anfängliches Capital erfor
wird. Ein davon gemachter Ueberschlag giebt,
man in diesem Fall nicht 10. sondern nur $3\frac{1}{2}$ J
gelder voraus bezahlen müßte. Will man es a
blos auf die jährlichen Beysteuern ankommen las
so muß jede stehende Ehe jährlich die Hälfte ei
Jahrgehaltes erlegen, wovon wiederum etwas abg
weil sich dadurch ein Capital aufhäuft, welches s
Zinsen abwerfen und dadurch die jährliche Beyl
um einen leicht zu bestimmenden Theil vermind
kann. Nach einem wiewol nur von 5 zu 5 Jah
nach obiger Tafel gemachten Ueberschlag, und
Voraussetzung, daß jedes Capital sich von 5 zu 5 J
ren um einen vierten Theil vermehre, und auf d
Art Zins auf Zins gerechnet werde, wird der jährli
Beytrag auf den vierten Theil eines Jahrgehal
herunter gesetzt. Jedoch es wird Zeit seyn, hier
zubrechen, um von den Gesetzen einer bloßen Rec
sion nicht allzusehr abzuweichen, wie wohl wir h
sof

sofern zu der Recension auch eine Beurtheilung hinzukommen solle, genugsam entschuldigende Gründe vor uns haben, die Sache, so viel und noch mehr als die sie betreffende Schriften zu beurtheilen. In die Streitigkeit selbst werden wir uns nicht einlassen und wünschten recht sehr, daß das bisher gesagte eine blos theoretische Streitigkeit möchte betroffen haben, und nicht eine Sache, davon das Wohl und Wehe so vieler Wittwen bereits schon abhängt.

Ik.

V.

Wie die Alten den Tod gebildet, eine Untersuchung von Gotthold Ephraim Leßing. Berlin, 1769. bey C. F. Voß, 12 Bogen 4. 1 Bogen Kupferstich.

Auf dem Titel dieser Schrift ist der Tod nach der Vorstellungsart der Alten abgebildet, mit dem Motto:

Nullique ea tristis imago. *Statius.*

Wären wir gewohnt, neue Bücher nach dem Titel und Verfasser allein zu beurtheilen, so möchten wir dieses Motto vielleicht im weitläuftigsten Verstande für wahr gehalten haben; wir haben aber die Schrift ganz gelesen, und nun sind wir versichert, daß die Wahrheit desselben wenigstens in Betracht des H. G. R. Klotz eine Ausnahme leide.

Illique ea tristis imago;

denn ebenerwähnte Abbildung des Todes dienet ganz und gar nicht in dieses grossen Mannes Kram, und der Tod ist immer ein trauriger Gedanke für einen Mann, der seinen Ruhm gern über die Schranken des

des Lebens hinaus verbreiten möchte, und seinen mächtigen Ruhm doch gleichwol schon bey lebe[ndigem] Leibe verwelken sehen muß.

Daß wir uns hierinn nicht irren, überrede[n] einige Symptomata, die wir nebst dem ganze[n] [deut]schen Publiko an dem H. G. R. K. und seine[n] [und] seiner Freunde Schriften seit langer Zeit sch[on be]merkt haben. Es sind bißige Empfindlichke[it bey] vernünftigen Zweifeln an seiner Infallibilität u[nd bey] den gegründetesten Widersprüchen; unerbi[ttliche] Rache an allen, die nicht zu seiner Fahne gesch[woren] und nicht aufgenommen seyn wollten in den B[und,] der nicht bestehen konnte; unerbittliche Rache bi[s ins] dritte und vierte Glied, sogar an manchen Unsch[uldi]gen, blos weil derjenige ihm Recht wiederfahren [ließ,] der unter H. K. Banne war; Triumpf beym Sc[hwei]gen seiner Gegner; Schimpf und eine vornehm[ge]schäftige Miene bey unwiderlegbaren Widersprü[chen,] die man nie die Zeit hat im Ganzen zu beher[zigen,] und nur mit einzelnen Ausfällen und Instanzen [über] Nebendinge, die nicht zur Sache gehören, übern [Hau]fen werfen will, nicht kann; fortdauernde Zudr[ing]lichkeit in allen Feldern der Gelehrsamkeit, wo H[. K.] doch gar nicht zu Hause ist; erlaubte und unerla[ubte] Waffen; eigne Bibliotheken und Zeitungen, B[un]desverwandte, lateinische und deutsche, mit und [ohne] Namen, Gift und Galle, Witz und Aberwitz, [Sa]tyre und Pasquill, nebst einem dicken Wohlge[ruch] von Weyhrauch-Dampf um sich her, womit [er] sich selbst und durch dienstbare Knaben umhüllt [und] umhüllen läßt, um dem unvermeidlichen Schicksal [der] litterarischen Vernichtung die Bitterkeit zu beneh[men] und kurzsichtigen Leuten die Augen gar zu verblen[den.] Kein Proteus kann verschiednere Gestalten angen[om]men haben, als H. K. seitdem er sich und andern

an

angenehme Stunden zu machen gut gefunden. Es thut uns leid um ihn. Auch würden wir seine sonderbare und eigenthümliche Empfindlichkeit, die sich leider nur zu oft an unsrer Bibliothek und ihren vermeinten Mitarbeitern geübt hat, hier nicht gerügt haben, wenn wir es nicht hätten thun müssen, um H. L. zur Abänderung des Motto zu bewegen. Eine Unwahrheit auf dem Titel einer Schrift, die der Wahrheit heilig seyn sollte und heilig seyn wird, ist wirklich ein Uebelstand; und daß es eine Unwahrheit sey, wird H. L. aus dem künftigen Betragen des H. K. vielleicht nur zu deutlich schliessen können.

Doch zur Sache selbst. „Hr. L. wollte nicht gern; „daß man diese seine Schrift nach ihrer Veranlas„sung schätzen möchte. Ihre Veranlassung ist so „verächtlich, daß nur die Art, wie er sie genutzt, ihn „entschuldigen kann, daß er sie überhaupt nutzen „wollen. Vorrede S. I.„

„Immer nemlich glaubt Hr. Klotz ihm auf den „Fersen zu seyn; aber immer wenn sich Hr. Leßing „auf sein Zurufen nach ihm umwendet, sieht er ihm „ganz seitab in einer Staubwolke auf einem Wege ein„hergehen, den er nie betreten hatte.„ S. I.

Der neueste Zuruf dieser Art lautet in des H. G. R. K. Vorrede zum zweyten Theile der Abhandlungen seines verewigten Freundes des Grafen Caylus also: „Herr Leßing wird mir erlauben, der Be„hauptung, daß die alten Artisten den Tod nicht als „ein Skelet vorgestellt hätten (Laokoon S. 122.) „eben den Werth beyzulegen, den seine zween andern „Sätze, daß die Alten nie ein Furie gebildet und nie „schwebende Figuren ohne Flügel gebildet haben,„ denn — zu Florenz ist ein altes Skelet von Bronze, das auf einem Aschenkruge ruht — denn auf geschnittenen Steinen und einigen Urnen sind völlige Gerippe abgebildet.

„Es

„Es ist bey Gott wohl eine grosse Freyheit,
„zu widersprechen,„ sagt H. L. S. 3. und fügt
zu: „Allerdings zwar sollte ein Widerspruch,
„womit mich H. K. verfolgt, in die Länge auc
„gelassensten, kältesten Mann verdrüßlich ma
„Wenn ich sage: es ist noch nicht Nacht: so
„H. K. aber Mittag ist doch schon vorbey. W
„ich sage, sieben und sieben macht nicht funf
„so sagt er, aber sieben und achte macht doch
„zehn. Und das heißt er mir widersprechen,
„widerlegen, mir unverzeyhliche Irthümer zeig

„Ich bitte ihn (H. K.) einen Augenblick se
„Verstand etwas mehr als sein Gedächtniß zu R
„zu ziehen.„

„Ich habe behauptet, die alten Artisten h
„den Tod nicht als ein Skelet vorgestellt: und ic
„haupte es noch. Aber sagen, daß die Alten den
„nicht als ein Skelet vorgestellt: heißt denn dies
„ihnen sagen, daß sie überhaupt kein Skelet vo
„stellet? und muß denn, wer das eine läugnet,
„nothwendig das andre läugnen?„

Mehr brauchte H. L. nicht zu antworten; für
Gelehrten jedoch, die an den verkehrten Einbildun
des H. K. mehr oder weniger Theil nehmen, bew
er zweyerley:

Vors erste: daß die Alten den Tod, die Gott
des Todes, wirklich unter einem ganz andern B
vorstellten, als unter dem Bilde des Skelets.

Vors zweyte: daß sie, wenn sie ein Skelet
stellten, darunter etwas ganz anders meynten,
den Tod, als die Gottheit des Todes.

Die Alten stellten den Tod nicht als ein Ske
sondern nach der Homerischen Idee als den Zwillin
bruder des Schlafs vor, mit aller Aehnlichkeit,
man bey Zwillingen so natürlich erwarten kann; n

lich in der Gestallt eines Genius, bald mit, bald ohne Flügeln, der mit übereinander geschlagnen Füssen traurig stehend sich auf eine umgekehrte, oft verlöschte, Fackel stützet und zuweilen den Sterbecranz und das Bild der Seele den Schmetterling neben sich hat.

Der Beweis, der zugleich eine vortrefliche Ergänzung und Berichtigung der Winkelmannischen Allegorie über die Vorstellungen des Todes und Schlafes ist, gehet von S. 5. bis S. 50; ist in der Hauptsache unwiderlegbar und gründet sich auf vorerwähnte von allen Dichtern des Alterthums einmüthig angenommene Homerische Idee und auf eine Reihe von alten Monumenten, die zwar schon aus dem Boißard, Pighius, Bellori, Stephanonius, Maffei, bekannt sind, bis dahin aber entweder gar nicht oder doch falsch erkläret waren.

Man muß ihn ganz lesen, wenn man ihn in seiner ganzen Stärke übersehen will. Jedoch wollen wir zur Probe einige Anmerkungen daraus mittheilen.

Es heißt S. 11. „Nicht jeder geflügelte Knabe „oder Jüngling muß ein Amor seyn. Amor und das „Heer seiner Brüder hatten diese Bildung mit meh„rern geistigen Wesen gemein. Manche Genii wur„den als Knaben vorgestellet.„ (*Barth. ad Rutil. I. v. 327.*) „Und was hatte nicht seinen Genius? — „Wann dieses, unter andern auch dem H. K. nicht „eine ganz unbekannte Sache gewesen wäre: so würde „er uns sicherlich mit dem größten Theils seiner zucker„süssen Geschichte des Amors aus geschnittenen Stei„nen verschonet haben.„ (Ueber den Nutzen und Gebr. d. a. g. St. S. 194-224.) „Mit den auf„merksamsten Fingern forschte dieser große Gelehrte „diesem niedlichen Gotte durch alle Kupferbücher nach; „und wo ihm nur ein kleiner nackter Bube vorkam, „da schrie er Amor! Amor! und trug ihn geschwinde

„in

„in seine Rolle ein. Ich wünsche dem viele (
„der die Musterung über diese Klotzische Arm
„ternehmen will. Alle Augenblick wird er ei
„dem Gliede stoßen müssen.„ Wir haben
einen Versuch gemacht und haben es leyder! z
befunden.

S. 17. u. f. kommt H. L. auf das Eige
liche im Stande der Abbildungen des Schla
des Todes, welches übereinander geschlagne
sind, (in den ältesten Zeiten der Kunst aber kr
auswärts gebogne Beine crura distorta, crur
waren.) Pausanias B. 17. fand im Tempel der
zu Elis an dem Kasten des Cypselus die Abb
einer Frau, „die auf dem rechten Arm einen
„fenden weissen Knaben, auf dem linken aber
„schwarzen Knaben hatte, der dem schlafenden
„sahe. Die Ueberschriften zeigten an, was ma
„ohne dieselbe gemerkt haben würde, daß de
„der Tod und der andre der Schlaf, und die
„die Nacht ihre Pflegemutter sey.„ Von b
Knaben bedient er sich des Ausdrucks: αμφο
διεςραμμενους τους ποδας. H. L. erklärt dies
übereinander geschlagne Beine, die beyde K
gehabt hätten, nicht durch krumme auseinand
bogne Beine, wie andre Uebersetzer vor ihm g
hatten; 1.) weil ihm alle Monumente des S
und Todes übereinander geschlagne gezeigt und
kein einziges vorgekommen, welches krumme B
argwohnen liesse; 2.) weil diese krummen Beine
alle befriedigende Bedeutung wären und endlic
weil das verbum διαςρεφειν und das particip
desselben διεςραμμενος eben sowol aus ihrer Rich
gebrachte und verwandte übereinander gesch
Beine als krumme auswärts gebogne and
könnte. Wir treten dieser neuen Erklärung un

ren Gründen nicht völlig bey. Wir beruffen uns aber der Kürze wegen auf die Heynische Vorlesung über den Kasten des Cypselus und unsre Anzeige derselben; und fügen zu fernerer Bestätigung derselben hinzu, daß im Petronius Kap. 102. Aethiopier vorkommen mit *cruribus in orbem distortis*, einer natürlichen Unförmlichkeit und Häßlichkeit, welche die alten Aegypter mit den Aethiopiern oft gemein gehabt haben sollen, und wovon Aristoteles Problem. Sect. 14. Quaest. 4. die natürliche Ursach in folgender hieher gehörenden Stelle anzugeben sucht. Διά τι sagt Aristoteles, Αἰθίοπες καὶ οἱ Αἰγύπτιοι βλαισοί εἰσιν, ἢ διότι ὑπὸ θερμοῦ ὥσπερ καὶ τὰ ξύλα διαστρέφεται ξηραινόμενα, οὕτω καὶ τὰ τῶν ζώων σώματα.

H. L. gehet S. 50. zur Betrachtung der alten Abbildungen von Skeletten über, und bemerket so im Vorbeygehen eine Unterlassungs-Sünde des H. G. R. K. — eine ganz eigenthümliche Sünde desselben, wenn es ihm darauf ankommt, jemanden eine unangenehme Stunde zu machen. H. L. hatte von dem metallenen Skelette zu Florenz sich im Laokoon S. 122. geäussert: er zweifle „daß solches antik sey, wenigstens könne es den Tod nicht vorstellen, weil ihn die „Alten anders gebildet.„ Diesen Zweifel am Alterthum des Florentinischen Bildes legt ihm aber H. K. als eine gänzliche Verneinung aus, daß von den Alten überhaupt Skelette abgebildet worden. Ex ungue leonem! Ein andrer Zug von H. K. großer Gelehrsamkeit. Alle Skelette, die er gegen H. L. aufmarschieren läßt, sind bis auf eins aus der Winkelmannischen Allegorie S. 81. ob sie gleich H. K. mit der zuversichtlichen Miene eines Werbeofficiers auftreten läßt, der seine Rekruten nur seiner Geschicklichkeit, Kosten und Fleiß zu verdanken hat. W. hatte unglücklicherweise einen derselben doppelt gezählt. K.

 nahm

nahm aber die Zahl für richtig an, in der Uebe
der Freude, daß er fremde Rekruten gebrauch
das Werbgeld in die Tasche stecken konnte.
derselben nimmt sich also H. L. die Freyheit a
hen. S. 53. Damit aber H. K. über diesen
nicht verdrießlich werde, so werden ihm das
halb Dutzend andre zum besten gegeben, denn
hatte es längstens gewußt, daß die Alten Skele
bildet, er hatte noch mehr gewußt, was neml
Alten damit sagen wollen. Sehr sichtbar emp
wir hiebey, „daß ein Alterthumskrämer und
„thumskundiger Himmelweit von einander ve
„den sind. Jener hat die Scherben, dieser den
„des Alterthums geerbt. Jener denkt nur m
„Augen, dieser sieht auch mit seinen Gedanken.
„jener noch sagt: so war das! weis dieser sch
„es so seyn könne.„ S. 54.

Die Neuern allein bilden den Tod, als ei
rippe mit Sense und Stundenglase. Die Alte
mals, nicht einmal die Dichter. S. 56. weder
νατον noch Κηρα θανατηφορον Μοιρα weder den
ten natürlichen noch den gewaltsamen Tod. S. 6
Des letztern Abbildung wird aus dem Pausa
v. 19. beschrieben, S. 65. eine schöne Anmer
über den Euphemismus der Alten gemacht und en
S. 68. 69. unwiderlegbar gezeigt, daß die alten
lette nichts bedeuteten als Larvas oder abgeschi
Seelen, den Frommen ein leeres, den Ruchlose
verderbliches Schrecken — lehrreich für H. K. C
lus, Dom Martin und Spencer, die mehrent
ganz falsche Begriffe von den Abbildungen des Sc
und Todes hatten, lehrreich und angenehm einen
den, dem die Wahrheit lieb ist.

Es,

VI.

Briefe eines Arztes an seinen Freund, über den menschlichen Körper, herausgegeben von D. Ernst Platnern, d. A. K. Prof. in Leipzig. Erster Band. Verlegts Fritsch, 1770. in 8. 1 Alph. 8½ Bogen.

Herr P. macht hiermit den Anfang zu einer Physiologie in Briefen, um Leute, die etwas von der Naturlehre verstehn, und ihren Körper kennen zu lernen wünschen, ohne doch selbst Aerzte werden zu wollen, darinn zu unterrichten. Er beschwert sich zum öftern darüber, daß das Publikum die Schriften der Aerzte, worinn Krankheiten abgehandelt werden, so begierig lieſt, und daß man itzt den Arzt auf den Tischen der Frauenzimmer beym Moliere liegen sieht, woran doch wohl schwerlich die Abhandlungen von Krankheiten im Arzte Schuld sind. Er übertreibt offenbar die Schädlichkeit der praktischen Unterrichte fürs Volk, und glaubt ohne Grund, daß die theoretischen nicht gleicher Mißbräuche fähig wären. Es ist eine falsche Voraussetzung, daß das Volk erst in der theoretischen Arzneykunst unterrichtet seyn müsse, ehe es einen praktischen Unterricht, wenn er nur wirklich für seine Fähigkeiten geschrieben ist, nutzen könne, und die Klagen, über den gänzlichen Mangel solcher theoretischen Schriften für Leute die keine Aerzte werden wollen, sind ungerecht. Krügers und Heuermanns Physiologie sind gewiß allen den Leuten völlig verständlich, die diese Briefe werden verstehen können, und auch im Arzte sind die wichtigsten physiologischen Materien hinlänglich genug für solche Leser abgehandelt. Die erstern haben noch den Vorzug der Kupfer-

tafeln, die Hr. P. in seinen Briefen durch lange Beschreibungen und Vergleichungen vergeblich zu ersetzen hoft, zumal wenn er mit seinen anatomischen Schilderungen viel weiter ins subtile hineingeht, als es zu seinem Zwecke nöthig und gut ist, wie z. E. im 8. 9. und 10 Br. bey der Beschreibung des Umlaufs des Bluts durch die Brust geschehen ist. Es ist überhaupt in diesen Briefen ein merklicher Fehler wider ihren bestimmten Zweck, daß der V. sich oft viel zu tief in seine Untersuchungen und Betrachtungen einläßt, und dadurch seinen vorausgesetzten Leser, der ihm unmöglich darinn folgen kann, ermüdet, verwirret und abschrekt; nicht zu gedenken, daß er sich seinem eignem Tadel vielfältig aussetzt, indem er sehr weitläuftige Aufsätze von Krankheiten und Curen hin und wieder einschaltet, die seine Briefe doch wenigstens eben so schädlich machen müssen, als Tissots Avis au peuple, in seinen Gedanken seyn mag. Jedoch wir wollen die Verfehlung des Zwecks dem H. V. nicht zu hoch anrechnen: denn wenn er uns nur ein Werk von großer innerer Güte geliefert hat, so verzeihen wir ihm gern das Uebrige, so wie er wohl thun würde, wenn ers den praktischen Schriftstellern verzeihen wollte, daß sie fürs Volk schreiben, wenn sie nur gute Werke geschrieben haben.

In 29 Briefen handelt dieser erste Band vom Grundstoffe des menschlichen Körpers, von den Gefässen, vom Herzen, vom Umlaufe des Bluts, von der Natur und Beschaffenheit derselben und der Lymphe, von der Lunge und dem Athemholen, vom Gehirne und vom Zusammenhange desselben mit dem Herzen, wozu noch verschiedene Nebenabhandlungen, als von der Vollblütigkeit, S. 187. vom Steckflusse und den Erstickungen, S. 350. 358. von den Puckeln S. 377. von der englischen Krankheit, S. 388. von den sehr subtil verschiedenen Ursachen der Entkräftung,

S.

S. 468. u. a. hinzukommen. Den Briefstyl hätte Hr. P. nicht wählen sollen, da er die Schwierigkeiten, in solchem eine Wissenschaft abzuhandeln, nicht zu überwinden versteht. Viele seiner Briefe sind nichts als trockne dogmatische Abhandlungen, die nur der öftere Zwischensatz: mein theuerster Freund, auseinander rekt. Die ersten hingegen, die an Sachen lediger sind, enthalten in einer affektirt witzigen Schreibart, die alltäglichen Complimente, womit ein Schriftsteller sich weigert, für den, der ihn darum anfleht, ein Werk zu schreiben, das er doch zum öffentlichen Drucke selbst bestimmet hat. Jedoch wenn wir auch dies übersehen und nur die vorgetragenen Sachen selbst in Betrachtung ziehn; so können wir, da man von uns ein unpartheyisches Urtheil erwartet, nicht leugnen, daß dieses Werk überhaupt die Hofnung nicht befriedigt habe, mit welcher wir es im günstigsten Vorurtheile zur Hand genommen.

Der Verfasser ist ein nachdenkender, forschender Arzt, der sich über die Vorurtheile in seiner Kunst zu erheben sucht, den ein löblicher Eifer treibt, sich nützlich zu machen, und der es gewiß seyn wird, wofern er sich nur bemühen will, sich richtiger und genauer ausdrücken zu lernen. In gegenwärtigen Briefen sind wirklich noch zu viel Beweise einer sehr unbestimmten, flüchtigen und ungründlichen Art zu lehren, als daß man durch ein unbedingtes Lob sie Lesern anpreisen dürfte, die strenge Wahrheit und zuverläßigen Unterricht suchen. Ein jeder wird einsehen, daß wir hierdurch die Verdienste und eignen Einsichten des V. nicht herunter zu setzen suchen. Wir erkennen seine tiefern Einsichten in die physiologischen Wissenschaften, an vielen Stellen, und sehn die deutlichsten Spuren, daß er darüber viel nachgedacht, auch gelesen habe. Allein ob er die Gabe besitze, ein

Lehrbuch zu schreiben, seine Begriffe genau zu bestimmen, seine Sätze wohl einzuschränken, seinen Gedanken den gehörigen Zusammenhang zu geben, ob er Unachtsamkeiten, Widersprüche und kleine Irthümer mit hinlänglicher Sorgfalt beym Schreiben vermeide, und wenn er lehren, neue Aussichten zeigen, Meynungen verwerfen und andre an die Stelle setzen will, dies alles mit derjenigen Behutsamkeit, und abgemessenen Richtigkeit zu thun wisse, worauf der ganze Werth eines Lehrbuchs beruhet; das sind ganz andre Fragen, welche nicht eigentlich die Wissenschaft des Mannes; sondern nur die Kunst des Schriftstellers angehn: und diese letzte ist es, womit wir nicht zufrieden sind. Es ist billig und die Achtung, welche wir dem V. schuldig sind, erfodert es, daß wir unser Urtheil erweisen: allein, wenn wir nicht in eine allzuweitläuftige Kritick gerathen sollen, wozu uns hier der Raum unmöglich gestattet werden kann; so müssen wir die Beweise blos von solchen Stellen hernehmen, wo sie, ohne daß dazu viel Erläuterungen oder vorläufige Betrachtungen nöthig wären, von selbst ins Auge fallen. Sollten wir besonders von den häufigen praktischen Anmerkungen des V. das Unbestimmte, Schwankende, oft nur unter verschwiegnen Bedingungen Wahre, das nicht Zusammenpassende, ja zuweilen sich gänzlich Widersprechende, so auszeichnen, daß es nicht blos vorwurfsweise, sondern mit den Beweisen da stünde, so müßten wir die Stellen der Länge nach anführen und zergliedern: denn es sind hier nicht immer an sich falsche Sätze, sondern solche, die es durch die Art und Weise, wie und in welchem Zusammenhange, und mit welcher Anwendung sie vorgetragen sind, erst werden. *) Von andern Stel-

*) Ein einziges Beyspiel von dergleichen praktischen Anmerkungen, möchte doch wohl nöthig seyn. Wir wählen

Stellen hingegen, worinn sich das Fehlerhafte kurz zeigen läßt, wollen wir, ob sie gleich nicht die wichtigsten sind, nunmehr einige wenige auszeichnen, die wir beym Durchlesen des Widerspruchs fähig gefunden haben.

Fürerst wünschten wir in einem Lehrbuche eine genauere Richtigkeit der allgemeinsten Begriffe, als wir zuweilen hier finden. Herr P. erklärt das mecha-

len die folgende, und lassen den denkenden, arzneygelehrten Leser, (denn für Herrn P. Correspondenten sind freylich solche Stellen sehr unnütz und viel zu hoch,) selbst empfinden und urtheilen, wie unbestimmt sie sey, und wozu sie einen Practicum vom gemeinen Schlage, der Herrn P. Briefe mit einem unvorsichtigen Zutrauen läse, verleiten könnte. Nachdem der V. vorher gesagt hat, daß man in Fiebern sowol zu früh, als zu spät Aderlassen, und die Auflösung des Bluts dadurch unzeitig befördern könne, und daß es ein Vorurtheil sey, nicht später, als in den ersten vier Tagen Blut zu lassen, fährt er S. 243. also fort: „Wenn wir unser Verfahren in Krankheiten, allezeit in die Regeln des „Systems einschränken müßten, und es dem Genie des „Arztes nie erlaubt wäre, sich die Sphäre der Schulen „zu erweitern, was würde alsdann aus so vielen Krankheiten werden? Wie leicht ist nicht die Cur der Blattern, auch bey Kindern, wenn man bisweilen etwas „Blut läßt. Sydenham hat in bösartigen Blattern „und ähnlichen Krankheiten die Aderöfnung mit dem „größten Erfolg verordnet. Botall, ein großer Arzt „des 16. Jahrhunderts, sahe das Aderlassen für die „einzige Hülfe in der Pest an. Und ist wohl eine „Krankheit, wo das Blut mehr aufgelößt ist, als die „Pest? Sydenham hat diese Methode des Botall durch „seinen Beyfall und durch seine großen Curen bestätigt. „Denn auch er brauchte das Aderlassen in der Pest, „als das einzige Mittel — und mit dem größten Erfolg. Sehen Sie, mein liebster Freund! So schwer „ist es, ein großer Arzt zu seyn! u. s. w.„ Wie viele von diesen Zeilen sollten wohl, so wie sie da stehn, ohne Tadel seyn?

nische Leben S. 49. durch den Umlauf der flüßigen Materien durch die Canäle, als worinn das Wesen desselben eigentlich bestehn soll. S. 50. Die Gesundheit überhaupt nennt er die Wirkung eines richtigen Verhältnisses zwischen festen und flüßigen Theilen. S. 182. Man rechnet ja aber billig alles zum mechanischen Leben, was zur Fortdauer des ganzen thierischen Mechanismus erfodert wird, und davon ist offenbar der Umlauf nur ein, obwohl nothwendiger Theil.

S. 125. wundert sich Herr P. wie Stahl alle Bewegungen vom Willen der Seele habe herleiten können, da er hierzu beym Herzschlage und andern Bewegungen seine eigne Empfindung hätte verläugnen müssen. Das wäre dumm genug gewesen. Allein Stahl setzte dabey ein Vermögen der Seele voraus, (voluntas pura) nach welchem sie etwas wollen konnte, ohne sich dessen bewußt zu seyn. Mithin leitete er diese Bewegungen nicht vom Willen der Seele, wie wir ihn nehmen, sondern nur von der Seele her. Aber Herr P. scheint beydes für einerley zu halten und zu glauben, daß die Seele auf keine andre Weise in den Körper wirken könne, als durch den Willen. Denn S. 322. fragt er: „Was regiert das Athemholen bey einem Kinde oder im Schlafe? Auch die „Seele? Wie kann die Seele etwas wollen oder thun, „ohne sich dessen, was sie thut, bewußt zu seyn?„ Wie konnte Herr P. sich so vergessen, diese Frage zu thun? Wer zweifelt wohl, daß die Seele etwas thun könne, ohne sich dessen bewußt zu seyn? Zu dem, wie kann man wohl in Zweifel ziehn, daß die Seele einen Einfluß in die Bewegung des Herzens habe, ob sie gleich durch den Willen keine Herrschaft darüber hat? Verändern nicht alle Leidenschaften die Bewegung des Herzens, und sind wohl die Leidenschaften nicht in der Seele?

Die

Die Reizbarkeit der Muskelfasern nimmt Herr P. so an, daß sie weder eine Folge der Empfindlichkeit, noch eine Wirkung der Nerven seyn könne. S. 128. Gleichwol muß er S. 133. selbst gestehn, daß durch den Einfluß der Lebensgeister, (also durch die Nerven,) die Muskelfasern des Herzens diejenige Lebhaftigkeit erhalten, ohne welche ihre mechanische Stärke viel zu ohnmächtig seyn würde, das Blut fortzutreiben. Es ist uns und vielen höchst wahrscheinlich, daß die eigentliche Reizbarkeit des Herrn von Hallers (nicht seine todte Kraft,) der Muskelfaser durch gar nichts anders eigen sey, als durch die Nerven: und wie kann bey einer wenigstens noch so streitigen Sache, Herr P. sich wundern, daß es noch itzo Schriftsteller giebt, die von der Hallerischen Theorie nichts — erwähnen? S. 133.

S. 167. fragt Herr P. wie das Blut in den Pulsadern und Blutadern wohl verschieden seyn könne, da es in wenig Augenblicken aus jenen frey in diese übergeht? Man möchte dagegen fragen, wie beyderley Blutmaße einerley seyn könne, da sie in den Venen alle die Theile verlohren hat, die die Absonderungen aus ihr herausgezogen haben? Ob der Unterschied darum in die Sinne fallen müsse, wollen wir nicht behaupten.

S. 303. erklärt Hr. P. das erste Einathmen schlechterdings mechanisch, indem die Luft von selbst in die Lunge eindringe, und darinn ausgedehnt werde, wodurch sie und das Zwerchfell niedergedrückt werden sollen. S. 333. Hätte Herr P. daran gedacht, daß der Luft der Ausgang, so wie der Eingang, offen steht, so würde er die Unrichtigkeit dieser Erklärung haben erkennen müssen. Die Luft, die man in einer Blase erwärmt, treibt sie nicht auf, wofern sie nicht zugebunden ist. Es ist allzu offenbar, daß die Kinder

durch Empfindungen, oder durch Reize der Nerven, zu den ersten Bewegungen des Athemholens veranlaßt werden müßten.

Daß, nach S. 326. die Muskeln, welche vom Willen regiert werden, länglicht sind, die aber, welche blos durch den Widerstand des Reizes und der Elasticität bewegt werden, eine runde Richtung haben, ist, wofern wir es nicht etwa unrecht verstehen, wohl schwerlich zu behaupten. Da aber der Verfasser dies bey der Lehre von der Bewegung der Muskeln erst recht erklären will; so werden wir bis dahin unser Urtheil zurückhalten.

Herr P. behauptet S. 405. schlechterdings, daß der Mensch augenblicklich sterbe, so bald die Gemeinschaft des Gehirns mit dem Herzen aufgehoben ist. Die Beobachtung, daß ein Enthaupteter noch die Hände gerungen habe, hält er ohne Umstände für erdichtet, und die unleugbaren Erfahrungen von enthaupteten Thieren, sollen vom Menschen nichts erweisen können, weil ihre Geschlechter von dem menschlichen zu verschieden sind. S. 407. Wenn aber das Herz eines geköpften Hundes noch schlägt, und ein enthauptetes Kalb noch fortgehen kann, wie Fries gesehn hat, so muß entweder aus der Analogie gar nichts geschlossen werden, oder man muß zugeben, daß es mit dem Menschen eben so möglich sey, weil sie beyde in einerley Geschlecht vierfüßiger Thiere gehören, und beyde Herzen und Gehirne von ganz ähnlicher Natur haben.

Daß Bliz, Schreck und Freude durch starke Erschütterungen des Gehirns tödten, S. 450. müßte erst erwiesen werden; denn wenigstens kann der Bliz eben sowol unmittelbare Wirkungen ins Herz haben.

S. 470. hält Herr P. aus einem falschen Grunde, welcher zu viel beweißt, die heftigwirkenden Riechmit-

tel

tel in gefährlichen Anfällen des Schlagflusses nicht allezeit für entbehrlich: „weil hier eine starke Gewalt „nöthig ist, um die Lebensgeister im Gehirne zu stos„sen; indem die Anfänge der Nervencanäle im Ge„hirnmarke gedrückt werden.„ Sie sind gleichwol gemeiniglich beym Schlagflusse schädlich, und Herr Tissot warnt dafür in allen Blutschlagflüssen, wobey doch die Anfänge der Nervencanäle auch gedrückt werden. Hier thut die Theorie mit der Wirkung der Riechmittel in die Lebensgeister und ins Gehirn ein wenig zu bekannt.

S. 473. erwarteten wir nicht mehr zu lesen, daß ein Fieber nichts anders, als eine verstärkte Bewegung des Herzens und der Gefäße wäre, nachdem schon so viel wichtige Einwürfe dagegen gemacht sind, daß das Fieber in einem widernatürlich vermehrten Herz- und Pulsschlage bestünde. So unbestimmt, wie Herr P. sich hier ausdrückt, wäre jede starke Leidenschaft mit einem Fieber verbunden, und alle Tänzer müsten nach ein Paar Sprüngen das Fieber haben, welches doch wider den Redegebrauch ist.

Ebendas. wird allgemein gesagt, die Aerzte verstünden unter einer Entzündung eine Verstopfung des rothen Bluts in den kleinen Pulsädergen. Nein, sie unterscheiden die Entzündung noch sehr von der Verstopfung, die sie veranlaßt, und ausserdem haben Haller und Tissot behauptet, daß die meisten Entzündungen in den Blutadern und im Zellgewebe ihren Sitz haben.

S. 171 - 177. sagt Herr Platner, daß er in der Streitigkeit, ob die Farben von der Brechung der Lichtstrahlen, oder von der Mischung der Körper entstehn, kein Newtonianer sey, und daß man mit dessen Lehre von den Farben allein nicht fortkomme. Es ist doch gleichwol nothwendig, daß die Farbe der

Kör-

Körper ihren Grund in beyden zugleich haben müsse: denn eine anders gemischte Fläche bricht und reflektirt auch die Lichtstrahlen anders. So viel wir wissen, hat Newton dies gelehrt, und wir können nicht zweifeln, daß dies auch Herrn P. Meynung sey, wenn er den Grund der Farben der Körper in ihrer verschiedenen Mischung sucht.

„Auch in der größten Hitze ist die Luft, welche „wir einathmen, kühler als das Blut. S. 222. „Auch in gemäßigten Ländern steigt oft die Hitze der „Atmosphäre weit höher, als die Wärme des Bluts, „ohne daß die Menschen davon umkommen.„ S. 224. Wie der Herr V. zu diesem, und mehrern eben so offenbaren Widersprüchen, und einigen andern Unachtsamkeiten im Style gekommen sey, wissen wir nicht. Z. E. wenn er S. 76. schreibt: „Wenn wir „diesen Gedanken zergliedern wollten, so würde er sich „sehr oft in die Schwäche der kleinsten Blutädergen „auflösen.„ So heißt es auch, S. 131. daß die erste Ursache des Zusammenziehens des Herzens ein im Blute befindlicher Reiz sey. Das Blut giebt dem Herzen den Reiz, aber er ist nicht im Blute. Die Ausdrücke: „dieses Mannes seine Schriften, „S. 166. 444. das Erkenntniß, S. 418. Schläuge, „statt Schläuche S. 429. dreytägigte Fieber, „ S. 467. u. a. sollte man von einem Leipziger Schriftsteller kaum vermuthen. Statt des guten und eingeführten Worts Leim, setzt Herr P. Gluten, und weil ihm Herzohr lächerlich klingt, so nennt ers Aurikel. Es ist übrigens wohl ein Druckfehler, daß durchgängig Rückrad für Rückgrad steht.

Wn.

VII.

Lehrbegriff der gesammten Mathematick von Wencesl. Joh. Gust. Karsten, rc. Der fünfte Theil. Die Hydraulick. Greifsw. Röse, 1770. 784 Oktavs. 8 Kupfert.

Herr K. fängt mit der allgemeinsten theoretischen Untersuchung an, wie sich Wasser durch eine beständig volle Röhre von willkührlicher Gestalt bewegt, er braucht dabey ein Verfahren wie Hr. Eulers Mem. de l'Ac. de Pr. 1752. p. 111. a) Er

a) Bey demselben ist dem Rec. immer ein Umstand dunkel vorgekommen: Man stellt sich das Wasser im Canale durch Ebenen die auf die centrische Linie senkrecht stehen, in Elemente getheilt vor. Jedes solch Element, hat zur Gränze nach der Seite wo das Wasser herfließt, eine gewisse Ebene, eine andere auf der Seite wo das Wasser hinfließt; sie sind in den Figuren die man dazu braucht, mit MN; mn; bezeichnet: die erste Ebene MN. leidet vorwärts, nach der Gegend zu, wo das Wasser hingeht, einen Druck, der ihre Bewegung beschleunigt, er mag P. heissen, die zweyte Gränze, mn. leidet einen Druck rückwärts, indem ihr das nach ihr befindliche Wasser nicht schnell genug ausweichen will, sie also gleichsam aufzuhalten strebt, und so gegen sie druckt. Diesen Druck nehmen H. E. und H. K. für P + dP. an. Den Druck nun den die erwähnte zweyte Gränze vorwärts leidet, P + dP zu nennen, ist ohne Zweifel verstattet. Aber der, den sie rückwärts leidet, scheint nicht allein auf den Druck anzukommen, den die erste Gränze vorwärts leidet, sondern auf das Wasser das sich von der zweyten Gränze nach der Gegend zu befindet, wo es ausfließt. In diesem Wasser nun könnte sich vieles ändern, ohne daß sich der Druck P. auf die Gränze änderte, nachdem man z. E. den Theil der Röhre von der zweyten Gränze an, in dem sich dieses Wasser befindet, aufwärts krümmte, höher hinauf führte, daselbst Wasser zugösse u. s. w. Da also der Druck gegen diese letzte

Er vergleicht dieses nachgehends mit Jacob Bernoullis Hydraulick, und zeigt wie der Begriff des Bernoullischen Strudels entsteht. Bey Hr. Kästners Gedanken, daß man diesen Strudel gar entbehren könne, wenn man plötzliche Aenderungen der Geschwindigkeit zugeben will, wenn man das Gesetz der Stetigkeit nicht für allgemein annimmt, hat Hr. K. das Bedenken, daß doch die Grundformeln der Mechanick sich nur da anwenden lassen, wo die Aenderung der Geschwindigkeit nach dem Gesetze der Stetigkeit erfolgt. b) Mit

setzte Gränze, der dem Drucke P. auf die erste entgegen gesetzt ist, nicht durch P. bestimmt wird, so fragt sich was uns berechtigt, ihn P. + d P. zu nennen? das ist, seine Größe von jenen durch d P. zu unterscheiden, das offenbar eine Funktion von P. seyn muß? Hr. E. konnte in einer akademischeh Abhandlung über diese Schwürigkeit weggehen, aber in einem Lehrbegriffe für Anfänger müßte sie wohl gehoben werden. Hr. Karsten nimmt aber dieses ohne weitere Erläuterung an, ohne einmal so viel Rechenschaft davon zu geben, als Hr. Kästner in seiner Hydrodynamick §. XVI. zu geben gesucht hatte, wo er Hn. Eulers Theorie nur erzählte, nicht zu Grunde legte. Freylich ist die Voraussetzung wohl in dem Falle auf die Hr. E. sie anwendet, richtig angebracht, weil aus ihr eben die Formeln folgen, die man für richtig annimmt; aber das befriediget allenfalls nur den Calculator, nicht den Philosophen, der mehr als rechnen, auch denken will, und hier vielleicht finden wird, daß die Schwürigkeit durch nicht wohl gewählte Ausdrückungen veranlaßt wird, und dadurch, daß man gleich algebraische Formeln macht, ehe man physisch-mathematische Sätze bewiesen hat, gleich die Begriffe mit Zeichen ausdrückt, ehe man die Begriffe selbst recht auseinander gesetzt hat.

b) Das heißt, man kann sich die Aenderung der Geschwindigkeit so vorstellen, und nach solchen Formeln berechnen, aber nicht, man muß es thun. In unzähligen Fällen bleibt das Resultat der Rechnung des Unendlichen einerley, was man auch im unendlichen kleinen für Voraussetzungen angenommen

Mit der Theorie vergleicht Hr. K. nach den Mariottes und Polenis Versuchen, handelt alsdenn von Visirung der Quellen, Gefäßen die sich ausleeren, dem Laufe des Wassers in Flüssen, dem Stosse des Wassers, der seinen Gedanken nach wohl könnte dem Gewichte einer Wassersäule gleich gesetzt werden, deren Höhe, der Geschwindigkeit zugehörte. Hierauf werden die Wasserräder betrachtet, und denn wird die Theorie der Bewegung des Wassers in Gefäßen und Röhren umständlicher ausgeführt, mit Vergleichung von Eulers und Joh. Bernoullis Theorien und Vertheidigung der letztern wider Hr. d'Alembert. Er nimmt aber im 197 §. B. Theorie zu zeigen, eben so was an, wie bey der Eulerischen zum Grunde liegt, und wobey der Recensent in der Anm. a) erinnert, daß es wohl nöthig habe, deutlicher bewiesen zu werden. Wenn man die Kraft berechnet, mit welcher ruhendes schweres Wasser, auf die Fläche der Oefnung des Gefäßes druckt, durch die es ausfliessen kann; und nun sich das Wasser, nicht schwer, blos träg vorstellt; auf dessen Oberfläche aber eine Kraft anbringt, von der vermittelst des blos trägen Wassers, ein gleicher Druck auf die Fläche der Oefnung entstünde: so fließt das blos

men hat. Man findet für eine gegebene Stelle einer krummen Linie, einerley Halbmesser der Krümmung, man mag die Formul brauchen, wo d s, oder die, wo d x, oder die, wo d y unveränderlich gesetzt ist. Also kömmt das Verhalten endlicher Größen nicht auf das Verhalten der unendlich kleinen an, wenn das letztere zuletzt aus der Rechnung weggeht und im Facit nicht zu finden ist. Die unendlich kleinen Größen, sind nur ein Mittel sich die Sache bequem vorzustellen. Jede Geschwindigkeit kann angesehen werden, als wäre sie durch den Fall von einer gewissen Höhe entstanden; abrr muß sie so angesehen werden? Und wäre es gegen jemanden der das letzte leugnete, eine Einwendung zu sagen? sonst lassen sich ja die Formeln auf die sich die galiläische Theorie gründet, nicht anwenden.

blos träge Wasser, vermöge dieses Druckes, eben so aus, wie das schwere Wasser. Hr. Kästner hatte diesen Satz, als eine Wahrheit, an der man nicht leicht zweifeln könnte, angenommen, aber gestanden, so könne er sich davon nicht überzeugen, wie von dem Pythagorischen Lehrsatze. Bey Hr. Karsten ist dieser Satz 201 §. ein Schlußsatz, keine Voraussetzung und so glaubt er die Bernoullische Theorie mit völliger Schärfe erwiesen zu haben. Indessen hat Bernoulli, wo er die ersten Gründe seiner Theorie erklärt, einen solchen Gegendruck des Wassers, das von einer Schicht fortgetrieben wird, auf die zweyte Gränze dieser Schicht nicht betrachtet, am allerwenigsten diesen Druck als etwas angesehen, das sich von dem Drucke, den die erste Gränze dieser Schicht leidet, um ein Differential desselben unterscheide. Dieses ist der eulerischen Theorie eigen, Hr. K. hat also eigentlich nicht, wie Hr. Kästner zu thun gesucht hatte, die Begriffe die bey der Bernoullischen Theorie zum Grunde liegen, ins Licht gesetzt, sondern diese Theorie aus dem Grunde der Eulerischen hergeleitet. c) Den Druck auf den Boden des Gefäßes hatte B. auf eine ungemein verwickelte Art gesucht. Hr. Kästner fand Bernoullis Formel dafür auf einem leichten kurzem Wege, und diese Formel stimmt, wenigstens für den Fall, wenn die Oefnung des Bodens sehr klein ist, mit Hrn. d'Alem-

c) Daß die eulerische Theorie zu eben den Folgerungen führt, wie die bernoulische, ist bekannt. Hr. Kästner hat sich in der Vorrede zu seiner Hydrodynamick zulänglich erklärt, daß er bey Anwendung der Analysis auf die Natur, verlange die ersten Grundsätze in eine philosophische Deutlichkeit zu setzen, nicht, Formeln anzunehmen, aus denen man richtig rechnen kann, ohne sicher zu seyn, ob man Wahrheit gefunden hat. Wolf hat dieses sonst so ausgedrückt: Man müsse wissen, ob man in der hypothesi naturae rechne.

d'Alemberts seiner überein. Hr. Karsten findet eine ganz andere Formel, gesteht aber, daß er in einer so schweren Untersuchung sich irren können, und ihn Hr. Kästners Schlüsse nicht überzeugen, ohne daß er indessen eigentlich angäbe, was ihm darinnen zu mangeln scheint. Die allgemeine Theorie wendet Hr. K. auf hydraulische Maschinen an, sowol solche, die nur zur Belustigung dienen, wie allerley Springbrunnen; als auch nützliche Pumpen, Stangenkünste, Druckwerke, Feuersprützen, wobey er Belidors, Leupolds u. a. Schriften mit Nutzen gebraucht hat. Da man diese Maschinen bisher nur in weitläuftigen und kostbaren Werken hat aufsuchen müssen, und eine der Wahrheit wenigstens nahe Theorie bisher gar wenig auf sie ist angewandt worden, so hat Hr. K. durch diese Arbeit denen, welche die Mathematick zum Gebrauche anwenden wollen, einen sehr wichtigen Dienst geleistet.

M.

VIII.

Georg Wilhelm Stein, der Arzneygel. Doktors, und Hochfürstl. Heßischen Hofmedici, der Arzney, Wundarzney und Entbindungskunst O. O. Lehrers am Collegio Carolino, u[nd] des Collegii Medici zu Cassel Mitglieds, Theoretische Anleitung zur Geburtshülfe. Zum Gebrauche der Zuhörer. Mit Kupfern. Cassel, gedruckt bey Henrich Schmiedt, Hofbuchdrucker, 1770. 8. 175 Seiten.

Die Stiftung des seit 1763. in Cassel angelegten Accouchier- und Findelhauses, worinnen alljährlich 80. bis 100 Geburten vorfallen, hat auch für die Entbindungskunst selbst den wichtigen

Vortheil nach sich gezogen, daß wir uns nunmehr durch Hr. Stein mit einem deutschen Lehrbuche beschenkt sehen, welches den uns zeither bekannten in mancherley Betracht den Vorzug streitig macht. Nirgends hätte die Besorgung dieses herrlichen Instituts in bessere Hände fallen können: denn Hr. St. ist nicht nur von der Natur selbst durch seltene Vorzüge zu der Ausübung der Entbindungskunst gleichsam vor andern ausgezeichnet und bestimmt; sondern er hat auch den Unterricht eines Röderers und Levrets vortreflich zu nutzen, und seine Lieblingswissenschaft durch ein fruchtbares Genie mit mancherley Vortheilen zu bereichern gewußt. Er ist zwar seinen Lehrern in manchen Stücken gefolgt, allein ohne ein knechtischer Nachahmer von ihnen zu seyn: denn schon in diesem ersten Theile finden wir in den Kapiteln von den Kennzeichen der Schwangerschaft, von deren Zeitrechnung, von den Veränderungen der geschwängerten Gebährmutter, von der Theorie der natürlichen Geburt und der darinn zu leistenden Hülfe rc. viel neues, eigenes und meisterliches. Die Grenzen der Entbindungskunst sind genau beobachtet, und hingegen die Krankheiten der Schwangern, Kindbetterinnen und Kinder dahin verwiesen, wohin sie eigentlich gehören. Der ganze Plan unterscheidet sich durch systematische Ordnung und Zusammenhang; der Vortrag durch aphoristische Kürze, Gründlichkeit und Deutlichkeit. Kurz, auch Meister in der Entbindungskunst werden dieses Lehrbuch nicht ohne Nutzen und Vergnügen lesen, und dasselbe seiner ganzen Einrichtung wegen zum Gebrauche bey Vorlesungen ungemein bequem finden.

Welcher Contrast! wenn man des Hr. Steins Buch gegen ein andres Compendium hält, dessen Verfasser vielleicht glaubte, zu einem deutschen Lehrbuche sey weiter nichts nöthig, als eine erbärmliche

Ueber-

Uebersetzung zu liefern, diese hin und wieder mit grossen Flicken ausgeschriebener Vorlesungen auszuschmücken, unter jedes Kapitel einen Wust von übelgewählten Citatis anzuhängen, durch eine Menge eingeschalteter Fragen seine grobe Unwissenheit zu verrathen, alsdann aber, um ihm doch den Schein des neuen zu geben, nur dreiste seinen Namen und Brustbild vorzusetzen, und noch unverschämt genug zu seyn, solches Ungeheuer dem Verfasser des Originals zu widmen. Siehe, ob dies nicht deines Sohnes Rock sey? Eine zweyte eben so fehlerhafte Auflage dieser nicht seynsollenden Uebersetzung zeigt zur Gnüge, wie sehr man noch bisher um ein gutes deutsches Lehrbuch verlegen gewesen, und wie viel Dank man nunmehr dem Hrn. Stein schuldig sey.

Was man sich in diesem Fache von Hr. Stein zu versprechen habe, werden diejenigen schon zum voraus beurtheilen können, welche seine Inaug. Schrift de signorum graviditatis aestimatione, und seine beyden Anschläge de versionis negotio, pro genio partus salubri et noxio; und de mechanismo et praestantia forcipis Levretianae gelesen haben.

Doch, ein Buch, welches andern zum Leitfaden dienen soll, verdient etwas näher beleuchtet zu werden. Die Leser mögen alsdann von des Verf. feinen Beobachtungsgeiste und reifen Einsichten selbst urtheilen.

An dem Steisbeine bemerkt derselbe (§. 22.) eine zweyfache Beweglichkeit, die eine in der Verbindung mit dem heilgen Beine; die andre in Ansehung seiner Wirbelbeine unter sich selbst; an der obern Oefnung des Beckens die ungenannte Linie; in der Beckenhöhle eine eingebildete mittlere Oefnung. In der Ausmessung und Bestimmung der sowol natürlichen als fehlerhaften Verhältnisse aller Theile des Beckens gegeneinander ist der Verfasser genau und sorgfältig, und

widmet daher der Axe oder Centrallinie des Beckens ein eignes Kapitel, worinnen er das verschiedene Verfahren seiner beyden Lehrer, diese Linie zu finden, gegen einander hält, und das Resultat hinzufügt. Aus Gründen erklärt er sich gegen die Meynung, daß die Beckenbeine in der Geburt von einander weichen. Aus der thätigen Kraft der befruchteten Gebährmutter und der Ausdehnung des Eyes erklärt er (§. 111.) das erstere Ansaugen des in ihre Höhle geführten Eyes. In der Folge verhält sich die Gebährmutter mehr leidend, und wird daher von der thätigen Kraft des Eyes ausgedehnt. In der Geburt hingegen kehrt sich das Verhältniß der Kräfte um. Die Ueberschwängerung (superfoetatio), welche der V. von der Ueberbefruchtung (superfoecundatio) richtig unterscheidet, kann nur in einer zweyfachen Gebährmutter statt finden; und da dergleichen Gebährmutter schon an sich eine sehr seltene Erscheinung ist, so muß freylich eine Ueberschwängerung noch seltener seyn. Die Kennzeichen der Schwangerschaft theilet Hr. St. in gewisse (signa physica), und ungewisse (signa rationalia) ein, unter welchen wir jedoch des Rob. Wallace Fieberfrost nach einem fruchtbaren Beyschlafe (febris generans) nicht bemerket finden. Unter den, durch den Angriff zu bestimmenden, Kennzeichen finden wir viel neues und Hrn. St. eigenes: z. B. die Merkmale einer erstern Schwangerschaft, die Verlängerung der hintern Lippe des Muttermundes, und die Verwandelung des Querspaltes in eine Cirkelrunde Form. Doch können wir nicht unangemerkt lassen, daß wir diese Form des Muttermundes auch an einem utero bicorni virgineo beobachtet haben. Auch die für die Zwillingsschwangerschaft angeführten Kennzeichen haben uns gefallen. Die Zeitrechnung der Schwangerschaft bestimmet der V. lieber nach Mondsmonathen, und

schrän-

schränket die gesetzte Zeit auf 10. solcher Monathe, oder 280 Tage ein. Diese Zeit theilt er ferner in 4. besondre Epochen: das Ausbleiben des monathlichen, die Bewegung der Frucht; den fühlbaren Kopf, und die Geburt selbst; und berichtigt nach diesen die Rechnung. §. 202-206. wird die Stufenfolge in der Ausdehnung der Gebährmutter, von oben herunter, aus der verschiedenen Stärke ihrer Theile, mit Zuhülfenehmung einer thätigen Kraft derselben, hergeleitet. Da jedoch die verschiedenen Stufen der Dichtigkeit dieser Theile in die Sinne fallen, so dünkt uns, es ließe sich schon aus dieser Eigenschaft allein ganz natürlich einsehen, warum die lockern Theile, Grund und Körper, zuerst; die festern, Hals und Mund, aber zuletzt, ausgedehnet werden. Einige anatomische Beobachtungen von verhältnißmäßigen Sugillationen in der Gebährmutter scheinen diese unsre Meynung zu begünstigen. Widrigenfalls würde auch §. 365. einen Widerspruch in sich halten. Richtet sich die Stärke nach den Graden der Dicke und Festigkeit, so ist der Mutterhals in der ersten Hälfte der Schwangerschaft dem Grunde derselben an Stärke offenbar überlegen. Die Veränderung des Mutterhalses zieht aus mechanischen Ursachen auch eine Veränderung der Mutterscheide nach sich, die wir nach dem §. 218. gerne mit angeführt gesehen hätten: denn sie dehnt sich nach oben in ein breites Gewölbe aus.

In der Lehre von den Häuten des Eyes bemerken wir mit Vergnügen eine Beschreibung der membranae uteri caducae Hunteri oder filamentosae Roedereri, die Hr. St. gern nach ihrem Erfinder die Huntersche Membran, oder auch das Aderhäutlein nennet. Sie besteht aus einem Zellgewebe, welches die aus der Gebährmutter kommenden Gefäße unterstützt und nach dem ganzen Umfange des Eyes beglei-

tet; vornemlich aber die beträchtlichen Blutgefäße, welche schon Noortwyk sah. Daß aber der Mutterkuchen selbst (§. 226.) nichts anders, als eine mehr verstärkte Stelle jener zottigten Membran sey, darinnen gehen wir aus anatomischen Gründen von dem V. ab.

Sehr artig leitet Hr. St. gewisse Mißfälle und sogenannte Mondkinder von Fehlern und Krankheiten der Hunterschen Membran her, und verbreitet dadurch §. 228. u. s. w. über diese dunkle Lehre ein ganz neues Licht. Wir haben diese Meynung durch viele merkwürdige Abgänge, in welchen die Huntersche Membran, bald als eine verdickte feste Hülse, das Ey und dessen besondern Mutterkuchen in sich schloß; bald in ein fleischigtes Gewächs ausgeartet war, mehrmalen bestätigt gesehen. Ungerne möchten wir dem Schafhäutlein alle Gefäße absprechen, ob sie gleich, wie im Weissen des Auges, nicht sichtbar sind. Mit ungleich mehrerem Grunde hätten die Alten den Mutterkuchen die physiologische Lunge der Frucht nennen können, als hepar uterinum (§. 239.)

In dem §. 246. erklärt sich Hr. St. in Ansehung der Verbindung des Mutterkuchens mit der Gebährmutter und der Gemeinschaft beyderseitiger Gefäße, für des Röderers Hypothese, welcher aber freylich, alles angewandten rühmlichen Fleises ungeachtet, doch nie das zufällige Glück, die eigentliche Gemeinschaft der Gefäße zu sehen, genossen hatte, und deswegen auch die Richtigkeit der Noortwykischen Beobachtung beständig in Zweifel zog. Seit dem aber ist dieses Glück dem Hrn. Hunter und andern, und vor einigen Jahren auch dem Recensenten, zu Theile geworden. Es gehen würklich eine Menge Blutgefäße von beyderley Art, deren Durchschnitt im lichten bisweilen 3 Linien hält, unter Begleitung des Hunterschen

Zell-

Zellgewebes, durch die Einschnitte auf der äussern Oberfläche des Mutterkuchens, welche man sich folglich nicht so eigentlich als ausgehöhlt denken darf, tief in dessen Substanz hinein, und ergiessen sich in beträchtliche sinus und receptacula, welche durch den ganzen Mutterkuchen, in den Zwischenräumen der labulorum, vertheilt sind, und unter einander Gemeinschaft haben; dergestalt, daß man sie, wenn sie leer sind, aufblasen und dadurch den ganzen Mutterkuchen erheben kann. Zur Befestigung haben diese sinus einen ähnlichen (nur viel feinern) Bau mit den Höhlen des Herzens, und man entdecket an ihren Wänden eine Menge sehr feiner Oefnungen. Sehr wahrscheinlich saugen die äussersten Enden der Mutterkuchengefäße aus diesen Bluthbehaltern durch eine Art Secretion das feinste in sich. Rob. Wallace hat in seinem new system of midwifry ähnliche Beobachtungen. Doch werden diese Blutbehalter von vielen noch fälschlich mit dem eigenen Zellgewebe des Mutterkuchens verwechselt. Die Ursache, warum diese aus der Gebährmutter in den Mutterkuchen übergehenden Gefäße so selten zu sehen und so schwer zu finden sind, besteht in der, bey Absonderung der Nachgeburt doch so nöthigen, ausnehmenden Feinigkeit und Durchsichtigkeit ihrer Häute, die man deswegen mit Recht tunicas arachnoideas nennen könnte. Daher lassen sie sich, so lange sie voll sind, von dem geronnenen Geblüte schwerlich unterscheiden, durch Einspritzungen leicht zerreissen, und, nebst den Höhlen des Mutterkuchens, in welche sie sich ergiessen, noch am besten bey verbluteten Gebährerinnen durch das Aufblasen sichtbar machen. Aus der Zerreissung dieser Gefäße bey Ablösung des Mutterkuchens läßt sich nunmehr der beträchtliche Blutfluß nach der Geburt rc. viel leichter einsehen, der nach der Rödererschen Hy-

pothese (nach welcher die äussersten Enden der Mutterkuchen-Gefäße sich als feine Wurzeln in die Gefäße der Gebährmutter, oder als die Milchgefäße in die Gedärme, einsenken sollen) ohne Zerreissung der Wände der Muttergefäße noch immer ein Räthsel seyn würde. Unsre Leser werden uns hoffentlich diese Ausschweifung gerne verzeihen.

Die Beziehung, welche der verschiedene Sitz des Mutterkuchens in der Gebährmutter auf dessen verschiedene Figur, Einsenkung der Nabelschnur, den Sprung der Häute, und auf die mancherley schiefen Lagen der Gebährmutter hat, sezt Hr. St. im §. 248. und folgenden, sehr geschickt und gründlich aus einander. Bey Gelegenheit des Mutterkuchens hätten wir von einem so feinem Beobachter §. 243. gerne noch mit angemerkt gesehen, daß die ganze Substanz des Mutterkuchens mit der Nabelschnur nach einerley Regel gebauet sey. Denn immer durchbohren eine Pulsader und Blutader von verhältnißmäßiger Größe das Lederhäutlein zugleich, werden auf dessen äussern Oberfläche mit einer gemeinschaftlichen Scheide in einen Stamm verbunden, spielen in dieser Scheide so frey, als die Blutgefäße der Nabelschnur, und scheinen folglich durch alle fernere Abtheilungen in Aeste eben so viel kleine ästige Nabelschnüre zu seyn. Daher findet man in jedem abgeschnittenem Stamme oder Aste dieser Bäumgen ordentlicher Weise zwey, selten auch wohl drey, Oefnungen durchschnittener Blutgefäße, auf ähnliche Art, wie im Durchschnitte der Nabelschnur. Bey Zwillingen sind die beyden Mutterkuchen entweder einander nahe, und in einander verwachsen, oder von einander entfernt: im erstern Falle ist das Aderhäutlein beyden Eyern gemein; im leztern hat jedes Ey sein eignes. Zweyleibige Mißgeburten, welche eigentlich nur ein ganzes (indivi-

dividuum) ausmachen, und den Namen zusammen gewachsener Zwillinge kaum verdienen, haben nur einfache Häute; aber, nach Beschaffenheit des doppelten oder gemeinschaftlichen Nabels, findet man entweder zwey besondre Nabelschnüre, oder nur eine einfache aus einer doppelten Anzahl Gefäßen, die sich demnächst nach beyden Lebern und Becken vertheilen. Eine Gabelförmige Nabelschnur ist selten; wir dürfen noch hinzusetzen: eben so selten ist ein kleiner Nebenmutterkuchen (placenta succenturiata); und die Einpflanzung der Nabelschnur in die bloßen Häute, in einiger Entfernung von dem Mutterkuchen selbst. Die Entstehungsart würklicher Knoten in der Nabelschnur, und ihre Umschlingung um die Glieder des Kindes sind allerdings Folgen der Bewegung des Kindes. Eine übermäßige Länge der Nabelschnur kann auch noch einen Vorfall derselben in der Geburt (funiculus praevius) veranlassen.

Das Schaafwasser wird §. 285. u. f. von dem wilden Wasser sorgfältig unterschieden. Zu den Vermehrungswegen des Schaafwassers wären doch wohl die Brüste des Kindes mit zu rechnen, in welchen offenbar eine Absonderung, und vermuthlich auch Aussonderung, einer milchigten Feuchtigkeit statt findet: und dann würde sich der Ursprung der käsigten Materie, welche sich in dem Kindeswasser und hin und wieder auf des Kindes Haut befindet, leicht erklären lassen. Hr. St. behauptet, daß so wenig das Schaafhäutlein, als die Gebährmutter selbst, von der, zur Entwickelung der Frucht einmal hergegebenen, Feuchtigkeiten etwas wieder einsauge. Bey dem Nutzen des Schaafwassers verdiente der Vernis, welcher sich vermuthlich als ein Bodensatz aus dem Schaafwasser absondert, die Frucht zu überziehen und gegen die Maceration zu schützen, noch eine Stelle.

In der Lehre von der Entwickelung der Frucht fehlt es uns noch sehr an Beobachtungen. Der Recensent besitzt ein menschliches noch geschlossenes, rund herum zottelisches Ey von 14 Tagen, einer mäßigen Haselnuß groß. In der erstern sichtbaren Anlage der Frucht (carina) ist noch nichts weiter, als Gehirn, Rückmark und Herz zu unterscheiden: nach und nach aber bilden sich immer mehr Bläßgen oder Knöpfgen, und aus diesen neue Theile. Je jünger die Frucht; desto kürzer ist die Nabelschnur: und wir haben sie, wenn schon die erste Anlage der äussern Glieder sichtbar und die ganze Frucht schon 4. bis 6 Linien und länger war, doch nur erst ½ oder ganze Linie lang gesehen. Die Geschlechtstheile werden zuletzt entwickelt, und öfters unterscheidet sich die weit hervorragende Clitoris blos durch den darunter befindlichen Spalt vom männlichen Gliede.

Hr. St. nimmt §. 305. u. f. eine ursprünglich bestimmte Lage der Frucht, mit dem Kopfe nach oben, an, die sich entweder allmählig, oder selten jählings, in die natürliche Geburtslage verwandeln soll. Uns dünkt die ursprünglich unbestimmte Lage, mit dem Kopfe mehr oder weniger nach unten, wahrscheinlicher, und den Beobachtungen gemäßer. Denn zuförderst ist die ursprünglich kurze Nabelschnur der aufrecht sitzenden Lage der Frucht durchaus entgegen; hiernächst ist die Nabelschnur, an welcher die Frucht hängt, so niedrig am Körper eingepflanzt, daß die obern Theile nothwendig das Uebergewicht haben und herunter sinken müssen; und endlich haben wir in unzerstört abgegangenen Eyern, deren bestimmte Lage in der Gebährmutter wir aus untrüglichen Kennzeichen wußten, die Frucht allemal mit dem Kopfe schräge nach unten in ihrem Schaafwasser hängen gesehen.

In den Ausmessungen und in Bestimmung der Verhältnisse des Kopfs ist Hr. St. pünktlich und genau: ob aber der Kopf nicht nach Smellies Meynung oft dergestalt in die obere Oefnung des Beckens eintrete, daß die großen Durchmesser des Kopfs und Beckens einander entsprechen; im Durchgange aber aus mechanischen Ursachen sich allmählig dergestalt richte, daß in der untern Oefnung ein gleiches erfolge, lassen wir unentschieden. Mehrmalen hat der Recensent sogar diese Richtung des Kopfs, aus der seitwärtigen Lage in die natürliche, als eine mechanische Tugend an der Levretischen Zange, mit Vergnügen beobachtet. In der Eintheilung der Geburt unterscheidet Hr. St. den so genannten Abortus von der unzeitigen Geburt. An dem Blätgen oder der Fontanell des Kindes (§. 339.) nimmt der V. noch einen Pulsschlag als ein Lebenszeichen an. Im §. 342. sagt er sehr schön: „In der That kommt es heutiges „Tages — — so sehr nicht mehr auf die Gewißheit „der Kennzeichen von dem Tode oder Leben des Kin„des an: denn ein gewissenhafter und geschickter Ge„burtshelfer soll, auch sogar mit einem todten Kinde, „nur selten anders, als mit einem lebendigen verfah„ren.„ Auch die Lungenprobe kann nach §. 346. über die Frage, ob ein Kind noch nach der Geburt gelebet habe? nichts entscheiden; weil es öfters nur noch ein Pflanzenleben ist, welches jedoch oft mit leichter Mühe in das animalische Leben hätte erhöhet werden können. Wie viel solche Kinder mögen nicht noch aus Mangel dieser Hülfe umkommen! Von dem Leben des Kindes in und ausserhalb der Mutter hat Hr. Stein ein eigenes Kapitel, welches in gedrängter Kürze sehr viel gutes enthält. Jenes nennet er Pflanzenleben, und zeigt, wie der Uebergang in das thierische Leben bey Schwachgebohrnen, durch Herstellung

des Respirationsgeschäftes und freyen Umlauf des Geblüts, befördert werden müsse. Das ganze Kunststück läuft darauf hinaus, daß man die noch übrige schwache Reitzbarkeit wieder auflebe: und weil diese im Unterleibe und Gedärmen oft am längsten dauert, so scheint uns die Auflebung des Unterleibes durch Tobacksrauch-Clystiere und rollende Bewegung zwischen warmen Händen vorzügliche Aufmerksamkeit zu verdienen. Oft ist das äusserliche Reiben mit Brandwein oder starken Weine von besondern Nutzen. Ein gar zu warmes Bad erregt gern hinter her ein Fieber, woran die aufgelebten Kinder wieder sterben können. Die durch den Mund eingeblasene Luft kommt nicht in die Lunge, sondern in den Magen, und muß wechselsweise durch Rollen des Unterleibes wieder heraus geschaffet werden. Diese Wechselsweise Bemühung trägt sehr viel bey, das Zwergfell in Bewegung zu bringen. Man muß übrigens das Kind so viel möglich in einer aufrechten Lage halten, um das erstere Odemhohlen auch dadurch möglichst zu erleichtern. So oft man Triebe zur Respiration wahrnimmt, hält man mit den Bewegungen so lange ein. Unter den äusserlichen Reitzungsmitteln verdient das Herausziehen des Schleims aus dem Schlunde und ein vorsichtiger Reitz des Schlundes selbst, vermittelst eines eingebrachten Fingers, die erste Stelle: denn insgemein fangen die Theile, von der untern Kinnlade an, von oben herunter, in eben der Stufenfolge an aufzuleben, wie sie umgekehrt bey sterbenden zu leben aufhören. Oft hebt sich die Brust drey und mehrmal vergeblich, bis endlich so viel Rippen aufgelebet sind, daß Luft in die Lunge eindringen kann. Je kürzer nach und nach die Zwischenräume der Odemzüge werden, destomehr steigt die Hofnung. Der Geburtshelfer muß jedoch seine Bemühungen geduldig fortsetzen, bis

das

das Odemhohlen nicht mehr unterbrochen wird, und das Kind wirklich schreyet. Bisweilen kostet die Auflebung eines solchen Kindes mehr Mühe und Zeit, als dessen Geburt selbst. Unter den mißlichsten Merkmalen (§. 359.) scheint dem Hr. V. das allermißlichste, ein aus der Nase und Mund dringender röthlicher Schaum, entwischt zu seyn: denn bey allen übrigen Kennzeichen hat man doch noch Hofnung.

Die in dem vierten Kapitel vorgetragenen Grundgesetze des natürlichen Vorganges der Geburt sind uns überaus wichtig vorgekommen: wir können ihnen aber hier nicht folgen. Er erwähnt darinnen der beyden Verblutungsarten nach der Geburt, und der erst nach dem Ableben der Mutter erfolgenden Geburt, und zieht diese Erscheinungen auf die nehmlichen Gesetze. In dem fünften Kapitel von den Ursachen des natürlichen Geschäftes der Geburt gedenkt der V. auch der durch die Kunst hervorgebrachten Wehen und bestimmet ihre Gesetze. Im folgenden Kapitel theilt Hr. St. die Wehen in viererley Gattungen, welchen eben so viel verschiedene auf einander folgende Geburtszeiten (Stadia) entsprechen. Im §. 437. beschreibt der V. einen von ihm erfundenen Wassersprenger, welcher in einem silbernen Fingerringe mit einer kleinen hervorragenden Spitze besteht, und freylich sicherer, als andre dahin gehörige Werkzeuge zu gebrauchen ist. Das achte Kapitel von der Lage der Kreissenden, enthält wieder Meisterzüge, die aber keines Auszugs fähig sind. In der, Kreissenden bey einer natürlichen Geburt zu leistenden, Hülfe sieht der V. vornemlich auf zwey Dinge, auf die Beförderung der Geburt, und auf die Schonung der Theile. Er eifert gegen den Handgrif, wodurch Hebammen und Geburtshelfer den Damm (perinaeum) über den einschneidenden Kopf zurück zu schieben pflegen,

weil dadurch der Damm um so mehr der Zerreissung ausgesetzt wird; und daher zeigt er Handleistungen von besserer Art, wodurch der Damm vom Drucke befreyet und der Kopf viel sicherer ausgehoben wird. Dem Smellie und Plenk giebt er bey dieser Gelegenheit ihr gebührendes Lob. Sehr heilsam finden wir den Rath (§. 482.) in manchen Fällen den allzugeschwinden Durchgang des Kopfs zu verzögern und die letztere Geburtszeit zu verlängern. Unter dem Levretschen Kopfzieher verstehet Hr. St. die von ihm selbst beschriebene, und vermittelst einer schönen Zeichnung mit der Smelliesчen verglichene Zange. Den Roonhuysischen Hebel findet er von so ausgebreitetem Nutzen, daß er so gar wünscht, Hebammen möchten auch bey natürlichen Geburten davon gehörigen Gebrauch zu machen wissen. In Ermangelung dieses Werkzeugs läßt sich jedoch der Kopf durch ein oder zwey in den Hintern der Gebährenden gebrachte Finger vollends heraus heben.

Im Zwillingsfalle hält Hr. St. die Unterbindung des mütterlichen Theils der Nabelschnur des erstgebohrnen Kindes für wesentlich nöthig. Auch zeigt er, wie man sich bey der Unterbindung des kindlichen Theils in denjenigen Fällen zu verhalten habe, wo man nöthig findet, etwas Blut aus der Nabelschnur fliessen zu lassen. Ueberhaupt scheint dem V., einige seltene Fälle ausgenommen, die Unterbindung des kindlichen Theils der Nabelschnur nicht wesentlich nöthig; wenn man nur nicht zu früh und zu kurz abschneidet. Er will die Nachgeburt mehr durch die Natur ausgetrieben, als durch die Kunst voreilig herausgezogen; und dabey schlechterdings (§. 511. 12.) den gewissen von der Natur bezeichneten, günstigen und sichern Zeitpunkt beobachtet wissen. Bey der Herausziehung selbst beobachtet Hr. St. Handgriffe

und Vorsichtsregeln, welche werth wären, von allen, die der Entbindungskunst obliegen, wohl beherziget zu werden. Die §. 527. beschriebene gefährliche Mutterverblutung rühret oftmals blos von dem Mangel der Zusammenziehung der Gebährmutter, aus innerlichen Ursachen, her; daher man diese auf das schleunigste durch öfters aufgelegte, in kaltes Wasser oder Eßig getauchte, Tücher wieder herstellen muß. Sobald sich durch kleine Wehen die Zusammenziehungskraft der Gebährmutter wieder äussert, ist die drohende Gefahr insgemein gehoben. Das Abschälen der Nachgeburt findet der V. nur selten nöthig, und höchstens nur geschickten Hebammen zu erlauben.

In der natürlichen Zwillingsgeburt leitet der V. die Regeln für den Geburtshelfer aus den natürlichen Gesetzen einer wiederholten einfachen Geburt her, unterbindet auch den mütterlichen Theil des erstern Nabelstranges, und zeigt, daß die Häute der Nachgeburt sich nicht wie im einfachen Falle überschlagen und zuletzt gebohren werden. Die Abhandlung der ganz widernatürlichen oder vermischten Zwillingsgeburten verspahrt er in die praktische Anweisung zur Geburtshülfe, wozu er uns baldige Hofnung macht, und der wir, von der meisterhaften Geschicklichkeit und wohlgenutzten Erfahrung des Hrn. St. überzeugt, mit Begierde entgegen sehen.

Den Beschluß des erstern Theils machen 3. K. T. und deren Erklärung; worinnen aber Hr. St. nicht eine Zurüstung von Kreißbetten und Hebammenstühlen aus der väterlichen Verlassenschaft; sondern solche Vorstellungen liefert, wodurch man sich die zu einer gründlichen Theorie der Schwangerschaft und Geburt gehörigen Veränderungen der Theile sinnlich und faßlich machen kann. Verschiedene Kupfer sind aus des Levrets Art des accouchemens entlehnet. Freylich

läßt

läßt sich in dergleichen idealischen Zeichnungen, ohngeachtet sie beym Unterrichte von großem Nutzen sind, die Natur nicht so genau erreichen.

Aus wahrer Achtung gegen einen so würdigen Verfasser haben wir uns so lange bey dessen vortreflichen Buche aufgehalten: und wir betheuern, daß wir die hin und wieder eingestreuete Erinnerung aus keiner andern Absicht beygefüget haben, als um H. Stein dadurch aufzumuntern, daß er fortfahren möge, einem so gemeinnützigen Werke alle Vollkommenheit zu geben, deren es fähig ist. Wie sehr würde es uns freuen, wenn ein Mann, wie Hr. Stein, den Entschluß faßte, uns demnächst auch eine Gelehrtengeschichte seiner Lieblingswissenschaft und der dahin gehörigen Erfindungen und Werkzeuge; und, — warum sollten wir nicht noch einen Wunsch wagen? — — auch ein Bändgen eigner Beobachtungen, sowol ins Große und Allgemeine, als von besondern einzelnen Fällen, mitzutheilen; wozu wir ihm aufrichtigst Zeit und Kräfte wünschen.

IX.

D. Carl Friedrich Bahrdts Briefe über die systematische Theologie zur Beförderung der Toleranz. Erste Sammlung. Erfurt in der Grießbachischen Buchhandlung, 1770. 6 Bogen in 8.

Eben desselben Sendschreiben an alle deutsche Gottesgelehrte. Erfurt, bey Grießbach, 1770. 1½ Bogen in 8.

Daß ein kurzes Religionssystem, welches blos die ausdrücklich in der Schrift enthaltene (jedermann zur Seligkeit nothwendige) Lehrsätze in einem simpeln und faßlichen Vortrage zusammenfaßte,

faßte, zur Toleranz sehr beförderlich seyn würde, (wenn es unter den Christen allgemein eingeführt wäre): daß die Absonderung der zufälligen Lehrsätze, welche nicht ausdrücklich in der Schrift enthalten sind, (oder erst durch eine mühsame Vergleichung, oder durch eine Reihe von Schlüssen daraus hergeleitet werden können,) die Religion den Angriffen ihrer Feinde weniger blosstellen; und den Gelehrten eine freyere Untersuchung verstatten würde: daß die Vermischung von beyden das Christenthum für den Ungelehrten so weitläuftig und so schwer gemacht habe, daß er es nicht genung capiren (fassen) kann, und also es nur höchstens seinem Gedächtnisse einprägt, mechanisch glaubt, und ohne eigne Ueberzeugung es nachspricht: das ist sehr wahr. Wer selbst hierüber nachgedacht hat, wird dem Verf. nicht widersprechen: und wer die Christenwelt kennt, der wird es aus der Erfahrung wissen, daß die meisten, die ihren Glauben nur einiger maßen prüfen, oder zu prüfen meynen, sich selbst ein solch kürzeres Glaubenssystem machen; daraus sie das weglassen, was ihnen nicht faßlich oder zweifelhaft ist, und es als minder wichtig der Entscheidung der Gottesgelehrten überlassen. Diese aber merken es nicht, oder wollen es nicht merken; daß die verständigen Layen bereits ihre Parthie genommen haben, und auf die feyerliche und heftige Art, mit welcher viel Theologen menschliche Erläuterungen, Muthmaßungen, Spitzfündigkeiten, Wahrscheinlichkeiten, oder gar Irthümer zur Würde der Religionslehren zu erheben trachten, mitleidig herabsehen, und den ganzen Troß ihrer Argumente der Untersuchung nicht werth achten. Freylich werden sie oft auch gleichgültig gegen Sätze, die ihnen nicht gleichgültig seyn sollten; aber das kann natürlicher Weise nicht anders seyn, so lange ihnen die Theologen in der Aus-

wahl der wichtigen und minderwichtigen Lehren der Kirche nicht zu Hülfe kommen.

H. Bahrdt will mit Ernst den Anfang machen, diese Hülfe zu leisten. Er fordert alle Gottesgelehrten auf, zur Bearbeitung eines solchen Systems geschäftig zu seyn; in welchem alle Lehrsätze, die jemals in der christlichen Kirche geglaubt und angenommen worden, verzeichnet wären: so daß diejenigen, welche aus der Vernunft, oder Offenbarung unwidersprechlich sind, einen reellen Einfluß auf die Tugend und Beruhigung des Menschen haben, und für den gemeinsten Verstand faßlich sind, zum allgemeinen Religionsunterricht ausgesondert; die übrigen aber, als solche die nur zufällig, und der Einsicht der Gelehrten ganz zu überlassen sind, allein gestellet würden S. 49. 50. Aber alle? sollten die wohl über ein solches Werk einig werden? würde das nicht eine ewige Materie zu Schriften und Gegenschriften, nicht erst eine recht heisse Veranlassung zu Zank und Streit, zur Rechthaberey und zur gegenseitigen Verketzerung werden? — Der Verf. glaubt zwar, diesen Schwierigkeiten zu entgehn; indem er vorschlägt, daß sie ihm ihre Gedanken in Privatbriefen mittheilen, und sein herausgekommenes biblisches System, wovon er nächstens eine neue Ausgabe verspricht, zum Grunde legen sollen: und er gelobet ihnen zu dem Ende aufs feyerlichste ehrliche Verschwiegenheit. Aus diesen ihren Briefen, will er die Meynungen excerpiren, die streitigen Punkte von denen die es unter ihnen nicht sind, absondern, ein allgemeines Resultat aus allen niederschreiben, die Gründe der streitigen Punkte in Ordnung bringen, seine Gedanken und Gegenvorstellungen damit verbinden; kurz die Materialien so concentriren, daß er deutlichen Bericht davon erstatten, allgemeine Beobachtungen darüber anstellen, und sie

durch

durch seine Beantwortung mit den feinsten Entstehungsarten der menschlichen Grundsätze und Vorurtheilen bekannt machen kann. Und das alles will er der Welt in der Folge gegenwärtiger Briefe vorlegen.

Dieser Vorschlag des Verf. zeuget zwar von seinem lobenswürdigen Eyfer für die Beförderung einer so nützlichen Unternehmung; aber die Schwierigkeiten der Ausführung scheint er nicht ganz erwogen zu haben. Wir wollen nur einige anzeigen, die uns beyfallen. Wird man, wenn man auch seiner Verschwiegenheit trauet, nicht das Geschlecht der Anekdotenträger fürchten, die allenthalben umher summen, und aus Eitelkeit oder Bosheit sich eine Freude daraus machen, der Welt es zu sagen: so denkt dieser und der? Werden viel Gelehrte ihre Schooßmeynungen dem willkührlichen Gebrauch, den Einsichten und der Privatfassung eines einzigen überlassen? Werden sie, die so eyfersüchtig an ihre behaupteten Sätze zu halten pflegen, nicht bald an seinem excerpiren, concentriren, beobachten u. s. w. viel auszusetzen finden? Werden sie nicht für seine Bekanntmachung mit den feinsten Entstehungsarten danken; sie wenigstens hier zum Zweck ganz unnöthig finden? Können es viele vertragen, unter einem Haupte zu stehen, das ihre Gedanken beurtheilen, berichtigen will, und auch bald dahin kommen würde, — denn wer kennet nicht die Lüsternheit des menschlichen Herzens? — sie zu belehren? Und wo würde alsdenn bey allen guten Vorsätzen des V. des Schreibens und Gegenschreibens, des Erläuterns, Bestimmens, Streitens, Aussöhnens u. s. w. ein Ende seyn; zumal wenn die Briefe selbst, wie es hier an einigen zu sehen ist, mit vielen Complimenten und schönseynsollenden Gesinnungen ausgeputzt wären? Wäre dies der Fall, so möchte

das Publikum der Vorübungen zu einem friedlichen Religionssystem bald müde werden. Indessen ist uns doch an Ausführung der Sache so viel gelegen, daß wir uns freuen werden, wenn dieser und ähnlicher Zweifel ohngeachtet der Vorschlag durchgeht.

Wir wollten aber doch dem Verf. aufrichtig rathen, lieber selbst ein solch Religionssystem zu sammlen, ohne die weitaussehende Hülfe aller seiner Mitbrüder abzuwarten. Er scheint in einer Lage zu seyn, wo er es thun kann; er hat Muth dazu, und ohne einige Zuversichtlichkeit hat man vielleicht nicht Muth genung dazu; er besitzt viel von der dazu erforderlichen Geschicklichkeit; er äussert einen bescheidenen und beugsamen Charakter, der gegen mancherley Urtheile nicht spröde seyn, sondern sich das Gute zu Nutze machen würde; und die wahre Achtung, die der Lohn einer solchen Arbeit wäre, könnte ihn über alle darüber ausfallende empfindliche Urtheile trösten. Freylich würde sein Werk nicht gleich vollkommen seyn; aber es durch richtigen und unrichtigen Tadel eher werden, als man dessen Vollendung von einem allgemeinen Concilio erwarten könnte: freylich würde es durch gute und böse Gerüchte gehen; das möchte dem Verf. verdrießlich aber dem Werk nicht schädlich seyn: vielleicht träfe er selbst nicht rechte Form und Maaß in der Sache; aber er würde es veranlassen, daß sie andere treffen könnten: den Anfang in einer so wichtigen Angelegenheit gemacht zu haben, ist immer des Beyfalls der rechtschaffenen würdig.

Eins würden wir in diesem Falle noch freundschaftlich bitten; dieses Geschäft nemlich so simpel, zweckmäßig und ernsthaft zu behandeln, als es nur möglich ist. Viel Beobachtungen und Anmerkungen, daran der Verf. so reich ist, gehören nicht zur Sache; ein süßer und schöner oder artiger Ton ist

ihrer

ihrer Würde nicht gemäß; die selbstgefällige Art, womit man es erwähnt, was man alles feines denkt und sagen will, und die Heiterkeit, womit man Lob und Tadel seiner eigenen Person drucken läßt, kann der Welt nicht interessant seyn. Das verständige Publikum will die Sache wissen, nicht über die Person unterrichtet seyn: und der Gegner ergreift solche Blößen zum Nachtheil der Sache. Exempel hievon liegen vor Augen. Ob der Lästerer Simei sich wider Ihro Hochwürden aufgemacht, oder ein lieber Jonathan ihn in Schutz genommen habe; das mag sich der Leser, der nach dem neuen Plan des Religionssystems begierig ist, nicht gern zu seinem Zeitvertreib erzählen lassen.

Den fünften Brief in dieser Sammlung hat der Verleger unter dem Titel eines Sendschreibens noch besonders abdrucken lassen.

R.

X.

J. B. Basedows Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker. Altona und in der Cramerschen Handlung in Bremen. Erster Theil, 1770. 560 Seiten. Zweyten Theils erstes Stück, 112 S. gr. 8.

Wir können nicht daran zweifeln, daß dieses Werk unsern Lesern aus vorläufigen Nachrichten, Beurtheilungen und eigenem Gebrauche nicht schon ziemlich bekannt seyn sollte; um so viel weniger, da wir wissen, daß von dem ersten Theile bereits eine neue Auflage nöthig ist. Wir werden daher nur hauptsächlich dasjenige bemerken, was

nach unserem Urtheile, den Werth desselben bestimmen kann. Die Absicht des V. bey diesem Buche ist theils die Theorie seiner Erziehungsanstalten ausführlich vor Augen zu legen und zu rechtfertigen, theils genauere Anweisung zu geben, wie man die Hülfsmittel, die er der Erziehung zu verschaffen bemüht ist, gebrauchen müsse. Er erklärt daher in den ersten Abschnitten des ersten Theiles sein ganzes Vorhaben nochmals, nebst seinen Begriffen von einem Elementarbuche, und dem Verhältnisse weltlicher Schulen gegen die Kirche. Dann kömmt er zu bestimmtern Regeln und Vorschlägen, handelt von der Erziehung der Prinzen, von der Erziehung in gesitteten Ständen überhaupt, von dem Unterrichte überhaupt, und in Sprachen besonders, von der Erziehung der Töchter, von der Religion der Jugend, von der Encyclopädie zum Unterrichte und für Leser. Die Forderungen des V. wegen eines besondern Collegiums, so über die Sitten, Schulanstalten und Erziehung die Aufsicht haben solle, sind aus der Vorstellung an Menschenfreunde meist schon bekannt. Was auch dagegen gesagt worden ist, (und wir glauben selbst, daß der Tadel der itzigen Sitten und Schulanstalten hie und da, z. B. S. 98. 99. mehr gemäßiget werden konnte, und daß die Quellen einiger Uebel tiefer liegen, als daß sie durch die Aufsicht eines Collegiums gänzlich gehoben werden würden,) so dünket uns doch unleugbar, daß der V. viele wahre Mißbräuche rüge, deren Abschaffung rechtschaffene nicht anders als wünschen können, und daß die vorgeschlagenen Mittel zur Erfüllung dieser Wünsche ein vieles beytragen müßten. Auf einer neuen Seite zeigt sich der V. in dem Versuche eines Beytrages zu einem Plane der Erziehung und des Unterrichtes der Prinzen, welcher mit einer Anrede an des Erbprinzen von Braunschweig Hochf.

Hochf. Durchl. als einen der höchsten Beförderer des Elementarwerkes sich schliesset. Der darinne vorkommende Vorschlag einer Landesgeschichte im Mspte für den künftigen Regenten ist zu sonderbar und zu gedankenreich, als daß wir ihn hier vorbeygehen könnten. Dies Mspt sollte, nach einem vorangeschickten chronologischen Skelete folgende Hauptstücke enthalten, 1) Geschichte der merkwürdigen Landesrevolutionen. 2) Geschichte der nach und nach abgeänderten Policey. 3) Geschichte der Bevölkerung und des Finanzwesens. 4) Nachricht von denen Handlungen und Documenten, woraus die Gerechtsame des Staates und des regierenden Hauses in Beziehung auf andere Staaten und Fürsten rechtskräftig erhelleten. 5) Die moralische Geschichte der Landesregierung. a) Beyspiele besonderer Arbeitsamkeit, oder Nachläßigkeit einiger Landesfürsten, mit den Folgen. b) Beyspiele des Geitzes und der Verschwendung mit den Folgen. c) Die vermeidlichen oder unvermeidlichen Ursachen der Landesschulden. d) Historische Beweise, wie vermeidlich und schädlich viele Kriege gewesen. e) Beyspiele besonderer Tapferkeit der Fürsten und der Privatpersonen. f) Lehrreiche Geschichte der Favoriten. g) lehrreiche Geschichte der Mätressen. h) Beyspiele der Grausamkeit, wenn einige da sind, mit ihren Folgen. i) Der Unmäßigkeit. k) Der Undankbarkeit gegen treue Diener. l) Geschichte der Intoleranz mit den Urtheilen darüber. m) Geschichte der Wirksamkeit der Geistlichen und Beichtväter auf den Staat und die Fürsten. — Freylich würde manche Bedenklichkeit aufsteigen, bey der Verfertigung einer solchen Geschichte; nicht überall und von einem jeden könnte sie geschrieben werden. Aber für schlechterdings unmöglich kann man sie doch nicht erklären; und niemand wird zweifeln, daß nicht dieser Unter-

richt in der Geschichte ihres Landes künftigen Regenten einigermassen wirklich ertheilet werde. Von den übrigen Abschnitten, und folglich von dem Hauptinhalte dieses ersten Theiles, welcher gewissermassen ein Ganzes für sich vorstellet, unser Urtheil überhaupt zu sagen: so kennen wir kein Buch von der Erziehung, in welchem so viele deutliche und genau bestimmte Regeln zusammengedrengt wären, als in diesem; und glauben zuversichtlich, daß Kenner künftig zu Locken und Rousseau, Basedown als den dritten Mann stellen werden. Etliche Erziehungsregeln sind dem Recensenten neu vorgekommen, obgleich ihr Grund eben sowol als ihre Wichtigkeit bald einleuchtet. Als, daß man in einem eigenen merklich unterschiedenen Ton seine Rathschläge und in einem andern seine Befehle geben, und nie einen für den andern gebrauchen müsse, daß man den Kindern die Ruthe nicht immer vor Augen liegen lassen solle. Unter den Gedanken vom Unterrichte in den Sprachen, sind einige, die bey allem, was der V. zu ihrer Unterstützung gesagt hat, uns noch nicht beygehen wollen. Bey denen die studiren sollen, scheint es uns wirklich zu viel Verlust, wenn sie nicht vor dem 15. Jahre ihr Latein aus den Alten wenigstens mitlernen sollten, da doch viele nützliche Sacherkenntniß, Psychologie und Moral, stückweis und in concreto, so wie der erste Unterricht es erfodert, gar leicht dadurch und eben sowol als aus manchem dazu bestimmten Stücke des Elementarbuches erlangt werden kann. Es kömmt ja nur darauf an, wie man die Alten lieset, und es giebt gewiß Schulen, wo man sie gehörig zu lesen weis. An den Vortheilen, die erhalten werden würden, wenn recht viele aus den gesitteten Ständen nach der angewiesenen Methode Latein reden lernten, zweifeln wir auch noch; wenigstens scheint uns zu viel dabey vorausgesetzt.

seht. Doch erkennen wir, daß auch aus diesen Vorschlägen wenigstens hie und da einiges wohl anwendbar seyn möchte. In einzelnen Fällen mag es gut thun. Vorzüglich hat uns der Abschnitt von dem Unterrichte in der Religion gefallen, und der Beweis von der Nothwendigkeit der Religion zur Tugend und Glückseeligkeit. Der Satz ist die gemeine Meynung, dies wissen wir wohl. Aber daß Beweise desselben, wie sie itzt erfodert werden, ohne Deklamation wider die andern Antriebe zur Tugend, die nicht von der Religion abstammen, gewöhnlich wären, können wir nicht sagen. Der V. will auch itzt, daß man frühe den Unterricht in der Religion anfange, nur daß es auf die rechte Weise geschehe. Die gegenseitige Meynung war ehemals dasjenige, was uns an dem V. gar sehr mißfiel, und beynahe wider alles, was von ihm herkam, eingenommen hatte. Er widerruft itzt diese Meynung freymüthig und nachdrücklich. Auch noch eine andere Meynung verwirft er nun, nemlich daß man von allem den Kindern den Grund sagen, um dadurch zum Vernünfteln frühe sie gewöhnen solle; worinne wir ihm auch völlig beystimmen. Hingegen bleibt er bey einer Meynung, die doch noch ohne Zweifel vielen Widerspruch finden wird; daß man den Kindern die Begriffe von dem Ursprunge der Menschen und dem Unterschiede der Geschlechter, sobald sie darnach forschen, beybringen müsse. Dem wollen wir überhaupt nicht widersprechen, wenn es unter der Einschrenkung gemeynt ist, a) daß wahre Begriffe nicht eben vollständig deutliche und ausführliche Begriffe seyn müssen; b) daß es alsdenn nur geschehen sollte, wenn man, ohne eine Unwahrheit zu sagen, oder durch absolute Abweisung eine schädliche Neugierde noch mehr zu erregen, nicht durchkommen kann. Es versteht sich ohnedem, daß Ton, Mienen, Ausdrücke

drücke und alle Umstände ernsthafte Empfindungen haben erregen müssen. Und bey Kindern wird ohnedem manches, was denen, die schon mehrere Erkenntniß haben, nachtheilige Nebenideen erwecket, dergleichen nicht erwecken können. Gut aber muß es allerdings seyn, wenn mit denen Vorstellungen, bey welchen die Imagination so gerne ausschweift, ernsthafte Empfindungen frühe und bey dem ersten Eindrucke, den sie machen, verknüpfet werden. Alles dieses sagen wir zur Vertheydigung der Meynung des V. Und doch sind wir noch immer besorgt, es möchte leicht eine solche Anwendung davon gemacht werden, die der so heilsamen Schamhaftigkeit der Jugend nachtheilig oder die unzeitige Wißbegierde noch weiter zu treiben, ein unglücklicher Anlaß seyn könnte. Behutsamkeit ist wenigstens sehr dabey anzurathen. Ein Gedanke kömmt noch im Methodenbuche vor, den der V. selbst für neu hält, nemlich der von der Glaubenspflicht. Die menschliche Seele, heißt es S. 377. f. hat in gewissen Umständen das Vermögen, entweder das Glauben, oder das Zweifeln an gewisse Sätze zu befördern, und wenn sie das Zweifeln als gefährlich und schädlich mißbilliget, endlich zur Gewißheit des Glaubens zu gelangen, oder umgekehrt im Zweifel zu bleiben, wenn sie die Zuversicht mißbilliget — Es verdienet also ein moralischer und logikalischer Grundsatz zu seyn, daß wir verbunden sind, dieses Vermögen etwas zu glauben, oder zu zweifeln, eben sowol, als andere Kräfte des Leibes und der Seele zu unserem wahren Besten, und zu unserer nützlichen Beruhigung anzuwenden, wenn die verschiedene Anwendung derselben in unserer Macht steht. (Aber wir können nicht ohne Grund Beyfall geben oder zweifeln: daß etwas mit unsern Wünschen übereinstimmt, ist kein Grund sich davon zu überreden.

den. Es scheint uns also noch einige genauere Bestimmung bey dieser Regel nöthig. Wenn sie nur so viel sagen soll, daß wir den Beyfall, den wir Sätzen vernünftiger Weise gegeben haben, weil sie entweder für gewiß, oder überwiegend wahrscheinlich, bey gehöriger Prüfung erkannt worden sind, zu befestigen suchen müssen, dadurch, daß wir uns die Gründe des gegebenen Beyfalles lebhaft einprägen, oder wenigstens das Bewußtseyn, daß wir sie aus guten Gründen angenommen haben, wenn uns zumal daran gelegen ist, daß wir nicht immer wieder zweifelhaft werden in Ansehung dieser Sätze: so räumen wir die Regel gern ein, und haben nichts dagegen, daß man sie in der Moral die Regel von der Glaubenspflicht nenne; so wie man sie etwa in der Logick die Regel von Vermeidung des unnöthigen Zweifels nennen könnte.) Manchem möchte wohl anstößig seyn, was der V. hin und wieder von dem Werthe der Ontologie und der Logick sagt. Aber gewiß es ist unbegreiflich, wie man erstere noch zu einem Gegenstande eines halbjährigen akademischen Collegiums machen könne. Und wenn die Logick, nach dem größten Theile ihres Innhaltes, aus nichts besteht als Erklärungen immer mehr entbehrlicher Namen von terminis, propositionibus und modis ratiocinandi, oder meist völlig unbrauchbaren Vorschlägen von Erfindung der Gedanken, die derjenige, der sie im Kopfe hat, ohne Regeln zu Rathe zu ziehen, wohl besser findet: so ist es nicht zu verargen, wenn man eben also von ihr urtheile. Der V. ist dabey weit entfernet das Brauchbare mit dem Unnützen zu verwerfen. Und er wird gerne eingestehen, daß man durch Einstreuung der litterarischen und polemischen Anmerkungen, die künftigen Gelehrten zu wissen nöthig sind, und diejenigen psychologischen Untersuchun-

wahl der wichtigen und minderwichtigen Lehren der Kirche nicht zu Hülfe kommen.

H. Bahrdt will mit Ernst den Anfang machen, diese Hülfe zu leisten. Er fordert alle Gottesgelehrten auf, zur Bearbeitung eines solchen Systems geschäftig zu seyn; in welchem alle Lehrsätze, die jemals in der christlichen Kirche geglaubt und angenommen worden, verzeichnet wären: so daß diejenigen, welche aus der Vernunft, oder Offenbarung unwidersprechlich sind, einen reellen Einfluß auf die Tugend und Beruhigung des Menschen haben, und für den gemeinsten Verstand faßlich sind, zum allgemeinen Religionsunterricht ausgesondert; die übrigen aber, als solche die nur zufällig, und der Einsicht der Gelehrten ganz zu überlassen sind, allein gestellet würden S. 49. 50. Aber alle? sollten die wohl über ein solches Werk einig werden? würde das nicht eine ewige Materie zu Schriften und Gegenschriften, nicht erst eine recht heisse Veranlassung zu Zank und Streit, zur Rechthaberey und zur gegenseitigen Verketzerung werden? — Der Verf. glaubt zwar, diesen Schwierigkeiten zu entgehn; indem er vorschlägt, daß sie ihm ihre Gedanken in Privatbriefen mittheilen, und sein herausgekommenes biblisches System, wovon er nächstens eine neue Ausgabe verspricht, zum Grunde legen sollen: und er gelobet ihnen zu dem Ende aufs feyerlichste ehrliche Verschwiegenheit. Aus diesen ihren Briefen, will er die Meynungen excerpiren, die streitigen Punkte von denen die es unter ihnen nicht sind, absondern, ein allgemeines Resultat aus allen niederschreiben, die Gründe der streitigen Punkte in Ordnung bringen, seine Gedanken und Gegenvorstellungen damit verbinden; kurz die Materialien so concentriren, daß er deutlichen Bericht davon erstatten, allgemeine Beobachtungen darüber anstellen, und sie

durch

durch seine Beantwortung mit den feinsten Entstehungsarten der menschlichen Grundsätze und Vorurtheilen bekannt machen kann. Und das alles will er der Welt in der Folge gegenwärtiger Briefe vorlegen.

Dieser Vorschlag des Verf. zeuget zwar von seinem lobenswürdigen Eyfer für die Beförderung einer so nützlichen Unternehmung; aber die Schwierigkeiten der Ausführung scheint er nicht ganz erwogen zu haben. Wir wollen nur einige anzeigen, die uns beyfallen. Wird man, wenn man auch seiner Verschwiegenheit trauet, nicht das Geschlecht der Anekdotenträger fürchten, die allenthalben umher summen, und aus Eitelkeit oder Bosheit sich eine Freude daraus machen, der Welt es zu sagen: so denkt dieser und der? Werden viel Gelehrte ihre Schooßmeynungen dem willkührlichen Gebrauch, den Einsichten und der Privatfassung eines einzigen überlassen? Werden sie, die so eyfersüchtig an ihre behaupteten Sätze zu halten pflegen, nicht bald an seinem excerpiren, concentriren, beobachten u. s. w. viel auszusetzen finden? Werden sie nicht für seine Bekanntmachung mit den feinsten Entstehungsarten danken; sie wenigstens hier zum Zweck ganz unnöthig finden? Können es viele vertragen, unter einem Haupte zu stehen, das ihre Gedanken beurtheilen, berichtigen will, und auch bald dahin kommen würde, — denn wer kennet nicht die Lüsternheit des menschlichen Herzens? — sie zu belehren? Und wo würde alsdenn bey allen guten Vorsätzen des V. des Schreibens und Gegenschreibens, des Erläuterns, Bestimmens, Streitens, Aussöhnens u. s. w. ein Ende seyn; zumal wenn die Briefe selbst, wie es hier an einigen zu sehen ist, mit vielen Complimenten und schönseynsollenden Gesinnungen ausgeputzt wären? Wäre dies der Fall, so möchte

das Publikum der Vorübungen zu einem friedlichen Religionssystem bald müde werden. Indessen ist uns doch an Ausführung der Sache so viel gelegen, daß wir uns freuen werden, wenn dieser und ähnlicher Zweifel ohngeachtet der Vorschlag durchgeht.

Wir wollten aber doch dem Verf. aufrichtig rathen, lieber selbst ein solch Religionssystem zu sammlen, ohne die weitaussehende Hülfe aller seiner Mitbrüder abzuwarten. Er scheint in einer Lage zu seyn, wo er es thun kann; er hat Muth dazu, und ohne einige Zuversichtlichkeit hat man vielleicht nicht Muth genung dazu; er besitzt viel von der dazu erforderlichen Geschicklichkeit; er äussert einen bescheidenen und biegsamen Charakter, der gegen mancherley Urtheile nicht spröde seyn, sondern sich das Gute zu Nutze machen würde; und die wahre Achtung, die der Lohn einer solchen Arbeit wäre, könnte ihn über alle darüber ausfallende empfindliche Urtheile trösten. Freylich würde sein Werk nicht gleich vollkommen seyn; aber es durch richtigen und unrichtigen Tadel eher werden, als man dessen Vollendung von einem allgemeinen Concilio erwarten könnte: freylich würde es durch gute und böse Gerüchte gehen; das möchte dem Verf. verdrießlich aber dem Werk nicht schädlich seyn: vielleicht träfe er selbst nicht rechte Form und Maaß in der Sache; aber er würde es veranlassen, daß sie andere treffen könnten: den Anfang in einer so wichtigen Angelegenheit gemacht zu haben, ist immer des Beyfalls der rechtschaffenen würdig.

Eins würden wir in diesem Falle noch freundschaftlich bitten; dieses Geschäft nemlich so simpel, zweckmäßig und ernsthaft zu behandeln, als es nur möglich ist. Viel Beobachtungen und Anmerkungen, daran der Verf. so reich ist, gehören nicht zur Sache; ein süßer und schöner oder artiger Ton ist

ihrer

ihrer Würde nicht gemäß; die selbstgefällige Art, womit man es erwähnt, was man alles feines denkt und sagen will, und die Heiterkeit, womit man Lob und Tadel seiner eigenen Person drucken läßt, kann der Welt nicht interessant seyn. Das verständige Publikum will die Sache wissen, nicht über die Person unterrichtet seyn: und der Gegner ergreift solche Blößen zum Nachtheil der Sache. Exempel hievon liegen vor Augen. Ob der Lästerer Simei sich wider Ihro Hochwürden aufgemacht, oder ein lieber Jonathan ihn in Schutz genommen habe; das mag sich der Leser, der nach dem neuen Plan des Religionssystems begierig ist, nicht gern zu seinem Zeitvertreib erzählen lassen.

Den fünften Brief in dieser Sammlung hat der Verleger unter dem Titel eines Sendschreibens noch besonders abdrucken lassen.

R.

X.

J. B. Basedows Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker. Altona und in der Cramerschen Handlung in Bremen. Erster Theil, 1770. 560 Seiten. Zweyten Theils erstes Stück, 112 S. gr. 8.

Wir können nicht daran zweifeln, daß dieses Werk unsern Lesern aus vorläufigen Nachrichten, Beurtheilungen und eigenem Gebrauche nicht schon ziemlich bekannt seyn sollte; um so viel weniger, da wir wissen, daß von dem ersten Theile bereits eine neue Auflage nöthig ist. Wir werden daher nur hauptsächlich dasjenige bemerken, was

nach unserem Urtheile, den Werth desselben bestimmen kann. Die Absicht des V. bey diesem Buche ist theils die Theorie seiner Erziehungsanstalten ausführlich vor Augen zu legen und zu rechtfertigen, theils genauere Anweisung zu geben, wie man die Hülfsmittel, die er der Erziehung zu verschaffen bemüht ist, gebrauchen müsse. Er erklärt daher in den ersten Abschnitten des ersten Theiles sein ganzes Vorhaben nochmals, nebst seinen Begriffen von einem Elementarbuche, und dem Verhältnisse weltlicher Schulen gegen die Kirche. Dann kömmt er zu bestimmtern Regeln und Vorschlägen, handelt von der Erziehung der Prinzen, von der Erziehung in gesitteten Ständen überhaupt, von dem Unterrichte überhaupt, und in Sprachen besonders, von der Erziehung der Töchter, von der Religion der Jugend, von der Encyclopädie zum Unterrichte und für Leser. Die Forderungen des V. wegen eines besondern Collegiums, so über die Sitten, Schulanstalten und Erziehung die Aufsicht haben solle, sind aus der Vorstellung an Menschenfreunde meist schon bekannt. Was auch dagegen gesagt worden ist, (und wir glauben selbst, daß der Tadel der itzigen Sitten und Schulanstalten hie und da, z. B. S. 98. 99. mehr gemäßiget werden konnte, und daß die Quellen einiger Uebel tiefer liegen, als daß sie durch die Aufsicht eines Collegiums gänzlich gehoben werden würden,) so dünket uns doch unleugbar, daß der V. viele wahre Mißbräuche rüge, deren Abschaffung rechtschaffene nicht anders als wünschen können, und daß die vorgeschlagenen Mittel zur Erfüllung dieser Wünsche ein vieles beytragen müßten. Auf einer neuen Seite zeigt sich der V. in dem Versuche eines Beytrages zu einem Plane der Erziehung und des Unterrichtes der Prinzen, welcher mit einer Anrede an des Erbprinzen von Braunschweig

Hochf.

Hochf. Durchl. als einen der höchsten Beförderer des Elementarwerkes sich schliesset. Der darinne vorkommende Vorschlag einer Landesgeschichte im Mspte für den künftigen Regenten ist zu sonderbar und zu gedankenreich, als daß wir ihn hier vorbeygehen könnten. Dies Mspt sollte, nach einem vorangeschickten chronologischen Skelete folgende Hauptstücke enthalten, 1) Geschichte der merkwürdigen Landesrevolutionen. 2) Geschichte der nach und nach abgeänderten Policey. 3) Geschichte der Bevölkerung und des Finanzwesens. 4) Nachricht von denen Handlungen und Documenten, woraus die Gerechtsame des Staates und des regierenden Hauses in Beziehung auf andere Staaten und Fürsten rechtskräftig erhelleten. 5) Die moralische Geschichte der Landesregierung. a) Beyspiele besonderer Arbeitsamkeit, oder Nachläßigkeit einiger Landesfürsten, mit den Folgen. b) Beyspiele des Geitzes und der Verschwendung mit den Folgen. c) Die vermeidlichen oder unvermeidlichen Ursachen der Landesschulden. d) Historische Beweise, wie vermeidlich und schädlich viele Kriege gewesen. e) Beyspiele besonderer Tapferkeit der Fürsten und der Privatpersonen. f) lehrreiche Geschichte der Favoriten. g) lehrreiche Geschichte der Mätressen. h) Beyspiele der Grausamkeit, wenn einige da sind, mit ihren Folgen. i) Der Unmäßigkeit. k) Der Undankbarkeit gegen treue Diener. l) Geschichte der Intoleranz mit den Urtheilen darüber. m) Geschichte der Wirksamkeit der Geistlichen und Beichtväter auf den Staat und die Fürsten. — Freylich würde manche Bedenklichkeit aufsteigen, bey der Verfertigung einer solchen Geschichte; nicht überall und von einem jeden könnte sie geschrieben werden. Aber für schlechterdings unmöglich kann man sie doch nicht erklären; und niemand wird zweifeln, daß nicht dieser Unter-

richt in der Geschichte ihres Landes künftigen Regenten einigermassen wirklich ertheilet werde. Von den übrigen Abschnitten, und folglich von dem Hauptinhalte dieses ersten Theiles, welcher gewissermassen ein Ganzes für sich vorstellet, unser Urtheil überhaupt zu sagen: so kennen wir kein Buch von der Erziehung, in welchem so viele deutliche und genau bestimmte Regeln zusammengedrengt wären, als in diesem; und glauben zuversichtlich, daß Kenner künftig zu Locken und Rousseau, Basedown als den dritten Mann stellen werden. Etliche Erziehungsregeln sind dem Recensenten neu vorgekommen, obgleich ihr Grund eben sowol als ihre Wichtigkeit bald einleuchtet. Als, daß man in einem eigenen merklich unterschiedenen Ton seine Rathschläge und in einem andern seine Befehle geben, und nie einen für den andern gebrauchen müsse, daß man den Kindern die Ruthe nicht immer vor Augen liegen lassen solle. Unter den Gedanken vom Unterrichte in den Sprachen, sind einige, die bey allem, was der V. zu ihrer Unterstützung gesagt hat, uns noch nicht beygehen wollen. Bey denen die studiren sollen, scheint es uns wirklich zu viel Verlust, wenn sie nicht vor dem 15. Jahre ihr Latein aus den Alten wenigstens mitlernen sollten, da doch viele nützliche Sachenkenntniß, Psychologie und Moral, stückweis und in concreto, so wie der erste Unterricht es erfodert, gar leicht dadurch und eben sowol als aus manchem dazu bestimmten Stücke des Elementarbuches erlangt werden kann. Es kömmt ja nur darauf an, wie man die Alten lieset, und es giebt gewiß Schulen, wo man sie gehörig zu lesen weis. An den Vortheilen, die erhalten werden würden, wenn recht viele aus den gesitteten Ständen nach der angewiesenen Methode Latein reden lernten, zweifeln wir auch noch; wenigstens scheint uns zu viel dabey vorausge-

setzt.

setzt. Doch erkennen wir, daß auch aus diesen Vorschlägen wenigstens hie und da einiges wohl anwendbar seyn möchte. In einzelnen Fällen mag es gut thun. Vorzüglich hat uns der Abschnitt von dem Unterrichte in der Religion gefallen, und der Beweis von der Nothwendigkeit der Religion zur Tugend und Glückseeligkeit. Der Satz ist die gemeine Meynung, dies wissen wir wohl. Aber daß Beweise desselben, wie sie itzt erfodert werden, ohne Deklamation wider die andern Antriebe zur Tugend, die nicht von der Religion abstammen, gewöhnlich wären, können wir nicht sagen. Der V. will auch itzt, daß man frühe den Unterricht in der Religion anfange, nur daß es auf die rechte Weise geschehe. Die gegenseitige Meynung war ehemals dasjenige, was uns an dem V. gar sehr mißfiel, und beynahe wider alles, was von ihm herkam, eingenommen hatte. Er widerruft itzt diese Meynung freymüthig und nachdrücklich. Auch noch eine andere Meynung verwirft er nun, nemlich daß man von allem den Kindern den Grund sagen, um dadurch zum Vernünfteln frühe sie gewöhnen solle; worinne wir ihm auch völlig beystimmen. Hingegen bleibt er bey einer Meynung, die doch noch ohne Zweifel vielen Widerspruch finden wird; daß man den Kindern die Begriffe von dem Ursprunge der Menschen und dem Unterschiede der Geschlechter, sobald sie darnach forschen, beybringen müsse. Dem wollen wir überhaupt nicht widersprechen, wenn es unter der Einschrenkung gemeynt ist, a) daß wahre Begriffe nicht eben vollständig deutliche und ausführliche Begriffe seyn müssen; b) daß es alsdenn nur geschehen sollte, wenn man, ohne eine Unwahrheit zu sagen, oder durch absolute Abweisung eine schädliche Neugierde noch mehr zu erregen, nicht durchkommen kann. Es versteht sich ohnedem, daß Ton, Mienen, Aus-

drücke und alle Umstände ernsthafte Empfindungen dabey erregen müssen. Und bey Kindern wird ohnedem manches, was denen, die schon mehrere Erkenntniß haben, nachtheilige Nebenideen erwecket, dergleichen nicht erwecken können. Gut aber muß es allerdings seyn, wenn mit denen Vorstellungen, bey welchen die Imagination so gerne ausschweift, ernsthafte Empfindungen frühe und bey dem ersten Eindrucke, den sie machen, verknüpfet werden. Alles dieses sagen wir zur Vertheydigung der Meynung des V. Und doch sind wir noch immer besorgt, es möchte leicht eine solche Anwendung davon gemacht werden, die der so heilsamen Schamhaftigkeit der Jugend nachtheilig oder die unzeitige Wißbegierde noch weiter zu treiben, ein unglücklicher Anlaß seyn könnte. Behutsamkeit ist wenigstens sehr dabey anzurathen. Ein Gedanke kömmt noch im Methodenbuche vor, den der V. selbst für neu hält, nemlich der von der Glaubenspflicht. Die menschliche Seele, heißt es S. 377. f. hat in gewissen Umständen das Vermögen, entweder das Glauben, oder das Zweifeln an gewisse Sätze zu befördern, und wenn sie das Zweifeln als gefährlich und schädlich mißbilliget, endlich zur Gewißheit des Glaubens zu gelangen, oder umgekehrt im Zweifel zu bleiben, wenn sie die Zuversicht mißbilliget — Es verdienet also ein moralischer und logikalischer Grundsatz zu seyn, daß wir verbunden sind, dieses Vermögen etwas zu glauben, oder zu zweifeln, eben sowol, als andere Kräfte des Leibes und der Seele zu unserem wahren Besten, und zu unserer nützlichen Beruhigung anzuwenden, wenn die verschiedene Anwendung derselben in unserer Macht steht. (Aber wir können nicht ohne Grund Beyfall geben oder zweifeln: daß etwas mit unsern Wünschen übereinstimmt, ist kein Grund sich davon zu überreden.

den. Es scheint uns also noch einige genauere Bestimmung bey dieser Regel nöthig. Wenn sie nur so viel sagen soll, daß wir den Beyfall, den wir Sätzen vernünftiger Weise gegeben haben, weil sie entweder für gewiß, oder überwiegend wahrscheinlich, bey gehöriger Prüfung erkannt worden sind, zu befestigen suchen müssen, dadurch, daß wir uns die Gründe des gegebenen Beyfalles lebhaft einprägen, oder wenigstens das Bewußtseyn, daß wir sie aus guten Gründen angenommen haben, wenn uns zumal daran gelegen ist, daß wir nicht immer wieder zweifelhaft werden in Ansehung dieser Sätze: so räumen wir die Regel gern ein, und haben nichts dagegen, daß man sie in der Moral die Regel von der Glaubenspflicht nenne; so wie man sie etwa in der Logick die Regel von Vermeidung des unnöthigen Zweifels nennen könnte.) Manchem möchte wohl anstößig seyn, was der V. hin und wieder von dem Werthe der Ontologie und der Logick sagt. Aber gewiß es ist unbegreiflich, wie man erstere noch zu einem Gegenstande eines halbjährigen akademischen Collegiums machen könne. Und wenn die Logick, nach dem größten Theile ihres Innhaltes, aus nichts besteht als Erklärungen immer mehr entbehrlicher Namen von terminis, propositionibus und modis ratiocinandi, oder meist völlig unbrauchbaren Vorschlägen von Erfindung der Gedanken, die derjenige, der sie im Kopfe hat, ohne Regeln zu Rathe zu ziehen, wohl besser findet: so ist es nicht zu verargen, wenn man eben also von ihr urtheile. Der V. ist dabey weit entfernet das Brauchbare mit dem Unnützen zu verwerfen. Und er wird gerne eingestehen, daß man durch Einstreuung der litterarischen und polemischen Anmerkungen, die künftigen Gelehrten zu wissen nöthig sind, und diejenigen psychologischen Untersuchun-

gen

gen die sich mit den wesentlichsten Lehren der Logick am füglichsten verbinden lassen, aus der Wissenschaft vom Denken ein in der That wichtiges und des akademischen Unterrichtes würdiges Studium machen könne.

Das erste Stück des zweyten Theiles bezieht sich unmittelbarer auf die bereits ausgegebenen Stücke des Elementarbuches und die Kupfer. Es giebt weitere Anweisung, wie diese Stück vor Stück gebraucht werden müssen, und beantwortet viele Einwürfe, die vermuthlich manche dem Werke überhaupt oder wider einzelne Stücke machen werden. Es kann also nicht mit Verstande gelesen, noch beurtheilet werden, wenn man nicht zugleich jene Theile des Elementarwerkes mit vor die Hand nimmt. Wir wollen nächstens von dem Elementarwerke selbst auch reden.

E.

XI.

Kritisches Wörterbuch über juristische Sachen. Erstes Buch, oder erstes bis viertes Alphabet. Frankfurt am Mayn, bey Kochendörfer, 1770. in allem 31 Bogen in 8.

Der Verfasser dieses Buches ist, wie man im dritten Alphabet erfährt, der Herr Hofrath und Professor Eberhard in Zerbst. Bey der Recension desselben sind wir in einiger Verlegenheit. Nichts als gutes davon zu sagen, verbietet uns die Wahrheit und unser Autorsgewissen und Böses — sowol die Regel der Moral; schelte nicht wieder, wann du gescholten wirst; als die Furcht partheyisch zu scheinen. Doch schelten wollen wir nicht, sondern das,

was

was wir sagen müssen, so bescheiden als möglich und nicht ohne Beweis sagen.

Der Titel: kritisches Wörterbuch über juristische Sachen, ist nicht sehr schicklich gewählt. Juristische Noten ohne Text, juristisches Allerley, oder so etwas hätte besser gepaßt. Kein juristisches Lexicon ist das Buch, sondern Recensionen, Biographien, Abhandlungen, Zeitungsnachrichten, seynsollende Apophtegmen, gutes und schlechtes, wichtiges und unwichtiges, wahres und halbwahres, juristisches und nicht juristisches, das alles ist darinn unter gewisse Rubricken gebracht, die nach der Ordnung des Alphabets auf einander folgen. Es sey uns erlaubt, dieses Gemische ein wenig zu sichten.

Appellation. Der V. wünscht, daß der Kayser allen Reichsständen privilegia de non adpellando illimitata geben, die Oberappellationsgerichte aber alle Akten an auswärtige Rechtscollegia verschicken möchten. Ein sonderbarer Anschlag! Nicht zu gedenken, daß da diese höchsten Gerichte ein Surrogat der Reichsgerichte sind, sie es für eben so unschicklich halten müssen, Akten zu verschicken, als dieses bey dem Reichshofrath oder dem Cammergericht seyn würde, und nicht zu gedenken, daß kein einziges wohleingerichtetes Oberappellationsgericht dieses wirklich thut: so möchten wir wohl wissen, wozu bey der vorgeschlagenen Einrichtung besondere O. A. Gerichte nöthig wären, da nunmehr die Juristenfacultäten in Deutschland die O. A. Gerichte des H. römischen Reichs seyn würden.

Bibliothek, allgemeine deutsche. Weißt du noch nicht lieber Leser, was die juristischen Mitarbeiter an dieser Bibliothek in den acht ersteren Bänden für Leute sind? Hier kannst du es lesen. Nichts minder als Ignoranten, grobe unbändige Schwärmer,

un-

unbillige Richter, gedankenlose Köpfe, welche Denkungsart und Geschmack aus den Pütterischen Schriften lernen sollten; (auf das Verdienst eines Geschmacklehrers hat wohl der sonst verehrungswürdige Pütter nie Anspruch gemacht,) wie dieses alles in den vorwelichen Hallischen und Jenaischen gelehrten Zeitungen des breiteren zu ersehen! der Recensent hat diese und ähnliche Schimpfreden mit dem kältesten Blute gelesen, da er von den bisherigen juristischen Artickeln der A. B. noch keinen ausgearbeitet hat, und fühlt bey sich, daß er seine Meynung darüber mit der völligsten Unpartheylichkeit sagen kann:

Manche Recensionen der A. B. im juristischen Fache haben vielleicht Kennern mißfallen; — Aber deswegen alle? das folgt doch wohl nicht.

Wie unbillig und übereilt ist es also, wenn der V. des kritischen Wörterbuchs wegen einiger Urtheile, die ihm mit Recht mißfallen konnten, auf alle Recensenten, worunter auch ein Seyberth war, so heftig schmähet; wann er die Bibliothekare der Grobheit beschuldiget, und selbst unbescheiden wird; von ihnen so viel Wissenschaft und Erfahrung verlangt, er, der seine Leser wegen seiner Kriticken um Schonung und Nachsicht zu bitten selbst so sehr Ursache hat. — Das ist des Revensenten Urtheil, wozu ihn nicht Lieb, Leyd, Miet, Gab, noch irgend eyne andre Sache, als seine Ueberzeugung bewegt.

Cammergerichtsvisitation. Eine Abhandlung über die Frage; ob die erste Deputationsclasse nothwendig mit geendigtem Jahre von der zweyten abgelöset werden müsse? der Verfasser behauptet es nach dem Rechte. Dann nach der Staatsklugheit will er, wie er sagt, die Frage nicht beurtheilen; und eben das ist der vornehmste Gesichtspunkt, woraus sie beurtheilet werden muß. Es kömmt so sehr nicht darauf

an,

an, ob die Reichsgesetze diese Ablösung verordnet haben; sondern darauf, ob es bey den jetzigen Umständen, noch rathsam und thunlich ist, eine solche Verordnung, gesetzt daß sie vorhanden ist, zu beobachten. Ist es nicht rathsam, nicht thunlich, so haben die Reichsstände ein nirgends verbotnes Mittel, auf eine indirekte Art zu ihrem Zweck zu gelangen, wofern der kayserliche Hof auf der Ablösung bestehen sollte; daß sie nemlich auch bey Veränderung der Delegaten die vorige Subdelegaten substituiren, und im Grunde also die erste Classe fortsetzen. Die clausula rebus sic stantibus, die der V. zum Beweis seiner Meynung anführt, ist mehr wider als für ihn. Die Reichsgesetze setzten voraus, daß die erste Classe das eigentliche Visitationsgeschäfte in einem Jahre endigen könnte, weil sie voraussetzten, daß die ordentlichen Visitationen zu gehöriger Zeit gehalten würden. Da aber bey den jetzigen Umständen jenes nicht möglich ist, weil dieses nicht geschiehet: so fällt die Verordnung weg.

Der Artickel: Collegialische Freundschaft, ist entweder Nonsense, oder ein höchst seltsam ausgedrückter Gedanke.

Eberhardts Abhandlung von der deutschen Staatsklugheit. Eine Recension des V. von seiner eignen Schrift. Wann er sagt, die Definition der deutschen Staatsklugheit: „ein Theil der Rechtsgelehr„samkeit, welcher lehret, wie die Vollkommenheit der „deutschen Staatsverfassung nach Anleitung der „Reichsgrundgesetze am füglichsten erhalten werde,„ sey ihm eigen: so möchten wir wohl wissen, wie man dann die Staatsklugheit anders erklären könne, oder jemals anders erkläret habe. Daß er um die deutsche Staatsklugheit zu definiren, das Wort deutsch in die Definition gesetzt hat, wird doch kein neuer Gedanke seyn sollen?

Von

Von Gullmann. Dessen Entwurf eines Fürstenrechtes wird beurtheilt. „Unser Herr von Gull„mann, sagt der V. hat ein recht gutes Herz ꝛc.„ Wer will dann in einem juristischen Wörterbuch lesen, was der Herr von Gullmann für ein Herz hat. „Er hüte sich nur vor dem Abschreiben und studire „mehr eigne Gedanken, als das sonderbare.„ Eigne Gedanken studiren sagt niemand wer deutsch versteht, und das Selbstdenken ist dem sonderbaren Denken gar nicht entgegen gesetzt.

Gutachten. Die Fakultäten, wo das viele Allegiren noch gewöhnlich ist, geben sich, wie der V. glaubt, bey ihren Ausarbeitungen mehr Mühe, als diejenigen, wo es abgekommen ist. Viele Allegaten zu machen, ist für den Besitzer einer guten Concordanz eine geringe Mühe; und wann sie nun jemand auch mit der größten Mühe selbst sammelte, deswegen kann sein Urtheil doch so schief, so link, so unverständig als möglich seyn.

Laudemien) Hier hat der V. den Hauptpunkt wieder nicht berührt. Nach den Kayserlichen Capitulationen sind die Mitbelehnten von den Laudemialgeldern frey. Von welcher Coinvestitur ist die Rede, von der Sächsischen, welche vormals in Deutschland die einzige bekannte war, oder auch von der deutschen gemeinen Samtbelehnungs? Auf die Entscheidung dieser Frage kömmt alles an. Der V. will den Streit nicht entscheiden. Er behauptet aber doch, der Reichshofrath könne die Laudemialgelder so langs fordern, bis etwas anders verordnet würde. Heißt dann das nicht den Streit entscheiden?

Pagenstecher (Alex. Otto Corniel.) Das Leben dieses Gelehrten völlig im Parentationstone beschrieben, voll unerheblicher Umstände, schielender Gedanken und gemeiner Reflexionen.

Die

Die Artickel Collegia, Herr, und die Anmerkung von dem Preise einiger Moserischen Schriften, enthalten Gedanken, welche des Druckes ganz unwürdig waren.

So viel vom ersten Alphabet. Bey den folgenden müssen wir kürzer seyn. Gefallen haben uns, die Abhandlung über die Frage: ob die deutschen Reichsstände, den Adel ertheilen können, und die über den Kayserlichen Kirchenschutz, wie auch die Nachricht von Gentillets, Machiavell und dessen deutschem Uebersetzer Nigrinus; ob sich gleich gegen die Vertheydigung des Machiavell, die der V. unternimmt, noch manches erinnern liesse.

Die Gedanken vom Eide hingegen beweisen, daß der V. ganz ausser seiner Sphäre ist, wann er sich in die Theologie und Moral wagt. Der Schwörende fordert Gott nicht zu einem Wunder auf, wie der V. glaubt; es ist eine ganz unrichtige Folgerung, wann er sagt: der Mensch kann das Gesetz nicht vollkommen halten, also darf er sich zu nichts eidlich verbinden; oder: der Meineidige wird nicht ohne Rettung verdammt, folglich hilft der Eid nichts. Es ist nicht andem, daß man bey der Ablegung keines Eides Einschränkungen machen könne. Vernünftigen Leuten werden der Todtenkopf, das bloße Schwerdt, die schwarzen Tücher an der Wand, das von den Schülern gesungene Todtenlied, die Oefnung der Fenster, und die übrige Ceremonien, welche der V. bey Ablegung der Eide beobachtet wissen will, anstößig und zum Theil lächerlich seyn. Doch wir müßten fast die ganze Abhandlung abschreiben, wann wir alle unbestimmte, halbwahre Gedanken auszeichnen wollten. Man weis am Ende nicht einmal, ob der V. gegen den Eid überhaupt oder nur gegen dessen Mißbrauch deklamirt hat.

Wozu die gesammelten Beyspiele dienen sollen, wo der kayserliche Hof jemanden eine Gnade erzeigt hat, weil er sich um das Haus Oesterreich verdient gemacht hatte, sehen wir nicht ein. Der V. wird doch wohl nicht glauben, daß der Kayser darinn unrecht gehandelt habe? Noch unbegreiflicher ist es, warum in einem juristischen Wörterbuche von einer sehr hämischen persönlichen Satyre auf den verstorbenen D. Theologiae Müller in Giesen hat sollen geredet werden, und dieser Artikel nur deswegen wieder unterdrückt worden ist, weil Müller indessen gestorben.

Juristische Rechenkunst. Hier soll auf eine witzige Art bewiesen werden, daß bey Verringerung des äusseren Münzvalors in Erstattung eines Darlehns auf die Zeit des Contraktes gesehen werden müsse. Das wesentliche des Beweises ist dieses: Man setze, ich leihe einem Manne, der 318 Thaler im Vermögen hat, 1600 Thaler in Louisdor, den Louisdor zu 6 Thalern gerechnet. Der Conventionsfuß wird im Lande eingeführt und der Louisdor auf 5 Thaler gesetzt. Nun legt der Schuldner sein Capital ab. Wann er den Louisdor zu 5 Thalern geben muß, so muß er, um die Thalerzahl voll zu machen, auf die empfangene 267 Stück Louisdor noch 318 Thaler zu legen. Er verliehrt also sein ganzes Vermögen, quod est absurdum &c. &c. Folglich muß man nicht auf die Zahlungszeit, sondern auf die Zeit des Contraktes sehen. Mit diesem Beweis rühmt sich der V. allen mündlichen Gegnern das Maul gestopft zu haben. Wir hätten es noch einmal geöfnet, und in aller Einfalt gefragt: warum es denn weniger unbillig sey, daß der Creditor die 318 Thlr. verliehre, als daß der Debitor darum komme? gefragt: ob denn der Schuldner das Capital in den Kasten gelegt, und nun erst, da er es restituiren soll, wieder heraus-

herausbole, oder ob er es nicht vielmehr in seinen Nutzen verwandt habe, und ob dieser Nutzen, welcher 1600 Thalern Capital gleich wäre, es nicht immer noch sey? Endlich gefragt: wie aber, wann der Creditor auch nur 318 Thaler im Vermögen hätte, das Capital selbst in kleiner Münze, und in kleinen Summen negotiirt, in Louisdor umgesetzt und dann zusammen ausgeliehen hätte: (zu einem solchen Handel kann er mancherley Veranlassungen haben,) ob er alsdann nicht sein ganzes Vermögen auch einbüssen würde, wann er den Louisdor zu 6 Thlrn. annehmen, und seinen Gläubigern, wie er schuldig ist, ihre Thalerzahl erstatten müßte? Wir setzen dabey voraus, daß die kleine Münze, wie in verschiedenen Reichsländern geschehen ist, bey Einführung des Conventionsfußes keine Veränderung erlitten hat, oder die kleinen Summen in einem auswärtigen Lande negotiirt worden, wo dieser Fuß nicht ist. Die Hauptsache, worauf es bey dem ganzen Streit über den Münzvalor, in Erstattung der Darlehne, ankommt, ist, dünkt uns, die Frage; sind die pretia rerum durch die Münzveränderung geändert worden, oder nicht. Kann der Gläubiger für ein devalvirtes Stück eben so viel Waare kaufen, als vor der Devalvation, oder muß er für die Waare, die er zuvor z. E. für einen Louisdor bekam, itzt einen Louisdor und einen Thaler geben? Im ersten Fall bekömmt er so viel Stücke wieder als er gegeben hat, im letzten Fall kann er Agio verlangen. Mehr von der Sache zu sagen, leidet dieser Ort nicht.

Im dritten Alphabet müssen wir das nichtssagende ungedachte Urtheil von des Herrn Oberappellationsrath Lennep schätzbarem Werke von den Landsiedelsyen rügen. „Der Hr. O. A. Rath Lennep hat „ein großes Werk in 4. 11 Alphabet stark von den

„Landfidelgütern in Deutschland drucken lassen. Viele „Mühe, viele Kosten!„ (Freylich mehr Mühe als ein kritisches W. B. zu schreiben.) „Hat man über „alle deutsche Leihgüter so weitläuftige Schriften: „Dann ist kein Zweifel, daß man weitläuftige Er„läuterungen besitzt.„ Eine ganz neue Wahrheit! Wann man weitläuftige Schriften hat, so hat man sie; so neu als diese: wer zuweilen ohne Nachdenken schreibt, der schreibt auch zuweilen ohne Ueberlegung. Der Heßische, nach des V. Versicherung gründliche Gelehrte, aus dessen Briefe er noch ein Urtheil über jenes Werk anführt, hat sich wenigstens hier nicht sehr gründlich gezeigt. Es ist ein Urtheil, daß man fast von jedem Buche in der Welt, ohne es je gesehen zu haben, fällen kann.

Den weitläuftigen Auszug aus Mosers Lebensbeschreibung hätte man dem V. gerne geschenkt, oder er hätte mit mehr Beurtheilungskraft gemacht seyn müssen. Wann der gute alte Mann nach Art aller alten Leute, Kleinigkeiten von sich erzählt, z. E. daß er in seiner Jugend einen zinnernen Teller hätte zusammenbeugen, einen Tisch mit den Zähnen herumtragen können rc. so hört man es gerne, oder wird wenigstens nicht beleidiget. Aber einen dritten solche Dinge nacherzählen zu hören, zumal der nicht besser erzählt, als unser V., das ist äusserst langweilig.

In den Gedanken über die Tortur ist viel gutes und richtiges, alte Gedanken zwar, aber mit neuer Stärke vorgetragen.

Das wäre es zum Theil, was wir bey dem Durchlesen des kritischen W. B. angemerkt haben. Das Resultat unsrer Anmerkungen ist dieses: wann der V. durch Lektüre und Nachdenken seine nicht zu verachtende Kenntnisse zu mehrerer Reife zu bringen sucht, bestimmter sich auszudrücken bemühet ist, sich die

af-

affektirte, in Periödchen von drey vier Worten zerstückte Schreibart abgewöhnt; auf sich etwas weniger Zuversicht setzt; gegen das Publikum mehr Hochachtung bezeigt, und es nicht zum vertrauten aller seiner zufälligen Gedanken machen will, bessere Plane zu seinen Schriften entwirft, als der vom W. B. ist und endlich in seinem Fache, welches die deutsche Rechtsgelehrsamkeit zu seyn scheint, bleibt: er ein guter und rühmwürdiger Schriftsteller werden kann.

Vg.

XII.

Ueber den Kasten des Cypselus, nach dem Pausanias, eine Vorlesung in der K. deutschen Gesellschaft zu Göttingen, den 24. Febr. 1770. 8½ Bogen in 8.

Wenn Homer und Virgil mit Recht verlangen können, daß ihr Leser und Richter sich in ihre Zeiten und in ihren Gesichtspunkt versetzen, das Genie und desselben Regeln, ihre Sprache und Sitten kennen müsse; so kann der Künstler es mit gleichem Rechte verlangen, es sey nun daß man seine Werke, die Ideen wornach er sie gebildet, oder die Nachrichten davon verstehen, prüfen und nützen wolle. In Rücksicht der alten Kunst besonders hat dies ungemein große Schwürigkeiten, für neuere Künstler sowol, die von den Alten zu lernen haben, als für neuere Gelehrte, wenn sie die alten Kunstwerke nach dem Umfange ihres ganzen Werthes nützen und schätzen wollen. Gelehrsamkeit für sich allein, und Kunstwissenschaft für sich allein, irren hier fast immer. Sie müssen Hand in Hand gehen, wenn man selbst auf

Winkelmanns Bahn fortgehen will, der darauf keinen Vorgänger hatte, und mit dem Geist der Alten sahe und schrieb; sie müssen sich wenigstens behülflich seyn, wenn man es andern erleichtern will, ihm dereinst zu folgen.

Diese letztere Absicht dürfen wir dem Hrn. Hofrath Heyne zu Göttingen, dem Verfasser der vor uns liegenden Abhandlung zutrauen;

Da sich in der Beschreibung des Pausanias von der Arbeit an dem Kasten des Cypselus, das Genie und der Charakter der ältesten Kunstwerke sehr deutlich zu erkennen giebt, und folglich daraus in grösseres Licht gesetzt werden kann, so hat sich der H. H. bemüht sie zu erläutern, damit sie zur Erklärung noch erhaltner alten Kunstwerke besser und leichter gebraucht werden können. Ernst und Einfalt im Styl, Gründlichkeit, Bescheidenheit und fruchtbare Kürze bezeichnen diese Vorlesung vor vielen andern.

Erstlich wird das mögliche höchste Alter der Arbeit selbst bestimmt, und dies wird S. 2. aus dem Herodot und aus sehr scheinbaren Gründen S. 5. 6. vor die dreyßigste Olympiade und das 658ste Jahr vor C. G. festgesetzt:

Aber es sey, daß der Kasten erst unter den Abkömmlingen des Cypselus verfertigt worden; die Oberherrschaft der Cypseliden, welche denselben nach Olympia schenkten, dauerte nicht länger, als ohngefehr 74. Jahr; er müßte folglich wenigstens vor dem 584. Jahre v. C. G. gemacht seyn. Noch immer ein sehr hohes Alterthum! worauf auch alles zurückführet, was Pausanias davon meldet.

Hr. H. hätte mit Zuversicht das Alter desselben noch weit über diese beyden Epoquen hinaussetzen können, denn Pausanias sagt ohne den mindesten Zwei-

fel

sel dagegen zu äussern, der Aeltervater des Cypselus habe ihn für sich verfertigen lassen.

Hieraus hätten sich zwey Folgen ziehen lassen. 1) Daß der Kasten weit vor dem 658sten Jahre vor C. G., in welchen sich Cypselus der Herrschaft von Corinth bemächtigte, der in diesen Kasten versteckt und erhalten worden seyn soll, verfertigt seyn müsse. 2) Daß also auch natürlicherweise keine von den künftigen Begebenheiten des Cypselus darauf habe vorgestellet werden können.

„Der Kasten selbst war aus Cedernholz, theils „mit Figuren von Gold und Elfenbein eingelegt, „theils mit erhobner Arbeit von Cedernholz selbst. „Diese Mischung verschiedner Massen zu einerley „Kunstwerk, welche der feinere Geschmack verwirft, „war in den ältesten Zeiten sehr beliebt; eben so als „man die Kunstkammern der Fürsten mit dergleichen „bunten Kunstwerken aus den vorigen Jahrhunder„ten angefüllt sieht. S. 8. Da sie dem Geschmack „des großen Haufens angemessener sind, als die ein„fache Eleganz, so darf man sich nicht wundern, daß „ehemals dergleichen Sammlungen von Fürsten häu„figer sind gemacht worden, als man zu unsern Zei„ten gute Sammlungen machen sieht. Vielleicht „findet man überhaupt in Deutschland, daß in „Künsten so gut, als in Wissenschaften der noch rohe „Geschmack mehr Beförderer unter den Großen ge„funden, als der verfeinerte und geläuterte.„ Wer die fürstlichen Kunstsammlungen in Deutschland gesehen hat, muß sehr lebhaft davon überzeugt seyn.

Die Anmerkungen über die Inschriften bey den Figuren an diesem Kasten S. 14. und über das Alterthum der Schrift Bustrophedon auf Steinen, Münzen und Bronzen S. 16. 17. finden wir eben so gegründet.

Bey den Beschreibungen der Figuren selbst werden gemeiniglich die alten Dichter und Kunstwerke angeführt, welche die vom Pausanias darunter gefundnen Fabeln bearbeitet oder vorgestellt, und manche Bemerkung gemacht, die für die Kunst und Kritick wichtig ist.

Dergleichen ist S. 24. rc. die schöne Excursion über des Pausanias dunkle Beschreibung des Schlafs und des Todes, *αμφοτερους (παιδας) διεστραμμενους (κατα) τους ποδας*, welche H. Leßing in seinem Laokoon und in der Untersuchung über die alten Abbildungen des Todes S. 17-20. von übereinändergeschlagnen Beinen erklärete.

H. H. zeigt hier aus dem Sprachgebrauch, daß *διεστραμμενος τους ποδας* distortum quoad pedes einem mit krummen auswärts gebognen Beinen bedeute, und das verbum *διαστρεφεσθαι* immer von verdreheten und schieffen Gliedern gebraucht werde S. 24-28. 2.) Daß die krummen Beine des Todes und Schlafes eben so bedeutend sind nach den Begriffen der Alten als das Hinken der Göttinnen des Flehens (*Λιται*) der göttlichen Strafe (*Δικη* quae Horatio poena pede claudo) der Schicksale und der Träume (incerto somnia pede) S. 28-31. 3.) Daß durch die Schwäche der Füße überhaupt alles Schwache und Kraftlose in der rohen unausgearbeiteten Iconologie angedeutet worden S. 31. wie hingegen Festigkeit und Stärke durch das Bild eines feststehenden Fußes, oder eines Cubus. S. 34.

H. H. läugnet damit nicht „daß nach einer an„dern Vorstellungsart der Schlaf und Tod nicht mit „übereinandergeschlagenen Füßen oder Flügeln abge„bildet seyn sollten.

H. L. hatte dies ohne Widerspruch durch Monumente erwiesen, die jedoch bey weiten nicht an das

Alter-

Alterthum der Figuren am Kasten des Cypselus reichen, und nach unsern Ermessen ein starker Beweis sind, wie sorgfältig man in der Folge bey verfeinerten Geschmack alles sinnlich unangenehme und häßliche in den allegorischen Figuren ganz zu vermeiden und in andre Bilder abzuändern, oder durch eine geschickte Wendung und Stellung zu maskiren gesucht habe. Künstler von Geschmack wissen ohne Nachtheil der Aehnlichkeit den Bucklichten so zu stellen, daß sein Buckel nicht in die Augen fällt, oder eine Folge der Stellung zu seyn scheinet. Sollten die übereinandergeschlagenen Beine des Todes und Schlafes nicht anfänglich ebenfalls ein Kunstgriff gewesen seyn, das unförmliche derselben so viel möglich unmerklich zu machen? Wir erinnern uns ein vortrefliches Bildniß eines großen Herrn von einem geschickten Meister gesehen zu haben, dessen cruribus varis auf eine ähnliche Art geholfen ist.

Gegen die Anmerkung über das Schwerdt in der Hand des Herkules, als wäre solches wider das Costume S. 41. liesse sich vielleicht ein Einwurf machen aus dem Strabo Geogr. lib. XV. und aus dem Bilde des Menelaus S. 39. dies wollen wir aber lieber den Micrologen in der Kritick überlassen.

Die vielen eingestreueten schönen Anmerkungen über die ältere Bildersprache und Bilderschrift der Dichter und Künstler S. 44. 49. 64. 69. welche nachher gereinigt und verfeinert worden S. 45. 52. über die ältern Abbildungen der Centauren S. 54. 55. u. s. w. übergehen wir der uns vorgeschriebnen Kürze wegen gleichfalls, und wünschen, daß uns H. H. seinem Versprechen S. 60. gemäß, bald mit mehrern Beschreibungen und Erläuterungen der ältesten Werke beym Pausanias erfreuen möge.

Sf.

XIII.

Geschichte der Könige von Dännemark aus dem Oldenburgischen Stamme, v. J. H. Schlegeln, mit ihren Bildnissen. Erster Band. Kopenh., 1769. Fol.

Unsere Zeiten sind für die dänische Geschichte, eine merkwürdige Epoque. Verschiedene Gelehrten arbeiten gemeinschaftlich an ihrer Vollständigkeit. Der Conferenzrath von Suhm, einer von diesen, will die älteste dänische Geschichte bis auf die Zeiten der Könige aus dem Oldenburgischen Hause, aufklären. Die Fortsetzung hat Hr. Schlegel übernommen, der durch seinen Aufenthalt in Dännemark fast nationalisirt ist, und von seinem nur zu früh verstorbenen Bruder, die Liebe für dieses Reich geerbt zu haben scheint. In der diesem Bande vorgesetzten Einleitung, die wir zum Theil dem würdigen Elias Schlegel zu verdanken haben, wird die Abkunft des Oldenburgischen Stammes von Wittekinds Nachkommen, dem Grafen Dietrich, oder seinem Bruder Wittekind, mit vieler Gelehrsamkeit hergeleitet. Im funfzehenden Jahrhundert brachte Dietrich der Glückseelige von der jüngern Velsburger Linie die eigentliche Grafschaft Olbenburg wieder zusammen. Sein Mutter Bruder Herzog Adolph von Schleßwig empfahl ihn den dänischen Abgeordneten zum Beherrscher i. J. 1436. Nach ihm ist Johann, Christian II. dessen Vaters Bruder, Friedrich I. Christian III. Friedrich II. Christian IV. Friedrich III. Christian V. Friedrich IV. Christian VI. Friedrich V. und Christian VII, zur königlichen Würde gelanget. Auch die Verbindung mit andern Häusern wird in dieser Abhand-

handlung sorgfältig angezeigt. Dieser Theil enthält nur die Leben der erstern sechs Könige, vom Jahr 1436. bis 1588. Hr. Schlegel arbeitet schon seit verschiedenen Jahren an diesem Werke, und 1757. gab er einen Theil der Geschichte Christian IV. heraus, um es anzukündigen. Die vornehmsten Kenner dieser Geschichte haben ihm ihre Nachrichten mitgetheilt; und ein Bernsdorff hat es vor dem Druck durchgelesen und verbessert. Er hat nicht etwan dem Holberg und Mallet nachgeschrieben, sondern die Quellen aufgesucht, und nur die merkwürdigsten Thaten und Begebenheiten von zwölf Königen und mehr als drey Jahrhunderten, nach ihren Gründen und Folgen, nutzbar und angenehm zu erzählen gesucht. In dem Werke selbst sind keine Schriftsteller zu Beweisen angeführt. Aber Hr. Schlegel ist bereit, Beweis zu führen, so bald es gefordert wird. Wir wollen itzt nur bey Christians I. Leben stehen bleiben. Nach König Christophs, der die drey Nordischen Reiche vereinigt besessen hatte, im Jahr 1448. erfolgtem Tode, strebte der Schwedische Reichsmarschall Carl Bonde nach der Krone. In Dänemark suchte man einen obwol entfernten Verwandten des königlichen Geschlechts Waldemars II. Erich Glippings Enkelin, Sophia von Werle, hatte einen Urenkel, Herzog Adolph von Schleßwig hinterlassen, der mit ausnehmender Klugheit und Sanftmuth regierte. Die Großen von Dänemark boten ihm die Krone an. Allein von sehr edlen Betrachtungen gelenkt, entschuldigte er sich, empfahl den Gesandten den ältesten seiner Schwester Söhne, Christian Grafen von Oldenburg, gewann die vornehmsten des Reichs, und Christian, nachdem er die Handfeste, oder die Bedingungen der Reichsräthe unterschrieben, ward im Septbr. d. J. einmüthig zum Könige von Dänemark mit dem Erbrechte für seine

Nachkommenschaft erwählt. Er brachte Gothland an sich und überließ es dem Dänischen Reichsrathe Oluf Axelsen. Auch in Norwegen erklärten sich die Reichsräthe i. J. 1449. für Christian, indem sie ihn von den vorigen Beherrschern abstammen liessen. Er vermählte sich mit der verwitweten Königin von Dänemark Dorothea, einer Brandenburgischen Prinzeßin, und ward 1450. zu Drontheim gekrönt. Der schwedische Carl hingegen überfiel und verwüstete Schonen. Des Erzbischofs Tur Standhaftigkeit erhielt die Provinz, und Christian konnte zu Hülfe eilen. Es wurden Versammlungen der Reichsräthe aber fruchtlos gehalten, wovon S. die von 1455. umständlich beschreibt. In diese Zeiten fällt die Eroberung der Stadt Constantinopel. Bey dem dagegen veranstalteten Zuge wollte Christian nicht erscheinen, bis er vor Pohlen sicher sey; nachher aber von Norwegen eindringen, und die Lebensmittel bis in das Innerste von Rußland zu Wasser nachführen. Der V. zeigt daher, daß die Schiffahrt auf dem weißen Meere schon damals bekannt gewesen. Im J. 1457. mußte Carl wegen eines Aufstands sich entfernen, und Christian ward zu Upsal gekrönt. Allein er genoß den Besitz nicht lange ungestört, und erst nach Carls Tode hatte er Hofnung ihn ruhig zu erhalten. Erst sein Nachfolger gelangte völlig dazu. Im Jahre 1474. that Christian eine Reise nach Rom. „Sie „geschah, sagt S. zu Pferde und nach Art einer Pil„grimsreise in schwarzer Kleidung. Ihr geistli„cher Zweck war, den Hauptsitz der Kirche und die „heiligen Stätte daselbst mit Andacht zu besuchen, „und sich dadurch mit päbstlicher Genehmhaltung „einer Gelübde zu entledigen, die er zu einer Wall„farth nach dem heiligen Grabe gethan. Bey wel„cher Gelegenheit dies Gelübde geschehen sey, ist

„nicht

„nicht angezeichnet. Vielleicht geschah sie wegen der „Lebensgefahr, aus der ihn der göttliche Schutz im „dem erwähnten Gefechte (wider Steen Stare) be„freyt. Aber mit dieser frommen Absicht verband „der weise Fürst andre große und heilsame Geschäfte „seines Berufs. Auf der Hin- und Rückreise be„suchte er Kayser Friedrich III. den er von Jugend „an liebte und hochschätzte und manche andre Freunde „unter den deutschen und italienischen Fürsten.

Hier ist noch Christians Charakter. „Christian I. „wird durchgängig von den Schriftstellern seiner Zei„ten ausländischen und einheimischen gerühmt, auch „diejenigen die ihn hin und wieder tadeln und denen „man leicht dabey Ursachen einer Partheylichkeit ab„merkt, lassen der Güte seines Herzens Gerechtigkeit „wiederfahren. Einen Fehler an ihm bemerkt ein „angesehener Schriftsteller, der eben aus seiner Gut„herzigkeit herstammt; allzugroße Freygebigkeit und „Mangel an Ordnung in der Verwaltung seiner Ein„künfte. — In Austheilung seiner Gerechtigkeit „war er eben so arbeitsam als gewissenhaft. Nie „richtete er seine eigene Sache, sondern er überließ, „was seinen Vortheil angieng, dem Ausspruche red„licher Männer, die darzu aus dem geistlichen und „weltlichen Stande erwählt wurden. Er hielt nach „damaliger Art, wo er nur war, Gericht, so oft der „Fall dazu vorkam, auf Reisen in seinem Quartiere „und bisweilen im Gemache der Königin. Er gab, „wenn es nöthig schien, gewissen Provinzen als See„land und Jütland neue Privilegien und Gesetze. „Wir gedenken, sagte er bey dieser Gelegenheit in „dem ersten Jahre seiner Regierung, mit Gottes „Hülfe unsre Unterthanen und den gemeinen Mann „bey Gesetz und Recht zu erhalten, so lange wir le„ben, wie wir es vor Gott und nach dem Recht „schuldig sind. Wir

Wir haben hier theils die Auswahl der Begebenheiten, theils die Art sie zu erzählen gezeigt. Bey dem Schlusse einer jeden Lebensbeschreibung wird der politische Zustand des dänischen Reichs, die Ausbreitung der Wissenschaften, die Verbesserung der Gesetze, die Erweitrung der Handlung und der Flor der Künste bemerkt. Die Geschichte der Reformation ist S. 154. u. f. sorgfältig aufgezeichnet. Bisweilen hat er auch Urkunden und alte Briefe ganz eingerückt, woraus man die Sitten und Denkungsart der damaligen Zeit mit Vergnügen ersiehet.

Ueberhaupt müssen wir dieser Geschichte den Vorzug vor den meisten unsrer deutschen Geschichtbücher einräumen. Die Gründlichkeit in dem Vortrage der Begebenheiten wird man bald gewahr. Der Schriftsteller hat keinen Schritt ohne Behutsamkeit gethan; und seine Sorgfalt, in die Ursachen der Handlungen einzudringen, verräth den denkenden Mann, der mehr als Compilator seyn will. Und nur zu sehr verdienen die Deutschen den Vorwurf, daß sie fleißige Sammler für die Geschichtschreiber andrer Nationen sind. Wie viel haben sie nicht zu der Aufklärung der Geschichte Carls V. beygetragen; und nun kömmt ein Schottländer, ein Genie wie Robertson, ordnet und braucht diese Materialien und verbindet sie mit einer Kunst die nur wenigen eigen ist, und womit er diesen fremden Stoff in ein reitzendes Ganze verwebt, mit einer so hinreissenden immer unterhaltenden Schreibart, daß die Würde der Geschichte eben so wenig als unsre Neugierde dabey verlieret.

Hr. Schlegel kann unser Robertson werden; aber er muß noch freymüthiger, nicht so sehr gedrungen und nicht zu oft in dem Styl der Annalen und Abhandlungen schreiben. Bisweilen wird er sogar dunkel durch das Bestreben gedrungen zu schreiben. Auf

der

der 15. S. wo er von der Königin Anna redet, ist ein Beweis davon. Auch bemerket man etwas sklavische Höflichkeit für das regierende Haus, und die übertriebene Wahl demüthiger Beywörter großer Personen an ihm, die unter der Würde eines Geschichtschreibers ist. Nicht allzeit ist dieser trefliche Schriftsteller correkt. S. 13. stehet: söhnliche Demuth; vor kindliche Demuth eines Sohnes. S. 35. hinläßig vor gleichgültig. S. 43. fehlerhafte Wiederhohlungsformeln: Auf der Hin- und Rückreise ꝛc. und gleich drauf, Auf der Hinreise. Die Bildnisse sind ausser dem ersten von Matthias Preisler und sehr charakteristisch gestochen.

Bs.

XIV.

Io. Andr. Murray, D. Med. et Botan. Prof. R. Ac. Scient. Suec. Membri Prodromus designationis stirpium Goettingensium. Goettingae, Dieterich, 1770. 16 Bogen in 8.

Dies sind die ersten Früchte des botanischen Fleisses, den H. M. seit Ende 1768, da er die Profeßion der Botanik erhielt, auf den akademischen Garten zu Göttingen verwandt hat. Der große Haller hat die Ehre der Anlage und brachte denselben in Flor, worinn H. Zinn, desselben Nachfolger, ihn zu erhalten suchte, den er aber unter H. Büttners, des dritten Professors Aufsicht großen Theils verlohr, weil H. B., wie er ein kenntnißvoller, denkender, aber etwas eccentrischer Geist war, (abnormis sapiens,) demselben eine neue Einrichtung geben wollte, wovon er selbst nur noch rohe Ideen hatte.

hatte. Und weil diese also nicht so schnell einschlagen wollten; H. B. auch durch Zerstreuung und Krankheit abgehalten wurde: so gerieth der Garten in den Verfall, in dem H. M. ihn übernahm. Es gereicht H. M. zur Ehre, daß er alles dieses nicht klagt und dadurch seine Verdienste um den Garten vor dem Publiko erhebet. Der Recensent weis es und wundert sich über den schnellen Zuwachs von so vielen und wichtigen Gewächsen, die H. M. schon im J. 1769. dargestellt hat.

Nachdem H. M. die botanischen Schriftsteller über die Gegend um Göttingen angeführt, beschreibt er die Gegenden selbst, in die man von da aus botanische Wanderungen anstellen kann und was jeder besonders für Gewächse eigen sind. Der Brocken hat doch nicht so viel besondre Kräuter, als man glauben sollte und noch weniger hat der waldige Weißner. Sonst blaue Blumen z. E. die Campaneln fallen auf dem Brocken weiß, wie auf andern Alpen und kriegen ihre Farbe gegen die Niederungen zu allmählig mehr und mehr wieder.

Es folgt eine Göttingsche Flora, es versteht sich von wildwachsenden Kräutern, worinn sich doch noch eine gute Nachlese zu des sonst so fleißigen H. Zinn Verzeichnisse findet. Durchaus braucht H. M. seines Lehrers des R. v. Linné Benennungen: allerwärts aber sieht man den Mann, der selbst sieht und vergleicht. Eine Spielart der gemeinen Hippuris, wenn man sie anders eine Spielart nennen kann, hatte Blätter, die schneckenförmig den Stengel hinauf liefen. Einen Bromus, den er asper nennt, unterscheidet er von dem demselben sonst ähnlichen giganteus. Den Napell hat er um Blankenburg und die Stachys alpina auf der Plesse wild gefunden. Die Digitalis lutea C. B. unterscheidet er unter dem Namen

men D. ambigua von der D. purpurea. Er unterscheidet ein doppeltes Hieracium alpinum, das mit ganzen schmalen, wofür er die Oedersche Abbildung T. 27. ansieht, und das mit breiten gezackten Blättern. Zwischen dem Senecio nemorensis und Saracen. findet er die Abzeichen sehr unbeständig. Wir übergehen vieles, was local, aber denen, so sich der Botanik dort widmen, wichtig ist; müssen es auch dem Leser überlassen, die neuen Einrichtungen des H. M. im Garten, besonders des neuen Gewächshauses nachzusehen. Das müssen wir doch berühren, daß wir die Beschreibung davon, selbst des schönen Ausdrucks wegen, mit Vergnügen gelesen haben.

Es folgt das Verzeichniß der Gartenpflanzen, nachdem H. M. vorher die Namen derer, so ihm botanische Geschenke gemacht haben, dankbar genannt hat. Er hat auch hier die Natur mit einem forschenden Auge angesehen und daher kommen verschiedne Anmerkungen vor, wo die Systeme geändert und berichtigt werden. Unter andern bemerkt er die Abzeichen des Peruanischen, Indischen und Europäischen Heliotropium; der Indischen und Afrikanischen Borrago; der gelben Rose und der R. Eglanteria, wie der H. v. Münchhausen schon vor ihm angemerkt hatte. Die Cactusarten sind in ihren Abzeichen sehr unbeständig. Allerwärts sind genauere Beschreibungen eingeschaltet, die Beyträge und Ergänzungen zum Linnäischen System sind, welches H. M. nicht, wie viele Neuere, plündert, sondern dem Ritter sein Eigenthum läßt und dazu thut, was er selbst Neues gefunden. Und so sollte es seyn, wenn man nicht sich, oder vielmehr einem kurzen Ruhme, sondern der Wissenschaft arbeitet.

Noch sind die Beschreibungen einiger ganz neuen oder doch seltnen Pflanzen angehängt. Es sind die

 Nitra-

Nitraria Schoberi, Alebris Capensis, Anthericum revolutum, Heliotropium angiospermum, Sida angustifolia, Astragalus echinatus, Cotula alba, Cotula Oederi, Cotula anthemoides. Von der Nitraria und der Munchhausia speciosa sind Kupfer beygefügt. Letztere wünscht Hr. M. seinem geliebten Garten, um den zween große Münchhausen so viel Verdienste haben. Wirklich verdienen sie alle Arten von Denkmälern und sind glücklich, daß ihre Bemühungen durch einen fleißigen und einsichtsvollen Mann fruchtbar werden, als H. M. ist, der in kurzer Zeit so viel ausgerichtet hat, und gegen seine Gönner allerwegen in Dankbarkeit überfließet.

Von der dortigen Luft und Witterung ist verschiedenes angehängt, über deren Einflüsse auf die Gewächse H. M. in der Folge noch mehr Wahrnehmungen verspricht.

X.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Leichte und beruhigende Vergleichung einiger Stellen des A. und N. Testaments, worinn Gebete wider die Feinde und Danksagungen für die Rache, so Gott von Ungerechten genommen, enthalten, mit dem Gebot von der Liebe der Feinde und der Fürbitte für selbige, 1770. 8. 3 Bogen.

Die Leser wissen aus unsrer Anzeige B. XII. St. II. S. 94. f. daß im vorigen Jahre zu Hamburg über die Stelle des dortigen Bußgebets: Schütte deinen Zorn auf die Heyden die dich nicht kennen, und auf die Königreiche,

die

die deinen Namen nicht anrufen! ein Streit entstanden sey. Der H. Sen. Götze schrieb zuerst einige Bogen, darinn er beweisen wollte, daß auch Christen so beten könnten und müsten: es wurde ihm aber in einer freymüthigen Prüfung seiner Schrift von einem Ungenannten der große Unterschied der Kirche A. und N. T. in dieser Absicht einleuchtend gezeigt; und es sehr faßlich ins Licht gesetzt, was es mit den häufigen Flüchen und Verwünschungen der Feinde der Kirche im A. T. für Bewandniß gehabt habe; und wie wenig es uns Christen berechtige, solche Gebete bey unserm öffentlichen Gottesdienst zu Formularen zu machen, da sie sich im N. T. nicht finden, und wir vielmehr ermahnet werden, für die Feinde, auch selbst für die Feinde der Kirche, wie die damaligen verfolgenden römischen Kayser waren, zu beten, zu segnen und nicht zu fluchen.

Letztere Schrift muß der V. der gegenwärtigen nicht gelesen haben, sonst würde seine Vergleichung anders ausgefallen seyn. Er thut, als ob das A. und N. T. sich hier völlig gleich wären, und führet zu dem Ende ein paar Stellen aus den Briefen der Apostel an, wo sie in besondern Fällen wünschen, daß Gott diejenigen, die der guten Sache des Christenthums schadeten, durch Züchtigungen auf bessere Gedanken bringen wolle; desgleichen ein Gesicht aus der Offenbarung Johannis, welches hier nichts entscheiden kann. Er hält jene Flüche mit dem Gebet parallel, da wir Gott überhaupt bitten, daß er der Bosheit wehren, und Fromme vor Unterdrückung bewahren wolle. Er meynt, daß wir ja als Christen berechtiget blieben, uns gegen den Angriff unsrer Feinde zu zu wehren; und macht die seltsame Instanz von einem Soldaten, der eine Schanze gegen die Feinde zu vertheydigen hätte, und fragt, ob er Gott bitten solle, daß keine seiner Kanonen den andringenden Feind treffen möge? (Seltsam genung! der Soldat hat ja unter dem gegenseitigen Kriegsheer keinen bestimmten Feind der ihn beleidiget hätte; und von solchen redet ja allein das Gebot Christi, daß wir sie lieben sollen. Der Soldat soll Gott um Muth bitten seine Pflicht zu thun, nicht offensive sondern defensive gegen den Feind beten, und nun getrost seine Kanone abfeuern.) Wider verhärtete Bösewichter, welche anhaltend unmenschliche Thaten verrichten, meynt er, sey es erlaubt Gott zu bitten, daß er sie ausrotten möge. (Das wissen wir nun eben nicht; denn Rache und Leidenschaft möchte alles für unmenschlich, und jeden erzürnten Widersacher für verhärtet halten.) Die einge=

streuten Histörchen, besonders die erbauliche, von der Kraft und Furchtbarkeit des Gebets eines Predigers wider seinen Amtmann, würden wir dem V. zur Ehre seines Verstandes gern geschenkt haben. Durch solches Gemische halb wahrer und halb falscher Gedanken über eine wichtige Christenpflicht, den Feind zu lieben, werden ungeübte Leser nur in Verwirrung gesetzt.

Nach Vernunft und Schrift scheint es uns klar zu seyn, daß es Gott wohl einem durch schweres Unrecht verwundeten Herzen zu Gute halten möge, wenn es um die Bestrafung der ungerechten Widersacher zu ihm betet; und aus dieser Ursach mag auch wohl Gott mit den heftigen Gebeten seiner Verehrer wider ihre Feinde unter dem A. B. Nachsicht gehabt haben: aber es kann für den Christen in keinem Falle rechtmäßig oder gar verpflichtend, noch weniger einer ganzen christlichen Gemeinde anständig seyn, Gott um das Verderben ihrer Feinde anzurufen. „Es ist gefährlich,„ sagen wir aus völliger Ueberzeugung mit dem Ver. S. 43. 44. „gegen den Beleidiger zu beten — lieber bete man hundertmal für ihn, als einmal wider ihn.„

Wir vernehmen daher mit Vergnügen, und wie wir hoffen, christlich gesinnte Leser mit uns; daß eine weise Obrigkeit zu Hamburg den Stein des Anstosses durch Abschaffung des alten Bußgebets aus dem Wege geräumt habe. Der H. Sen. Götze soll auch aus Unmuth, daß er nicht mehr über die Heyden, die Gott nicht kennen, die Ausschüttung des Zornes Gottes herabbeten darf, sein Amt niedergelegt haben, um seinen Charakter eines wahren Religions-Eiferers zu behaupten.

R.

Glaubensbekenntniß Sr. Durchlaucht des Prinzen Leopold von Braunschweig. Braunschweig, im Verlage der Fürstl. Waisenhaus-Buchhandlung, 1769. gr. 8. 4½ Bogen.

Dem Glaubensbekenntniß des Prinzen sind noch dreyßig Fragen und Antworten zur Erläuterung desselben und die ausnehmend rührende Anrede des Herrn Abts Jerusalem an den Prinzen, nach abgelegtem Glaubensbekenntnisse beygefüget. Was sich nur im kurzen für die Wahrheit und Würde des christlichen Glaubens in seiner lauteren Einfalt vortrefliches

sagen

sagen läßt, das ist in diesen wenigen lesenswürdigen Bogen zusammengefasset. Jeder Kenner der unverfälschten christlichen Wahrheit wird sich darüber freuen. Besonders haben wir mit Vergnügen die beyden Punkte gelesen, die wir allemal für sehr wichtig und unumstößlich gehalten, nemlich: „die Rechtschaffenheit oder Gottseligkeit und die Versicherung „von der Gnade Gottes, besonders in Absicht auf eine selige „Ewigkeit, sind die wesentlichen Stücke in der Religion„ (S. 21.) und dann: das Christenthum ist auch ohne Rücksicht auf andere Gründe, um seiner innerlichen Güte und Vortreflichkeit willen annehmungswürdig für jeden vernünftigen Menschen, der ruhig und glücklich zu werden wünschet (S. 27. Man kann es dem V. nicht genug verdanken, daß er diese Bogen in Druck gegeben hat, und wer wird nicht mit uns wünschen, daß es ihm gefallen möchte, für junge Leute, die in die große Welt gehen, einen solchen Unterricht in der Religion drucken zu lassen, wie er ihn in dem Vorbericht charakterisirt, und wozu er schon verschiedentlich einen Entwurf gemacht hat, da ihn niemand leichtlich besser machen, und so, wie er seyn muß, einrichten würde als Jerusalem.

V.

Vertheydigung der Spiele, Tänze, Schauspiele und anderer irdischen Lustbarkeiten, nebst einer Anweisung, wie man an selbigen ohne Versündigung Antheil nehmen könne. Im Jahr 1770. 4 Bogen in 8.

Nicht leicht sind die erwähnten Ergötzlichkeiten so kurz und deutlich und mit solcher Einsicht vertheydiget, und zugleich vor dem Mißbrauch derselben so ernst und nachdrücklich gewarnet worden, als in dieser kleinen Schrift geschehen ist. Die guten Herren, welche jeden Augenblick zu ernsthaften und gottseligen Geschäften gewidmet wissen wollen; keine sinnliche Belustigung als zur höchsten Noth verstatten; alles für sündlich erklären, was zu unkeuschen Lüsten reitzen kann; allen überflüßigen Aufwand für eine Verletzung des göttlichen Armenrechts halten; und zu jedem Lachen sagen: du bist toll! erhalten hier von einem Manne, der die Welt besser kennt, eine treuherzige und vernünftige Belehrung. Und jeder Christ wird hier über das sittliche der herrschenden Ergötzlichkeiten faßlicher und fruchtbarer unterrichtet, als es je über-

triebene Strenge und feindselige Verdammungssucht bewirken kann.

Em.

Neue Briefe über Gegenstände der geistlichen Wissenschaften und der theologischen Litteratur von Sebastian Friedrich Trescho, Diaconus zu Mohrungen in Preussen. Dritter Theil. Danzig und Leipzig, bey Daniel Ludwig Wedel, 1770. 18 Bogen in 8.

Der Verfasser fährt fort, seine theologische Kenntnisse, welche er für die lautersten Lehren der rechtgläubigen Kirche hält, Schriftstellern, welche mit ihm nicht einstimmig denken, aufzudringen. Er handelt daher lauter solche Materien ab, die ihm Gelegenheit geben, neuere Schriften, die ihm nicht Rechtgläubigkeit genung haben, zu beurtheilen: und da sein Urtheil immer aus ganz entgegen gesetzten Gründen und aus Begierde zu widerlegen entspringt; so läßt sich leicht denken, wie einseitig und partheyisch es ausfallen müsse. Wenn doch die Streittheologen erst einsehen wollten, daß sie mit allem Widerspruch nichts ausrichten können; so lange sie die Gegner, die sie sich bilden, nicht aus gemeinschaftlichen Voraussetzungen, sondern aus einer Menge noch streitiger Lehrsätze widerlegen wollen. Dies ist aber doch des H. Treschos ganze Disputirkunst; so sauer er es sich auch dabey werden läßt. Unglücklicher Weise heftet er sich hartnäckig ans kritisiren und widerlegen, ob er gleich zum geprüften Urtheil und zur deutlichen und genauen Bestimmungskunst grade nicht die sicherste Anlage hat. Viel Menschen wollen doch gar zu gern das seyn, was sie nicht seyn können. Es ist ein sonderbares Schauspiel zu sehn, wie er selbst nicht selten zu den Meynungen seiner Gegner halb hinüber wankt; und sich dann wieder an seine einmal geheiligte Kenntnisse anzuschmiegen sucht.

R.

Predigten über das Gebet des Herrn von David Bruhn, Prediger an der Marienkirche. Berlin, 1770. bey Ch. F. Decker und G. L. Winter, 8. 364 Seiten.

So

So manche gute Erklärungen und Predigten über das Gebet des Herrn auch schon vorhanden sind, so finden wir doch an den gegenwärtigen etwas vorzügliches vor vielen andern. Was nur über die Anrede, den Inhalt einer jeden Bitte und die Schlußworte dieses Gebets, über die Gesinnungen dessen, der er mit aufrichtigen Herzen vor Gott bringen und erhört seyn will, über die Absichten und den heilsamen Gebrauch desselben (wovon die beyden letzten Vorträge ausführlich handeln) wahres, unterrichtendes und erweckendes für Leute von allerley Ständen, Fähigkeiten und Gemüthsarten gesagt werden kann, das hat der V. in diesen dreyzehen wohl zusammenhängenden und faßlichen Predigten seinen Zuhörern kurz und bündig vorgetragen. Wo es nöthig war vorkommende Zweifel zu heben, Einwendungen zu beantworten, und unrichtige Meynungen mancher betenden zu widerlegen, da ist es nie von ihm aus der Acht gelassen worden, sonder jederzeit auf die gründlichste und beste Weise geschehen. Aus dieser Ursache möchten wir denen, welche das von Jugend auf auswendig gelernte Vater Unser so oft ohne Verstand und Absicht aus bloßer Gewohnheit und mit dem unlautersten Herzen beten, die Predigten des Hrn. Bruhn am liebsten zu ihrer Belehrung und Besserung empfehlen.

A.

D. Johann Gottlieb Töllners Zusätze zu seiner Untersuchung des thätigen Gehorsams Jesu Christi. Berlin, bey Aug. Mylius, 1770. 5 Bogen in 8.

Der Verf. vertheydiget seinen Beweis, daß Jesus nicht an unsrer statt das Gesetz erfüllet habe, gegen die Einwendungen einiger Gottesgelehrten; als der Verf. der theologischen Berichte, und der Herren Ernesti und Schubert, eben so bescheiden als gründlich. Wen er bisher noch nicht von der Wahrheit seines Beweises in Absicht der Hauptsache überzeugt hat, der wird durch die deutliche Art, womit hier die vornehmsten Gründe nochmals ins Licht gesetzt werden, der Ueberzeugung näher kommen. Daß ein fremder Gehorsam weder von Gott für uns angenommen werden, noch dem Menschen zur Seligkeit beförderlich seyn könne, und folglich in beyder Absicht unmöglich sey, kann nun wohl nicht mehr auf eine tüchtige Weise bestritten werden. Die Schriftstellen Hebr. 10, 4-10. Phil. 3, 9. und Röm. 5, 18-19. welche der

H. D. Ernesti in seiner Recension als die stärksten Beweise für den thuenden Gehorsam Christi auszeichnet, werden hier nochmals untersucht, und ihr wahrer Sinn, der keine Beziehung auf vorerwähnten Gehorsam in der theologischen Bedeutung unsrer Kirche hat, einleuchtend dargethan. Bey der Stelle Phil. 3, 9. finden wir noch anzumerken nöthig: daß δικαιοσυνη ἐκ Θεοῦ nach dem ganzen Zusammenhange und Zweck des Apostels weder die zugerechnete Gerechtigkeit Christi noch die Lossprechung Gottes andeuten könne; sondern das Recht zu verstehen sey, welches Gott dem Glauben an Christum ertheilt, wie der Verf. selbst einmal, S. 59. beyläufig erwähnt. Diese δικαιοσυνη ist gar nicht mit der V. 6. parallel: denn letztere heißt δικαιοσυνη ἐν νομῳ die rechtschaffene Befolgung des Gesetzes; und die andere V. 9. heißt δικαιοσυνη ἐκ νομου das Recht das mir das Gesetz ertheilt. Uns dünkt, als habe man diesen Unterschied nicht sattsam bemerkt.

Sp.

Neues System der dogmatischen und moralischen Theologie, zur wahren Prüfung vorgelegt von C. *P. t. t. P.* 2 Thl. Altona und Hamburg, 1769. in 8.

Wir haben bereits in des III. Bandes II. Stücke S. 96. eine gutgemeinte Schrift, die aber voll ungereimtes Geschwätz ist, angezeigt, unter dem Titel: Entwurf einer neuen theol. und moral. Reformation v. C. P. t. t. *Pierre* 1765. Weil dieses schlechte Buch vermuthlich wenig Abgang gefunden hat, so hat man nach 4 Jahren den obenangeführten veränderten Titel darüber geschlagen. Eine unanständige Praxis, die den Buchhändlern bey Büchern die keinen Abgang gefunden haben, leider nur allzu gewöhnlich ist; die aber, ausser vielleicht in sehr wenigen und sehr eingeschränkten Fällen, gänzlich das Ansehen hat, als wenn man die Käufer betrügen wollte.

Bl.

Eine praktische Abhandlung von der christlichen Vollkommenheit von William Law A. M. Nicht daß

ichs schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sey, Phil. 3, 12. aus dem Engländischen der fünften Edition übersetzt. Halle, bey Johann Justinus Gebauer, 1770. gr. 8. 474 Seiten.

In diesem Buche redet durchgehends ein warmer Eyfer für das praktische Christenthum, der Geist einer erleuchteten und andächtigen Gottesfurcht. Die Vorstellungen von der christlichen Vollkommenheit, fallen leicht ins Uebertriebene, wenn man wider den Sinn der Sittenlehre Jesu den Menschen eine übermenschliche Tugend predigt.

Der nachdenkende Christ erstaunet vor dem Bilde, das ihm die Hand des zu strengen Moralisten vorzeichnet. Er schrekt zurück, und denkt: es ist nicht möglich, demselben gleichförmig zu werden. Man wird keine Ursache finden, der gegenwärtigen Schrift diesen Vorwurf zu machen. Aber auch diejenigen, die zu leichtsinnig sind, und sich das Christenthum gar zu leicht vorstellen, treffen hier die nachdrücklichsten Belehrungen an, und sie werden erfahren, wie viel denen oblieget, die sich der Rechtschaffenheit ergeben. Insonderheit hat uns gefallen, daß der Verf. die rechten Quellen der christlichen Frömmigkeit zeiget, so manche dem thätigen Christenthum schädliche Vorurtheile gründlich bestraft, und denen, die noch nicht den gehörigen Ernst in der Tugend beweisen, die falschen Stützen ihrer Hofnung entreißt. Was der Befehl Christi an den reichen Jüngling S. 78. verkaufe was du hast u. s. w. betrift: so dünkt uns, daß er offenbar auf die damalige Zeiten geht. Die Nachfolger Jesu mußten sich von allem Eigenthum lossagen, wenn sie in alle Welt gehen und das Evangelium ausbreiten sollten. Auch sollte die christliche Religion den Schein nicht haben, als wenn sie durch Geld Proselyten machte. Die richtige Anwendung des Reichthums und die Pflicht, den Armen Gutes zu thun, wird in andern Schriftstellen hinlänglich eingeschärfet.

Beschäftigungen der Gottseligkeit in Schriftbetrachtungen nach dem Fürbild der heilsamen Lehre auf alle Tage des ganzen Jahrs. Erster Theil. Wir wollen täglich rühmen von Gott. Ps. 44, 9. Nürnberg, im Verlag Martin Jacob Bauers, 1770. 8. 232 Seiten.

Kurze Betrachtungen über einen vorgesetzten Spruch, die ganz erbaulich sind, und die Hausandacht mit Nutzen unterhalten können. Der Verf. läßt sich in keine Exegese über die vorstehenden Worte der Schrift ein, und das ist auch in dergleichen Büchern weder nöthig noch nützlich, wenn nur der Sinn derselben durch eine kurze Umschreibung dem Leser deutlich gemacht wird.

Es sind zwar hier nur gewöhnliche Gedanken vorgetragen, wir können doch aber nicht sagen, daß sie ins platte und niedrige fallen. Bisweilen scheinen uns die zur Erläuterung eines gewissen Satzes angeführten Stellen der Schrift, das nicht zu enthalten, was sie eigentlich sagen sollen. Z. B. S. 202. die Stelle Matth. 18, 18. gehet, wie der Zusammenhang lehret, nur auf die Apostel. Christus giebt ihnen die Versicherung: was ihr nach diesen meinen Verordnungen und Anweisungen (die er ihnen in dem vorhergehenden gegeben hatte,) festsetzen und verfügen werden, das soll auch im Himmel genehmiget werden. Die besondere Vollmacht der Lehrer, wie der V. sich ausdrückt, denen Menschen, die sich in Buße und Glauben zu Gott wenden, ihre Sünden zu vergeben, oder die sogenannte Absolution, kann wohl in nichts andern, als in der Verkündigung der trostreichen Begnadigung bestehen, die dem bußfertigen und gläubigen Menschen um der Erlösung Christi willen widerfährt.

Nachahmung der Psalmen Davids in der Sprache des neuen Testaments nach dem Englischen des seligen Dr. Isaac Watts, nebst einer Vorrede von Ihro Hochwürden Herrn Emanuel Mevian, Antistes der Kirchen zu Basel. Basel, bey Johann Schweighäuser, 1770. 436 Seiten 8.

Seitdem man die Nothwendigkeit eingesehen, eine Verbesserung in Ansehung der öffentlichen Kirchengesänge vorzunehmen, seitdem haben sich Männer von Einsicht und Geschmack an verschiedenen Orten bemühet, das ihrige zu dieser heilsamen Aenderung beyzutragen. Viele einsichtsvolle und rechtschaffene Männer in der reformirten Kirche haben schon lange gewünscht, daß statt der alten Lobwasserschen Psalmenübersetzung, die freylich in unsern Tagen dem verbesserten Geschmack unausstehlich wird, womit sich aber gleichwol noch manche Gemeinen behelfen, eine bessere, unsern Zeiten, und

dem

dem Geist des Evangelii angemessene Uebersetzung der Psalmen zum Vorschein kommen möchte. Die gegenwärtige Wattsische Arbeit, die eigentlich eine freye paraphrastische und in evangelische Form gebrachte Uebersetzung der Psalmen ist, wird auch in der deutschen Uebersetzung, die nach der Lobwasserschen Versart eingerichtet ist, sehr wohl gefallen, und von denen, die sich derselben zu ihrer privat- oder öffentlichen Andacht bedienen wollen, mit großem Nutzen gebraucht werden können.

Ja.

Der Prediger an dem Krankenbette seiner Zuhörer, oder Regeln und Muster für angehende Geistliche zu einer gesegneten Führung ihres Amtes. Christian Wilhelm Oemler, F. S. W. Consistorialrath und Archidiaconus zu Jena. Jena, verlegts Joh. Rudolph Crökers sel. Wittwe, 1770. 1 Alph. 9 Bogen in 8.

Der Verfasser handelt in vier Kapiteln von den nöthigen Eigenschaften eines Predigers, der am Krankenbette gesegnet arbeiten will; von der Bearbeitung der Kranken überhaupt; von der speciellen Bearbeitung der Kranken nach ihrem verschiednen Seelenzustande; von einigen wichtigen Gewissensfragen: worauf noch ein Anhang einiger ausführlicher Katechisationen folgt. Wir haben zwar in diesem Buche keine Spuren vorzüglich scharfsichtiger Blicke ins menschliche Herz wahrgenommen, welche Gelegenheit zur Anweisung bisher unbemerkter Vortheile in der Ausübung dieses wichtigen Theils des Predigamts gegeben hätten: wir haben nichts als eine weitere Ausführung und Erläuterung derjenigen Regeln gefunden, die in jeder Pastoraltheologie vorgeschrieben werden. Indessen sprechen wir dieser Schrift ihren Nutzen keinesweges ab, da es leider sehr viele Prediger giebt, die gar nicht darüber nachgedacht zu haben scheinen, was ihre Pflicht in den Krankenstuben von ihnen fordert. Die meisten Vorschriften, die der V. giebt, sind gut und brauchbar. Insanderheit gefällt es uns, daß er es oftmals einschärft, daß das einzige sichere Kennzeichen der Bekehrung ein allgemeiner Gehorsam gegen die göttlichen Befehle sey. Aber, wie kann der V. denn S. 108. von einem Missethäter, den er zum Tode begleitet hat, sagen:

Aus

Aus äusserlichen und ganz untrüglichen Kennzeichen schloß ich auf seine innerliche und wahre Bekehrung? Gewiß, wenn der Prediger von dem bekehrten Zustande eines Menschen nur mit einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit urtheilen will; so muß er ihn schon sehr lange als rechtschaffen und tugendhaft gekannt haben. Von einigen wichtigen Materien handelt der V. sehr kurz, da er hingegen über andre ohne Noth weitläuftig ist. Bey dem wenigen, was er S. 355. ff. von dem Verhalten gegen Angefochtene sagt, nimmt er das als vorausgesetzt an, was doch grade der allerseltenste Fall seyn möchte, daß diese Anfechtungen von Satan herrühren. Unter den Gewissensfragen finden wir S. 410. auch die entschieden: Kann ein lutherischer Prediger einem reformirten oder katholischen Glaubensgenossen auf seinem Krankenbette das h. Abendmahl reichen? Sollte man es wohl glauben, daß der V. diese Frage, ohne den geringsten Unterscheid zwischen Katholicken und Reformirten zu machen, schlechterdings mit nein beantwortet, wenn sie nemlich, wie er sich ausdrückt, die Grundirthümer ihrer Religion behalten wollen? In den hinzugefügten Katechisationen hat sich der V. die Unwissenden so gelehrig gebildet, als man unter hundert kaum einen finden wird; dadurch hat er sich zwar die Arbeit leicht gemacht, aber schwerlich die Absicht derer erfüllt, die ihn um dergleichen Muster gebeten hatten. Die Schreibart in den gegebnen Mustern der Gebete und Anreden an Kranke, finden wir mit Vergnügen nicht so geschmükt und schwülstig, als wir sie in andern Erbauungsschriften des V. gewohnt sind; doch fehlt es nicht an zu bildlichen Ausdrücken; z. B. Wir haben die Tafeln deines heiligen Gesetzes genommen, und sie frech zerbrochen: Werfe er sich in die Arme Gottes: das h. Abendmahl giebt dem geistlichen Leben neue Kräfte und Nahrung, u. d. g. Auch haben wir einige Fehler gegen die Grammatick bemerkt, die zu oft wiederkommen, als daß man sie für Druckfehler halten könnte. Der V. spricht: Er läßt ihnen schmecken; er läßt ihnen erfahren; er lernet ihnen; ohne der Vergebung; ohne dem Verdienste; sie kostet dir dein Leben. Der V. hat bey dieser Schrift die Arbeiten berühmter Gottesgelehrten genutzet, und führt oft sowol Regeln als Muster aus den Schriften Baumgartens, Fresenius, Mosheims, Cramers u. a. an, das wird auch niemand tadeln. Allein, daß er S. 53-56. wie auch S. 71. 72. ganze Seiten aus Spaldings Predigt von der Demüthigung eines Sünders vor Gott Wort für Wort nur mit einigen Auslassungen in seinen Vortrag einflicht, ohne die geringste Anzeige, was soll man davon sagen?

Des

Des Bernhardus Nordalbingius altchristliches Schreiben über die Gaben des Geistes, die Glaubensmeister, die Ketzerey und die Freyheit, an Johannes Turicensis. Bremen, in der Cramerschen Handlung, 1770. 1½ Bogen in 8.

Der Inhalt dieses Schreibens, in welchen die Lavaterschen Fragen über die Geistesgaben geprüft werden, läßt niemand in Zweifel, wer der Johannes Turicensis sey, an den es gerichtet ist, aber auch der Verfasser desselben wird unter dem angenommenen Namen keinem leicht verborgen bleiben. Wir wollen indessen den Lesern das Vergnügen ihn zu errathen, nicht rauben, und blos den Inhalt dieser sehr wohl geschriebenen Blätter hersetzen.

Die Fortdauer der Wunder ist nicht zum Erweise der Wahrheit des Christenthums nöthig, weil aus dem Ausspruch Christi Joh. 20, 29. folgt, daß es möglich sey zu glauben, ohne Wunder zu sehen. Der Christ bedarf auch keiner ausserordentlichen Gebetserhörungen, um seines Gnadenstandes gewiß zu seyn, weil eines Theils Wundergaben gar kein sicherer Beweis davon seyn würden, wie aus Matth. 7, 22. 23. 1 Cor. 13, 1. 2. erhellt, und andern Theils der durch die Liebe thätige Glaube dazu hinreicht. Wenn gleich in der heiligen Schrift nicht ausdrücklich gesagt wird, daß die Wundergaben nicht beständig in der Kirche fortdauern sollen: so läßt sich dies doch aus Joh. 20, 29. und selbst daraus schliessen, weil nur die Apostel die Vollmacht hatten, andern Wundergaben mitzutheilen. Daß von den Wundergaben in den apostolischen Schriften als von einer gewöhnlichen Sache geredet wird, giebt keinen Grund auch jetzt die Gewöhnlichkeit derselben bey wahren Christen „zu vermuthen. Denn obgleich jene Schriften, wie wir jetzt sehen, nach dem Rathschlusse Gottes bestimmt sind, alle Zeiten von der altchristlichen Lehre des Glaubens zu unterrichten: so waren sie doch nach der Schreibart und dem Sinne der Verfasser, wie es vor Augen liegt, nur an damalige Personen und Gemeinen gerichtet. Was damals gewöhnlich und allgemein war, davon ward mit Recht als von gewöhnlichen und allgemeinen Dingen geredet. Die folgenden Zeiten aber müssen theils aus dem Hauptzweck der Lehre des Glaubens, theils aus der Erfahrung mit Sorgfalt beurtheilen, was im Evangelio auch ihnen befohlen und verheissen sey.„ Selbst die Beschaf-

schaffenheit der Wundergaben in den apostolischen Zeiten bestättigt das gesagte. Diejenigen, welche Gaben des Geistes hatten, hatten nicht alle, sondern einige von gewisser Art. Nur die Apostel hatten eine allgemeine Verheissung, daß sie alles, warum sie zur Bestättigung ihrer Predigt beten würden, wenn sie von dem Erfolge eine Ueberzeugung empfünden, auch gewiß erhalten sollten. Ohne diese Ueberzeugung, die nothwendig jederzeit ausserordentlich in ihnen gewirkt oder verhindert werden mußte, geschahe keine wunderthätige Erhörung. Da es nun an einer solchen unstreitigen Verheissung für unsre Zeiten fehlt, so kann die Fortdauer der Wundergaben nicht anders als aus der Erfahrung bewiesen werden. „Wenn aber auch hin und wieder einige wunderthätige Beter „gefunden würden; so sind ihre Wunder doch nicht häufig „genug, und nicht von so entscheidender Art, daß sie mit zu„reichender Zuversicht von ihnen selbst und andern, als Wun„derwerke dürfen angenommen werden.„

Der V. fügt den freundschaftlichen Rath an H. L. hinzu, daß er durch die Aeusserung solcher nicht genug geprüfter Meynungen nicht sein der Wahrheit geheiligtes Ansehen vermindern möge, da dieselben die Zweifler zweifelhafter machen, die Schwachen verwirren, und die Glaubensmeister gegen ihn mächtig machen könnten. Er gedenkt der Begegnung, die er selbst von diesen erlitten hat, und äussert die Hofnung, daß sich bald die Zeiten nähern werden, da die freye Untersuchung nicht mehr auf mannigfaltige Weise behindert wird. Der Schluß dieses Schreibens ist sehr lebhaft, und zeigt, wie sehr die irren, die das, was in den apostolischen Schriften von Ketzern gesagt wird, auf diejenigen anwenden, denen sie jezt den Ketzernamen beylegen. Das ist nun freylich schon oft gesagt: aber es kann nicht genug wiederholt werden, so lange die hitzigen Eiferer fortfahren ihr unprotestantisches und unchristliches Verfahren gegen die sogenannten Ketzer nicht allein, sondern selbst gegen die, welche mit denselben einigen Umgang unterhalten, mit den Aussprüchen der Apostel gegen die damaligen Ketzer zu beschönigen.

Na.

Fundamenta Psychologiae ex S. Scriptura sic collecta, ut dicta ejus de anima, ejusque facultatibus agentia collecta digesta atque expli-

plicata sint, a M. *Magno Frid. Roos.* Tubingae, 1769. 16 Bogen 8.

Wir müssen gestehen, daß der Titel mehr verspricht, als das Buch wirklich leistet. Eine Seelenlehre aus der heil. Schrift, dachten wir, muß vortreflich seyn. Denn wie groß und herrlich sind nicht die weiteren Aussichten, welche die göttliche Offenbarung unsrer Vernunft in dieser Wissenschaft eröfnet hat! Aber wir fanden uns sehr betrogen. Der Verf. sammelt in 6 Kapiteln die sämtlichen Stellen der Bibel, wo die Worte: Seele, Geist und Herz, vorkommen, oder von Gedanken und Wollen, von Empfindungen und den verschiedenen Zuständen der Seele die Rede ist; und ordnet sie unter gewisse Klassen. Blos als Sammlung betrachtet, hat diese mühsame Arbeit gewiß ihren Nutzen; denn sie scheint so sorgfältig angestellt zu seyn, daß sie dem Exegeten statt einer zuverläßigen Concordanz wird dienen können. Aber dies scheint uns auch fast das einzige brauchbare in dem Buche. Denn die hinzugefügten Vernunftschlüsse, das Raisonnement, und die ganze Auslegungsart des Verf. ist, wir mögen nicht sagen, wie? (Als eine Probe sehe man S. 170., eine ungeheure Erklärung der Worte Ps. 16, 8.) Seine Hauptgrundsätze sind: Die wahre Auslegungskunst muß aus der Schrift selbst geschöpfet werden; denn die Bibel erkläret sich aus sich selbst: nur der Wiedergebohrne versteht sie recht: der heil. Geist hat in der Wahl der Worte eine gar unglaubliche Genauigkeit bewiesen, u. s. f. Daraus folget denn ferner, daß alle philologische Erläuterungen, und andre vernunftmäßige Hülfsmittel gänzlich verworfen werden. — Möchten doch diese guten Männer bedenken, was für ein gewonnen Spiel sie den Naturalisten in die Hände geben; wenn sie nach dergleichen, theils verdreheten, theils schwankenden, theils gar ungereimten Grundsätzen handeln! Denn die Leute, die die Göttlichkeit unsrer Offenbarung entweder nicht glauben, oder nicht glauben wollen, werden wir die dadurch gewinnen, daß wir sie gleichsam schon zum voraus von allem Verständniß der heil. Schrift ausschliessen? Werden wir sie nicht vollends abschrecken, die Bibel selbst zu lesen; wenn wir dem heil. Geist seine eigne Rhetorick, Tropologie, Syntax und Grammatick andichten? Bey aller Hochachtung die wir für den ächten Religionseyfer tragen, kränket es uns dennoch zu sehen, wie ein solches Verfahren der wahren Religion nur mehr Schaden als Vortheil bringt. Aber vielleicht trauet der Verf. dieser Anmerkung nicht;

nicht; denn er sagt in der Vorrede: nemo sapiens nisi regenitus; und wer weis, ob er uns zu dieser Klasse von Menschen nicht selbst rechnet?

Mn.

Christiana orthodoxa doctrina de gratuita peccatoris per Christum iustificatione, quam concinnavit D. *Theophanes Prokopowitz*, sanctae Theologiae in Academia Kioviensi Doctor &c. Fasciculus primus, Wratislaviae sumptibus Guilielmi Theophili Kornii, 1769. 8. pl. 4.

Illustrissimi ac reverendissimi Domini D. *Theophanis Prokopowitz* singularis consideratio mortalis et venialis peccati ex systemate ejus Theologico excerpta. Fasciculus secundus Wratislaviae &c. 1769. 8. pl. 3.

In beyden Schriften wird der Luthersche Lehrbegriff der angezeigten Lehrsätze im Gegensatz der Vorstellung der römischen Kirchencommun, und was den letzten anbelangt, mit besonderer Bestreitung des Bellarmin, in bester systematischer Form vorgetragen. Und da man den V. einmal nach dieser Absicht beurtheilen muß, so gestehen wir, daß er sie völlig erfüllet habe. Aber wir bekennen auch, daß wir z. E. in Betrachtung des zweyten Punktes, den sehr schriftmäßigen Unterscheid, zwischen Sünden und Fehlern, Verschuldungen und Vergehungen genauer bemerkt wünschten. Der rechtschaffenste kann fehlen, aber wenn wir nicht um Worte streiten wollen, nicht sündigen, oder er hört es auf zu seyn. Man kann Luthern entschuldigen wenn er sagt, „daß wir täglich viel sündigen,„ aber um des Mißverständnisses willen, wünschten wir, daß er lieber gesagt hätte, „man kann täglich fehlen.„

Aurelii Augustini, — de doctrina Christiana libri IV. e recensione Benedictinorum e congregatione s. Mauri varietate lectionum animadversionibusque brevibus illustravit atque cum praefatione S. R. *Ioh. Frider. Burscheri* &c. edidit *Ioh. Christ. Benjam. Teegius*, Scholae San-

Sangerhus. Colleg. III. — Lipsiae, sumtu — Langenhemii A. C. CIↃIↃCCLXIX. 8. 15 pl.

Herr Teege hat bey dieser neuen zwar sehr correkten aber schmutzigen Ausgabe den Text der vom Clerc wiederholten Benediktiner Ausgabe zum Grund gelegt, die Amerbachische, Erasmische und zweyte Calixtische v. J. 1655. damit nochmals verglichen, die Anmerkungen der Benediktiner über die verschiedenen Lesarten unter den Text beygefügt, und hin und wieder vermehrt, ingleichen die von ihnen verbesserte Abtheilung der Kapitel beybehalten, doch so, daß jedesmal am Rande die ältere zugleich mit römischen Zahlen angezeigt wird; wozu noch eigne Anmerkungen des Herausgebers kommen, welche die Vergleichung der vom Augustin nur aus der Uebersetzung angeführten Schriftstellen betreffen. Diese Art von Anmerkungen hätte sich Hr. T. nun wohl ersparen können, wie wir schon bey der Anzeige des Buchs de spiritu et littera (s. XI. B. II. St. S. 200) erinnert haben. Nützlicher dürfte es für Anfänger gewesen seyn, wenn Dunkelheiten des lateinischen Ausdrucks, welche beym Augustin nicht selten sind, kurz wären erklärt und einige sehr muthmaßliche Verfälschungen des Texts bemerkt worden. Von jener Art sind die Redarten exemplaria praecedentia, lingua praecedens &c. von dieser ist die Stelle l. 2. c. 2. quod si ambae vel etiam omnes, si plures fuerint *partes* ambiguitatem secundum fidem sonuerint; wo es vermuthlich heissen sollte, si a. vel e. o., si pl. fuerint, *pariter* a. s. f. s. ingl. l. 3. c. 26. (18.) ad *ista* etiam tempora &c. höchst wahrscheinlich f. ad *nostra* e. t. In der berühmten Stelle, in welcher Au. von der Versione Itala redet, wird schlechtweg die Anmerkung der Benediktiner wiederholt; da doch nach ihnen Bentley und Casley ungeachtet des Widerspruchs des Sabatier sehr wahrscheinlich gemacht haben, daß man für *itala* lesen müsse *illa*, welches also noch hätte erinnert werden sollen. Wenigstens hätten dergleichen Verbesserungen oder Ergänzungen von dem H. D. Burscher in der Vorrede mit mehrern Anstand eines Professors der Theologie werden können, als die gegenwärtige kahle Erzählung von der Geschichte dieser wiederholten Ausgabe.

Hr.

Ueberlegungen eines redlichen aber unstudierten Christen bey öffentlichen Angriffen auf seinen Glauben. 8. Zürich, bey Orell, 1769. 5 Bogen.

Der Verf. ist Hr. J. Tobler in Zürich. Einsicht, Redlichkeit, Eyfer und Sanftmuth herrschen in diesen Bogen. Wir können den Inhalt nicht ausziehen, die Schrift ist zu kurz, und der Styl selbst zu gedrungen. Wir wollen nur einige Stellen zur Probe anführen.

Denen, welche klagen, daß man nicht wisse jetziger Zeit, was man glauben sollte, sagt er: „Will man euch das Denken verbieten, oder hat man euch das Wort Gottes genommen? Nicht wahr, ihr habet noch beydes frey? Nun so prüfet das, was euch gepredigt wird, und was man euch öffentlich beten heißt, nach dem Inhalt der heil. Schrift. — Möchtet ihr aber des eignen Denkens und mancher schweren Pflichten überhoben seyn, so taugt euer Glaube weder nach Schrift noch Vernunft etwas. Euch gehöret keine Beruhigung, ihr werdet keine finden — Mir dünkt also, ein ehrliches Herz wisse heute zu Tage so leicht als jemals, woran es mit seinem Glauben sey: denn es ist keiner ehrlich, der seine Vernunft in den wichtigsten Dingen nicht brauchen will„

Denen, welche die ungestrafte Frechheit der Unglaubigen verdreußt, sagt er: „Ich bin um deswillen in meinem Glauben an Jesum im geringsten nicht fester, nicht gegründeter, wenn der Unglaubige auch vor meinen Augen lebendig verbrennet würde. Meine Erkenntniß wäre nicht um ein einziges Fünklein heller, und mein Herz könnte bey dem größten Feuereifer so unfrom seyn, als wenn man einen Irrlehrer ganz unangetastet seine Wege lauffen liesse.„

Den sich allein weise dünkenden Deisten, macht er diesen viel entscheidenden Vorwurf: „wenn ich indessen neue Lehrer und Weise hören soll — soll ihr Versprechen groß bey mir gelten, sie wollen mir vom Aberglauben helfen, und die Religion im neuen Licht und Reinigkeit zeigen, so wird diese Forderung doch nicht unbescheiden seyn, wenn ich Proben von vorzüglichen Verdiensten und Tugenden sehen will — Sollte man nicht erwarten, die die erhabenste Kenntnisse von der Gottheit lichtvoller und gereinigter besitzen, als wir Schüler Jesu, daß jene, sage ich, auch eine größere Kraft von dieser bessern Wahrheit an ihren Herzen sollen empfunden, und ihren blödsichtigern Nebenmenschen einen erhabenen ungewöhnlichen Nutzen und Vortheil davon zu geniessen sollten gegeben haben — Ich würde allerdings von Menschen, die eine bessere als die christliche Religion haben und andern beybringen wollen, erwarten, daß ihnen die Unt[illegible]

„gend

„gen ihrer Zeitgenossen ganz unleidlich wäre, daß sie Tags „und Nachts nichts unversucht liessen, um gegen Mißbräuche „zu eifern, und Herzen auf die alleredelste Art zu gewinnen.„

In solchem Tone gehet es fort. Ich müßte das ganze Buch ausschreiben, alles ist schön. Es muß ganz gelesen werden.

Ka.

Joh. Dav. Michaelis Paraphrasis und Anmerkungen über die Briefe Pauli an die Galater, Epheser, Philipper, Colosser, Thessalonicher, den Timotheus, Titus und Philemon. Zweyte, und vermehrte Ausgabe. Bremen und Göttingen, im Verlag Georg Ludwig Försters, 1769. 2 Alph. 6 Bogen in 4.

Die Aenderungen und Vermehrungen dieser neuen Ausgabe sind nicht eben beträchtlich; wie man es von einem Manne vermuthen sollte, welcher mit zu den ersten unter uns gehört, die durch das Lesen der Engländer auf eine bessere Methode der Auslegung geleitet worden sind: und der seit der ersten Ausgabe seiner Paraphrase, d. i. seit zwanzig Jahren, in der exegetischen Gelehrsamkeit der Deutschen merkwürdige Revolutionen erlebt hat, die einen Schriftausleger veranlaßt haben sollten, manche Stelle von einer ganz andern Seite anzusehn, als zuvor. Noch sonderbarer hat es uns geschienen, daß die letzte Hälfte des Buchs unverändert nach der ersten Ausgabe abgedruckt ist; daraus man schliessen muß, daß der V. binnen zwanzig Jahren im geringsten nicht Ursach gefunden habe, etwas an der Auslegung dieser Hälfte zu verbessern.

Wir erwarteten, die Paraphrase von verschiedenen unnöthigen Auswüchsen und Erläuterungszusätzen gereiniget zu sehen; welche es entweder erschweren, den Sinn und Zusammenhang des Ganzen zu fassen, oder dem biblischen Schriftsteller mehr Ideen unterschieben, als sich natürlich bey seinen Worten denken lassen. Wir hoffeten eine Ausbesserung des Styls, wenigstens der in der ersten Ausgabe befindlichen grammatischen Fehler: allein wir haben zuviel gehoffet. In einigen Stellen ist er von der vorigen Auslegung abgegangen, wovon er in einer neuen Anmerkung die Gründe angiebt: zuweilen hat er noch einige Erläuterungen und Beweise aus dem Sprachgebrauch

gebrauch hinzugefügt, die ehemalige Auslegung zu rechtferti- gen: manche Anmerkungen die unnöthig waren, hat er ganz weggelassen. Zu allen diesen Aenderungen scheint er durch geschehene Widersprüche veranlaßt worden zu seyn.

Einige Proben davon wollen wir hersetzen. Gal. 1, 10. erklärt er πειθειν θεον durch Gott überreden: es scheint aber gezwungen zu seyn, und nichts zum Ganzen des Vertrags Pauli beyzutragen. Ist es nicht natürlicher zu glauben, Paulus spreche im Affekt: will ich denn Menschen oder gar Gott durch meine Predigt hintergehen? Kap. 3, 13. wird die R. A. wohl erläutert: verflucht ist der, der am Holze hängt. Daß συγκλειειν V. 22. überzeugen heiße, möchten wir mehr erwiesen sehn. Die schwere Stelle Kap. 4, 19 : 31. verdient nachgelesen zu werden, welche er für eine richtige Erklärung und Anwendung von Jes. 54, 1. f. hält, und ihr aus dieser Hypothese Licht giebt. — Ephes. 1, 4 : 12. scheint uns zwar im Ganzen genommen, richtig gedeutet zu seyn; daß ἡμεις- ἡμας &c. unterscheidender Weise auf das Volk der Juden gehe; Aber ist es dem Zusammenhange und der Kraft der Ausdrücke gemäß, alles einzeln auf das alttestamentische jüdische Volk zu deuten: oder will Paulus nicht überhaupt die Vorzüge desselben bis selbst unter dem neuen Bunde zusammen fassen? Wir sind zuerst erwählet worden Gottes Volk zu seyn; uns ist der Seligmacher zuerst verheissen, zuerst angekündiget worden; wir haben zuerst an ihn geglaubt, und durch ihn Vergebung und Hofnung zur Seligkeit erhalten u. s. w. Kap. 2, 4 : 6. geht aber das uns gewiß nicht blos auf die Juden. Kap. 2, 2. ist eine weitläuftige Erklärung vom Gott der Welt: der Aeon soll der Teufel seyn. Kap. 3, 17. versteht er durch den inwendigen Menschen nun natürlicher die Seele und die obern Kräfte derselben. V. 21. sagt uns Luther richtiger und natürlicher; in Jesu ist ein rechtschaffenes Wesen: als daß wir mit H. M. die Worte in Jesu zum folgenden Vers ziehen und übersetzen könnten; leget euch ab in Jesu.

Phil. 3, 12. stossen wir auf eine sonderbare Verzierung der Paraphrase, welche weder an sich schön, noch der kunstlosen Schreibart Pauli gemäß ist. Zwischen Begierde und Furcht und Hofnung ausgespannt, jage ich Christo athemlos nach ꝛc. und man findet mehrere ähnliche Stellen. Das ελαβον - διωκω und καταλαβω hat im Text keine Bezie- hung

hung auf Christum, wenigstens müßte dann bey einem dieser Worte αυτον stehen. Könnte also auch καταλαβω und καταληφθην die Bedeutung des einholens haben: so ist zu untersuchen, ob es die Grammatick erlaube; dann auch, ob dem Apostel eine so kunstvolle Antithese geläufig sey, daß er von Christo ziemlich unnatürlich sagen könne: er habe die Gläubigen eingeholt, um dadurch anzudeuten, daß er vor ihnen voraus zur Seligkeit gegangen sey. H. M. macht sich hier bey der gewöhnlichen Uebersetzung und Erklärung Schwierigkeiten ohne Noth, und verfällt darüber in andere, die vielleicht noch weniger zu lösen sind.

Sp.

An den Antikritikus wegen einiger Urtheile über die Berliner und Hallenser, 1769. 8. 56 Seiten.

Der Antikritikus hat einmal die theologischen Recensenten der allgemeinen deutschen Bibliothek und der hallischen Zeitungen für Ignoranten erklärt und ist insonderheit damit unzufrieden, daß sie die Grenzen des lutherischen und reformirten Lehrbegriffs einander so nahe zusammenrücken, da sie doch so weit als nur immer der Nordpol vom Südpol von einander abstånden. Uns hat das gar nicht befremdet, denn, wer kann so hochgelehrt seyn als der Antikritikus, dem wohl wenig Menschen in der Gottesgelahrheit gleich kommen, und wenn die Protestanten einmal näher zusammentreten, so würde freylich der Untergang der christlichen Kirche nahe genug seyn müssen. Der uns unbekannte V. dieser Bogen bezeuget indessen seinen Unwillen über die Urtheile des Antikritikus und sucht vornemlich aus den Schriften lutherischer und reformirter Gottesgelehrten älterer und neuerer Zeiten, wo sich ein jeder über die Unterscheidungslehren seiner Kirche erklärt, zu erhärten, daß sie in dem wesentlichen der Sache immer übereinstimmten und das übrige dabey auf bloße Logomachien hinausliefe.

Einige Schriften zur Beförderung der Religion und Tugend, besonders bey Erziehung vornehmer Standespersonen von Carl Friedr. Kirchmann, weyl. Herzogl. Braunschw. Prinzen Inform. Nach seinem Todte herausgegeben von C. C. Gärtner, Prof.

Prof. der Sittenl. am Coll. Carol. Zweyte verbesserte Auflage. Braunschweig, im Verlag der Fürstl. Waysenh. Buchhandlung, 1769. 8. 164 Seiten.

Nicht für vornehme Standespersonen allein, sondern gewiß für jeden denkenden Menschen, der den von allem, was der äusserliche Mensch ist, unabhängigen Werth seiner Seele fühlt und Religion hat, wird dieses vernünftige christliche Gebetbuch seinen Nutzen haben können. Wir danken dem Hrn. Prof. Gärtner für dessen Herausgabe und empfehlen es allen, die eine aufgeklärte Andacht lieben, zum fleißigen Gebrauch. Es enthält vorne an einige Regeln der Klugheit für einen jungen Herrn von Stande, die ihn in der grosen Welt vor aller Verführung in Sicherheit setzen können. Jeder edle Jüngling präge sie tief in sein Herz und folge ihnen! Alsdenn folgen Gebete, einige Anmerkungen über das gehörige Verhalten in Ansehung des heiligen Abendmahls, etwas von der Beichte und dazu zu brauchende Gebete, Communion- und Paßionandachten, ebenfals alle in Form eines Gebets. Schade, daß die Perioden bisweilen so sehr lang sind. Einigen Lesern möchten sie doch Mühe machen. Unsere Andacht hat ihre Länge indessen nicht ermüdet, ob wir gleich selbst manche Perioden zweymal lesen musten, um ihren Verstand zu fassen. Die wahren Glaubensempfindungen, das lebhafte Gefühl vom Christenthum, worinn die Aufsätze geschrieben sind, ersetzen, sobald man darauf sieht, hinlänglich die kleineren Mängel des Styls, welcher der Sprache eines bittenden hätte angemessener seyn können.

Marianischer Thomas von Kempen. Oder zwey Büchlein von der Nachfolge Mariä, der Jungfrau und Mutter Gottes, zu sonderbarem Trost und Heil der lesenden, theils aus alten Schriften entnommen, theils aber durch eigene Bemühung vermehret, und in lateinischer Sprache herausgegeben von P. Sebastian Sailer, Chorherrn von Prämonstrat, in dem unmittelbaren freyen Reichsstifts Marchtall in Schwaben, anjetzo zu allgemeinern Nutzen in das Deutsche übersetzt von

einem Weltpriester. Mit Erlaubniß der Obern, Augsburg, verlegts Mathäus Rieger und Söhne, 1769. 8. 198 Seiten.

Wer kennt nicht des Thomas a Kempis Bücher von der Nachfolge Christi? Dieses soll eine Nachahmung derselben seyn. Die Tugend ist überall ehrwürdig, und verdienet Nachfolge, wo wir sie finden. Warum nicht auch bey der Gottesfürchtigen Maria? Wenn man aber diese in der katholischen Kirche auf den Stuhl der Gottheit erhobene fromme Israelitin, auf deren Vorbild uns die heilige Schrift nicht ganz besonders verweiset, ob sie gleich Jesu Mutter war, durch gegenwärtige zwey Büchlein über jeden Punkt der vermeinten christlichen Sittenlehre dem Menschen zurufen höret: Folge mir nach! Wenn man anstatt mit dem Samuel zu beten! Rede, Herr, denn dein Knecht höret, bevor man dieses Büchlein lieset, beten soll! Rede, meine Frau, weil es dein Diener höret; wenn man sie die Ehrenbezeugung gegen die Priester Gottes, als eine gerechte Probe der Religion und der Frömmigkeit angeben (2 Büchlein Kap. XII.) und sie noch immerfort in unsern Tagen solche seltsame Dinge sagen läßt, als diese: „Gleich wie Gott an seiner Majestät alle „Fürsten der Welt übertrift, eben so übertreffen die Priester „dieselben durch ihren Vorzug an der Würde„ S. 141. „Mein Sohn, es ist erschrecklich, ich sage es noch einmal erschrecklich ist es, daß man die Priester bey itzigen Zeiten für „nichts achtet, man vermindert ihre Anzahl,„ (Sollten ihrer nicht in katholischen Ländern wirklich zu viel seyn) „man „vertreibt sie,„ (doch nicht, als wenn sie was gesündiget haben) „und sie werden ihrer Güter beraubt und als wie die „schlechtesten Menschen geachtet;„ (Wo denn? Größtentheils bleiben sie doch noch reich und geehrt genug, wenn man ihre Einkünfte und Gewalt gleich ein wenig einschränkte) „denn „daher liegt es klar an dem Tage, daß die Religion nichts „mehr gelte. Folge diesem Beyspiele nicht nach, wenn du „dem ewigen Untergange entgehen willst, denn du berührest „den Augapfel Gottes, wenn du die Gesalbten des Herrn berührest. S. 144. Beneide ihnen ihre Güter nicht; denn „sie haben dieselbe nicht von dir, sondern von der Kirche und „aus dem Erbtheil Jesu Christi, dem seine Diener am Herzen liegen. Gott der Herr, so für alle Menschen Vorsorge „hung thut, wachet sonderbar für den Unterhalt der Priester, „und wann sie auch zu Zeiten ein besseres Stück Brod essen,

„und wohl verpflegt sind, so sollst du wissen, daß sie sich un„ter den ersten Hausgenossen Gottes befinden, und daß sie „wegen ihren (ihrer) heiligsten Arbeiten die Belohnung er„halten. Alsdenn wird gewiß deine Religion und Gottes„dienstlicher Eifer offenbar werden, wenn du den Priestern „die Ehrfurcht und Ehrbezeugung erweisest. Folge mir „nach!„ so überlassen wir es Einsichtsvollen Katholicken zu urtheilen, was man ausser ihrer Kirche davon denken müsse.

Zweyte Sammlung einiger Predigten vor den Durchl. Herrsch. zu Braunschw. Lün. Wolfenbüttel gehalten von Joh. Friedr. Wilh. Jerusalem. Braunschweig, 1769. 8. 404 Seiten.

Ein unveränderter Abdruck der vorigen Ausgaben.

Predigten von Gregorius Langemak, Past. an der St. Nicolai Kirche in Stralsund. Berlin und Stralsund, verlegts von Gottlieb August Lange, 1769. gr. 8. 332 Seiten.

Sie sind nicht zu verachten. Der V. führt sein jedesmaliges Thema gründlich und zusammenhängend aus. Nur am Schlusse bricht er zu kurz ab, wo wir noch eine nähere praktische Anwendung der Vorträge, da solche größtentheils blos lehrend sind, erwartet hätten.

Meine Ueberzeugungen. Berlin, bey August Mylius, 1769. 8. 108 Seiten.

Zehen Selbstgespräche über die Wirklichkeit und die Vollkommenheiten Gottes, die Vorsehung, die Religion, die Unsterblichkeit der Seele, die heil. Schrift, die Erlösung der Menschen nach der Schrift, und das ewige Leben, die uns um so mehr interessirten, je übereinstimmender wir sie vom Anfange bis zum Ende mit unsern eigenen Ueberzeugungen fanden. Hr. D. Töllner ist, wie wir zuverläßig wissen, Verfasser davon. Ohnerachtet die Schreibart etwas von seiner gewöhnlichen abgeht — es scheint, als ob er sich mit Fleiß bemühet habe, ihr eine neue und leichtere Wendung zu geben — so wird man doch seinen philosophischen Geist und seine Unpartheylichkeit in Untersuchung der Wahrheit leichte darinn erken-

erkennen. Wir setzen von dem nähern Inhalte dieser kleinen Schrift nichts weiter hinzu, da so wenige Bogen bald gelesen sind, und wir wünschten, daß sie von vielen ganz gelesen würden. Die Stelle S. 39. und 40., wo der V. von einer Freude in Gott spricht, zu deren Erfüllung, Verminderung oder Vermehrung, die Menschen etwas beytragen könnten, möchten wir uns genauer von ihm erklären lassen.

Ist es rathsam, Missethäter durch Geistliche zum Tode vorbereiten und zur Hinrichtung begleiten zu lassen? Berlin, 1769. 8. 36 Seiten.

Ist es rathsam, besondere Prediger zu berufen, welche gerichtlich Gefangenen die Wahrheiten der Religion vortragen müssen? Leipzig, bey Joh. Gottfr. Müllern, 1769. 8. 52 Seiten.

Nachdem der V. der ersten Abhandlung den gewöhnlichen Bekehrungsproceß der Delinquenten sehr richtig beschrieben, (ein paar Wendungen, die seinem Urtheil eine Art von spottendem Ansehn geben, hätten wir nur anders gewünscht,) und gezeiget, wie nachtheilig es für die Religion und Moralität der Menschen werden könne, wenn von der Gewißheit des Gnadenzustandes, von dem seeligen und freudigem Ende wirklich oder anscheinend bekehrter Maleficanten so gar viel Aufhebens gemacht, und die gedruckte Nachricht davon unter die Leute ausgestreuet wird: so untersucht er die auf dem Titel stehenden Fragen, und verneinet die letzte, bejahet aber die erste. — Verneinet die letzte? Das wäre doch erschrecklich, wird mancher sagen. Nun, wir wollen des V. Gründe hören. Die Begleitung der Missethäter zu ihrer Hinrichtung von den Geistlichen, hat gar keinen Nutzen. Ist ihr Herz in dem Gefängnisse nicht wahrhaftig geändert worden, so wird diese Sinnesänderung auf dem Wege zum Rabenstein gewiß nicht erfolgen. Haben sie sich aber zu Gott bekehrt, so braucht es zur Rettung der Seele weiter keines Predigers und es steht nicht zu besorgen, daß der Glaube auf dem Wege zur Richtstätte wieder werde verlohren gehen — Daß ihnen der Geistliche etwa Freudigkeit und Muth durch seinen Zuspruch einflösse, das dünkt dem V. am unrechten Orte. Es soll der Verbrecher itzt leiden, was seine Thaten werth sind. Er soll zur Abschreckung anderer nicht mit äusserlicher Freudigkeit, sondern mit allem

allen Merkmalen der Beschämung, Reue und Trostlosigkeit erscheinen, sonst wird auf den Zuschauer ein ganz gegenseitiger und nachtheiliger Eindruck gemacht. Es ist auch unanständig, Geistliche unter den Henkersknechten und Bütteln zu sehen, (das beschimpfte sie nun wohl nicht, denn der Criminalrichter ist auch von Amtes wegen da,) und mancher Prediger von empfindlicher Leibesbeschaffenheit und weicher Gemüthsart hat schon nicht selten einen Theil seiner Gesundheit aus Alteration und Beängstigung dabey eingebüsset. (Dies ist wohl an dem. Den singenden Currendeconduct, dessen Lieder zu dem Lerm und Geschrey des unbändigen Pöbels sehr übel harmoniren, sollte man doch auch in Gottes Namen weglassen.) — Dafür sollen, einige von dem V. nahmhaft gemachte Fälle ausgenommen, die Maleficanten frühzeitig bald nach ihrer Gefangennehmung und vor Publicirung des Todesurtheils von den Geistlichen fleißig besuchet und bearbeitet werden. Da nicht alle Missethäter, die das Leben verwirket, gleich ruchlos gelebt haben, und im gleichen Grade lasterhaft gewesen sind, so schlägt der V. als vortheilhaft vor, daß der Geistliche sich mit umständlicher Untersuchung des Lebenslaufs der Delinquenten, und dessen was dahin gehört, als des empfangnen Unterrichts, der Erziehung, der Beyspiele, der Verführung u. s. w., beschäftigen und einen schriftlichen Aufsatz davon machen möchte. Daraus, glaubt er, würde oft am sichersten die Moralität der Uebelthaten erkannt werden, und solche Lebensläufe, wenn sie interessant und von einer geschickten Feder aufgesetzt wären, sollte man zum Besten des Publikums bekannt machen. S. 18. N. 1. verstehn wir den V. nicht, und das ganze Argument ist uns zu dunkel; sonst pflichten wir ihm um so viel lieber bey, je weniger wir allemal von der sehr zweydeutigen Galgenbuße und den meisten so hoch gepriesenen Armensünderbekehrungen gehalten haben. Indessen setze man sich in die Stelle eines solchen Unglücklichen von wirklich gut gewordener Gesinnung, werden wir es nicht natürlich finden, daß er sich die Begleitung eines Geistlichen, zu dem er Vertrauen gewonnen, wünscht? Es ist doch einmal sein Todesgang, den er thut, und wenn er sie als die letzte Wohlthat dabey verlangt, wird nicht das menschliche Mitleiden gegen alle Gesetze und Raisonnements für die Gewährung seines Wunsches entscheiden? Wenn ich der Geistliche wäre, den er zum Begleiter verlangte, ich würde ihm nicht viel helfen, das sehe ich wohl ein, aber ich könnte es ihm doch auch nicht abschlagen und wenn es mir, wer weis was kostete.

Die

Die zwote oben angezeigte Abhandlung ist durch die erste veranlasset worden und enthält eine weitere Ausführung der darinn befindlichen Gedanken von den Bemühungen der Geistlichen den Lebenslauf gefangener Missethäter zu erforschen und sie zu bessern. Wie vortheilhaft es seyn würde, in volkreichen Städten zu diesem Geschäfte eigene Gefangenprediger, welche vorzüglich wohl besoldet und geachtet werden müssen, zu bestellen, das beweiset der V. umständlich aus dem beträchtlichen Nutzen, der daraus entstehen würde, für den geistlichen Stand selbst, indem die Gefängnisse einem einsichtsvollen und geschickten Prediger zu einer Schule dienen würden, das menschliche Herz und dessen tiefe Abgründe genauer kennen zu lernen, wovon er dann anderweitigen großen Gebrauch würde machen können; für die Obrigkeit, da ihr die gerichtliche Untersuchung der Verbrechen des Missethäters durch Vermittelung des Predigers könnte erleichtert werden; für die moralische Besserung der Gefangenen; für die Abkürzung der peinlichen Proceße und der Kosten, welche bey deren Langwierigkeit die Unterhaltung der Gefangenen verursacht; für die Verhütung so mancher Meineyde, deren ein einziger oft die ganze vorhergehende Untersuchung vergeblich macht; für das gemeine Wesen, welches an manchen in Freyheit gesetzten Gefangenen alsdenn wahrscheinlicher Weise ein gebessertes nützliches Mitglied erhalten würde u. s. w. Sollten dem V. nicht große Städte bekannt seyn, wo man schon lange eigene Prediger für die Gefangenhäuser bestellt hat? Aber freylich bedienet sich die Obrigkeit ihrer Hülfe, die sie geben könnten, wohl an den wenigsten Orten auf die von ihm beschriebene nützliche Art.

Dreyfache Morgen- und Abendgebete auf alle Tage der Wochen. Hildburghausen, 1769. verlegts Joh. Gottfried Hanisch, Herzogl. Sächsischer privil. Hofbuchhändler, 8. 156 Seiten.

Der V. sieht es billig als einen Fehler unserer meisten Gebetbücher an, daß man die Fürbitten für andere darinn wegläßt, und den guten Christen mit dem gottlosen Menschen ganz einerley beten läßt, da doch beyde mit einem ganz unterschiedenen Herzen vor Gott treten. Er hat deshalb sowol solchen Christen, die bereits in der Gnade Gottes stehen, als auch solchen, die noch nicht daran Theil haben, weil sie noch von Gott abgekehrt sind, Proben von Gebeten in die Hände lie-

liefern wollen, welche sich für eines jeden Gemüthszustand schicken. Sie sind recht gut gerathen und verdienen empfohlen zu werden.

Johann Peter Millers erbauliche Erzählungen der vornehmsten biblischen Geschichten zur Erweckung eines lebendigen Glaubens und der wahren Gottseligkeit in der Jugend. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung, 1769. 8. 14 Bogen.

Es wäre zu wünschen, daß man sich in den niedrigen Schulen dieser biblischen Geschichten, welche der V. mehr den Sachen als dem Buchstaben nach, in einem reinen verständlichen Deutsche der Jugend erzählet, statt der Hübnerschen Historien bedienen möchte. Ihre Anzahl beläuft sich aus dem A. Testamente auf XLI., und aus dem neuen auf XLV. Der gegenwärtigen Ausgabe ist auch beygefügt I. ein Leitfaden der Kirchengeschichte des N. Test. für die Lehrer. II. Der Hauptinhalt der Bücher des N. Test. nach ihrer Zeitfolge. III. Eine Anweisung, nach welcher die Lehrer die wichtigsten Glaubens- und Tugendlehren bey der Erzählung dieser biblischen Geschichten erklären und einschärfen können, in Beziehung auf den 4ten Theil der historisch-moralischen Schilderungen des V. nach der 2ten Ausgabe.

Sonntags- Paßions- und Fasten-Predigten, wodurch die christliche Seele von dem Sündenstand und Lasterlauf auf den Weg der ernstlichen Buße und vollkommenen Frömmigkeit geleitet: Auch in solcher Lebenslang zu beharren angehalten wird. Zusammengetragen durch *P. F. Seraphinum Harnischer.* Prediger-Ordens, der heiligen Schrift Magister, Ex Provincialem der böhmischen Provinz, und ehemaligen Theologum des Caßinatensischen Collegii in Rom. Ersten Theil, von Advent bis Pfingsten, 1015 Seiten. Zweyter Theil, von Trinitatis bis Ende des Kirchenjahres, 904 Seiten. Neue Auflage. Breslau,

bey

bey Johann Friedrich Korn, dem ältern, 1769. gr. 8.

Der V. schilt derbe auf die Laster und läßt ihren Liebhabern oft genug den Abgrund der Hölle sehen. Dies Zeugniß müssen wir ihm geben, und wenn weiter nichts dazu gehört, die Menschen zu bessern und zu Christen zu machen, so hat er das seine ehrlich gethan, wie wir denn glauben, daß er es auch ganz ehrlich meynen mag. Uebrigens ist die Religion, die er predigt, ächt katholisch, der Vortrag selbst unordentlich und weitschweifig, eines durchs andere gemengt, der Ausdruck platt, auch bisweilen grob oder poßierlich (vom Fraß, vom verächtlichen Madensack des Leibes zu sprechen, und mit unter ein Pfuy dazu, nimmt sich der V. nicht übel) und das Deutsche so provinzialisch und kauderwelsch, wie möglich. Dahier für daher, hierinnfalls für hierinn, Gesatz für Gesetz, versaumen für versäumen, Erfahrnuß für Erfahrung, Schirmschild für Schirm und Schild u. d. g. Wörter möchten hingehen. Aber wer sagt: Säcklichkeit, Gelüstigkeit, geforchten für gefürchtet, Heilgesuch, Reumuthsthränen, angemenschter Gott? daß mit dem gekrönten Lehrer David, und mit dem Apostelfürsten der H. Petrus gemeynet sey, ist leicht zu errathen. Von der Art des V. verblümt zu sprechen, die heilige Schrift auszulegen und die Einwürfe der Zuhörer zu beantworten, wollen wir doch aus der achten Predigt des ersten Theils, über Joh. 2. 7., von der Völlerey und dem gegentheiligen Fasten, ein Paar Proben anführen. S. 246. „O Christen, in welch einem unanständigen und verdammlichen Leben befindet ihr euch; kommt nicht auch über euch „das bittere Weh! welches einstens aus dem Mund des angemenschten Gottes erschollen. Vae praegnantibus et nutrientibus! Luc. 22. 23. weh! denselben, die schwanger „gehen und ernähren; im sittlichen Verstand seynd dieses „wahrhaftig dergleichen Menschen, wovon ich rede. Sie bestehen aus Leib und Seele, nur für die letztere leben sie in einer beständigen Gemüthsschwangerschaft, da sie nemlich bey „sich gedenken: Ich muß auch meiner Seele nicht vergessen „und ihr ewiges Heil besorgen — inzwischen bleiben die guten Fürsätze allezeit Fürsätze; ja wenn sie auch solche erfüllen wollen, so kommt es bey ihnen auf jene Worte des Propheten an: Venerunt usque ad partum, et virtus non est pariendi. Es. 37. 3. sie seynd bis an die Geburt kommen und es ist keine Kraft da zu gebähren. Hier sehen „wir

„wir die sittliche Geistlichschwangerschaft der Menschen für „die Seele u. s. w.„ S. 266.: „Dein Körper ist das wilde „Reitthier, welches deine Seele in dieser Welt herumzutra- „gen hat; und du sollst dasselbe nach der Warnigung des Ge- „krönten mit dem Gebiß der Fasten, und Zaum der Züchti- „gung bezwingen: in camo et freno maxillis ejus con- „stringe. Ps. 31, 9.; aber du gestattest ihm den freyen Lauf, „und machst es durch die unmäßige Nahrung zu einem solchen „Gaul, so durch die große hiervon erhaltene Stärke deinem „Heil äusserst gefährlich wird: fallax equus ad salutem in „abundantia virtutis suae. Ps. 32, 17.„ Es versteht sich, daß allemal die biblischen Sprüche, wie hier, lateinisch und deutsch angeführet werden, denn bis itzo haben die mehresten katholischen Prediger in Deutschland sich dieses noch nicht abgewöhnen wollen. In des V. Predigten kann man dergleichen lateinische Sprüche verdeutscht, aus der Bibel und den Kirchenvätern, in einer Rede zu hunderten und darüber finden. Und bisweilen klappen sie ganz sonderbar. Z. B. S. 248.: „Aufmerksam gehöret, was dieses unglückseeliges sey, „wann sich die Menschen mehr als viehisch bis oben anfüllen; „impleverunt eas (die Wasserkrüge auf der Hochzeit zu Cana) „usque ad summum„ S. 267.: „seminaverunt triticum „et spinas messuerunt. Ier. 12, 13. Sie haben Waitzen ge- „säet und Dörner eingeerndt. Aber wer hat jemals etwas „dergleichen gehöret? Es heißt sonsten: quae seminaverit „homo, haec et metet. Gal. 6. 8. Was der Mensch säen „wird, daß wird er auch erndten; und dahier brachte „Waitzenkorn das unglückseelige Dörnergewächse. Ich über- „gehe diese Dunkelheit dem Buchstaben nach und komme auf „die sittliche Erläuterung, in welcher die Worte Pauli und „Jeremiä leicht zu vereinigen sind. Wir Menschen säen in „unserm Fleisch, da wir demselben die Nahrung geben; wenn „nun dieses mit kostbaren Speisen und überflüßigem Ge- „tränke geschiehet, so säen wir Waitzen aus: seminant triti- „cum. Davor aber sammeln wir Dörner in dem Stachel „des Fleisches, weil wir solchen durch unsere Unmäßigkeit „verstärken und erregen: spinas messuerunt.„ — Vom Fasten sagt Hr. H. S. 270. „die ewige Seligkeit müsse da- „durch gesucht und gefunden werden.„ Aber die Leute und besonders die Vornehmen sprechen: wir können das Fasten nicht aushalten. Der V. antwortet S. 276.: „Es wird sich ohn- „fehlbar bey den mehresten ausweisen, daß ihr bis anhero „vorgeschütztes Nichtkönnen, entweder von einer leeren Ein-

„bil-

„bildung, und ungegründeten Forcht oder ihrer Gelüstigkeit „herrühre; das Fleisch ist ihnen anständiger, und daher „können sie ohne denselben nicht leben, und die Fastenspeisen „nicht verdauen. Ob aber derley Ursachen bey Gott geltend „seynd? überlasse ich ihrer selbst eigenen Beurtheilung. Und „besonders bey solchen, die der Himmel mit reichlichen Ein„künften gesegnet hat, daß sie demnach den Abgang des Flei„sches mit den besten Fischen und andern Kostbarkeiten gar „leicht ersetzen können. Es heißt zwar bey ihnen: die Fische „verursachen uns Eckel; aber sollten nicht unter so viel hundert „Fastenspeisen, so die menschliche Gelüstigkeit erdacht hat, „einige anzutreffen seyn, welche sie ohne Grausen geniessen „könnten? wiederum: der Magen ist schwach; und werden „dann die kräftige Gewürze, deren man sich in der Zuberei„tung bedienet, samt den kostbaren Weinen, die man bey „der Mahlzeit in ziemlichen Ueberfluß trinket, nicht zuläng„lich seyn, den kalten oder schwachen Magen zu erwärmen „und zu stärken? Ach Christen! Christen! wir haben gewiß „nicht Ursache der Fasten halber zu klagen, da uns die Kirche „so viel erlaubt„ das dächten wir auch. — In was für Bilder der V. bisweilen sein Thema einkleide, kann unter andern die 29te Predigt des ersten Theils, auf das heil. Pfingstfest lehren, welche den heiligen Geist als ein Feuer vorstellt, so uns erleuchtet; als eine Taube, die uns mittelst der Gerechtfertigung den Oelzweig der göttlichen Aussöhnung und Barmherzigkeit überbringt: endlich als eine Wolke, welche die himmlischen Gaben in uns ergiesset.

B.

ספר מגלת קהלת עם באור קצר ומספיק להבנת
הכתוב על פי פשוטו לתועלת התלמידים נדפס
פה ק״ק ברלין בשנת תק״ל לפ״ק

D. i. der Prediger Salomons mit einer kurzen und zur Einsicht in den Wortverstand hinreichenden Erklärung zum Nutzen lehrbegieriger Leser. Berlin, 1770. 6 Bogen 4 Seiten 8.

Bey den eifrigsten Bemühungen, dadurch heut zu Tage die Christen die Aufklärung des A. T. befördern, muß billig jeder Menschenfreund, und noch mehr jeder Freund der christ-

christlichen Religion mit uns wünschen, daß die Früchte unserer Untersuchungen nicht blos in unserer Kirche verschlossen bleiben, sondern auch andern Religionspartheyen zu statten kommen. Den Juden fehlet es an einer gesunden Auslegungskunst am allermeisten, und sie sind in Vergleichung gegen die Christen, wenn diese gleich ehemals ihre Schüler waren, wenigstens um ein halbes Jahrhundert zurück. Nunmehr sollten sich jene des christlichen Unterrichts in der hebräischen Litteratur mit eben der rühmlichen und edlen Wißbegierde, als ehemals die Unsrigen des Jüdischen, bedienen. Sie würden vor diesen den grossen Vorzug haben, daß wir ihnen nicht, wie ihre Väter thaten, unsere Erfindungen zurück halten würden. Eine richtigere Erklärung der Mosaischen und prophetischen Schriften würde ihnen vieles begreiflich machen, was sie itzo verkennen.

Wie erwünscht war uns bey solchen Betrachtungen das Unternehmen des Herrn Moses Mendelsohns, des Verfassers dieser Schrift, und mit welcher Neugierde öfneten wir diese Blätter! wir wünschten ihm schon zu der Ehre Glück, nicht nur in der Philosophie, sondern auch in der Auslegungskunst eine neue Epoche unter seinem Volke zu machen. Aber das erste, was uns in die Augen fiel, war eine Stelle der Vorrede, die unserer Hofnung eben nicht entsprach. H. M. redet daselbst von den Hülfsmitteln, deren er sich zur Ausarbeitung seiner Schrift bedienet habe, und drücket sich darüber ohngefähr mit diesen Worten aus: er habe keinesweges seine Erklärungen alle aus sich selbst genommen, sondern einen grossen Theil derselben aus den Schriften seiner Vorgänger gesammlet, besonders habe ihm Michlol Jophi in der Erklärung der Worte gute Dienste geleistet: er wäre nicht von den Wegen der grossen Ausleger Raschi und Abenesra abgewichen, ausser nur in nöthigen Fällen: wo er sie richtig und mit der Absicht des Predigers in Rücksicht auf den Wortverstand übereinstimmend gefunden, habe er sogar ihre eignen Worte ohne Veränderung angezogen: doch weil die Weisen oder vielmehr Gelehrten die Wahrheit, bey wem sie auch zu finden sey, anzunehmen riethen, habe er auch den Sack der Ausleger, die nicht aus den Israeliten wären, durchsuchet, und wo er etwas wahres bey ihnen gefunden, habe er es in seine Auslegung übertragen, und auf diese Weise geheiliget.

Nach dieser Anzeige können unsre Leser die Methode, die H. M. in seinen Erklärungen befolget hat, beurtheilen. — So gerne wir uns auch dieselbe gefallen lassen, so wenig können

nen wir dem V. vergeben, daß er die Rabbinische Hermenevtick, nach welcher man mit jeder Stelle einen vierfachen Sinn verbinden kann, recht mit Fleiß vertheydiget: da man sie doch auch nur bey einer flüchtigen Prüfung, widersprechend finden muß. Wir können einem gründlichem Kopfe, wie doch sonst Hr. M. ist, jene Spielwerke der Rabbinen gefallen, da sie in einzelen Buchstaben, wie z. B. in dem ה in בהבראם 1 Mos. 2, 4. das doch blos eine Verschiedenheit der Leseart zum Grunde hat, oder in der Verbindung der Anfangs- oder Endbuchstaben mehrerer Worte zu einem einzigen ganzen, sonderbare Geheimnisse finden, oder aus ganzen Stellen lustige Allegorien erpressen? Gleichwol sehen wir mit Verwunderung, daß H. M. von solchen unseligen Künsteleyen mehr als einmal sagt: sie sind alle zusammen wahr: alle zusammen Gottes Wort: und diesen Ausspruch mit dem nur gar zu entfernten Gleichnisse erläutert: wie der Schöpfer die Glieder der Körper, als die Nase, oder auch andere Gegenstände der Natur zu mehrern Zwecken bestimmet habe; so könne er auch mit einem Worte oder einer Stelle mehrere Sinne verbinden. Sollte H. M. an dem Satz, einigermaßen zweifeln, daß, wenn Gott mit den Menschen reden wolle, seine Weisheit erfodre, daß er menschlich mit ihnen rede, oder sich nach ihrer Denkungsart und Sprache bequeme, wo er nicht anders seine Offenbarung zu einem unverständlichen Buche oder Quodlibet gemacht haben wolle? Wir hätten es dem V. zwar nicht verdacht, wenn er, der Klugheit gemäß, in seiner ersten Arbeit von dieser Art, solche Grillen nicht bestritten hätte; aber daß er sie sogar zu beweisen sucht, wundert uns. Doch freuen wir uns noch, daß Hr. M. nicht selbst jene vierfache rabbinische Erklärungsart befolget, sondern sich blos auf die Worterklärung eingeschränket hat. Weniger verwundern wir uns darüber, daß er bey der unter den Juden gewöhnlichen Eintheilung der Inspiration geblieben ist. Noch gedenket er in der Vorrede der Scheinwidersprüche dieses Buchs, weswegen es die ehemaligen Juden unter die Apocryphischen Bücher verstossen wollten, und widerleget besonders diejenigen, welche Abenesra gesammlet hat.

In dem Kommentar selbst finden wir oben den Hebräischen Text. Gleich darunter stehen Worterklärungen (באור המלות) und unter diesen Sacherklärungen (באור הטעמים.) Beyde sind so kurz, daß man sie füglich Scholien nennen kann; oder von der Art, wie sonst die Rabbinen, als Kimchi, Raschi,

Abenesra, Ben Melech, ihre Erklärungen vorgetragen haben. Wir wollen nunmehr von beyden Gattungen besonders reden.

In der ersten Classe fasset H. M. diejenigen Anmerkungen zusammen, welche sich entweder auf das Lexicon oder auf die Grammatick beziehen. Von beyden Arten können wir kein anderes Urtheil fällen, als das von allen Rabbinischen, ja auch ehemaligen christlichen Arbeiten dieser Art gilt. Nemlich in Rücksicht auf die Bestimmung der Bedeutungen fehlet die Gründlichkeit. Es sind diese blos hingesetzet, ohne sie durch andere Hülfsmittel, als etwa durch die Ableitung von ihrem Stammworte, oder durch eine ähnliche Stelle, wo das Wort sonst in der Bibel vorkommet, zu erweisen. Und gerade sind diese beyden Wege bey zweifelhaften Wörtern die unsichersten. Den Gebrauch der übrigen Morgenländischen Sprachen, die doch in solchen Fällen die wichtigsten Dienste leisten, oder auch die Vergleichung der alten Uebersetzungen, die viele ausgestorbene Bedeutungen der Hebräischen Sprache aufbehalten haben, vermisset man gänzlich. Und gleichwol kann man hier, wo man sich nicht häufig hintergehen lassen will, ohne Beweiß so wenig etwas glauben, als in der Philosophie: ein Satz, dessen Nothwendigkeit H. M. der selbst ein Philosoph ist, ohne Zweifel leicht einsehen und zugeben wird. Wir wollen ihn daher nur mit einigen Beyspielen aus seinen Anmerkungen erläutern, vorher aber noch bemerken, daß wir eben sowol in Rücksicht auf seine grammatikalischen Anmerkungen die Kritick, dieses andere Auge der Philologie, vermissen, davon ebenfalls das folgende einige Beweise enthalten wird. H. M. zweifelt, ob er קהלת durch Sammler oder durch Prediger übersetzen soll. Die erste Bedeutung ist ohne Zweifel unrichtig, weil קהל nie anders im Hebräischen, als von einer Versammlung von Menschen gebräuchlich ist. Hier fehlet die Ursache, warum das Wort im weiblichen Geschlechte stehet. תור I, 13. würde H. M. besser durch nachforschen oder aufsuchen übersetzet haben, als durch untersuchen, indem das Wort, wie man aus dem Arabischen siehet, eigentlich so viel heisset, als herumgehen, und eben daher, so viel als aufsuchen. חוש heisset II, 25. nicht so viel als fleißig seyn, sondern seine Sinne vergnügen, nach Angabe des Chaldäischen und der alten lateinischen Uebersetzung. Hätte Herr M. die alte Griechische Uebersetzung, die doch auch von Juden herstammet, verglichen, so würde er gefunden haben, daß diese vor ממני eben daselbst ממנו παρεξ αὐτȣ, ohne ihn, gele-

sen,

sen und es auf Gott gezogen habe, welches dem Zusammenhang gewiß angemessener ist. נבהל V, 1. kann nicht so viel heissen, als eilen; vielmehr ist es nach Angabe des Arabischen zu übersetzen: ne libere permittas ori tuo, quicquid precari velit, oder ne indulgeas ori tuo. Salomo untersaget ein schwatzhaftes Gebet, daß nur der Mund ohne Andacht des Herzens verrichtet. Eben so wenig schicket sich die Bedeutung eilen zu VII, 9. sondern auch hier übersetzen wir: ne libere permittas animo tuo indignationem; desgleichen VIII, 3. ne pro lubitu discedas. Bey הסורים IV, 14. folget H. M. der ganz anomalischen Erklärung seiner Vorgänger. Herr Michaelis in seinen Anmerkungen über diese Stelle, hätte ihn schon davon zurückhalten sollen, wenn auch sonst desselben Erklärung noch schlechter, als die gewöhnliche ist. Wir übersetzen es mit Hülfe des Syrischen durch secegus oder venter sive ea pars corporis, per quam excrementa secedunt, womit selbst die im Hebräischen gewöhnliche Bedeutung des Zeitworts סור, desgleichen das נולד in der andern Hälfte unsers Verses übereinstimmet. ענה heißet V, 19. nicht antworten, so wenig als z. B. Hose. I, 23. 24. sondern, wie im Arabischen غني in der ersten Conjugation zufrieden seyn, und in der andern zufrieden stellen, befriedigen, erfüllen u. s. w. wir übersetzen daher unsere Stelle: **Denn Gott erfüllet sein Herz mit Freude** — doch wir eilen zu den Sacherklärungen.

Diese enthalten eine Auswahl des guten, was man etwa in diesem Stücke bey Christen und Juden findet, doch so, daß auch Hr. Mendelssohn eigene Gedanken oder auch Erklärungen mit einmischet. Zu dieser Art rechnen wir die Uebersetzung von V, 9. **der Vorzug eines Landes zeigt sich im Ganzen: Auch ein Ackerkönig wird von andern bedienet.** Mit dem ersten Satz verbindet er diesen Gedanken: wenn man die Vorzüge eines Staats beurtheilen will, muß man nicht auf einzele Theile desselben, sondern auf das Ganze sehen. Und mit dem andern Satz: es ist nicht möglich, daß der König alle Regierungsgeschäfte verrichte: er muß sich dazu des Beystandes seiner Minister bedienen. Bey dem Ackerkönig gedenket er an denjenigen, der die Landleute zum Feldbau ausführte. Aber hier fehlet der Beweis, daß auch unter den Hebräern ein solcher Ackerkönig gewesen sey. Die Stelle X, 2. erkläret H. M. wenn wir ihn recht verstehen, richtiger, als seine Vorgänger, die entweder ימין auf das Gesetz und שמאל

שמאל auf Gold und Silber ziehen, wie der Chaldäer und Raschi, welches ohne Zweifel die ungereimteste Erklärung ist; oder gar glauben, es beziehe sich der Ausdruck auf die Seltenheit der Weisheit, weil nemlich von Natur aller Menschen Herz in dem linken Theil der Brust liege, wie Michaelis, ein Gedanke, der sich auf die unrichtige und der anatomischen Erfahrung widersprechende, obgleich gemeine Meynung von der Lage des Herzens in der linken Seite der Brust gründet. Vielmehr ist der Sinn dieser: Der Verstand vertrit bey dem Weisen die Stelle der rechten Hand, deren wir uns zu unsern Verrichtungen am meisten bedienen: Hingegen der Thor bedienet sich seines Verstandes, wie wir zu unsern Geschäften uns der linken Hand, die gemeiniglich viel ungeschickter und langsamer, als die rechte ist; oder ohne Bild: der Weise folget immer den Einsichten seines Verstandes, aber der Thor handelt so, als wäre er desselben beraubt. Aus dem so schweren XII. Capitel können wir der Kürze wegen nur einiges bemerken. H. M. will unter den Hütern des Hauses lieber die Knochen und Rippen, unter den starken Männern die Bewegungskräfte, und unter den aus dem Fenster sehenden die vier übrigen Sinne, das Gesicht ausgenommen, verstehen. Uns scheinet diese Erklärung zu willkührlich, ob sie gleich zum Theil auch schon von andern vorgetragen worden ist. Die Thüren nach der Strasse zu, erkläret er mit den Worten des Raschi. Bey dem 5. Verse stösset auch Herr M. an. Er vermuthet, חגב und אביונה möchten vielleicht Namen von gewissen Bäumen seyn. Hier hätte doch Hr. M. aus den christlichen Erklärern etwas mehr lernen können, obgleich nichts ganz richtiges oder hinreichendes. Wir wollen deswegen, weil doch dieser Vers wirklich noch unerkläret ist, unsere Uebersetzung beyfügen, jedoch ohne sie zu beweisen, welches wir an einem andern Orte zu thun gedenken. Erinnere dich des Schöpfers in deiner Jugend, — ehe denn der Mandelbaum reife Früchte träget, und die Heuschrecke entflieget, und der Kappernbaum sich befruchtet, d. i. ehe du als ein Greiß mitten unter einer jungen Welt dich befindest, die Seele der Erde entfliehet, und der Körper im Grabe ruhet. Der Mandelbaum, der schon im Januar blühet, im März reife Früchte trägt, und gleichsam veraltert ist, wenn sich die andern Bäume erst mit jugendlichen Blüthen bekleiden, ist das Bild eines Greises, gegen welchen seine Zeitgenossen, Jünglinge sind. Die Heuschrecke, die erst im letzten Theile ihres Lebens Flü-

gel

gel bekommt, ist ein Bild der Seele, welche, frey von den Fesseln des Körpers, die Erde verläßt und eine andere Welt beziehet, so wie die Heuschrecke, wenn sie während ihres vierfachen Lebensalters sich zum letztenmal gehäutet hat, nunmehr beflügelt zum erstenmal sich über die Erde erhebt und in noch nie gesehene Gegenden wandert. Der Kapernbaum, der am häufigsten in Ruinen oder an felsichten Orten, und eben daher nicht selten auf Gräbern wächst, ist das Bild des Grabes, das den Körper umschließt. —

Was der Verf. am meisten eigenes hat, ist die Entdeckung des Zusammenhangs in einem Buche, wo er eben nicht allemal gleich in die Augen fällt. Diese führt ihn auf manche einleuchtende Erklärung verschiedener schweren Stellen, die man bisher vergebens gesucht hat. Wir führen nur zum Beyspiel das VIIte Capitel an, in welchem durch diesen Weg die schweren Stellen V. 17. und 29. einen guten Sinn erhalten haben. Es ist bekannt wie viel Mühe diese beyden Stellen von je her den Auslegern gemacht haben, und wie vielen Schwierigkeiten sie bey den gemeinen Erklärungen unterworfen sind, die aber alle wegfallen, sobald man mit Hrn. Moses den einleuchtenden Satz annimmt, daß Salomon hier als Monarch und zwar als ein orientalischer Monarch rede. V. 17. Sey nicht allzugerecht, heißt demnach: Halte dich nicht allzu genau an den Buchstaben der eingeführten Gesetze. Es giebt Fälle, die man bey ihrer Abfassung nicht vorher gesehen, und für deren Entscheidung die hergebrachten Gesetze nicht gesorget haben. Es würde ungerecht seyn, wenn der Regent solche Fälle nach den eingeführten, aber unzulänglichen Gesetzen entscheiden wollte, sein Wille muß hier nach Beschaffenheit der Umstände den Mangel der Gesetze ergänzen. Sey nicht allzuklug, verlaß dich nicht zu sehr auf deine Klugheit, und verachte nicht die Rathschläge deiner getreuen Räthe und Minister. Der 29. V. ist noch weit mehrern Schwierigkeiten unterworfen. Die christlichen Ausleger verstehen fast alle den Meßias unter dem einem Manne, den Salomo unter tausenden gefunden hat. So wenig diese Auslegung in den Zusammenhang der Worte paßt, so hat sich doch selbst noch zuletzt H. Michaelis in seiner poetischen Paraphr. ihrer nicht geschämt. Wenn sie indeß auch sonst nichts gegen sich hätte, als den Parallelismus des zweyten Abschnittes dieses Verses: „Aber kein Weib ꝛc. so müßte sie schon verworfen werden. Wir beneiden diejenigen nicht; die die abentheuerliche Erklärung des Joh. Henr. Michälis annehmen können, welcher

unter dem Weibe, die sündlichen Begierden versteht, die Salomo bey dem einen Manne nicht gefunden. Der V. erklärt diese Stelle so: Ich habe als König mit vielen Männern umzugehen Gelegenheit gehabt, aber ich habe wenig rechtschaffene unter ihnen angetroffen, unter allen meinen Weibern aber, die mein Serail ausmachen, habe ich gar keine rechtschaffene Frau gefunden. Wir setzen hinzu: welches bey der orientalischen Sclaverey, die die Vielweiberey nothwendig macht, nicht zu verwundern ist. Es würde nicht schwer fallen, mehr solcher Aufklärungen des wahren Sinnes durch den Zusammenhang anzuführen, wenn wir uns nicht einschränken müßten.

Sollte Hr. M. wie er in der Vorrede verspricht, wirklich noch über die Psalmen und den Hiob commentiren, so wünschten wir ihm wohl den Gebrauch der oben angezeigten Hülfsmittel, die dem Ausleger oftmals sehr gute Dienste thun. Doch wenn wir bedenken, daß Hr. M. für Juden und noch überdies für תלמידים schreibe; so begreifen wir freylich, daß er solchen Lesern auch auf die gewöhnliche Weise viel neues und nützliches sagen könne.

Fs.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Plan du Nouveau Droit controversé, où sont resolues des Questions litigieuses notables &c. par *Frederic Behmer*, Conseiller privé de S. M. le Roi de Prusse &c. 1770. 80 Seiten, in 4.

Der Hr. Geh. Rath Behmer ist entschlossen ein Werk in lateinischer Sprache unter dem Titel: Novum jus controversum herauszugeben, worinn 101 merkwürdige Fragen aus dem Natur- und Völkerrecht, dem Staatsrecht, dem Lehnrecht, dem bürgerlichen und peinlichen Rechte, vorgetragen, und die Entscheidungen des Königl. Obertribunals und anderer hohen Collegien zu Berlin, nebst den gelehrten Bemerkungen des V. beygefügt werden. Er hat für gut befunden, vorläufig in französischer Sprache von seinem Vorhaben Nachricht zu geben, und zugleich ein Verzeichniß der Observationen beyzufügen, welche in seinem Werke sollen enthalten seyn. Besonders hat er die erste Observation aus dem Natur- und Völkerrecht, in wiefern man im Kriege, neutrale Schiffe zu pri-

preisen machen könne, ihrer Wichtigkeit wegen etwas ausführlich angezeigt. Man siehet überhaupt aus diesem Verzeichnisse, daß das versprochene Werk sehr wichtige Observationen enthalten werde, daher die Kenner und Liebhaber der Rechtsgelehrsamkeit sonderlich in den K. Preuß. Landen wünschen werden, daß es bald erscheinen möge. Wir behalten uns vor, alsdenn davon ausführlichere Nachricht zu geben.

Antonii Dadini Alteserrae, antecessoris olim Tolosani de fictionibus juris tractatus septem. Accessit ejusdem solemnis praelectio ad L. cum societas D. pro socio. Editio nova accurante *Ioanne Friderico Eisenhart*. Halae et Helmstadii, ap. Hemmerde, 1769. 27 Bogen, in 8.

Die ersten fünf Bücher dieses gelehrten Werks des Alteserra sind nebst der Vorlesung über die L. cum societas ff. pro socio schon im Jahre 1659. zu Paris, die beyden letzten aber sind eben daselbst im Jahre 1679. zuerst im Drucke erschienen. Die Seltenheit desselben erregte bey den Rechtsgelehrten schon längst den Wunsch, dasselbe von neuen abgedruckt zu sehen. Wir müssen daher dem Hn. H. Eisenhart für die Besorgung einer neuen Auflage dieses Buchs danken, ob er gleich nichts weiter dabey gethan hat, als daß er dasselbe wörtlich nach der ersten Ausgabe hat abdrucken lassen. Die ersten fünf Bücher und die Vorlesung haben wir mit der ersteren Ausgabe verglichen, und beyde völlig gleichlautend und übereinstimmend gefunden. Vermuthlich wird sich dieses bey den zween letzteren Büchern eben so verhalten. — Vielen Rechtsgelehrten, welche die ganze Materie von den fictionibus juris für unnütze halten, wird zwar die Arbeit des Hn. E. überflüßig scheinen. Da uns aber die Lehre von den Fictionen in der Rechtsgelehrsamkeit nicht so gar unnütz und überflüßig zu seyn scheint, überdem ein Rechtsgelehrter eine Kenntniß derselben haben muß; so können wir dieser Eisenhartschen Arbeit, auch aus diesem Gesichtspunkte unsern Beyfall keinesweges versagen.

Theatrum servitutum, oder Schauplatz der Dienstbarkeiten u. s. w. von Christoph Heinrich Schweser,

ser, weyl. Hochfürstl. Onolzb. Geh. Hof- und Reg. Rath und Lehnprobst. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Nürnberg, bey Gabriel Nicolaus Raspe, 1769. 5 Alphab. 11 Bogen, in 4.

Obgleich dieses Werk, welches aus 23 Kapiteln besteht, die verwickelte Lehre von den Servituten nicht immer nach den richtigsten Grundsätzen, und auf die beste Art vorträgt; so wird doch eine neue Auflage desselben nicht ohne Nutzen seyn. Da dasselbe in deutscher Sprache geschrieben ist; so dient es besonders denjenigen Richtern und Consulenten zu einiger Unterstützung, die die lateinische Sprache nicht kennen, und welchen die Lehre von den Dienstbarkeiten nicht sehr bekannt ist. In wie ferne diese neue Auflage von der vorigen besonders abweicht, können wir nicht gewiß bestimmen, weil uns die ältere Ausgabe fehlt. Jedoch haben wir hin und wieder einige Veränderungen wahrgenommen. Den Schluß dieses Werks macht ein Anhang von Decisionen über Rechtsfälle aus der Lehre von den Servituten, welche aus verschiedenen gedruckten Sammlungen genommen sind.

Lm.

F. C. Schwalbii, Disquisitio de illicita, termino probatorio effluxo probatione per instrumenta ad c. g. X. de fide instrumentorum. Tubingae, in libraria Bergeriana, 1770. 4. 2½ Bog.

Nach dem angeführten canone kann ein Dokument, auch nach eröfneten Zeugenverhören, vor dem Schluß der Sache beygebracht werden. Der Verfasser zeigt aus der Analogie der Gesetze und aus dem Zusammenhange dieses canonis, daß hier nur von dem Falle eines willkührlich übernommenen Beweises, nicht aber von einem bestimmten Beweistermin die Rede sey. Und in der That läßt das Wesen und der Zweck eines Beweistermins dabey fast kein Bedenken übrig. Indessen zweifeln wir so lange an dem praktischen Nutzen dieses Satzes, so lange man in den mehresten Gerichten fortfähret, mit der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand bis zur Ausschweifung freygebig zu seyn. Denn wenn man hier die nach dem Beweistermin überreichte Schriften ohne Umstände noch annimmt, und dort die Parthey zuerst damit abweiset, und sie hernach wieder in den vorigen Stand setzet, so sehen wir

darinn

tarien keinen weitern Unterscheid, als daß der Richter im letzten Falle einige Bescheide mehr bezahlt bekommt, als im erstern.

P. Stephani Rautenstrauch, Benedictini Brzeunoviensis, theologiae, et SS. canonum professoris Institutiones juris ecclesiastici cum publici, tum privati usibus Germaniae accommodatae. Pragae typis Fitzki et Madkyanorum heredum, 1769. 8. 12 Bogen.

Es ist dieser Titel dem Werkgen eigentlich nicht angemessen. Letzteres enthält nicht, wie man vermuthen sollte, einen Inbegriff des geistlichen Rechts selbst, sondern eine Geschichte und Beurtheilung von dessen Quellen und Hülfsmitteln.

Der Verfasser urtheilet richtig und freymüthig, wo es ihm nur immer erlaubt ist; und man sieht es auch ihm mit Vergnügen an, daß eine gesunde Philosophie und eine glückliche Kritick die Finsternisse der Klöster immer mehr und mehr zu erleuchten anfängt. Aber man bedauert ihn zugleich aufrichtig, wenn er sich dann und wann auf der einen Seite von seiner eigenen Ueberzeugung, und auf der andern von dem Hange zu den einmal angenommenen Meynungen in die Enge getrieben sieht, und sich nicht anders als durch Distinktionen, deren Ungrund er empfinden muß, oder durch Widersprüche zu helfen weis.

Dies sehen wir insonderheit bey dem, was er von der Tridentinischen Kirchenversammlung und ihrer Verbindlichkeit, von den Kirchenversammlungen überhaupt, von dem Gewichte und Beweise mündlicher Ueberlieferungen und von dem doppelten Verstande einiger Stellen in der Bibel anführet.

Das große Ansehen, welches man zu Trident der vulgatae beygeleget, schränket er mit dem Pallavicini darauf ein.

„Daß nichts wider den Glauben und die guten Sitten, „darinn enthalten sey.„

Bey den Kirchenvätern bemerket er, daß sie sich oft durch die Hitze des Streits zur Behauptung unrichtiger Sätze fortreissen lassen.

Die Befehle des Pabstes hält er nicht eher für gültig, bis sie vom Landesherrn und von den Bischöffen gebilliget sind.

Den Streit, ob der Pabst ohne eine allgemeine Kirchenversammlung in Glaubenssachen etwas bestimmen könne, läßt er unentschieden, und glaubt indessen, daß man sich den päbstlichen Aussprüchen vorerst und provisorie unterwerfen müsse.

Auch den Vorzug des Pabstes vor andern römischen Bischöfen nimmt er vorerst als ausgemacht an, und verspricht, den Beweis noch zu liefern.

Uebrigens ist er S. 93. und 164. ordentlich im Ernst böse darauf, daß die Protestanten sich die Kritick und Kirchengeschichte so sehr angelegen seyn lassen, „und alle Winkel des „Alterthums durchforschen,„ und ermahnet seine Glaubensgenossen, ihnen hierinn zu folgen; eine Ermahnung, welche wir die beste Würkung von Herzen wünschen.

Gp.

---

3. Arzneygelahrheit.

Henrici Ioa. Nepom. Crantz, S. C. A. Majestatis Consiliarii, Institutionum med. et Mat. med. Vindobonensis Professoris. — Stirpium austriacarum, P. I. II. 1769. 2 Alph. 20 Bogen, in 4.

In diesen Theilen sind 6 Pflanzenfamilien enthalten, davon die 3. ersten, nemlich Antiscorbuticae, Multisiliquae, Umbelliferae schon in der Octavausgabe ausgearbeitet, aber hier verbessert und vermehrt worden, die drey letztern aber, Ringentes, Papilionaceae, Orchides, zum erstenmal erscheinen.

Hr. Cr. fährt fort die Pflanzen nach seiner eigenen Ueberzeugung zu verbinden und zu trennen, und ihnen nach diesem Grunde Namen zu geben. Die angeführten Synonymen machen ihn doch verständlich. Die mehresten beschreibt er nach allen Theilen, um sie kenntlicher zu machen. Und darzu dienen auch die angehängten vom Hrn. *Cipps* gemachten Abbildungen, die doch mehr das Seltene bey der Wahl beobachten.

Cro.

Von

Von der vorzüglichen Geschicklichkeit des H. Geo. Motherby, bey Einpfropfung der Pocken, ertheilt aus eigner Erfahrung an seinem Kinde sichre Nachricht Fr. Sam. Bock, Königl. Preus. Consistorialrath s. w. Königsberg, 1770. 1 Bog. in 4.

Eine Inoculation nach Suttons Art, wobey alles so leicht hergegangen ist, daß Hr. B. sich höchlich darüber wundert und Hr. M. sehr preiset.*) Seit 1757. hat man in Königsberg unter D. Werners Aufsicht mit Glück inoculirt. Der Vorbericht, der die Geschichte der Inoculation beschreibt, ist voll von historischen Unrichtigkeiten. Hr. B. macht die Mountague zur Dichterin. Die Königin Karolina soll gegen den Rath ihrer Leibärzte die Pocken haben einimpfen lassen; ein Prälat das Inoculationshospital gestiftet haben u. dgl. m.

S.

Neue Arzeneyen wider die medicinische Vorurtheile, von E. G. Baldinger, D. der Arz. Prof. zu Jena. Erster Band. Langensalza bey Martini, 1768. Zweyter Band, 1769. 1 Alph.

Die Vorurtheile, die H. B. angreift, betreffen die Clystiere, die Zergliederung der Leichname, den Geschmack der Arzeneyen, die geschwinden Curen, die Halsstarrigkeit gegen die Aerzte; den Misbrauch der Arzneyen, die Kräfte, die Wahl und die Wirkungen derselben. Andre gemeinnützige Abhandlungen, handeln von der medicinischen Policey, von der Erziehung, von der Charlatanerie der Aerzte, vom Zustande der Arzney, von Schlagflüssen, vom Blatterbeizen s. w. Der Plan dieser Wochenschrift ist sonst der vorige, nur findet man in den neuen Arzneyen häufige Anzeigen medicinischer Neuigkeiten. Und S. 158. T. II. sehn wir, man habe H. B. ersucht, dieses Journal in ein medicinisches Intelligenzblatt zu verwandeln und wir stimmen diesem Wunsche bey.

S. 66. f. sagt Hr. B.: „Ich finde, den vornehmsten Grund des Hasses wider die Zerlegung der Leichname in dem Hasse, welchen die Kirchenväter gegen die Zergliederung haben. — Dieser war hinreichend, die Geistlichkeit einzunehmen. Denn die Geistlichkeit glaubte ohne Unterschied, was die

*) Was dem H. Consistorialrath, Medicinisches als neu vorkommt, das glaubt er, sey es auch andern.

die Kirchenväter glaubten, es mochte zur Religion gehören oder nicht. — Die Geistlichkeit war es vornemlich, welche aus irrigen Religionsbegriffen es für unerlaubt hielt, sich mit Menschenblute zu besudeln und ihr Ansehn war mächtig genug, dem Volke einen Abscheu gegen die Zergliederung einzuflößen und diesen Haß zu unterhalten, der noch bis jetzo unter dem Pöbel aller Stände fortdauert.„

Dieser Vorwurf war uns neu: aber uns dünkt doch nicht, daß er auch gerecht sey. Ueberhaupt sind lange vor den Kirchenvätern die Leichname sacrum aliquid gewesen, die zu mißhandeln, geschweige zu zerstücken, das ganze heidnische Alterthum für Frevel und Entheiligung hielt. Auch die erschlagnen Feinde unverletzt und unentehrt zu bestatten, war Eins der unverbrüchlichsten Gesetze der alten Kriege, die sonst mit so vieler Wuth geführt wurden. Selbst da, wo Leichname zu balsamiren Sitte war, mußte der, der eigentlich die Oeffnung verrichtete, (Paraschistes) nach dem Diodor vor den Anfällen des Pöbels sich eiligst in Sicherheit setzen. Und wie wenig die griechischen Aerzte zergliedern dürfen, sieht man aus dem Hippokrates nur zu deutlich und Galen, den doch die Kirchenväter nicht hindern konnten, mußte sich meistens mit der Anatomie von Affen behelfen und war sehr froh, ein Menschengerippe zu sehen, daß die Raben skeletirt hatten. Es ist wahr, Hr. B. führt eine Stelle des Augustinus an, in der derselbe sagt diligentia anatomicorum *crudelis laniavit* corpora mortuorum und dies crudelis ist ihm anstößig: aber Hr. B. vergißt, daß A. nicht nur mortuorum sagt, sondern auch sive etiam inter manus secantis et perscrutantis morientium. Und dabey dürfte den lernbegierigsten Arzt wohl schaudern, und das war es vorzüglich, welches des Herophilus u. a. anatomicker Namen im alten Heidenthum zum Scheusal machten. Wenn wir auch die Kirchenväter Preis geben wollten, bey denen es wohl der Denkungsart ihrer Zeiten überhaupt zu Schulden käme: so wäre doch die Folge auf unsre Geistlichkeit keine zu richtige Folge. Wir sehen in der That nicht ein, wie H. B. seine Rüge beweisen kann.

Eben so sehr zweifeln wir daran, ob die wahre Ursache der Widerwärtigkeit der Verwandten gegen Oeffnungen nach S. 90. diese sey, daß sie glauben, der Arzt lerne etwas neues und daß man gerade dies ihm mißgönne. Wirklich ist der Mensch im Allgemeinen so bösartig nicht. Auch zweifeln wir daran, was Hr. B. S. 88. sagt: der Kayserschnitt durch einen geschickten Mann sey weder unsicher, noch gefährlich.

Man

Man weis, daß er unter den geschicktesten Händen z. E. eines Röderer beydes gewesen ist.

T. II. S. 22. glaubt H. B., die hitzige Methode, der Tissot den letzten Stoß gegeben, werde noch in diesem Jahrhunderte völlig zu Grunde gehn. Das dünkt uns nicht. Sie dürfte wohl vielmehr eingeschränkt und auf sehr bestimmte Fälle angewandt werden. Und das muß sie, wenn nicht die kühlende Methode, wie Hr. B. selbst bemerkt, in einen Schlendrian ausarten soll. Da die Aerzte des vorigen Jahrhunderts die wärmere Curart so sehr liebten: so muß doch etwas Nothwendigkeit und etwas Erfahrung dafür da gewesen seyn. Nur wandte man sie viel zu allgemein an, Nachher verwarf man sie zu allgemein. Jetzt trit Huxham auf und sagt von Blattern: hier mußt du abkühlen und dort nachhitzen und auf dieser Mitte stehen jetzt die denkenden Practici in mehrern Fällen.

S. 40. versichert Hr. B.; die medicinische Gelehrsamkeit verfeinere den Verstand und mache ihn zum Nachdenken und zur Erforschung der Wahrheiten geschickt s. w. Uns kommt vor, daß H. B. hier und oft den medicinischen Bonsens mit der Gelehrsamkeit verwechsele. Jener kann ohne diese seyn, wenigstens ohne ein hohes Maas von dieser.

S. 147. die Thessalische Griechin inoculirte eigentlich erst seit 1701.: und unter den großen Herrn, die inoculirt sind, fehlt der jetzige König und (nun auch der Erbprinz) von Dänemark und die königliche Familie in Schweden. *)

S. 148. Eller soll zuerst zu Berlin 1727. in Deutschland das Blatterbelzen eingeführt haben. Aber schon 1723. ward der Vater des jetzigen Königs von Großbrittanien und verschiedne andre zu Hanover, Pyrmont und Anspach inoculirt: Eller aber inoculirte 1720. oder 21. ein armes Kind in Paris und bald darauf zu Bernburg.

S. 156. „Der wichtigste Vortheil der Einpfropfung, sagt Hr. B., ist, daß das Gift der Haut mitgetheilt und hier zugleich ein künstlich Geschwär erweckt wird, wodurch der größte Theil Stoff gleich ausgeführt wird.„ Diese Theorie ist durch die Erfahrungen der Suttons, des Dimsdale und Gatti hinreichend widerlegt.

Nach S. 169. soll von 115 Wöchnerinnen nach dem Süßmilch eins sterben. Die Proportion ist zu gering. Es stirbt, nach dem Süßmilch, eine von etlichen und sechzig.

Etwas

*) Von der königlichen Familie in Frankreich ist unsers Wissens Niemand inoculirt, als aus dem Hause Orleans.

Etwas von den Zuschriften beyder Theile müssen wir noch erwähnen, da sie unsre Bibl. angehn. Die erste ist an M*. gerichtet, der H. B. Abh. von den Feldkrankheiten (A. d. B. B. VI. St. 1. S. 103.) recensirt und etwas daran getadelt hatte. H. B. übt an denselben die edelste Rache eines Gelehrten aus, da er auf eine offenherzige und verbindliche Art sagt, er gestehe die bemerkten Fehler. M*. hatte zugleich beyläufig der Arzeneyen gedacht und auch in Ansehung derselben rechtfertigt H. B. sich glimpflich. Nachher hatte H. K*. (A. d. B. B. IX. St. 2. S. 51.) die Arzneyen recensirt und auch etwas getadelt. Dies hat H. B. in der Zuschrift zum II. T. der neuen Arzneyen nicht auf ähnliche Art empfunden. Er geräth in einen, einem bedächtlichen Gelehrten ganz unanständigen Zorn. Er redet von einer kleinen Gesellschaft Pasquillanten die nicht vernünftig seyn will — von Schmähschriften und Wischen — Wir sehen solche unüberlegte Anfälle mit Mitleiden an. Der kalte Leser, der unsern Tadel und Hrn. B. Antwort vergleicht, mag urtheilen, auf welcher Seite das Recht oder Unrecht sey.

Y.

Augusti Gottlieb Richteri D. Medic. Profess. Goetting. observationum chirurgicarum Fasciculus primus, continens de Cataractae Extractione observationes Reg. Soc. Goett. exhibitas. Goettingae, sumptibus Dieterich, 1770. in 8. 10 Bogen.

Wir haben diese kleine, doch wichtige Schrift mit ungemeiner Befriedigung gelesen, und wenn Herr Richter in der, bald zu wünschenden, Fortsetzung derselben gleiche Schätze eigner Beobachtungen und praktischer Anmerkungen und Cautelen anzubieten hat, und dieselben in einem so simpeln, höchst deutlichem, lehrreichen, und doch zugleich würdigem, kurzen und bescheidenen Vortrage uns mittheilen will, so wird diese Sammlung chirurgischer Beobachtungen ein Werk werden, das Deutschland Ehre macht, und den besten ausländischen an die Seite gesetzt zu werden verdient. Dieses ganze erste Stück der Sammlung handelt vom Staarstechen, welche Operation der Herr Verfasser selbst zum öftern verrichtet, und bey dieser Gelegenheit die schönen Anmerkungen gesammlet hat, die er itzt mittheilt, und die fast jeden Theil der Operation mit

mit neuen Vortheilen bereichern. Der Unterricht für den Wundarzt ist, bey aller Kürze, gleichwol bis auf die kleinsten Umstände ausführlich und genau, es ist hier nichts vergessen, nichts verheelt, keiner von den bisher gewöhnlichen Handgriffen ohne Verbesserung beybehalten, wenn sie derselben bedürften, und keiner von den vielen eignen des Verfassers ohne Beweis ihrer Vorzüglichkeit angepriesen worden. Herr R. öfnet die Hornhaut mit einem Messer, das dem von Beranger am nächsten kommt, jedoch in manchen Absichten den Vorzug verdient, und wovon man die Abbildung bey der Schrift findet. Anstatt daß Daviel zwey Drittheile der Hornhaut löset, begnügt sich Herr R. nur mit der untern Hälfte, und rechtfertiget dieses Verfahren mit sehr wichtigen Gründen. Um das Auge vest zu halten, zieht er die sogenannte hastam Pamarti, als die simpelste, allen übrigen Handgriffen und Instrumenten des La Faye, Beranger, Le Cat und Poyet vor, bedient sich aber gleichwol selbst keines besondern Werkzeuges dazu, sondern hält und dirigirt das Auge mit dem Messer selbst, so bald er es in die Hornhaut in einem ruhigen Augenblicke eingestochen hat, ohne Schwierigkeit. Hierauf führt er die Spitze des Messers quer durch die vodere Kammer, bis sie auf der andern Seite ohngefähr sechs Linien lang wieder aus der Hornhaut hervorraget, da dann vermöge der abgemessenen zunehmenden Breite der Messerklinge die Hälfte der Hornhaut abgelöset ist. Nun, und eher nicht, fliesset die wäßrige Feuchtigkeit aus, worauf die erste Absicht des Wundarztes dahin gehn muß, die Capsel der Crystalllinse, wofern diese nicht etwa durch einen kleinen Druck des Auges von selbst ausfällt, durch wiederholte Einstiche zu zerstechen und so viel möglich zu vernichten. Hierzu hält Herr R. das Werkzeug des La Faye am geschicktesten, das dieser cystitomum nennt. Nach vollbrachter Vernichtung der Capsel wird gemeiniglich durch einen leichten Handgriff die Crystalllinse aus dem Auge gebracht, und wenn nachher sich noch Flecken von undurchsichtigen Materien im Auge zeigen, so werden solche vermittelst Daviels Löffel herausgeräumt. Herr R. zeigt bey allen diesen subtilen Operationen die kleinsten Vortheile aufs genaueste an; und lehrt die dabey vorkommenden Schwierigkeiten bestmöglichst zu überwinden, z. E. wann der Staar verwachsen ist oder vestsitzt, wann die gläserne Feuchtigkeit auszufliessen drohet, oder wirklich zum Theil mit ausfließt, welchen letztern Umstand er nicht für so furchtbar hält, als die meisten Wundärzte, besonders in England: indem in der That ein

nicht

nicht unbeträchtlicher Verlust dieser Feuchtigkeit dennoch bald wieder ersetzt wird. Eben so hält auch Herr R. nicht alle Verletzungen des Regenbogens im Auge für so gefährlich, als viele, da derselbe ohne sonderliche Schmerzen und Gefahr oft ein wenig verletzt worden, und obgleich die Wunde ziemlich geblutet, doch leicht wieder geheilt ist, und da Daviel und Cheselden die Pupille vorsetzlich in manchen Fällen einzuschneiden verordnet, ohne daß dadurch das Sehen gehindert würde. Wider den Ausfall des Regenbogens im Auge, wider die Veränderung der Figur der Pupille, und ihre Verengerung oder das Verwachsen derselben nach der Operation, wider den Eiter im Auge, (Hypopium,) und wider mancherley andre Zufälle, die sie begleiten, werden die hinlänglichsten Vortheile gelehrt. Vorzüglich hat uns im 11 Kapitel die sehr vernünftige Methode des Herrn R. gefallen, nach welcher er die Blinden zur Operation vorbereitet, und nach derselben außer Gefahr setzt, die durch sie erhaltenen Vortheile wieder zu verliehren. Dies weis der im Lande umherziehende Augenarzt nicht, und hauptsächlich rührt es davon her, daß viele von ihren sonst gut operirten Staarblinden dennoch in kurzem ihr Gesicht wieder verliehren. Denn diese Leute verlassen ihre Kranken gemeiniglich gleich nach verrichteter Operation, da diese doch, wie Herr R. gründlich sagt, nur die erste Hälfte der Cur ist. Die Verhütung solches Unglücks erfodert freylich etwas mehr, als die Geschicklichkeit der Faust: sie erfodert zugleich den Kopf eines Arztes, welcher den berühmten Herrn Oculisten in Europa nur zu oft fehlt, und den ihnen Herr R. itzt aufsetzt, wofern sie nur nicht zu stolz, Unterricht anzunehmen, und nicht zu eilig sind, von einem Orte zum andern zu reisen, weil sie von großen Herrn, (wie ihre Formul in den Zeitungen lautet,) immer gerade zu der ungelegenen Zeit abberufen werden, da eine große Menge Menschen, denen sie die Augen verwundet, ihres Beystandes am meisten bedürfte, und aus Mangel desselben in die vorige, ja oft noch ärgere Blindheit, wieder zurück fällt. Am Ende dieses vorzüglichen Werks hat Herr R. zehn ungemein lehrreiche Beobachtungen von Staarblinden beygefügt, und es war sehr gut, daß er seinen Vorsatz, diese allein nur zu erzählen, und das Urtheil darüber nebst den daraus zu ziehenden Folgerungen, dem Leser selbst zu überlassen, geändert hat: denn einem Leser ist dieses niemals so leicht, als einem Meister, dem der ganze Umfang seiner Kunst stets gegenwärtig ist; und außerdem hatte Herr R. bey denen, die aus diesem Theile seiner

Sammlungen eigentlich Nutzen ziehn können und sollen, insbesondre Ursache das Epigramm des Hagedorns zu erwägen:

Du irrst, wenn du so kurz in deiner Schreibart bist:
Halt deinen Leser nicht für klüger, als er ist.

B.

S. A. D. Tissot M. D. et Prof. Lausannensis Soc. Reg. sc. Londinens. et Physico-medicae Basilensis, nec non Oeconomicae Bernensis Socii Opuscula medica. Tomus primus. Dissertatio de febribus biliosis siue historia epidemiae biliosae Lausannensis anni 1755. accedit tentamen de morbis ex manustupratione. Collegit et edidit *Ernestus Godofr. Baldinger*, Phil. et Med. Doctor. Med. Theoret. Prof. ord. in Acad. Ienensi, h. t. ord. med. Decanus. Acad. elect. Mogunt. sc. util. Soc. Lipsiae et Celliae sumtibus Georgii Conr. Gsellii, 1769.

Die Zuschrift dieser Werke an den Hrn. Leibmedikus Zimmermann vertritt zugleich die Stelle der Vorrede. Zur Ausgabe hat den Hrn. Prof. B. theils die Hochachtung gegen den Verfasser, über dessen Avis au peuple er auch Vorlesungen hält, theils die Schwürigkeit, die man verschiedentlich in Deutschland findet, die Tissotschen Schriften zu kaufen, bewogen. — Nur die lateinischen Werke werden in des Hrn. B. Sammlung zu stehen kommen, und wie sich von selbst versteht, die neuesten Ausgaben davon. Ohne Zweifel wird vielen mit dieser neuen Bemühung des Hrn. Pr. B. gedient seyn.

Wl.

D. Johann Christian Daniel Schrebers der kayserlichen Akademie der Naturforscher, und der Leipziger ökonomischen Gesellschaft Mitglieds u. s. w. Beschreibung der Gräser nebst ihren Abbildungen nach der Natur. Erster Theil. Leipzig bey Siegfried Lebrecht Crusius, 1769. 154 Seiten in Fol. 20 Platten.

Nunmehro ist der erste Theil dieses schätzbaren Werkes, von dessen Einrichtung wir schon in unserer Bibliothek Nachricht gegeben haben, zu Ende gekommen, und mit einer Zuschrift an den Kayser, einer Vorrede, und einigen wenigen Zusätzen versehen. Es bleibt dabey, daß beydes das Botanische und die Zeichnungen die Gräserkenntniß auf eine vorzügliche Weise erleichtern werden. Möchte doch nur die Fortsetzung geschwinder erfolgen. Es würde uns leid thun, wofern die Beförderung des Hrn. V. zu einer Profeßion nach Erlangen, die er so sehr verdienet, freylich aber viele neuere Geschäfte veranlassen wird, die Beschleunigung hindern würde.

D. Johann Gottlieb Gleditsch's alphabetisches Verzeichniß der gewöhnlichsten Arzeneygewächse, ihrer Theile und rohen Produkte, welche in den größten deutschen Apothecken gefunden werden. Vor die Anfänger in der Arzeneywissenschaft, Wundarzeney und Apotheckerkunst entworfen. Berlin, bey Arnold Wever, 1769. 1 Alph. 9 Bogen in 8.

Die Bemühungen des Hrn. V. zur Aufnahme einer gründlichen materia medica sind sehr lobenswürdig; und als in einer Person vereinigter Naturkenner und Arzt hat er Beruf dazu. Denn alle mühsam gesammelte Heilkräfte sind unfruchtbar, wofern sie sich nicht auf die Kenntniß der natürlichen Beschaffenheit der Arzneyen gründet, eine solche, die man sich durch eigene Untersuchung der Natur erwerben, nicht aber blos zwischen 4 Wänden aus Büchern, das heißt mehrentheils fehlerhaft, herausgeklaubet hat. Insoferne können nicht blos Anfänger, sondern auch wohl tiefsinnig aussehende Praktiker aus diesem Buche viel lernen. Bey jeder Pflanze steht der Linneische Name, der öfters schon allein den Nebel zerstreuet, womit unzähliche nach der Routine verschriebene Recepte umhüllet gewesen, und brauchbare und gültige Synonymen, nebst dem deutschen Namen. Ferner zeigt er darinn die Blühezeit, die in der Apothek gebräuchlichen Theile, die Hauptwirkungen nebst den Präparaten, an. Er kündigt dadurch ein ausführlichers Werk an, daher wir uns aller Anmerkungen enthalten. Wie wohl würden nicht die Apotheker, Wundärzte und weniger gründlichen Aerzte thun, wenn sie die *Flora Francica* und ähnliche Tröster, deren Titel blendet, weglegten und an deren statt dieses Verzeichniß in die Hände nähmen.

Neue

Neue Sammlung auserlesener Wahrnehmungen aus allen Theilen der Arzneywissenschaft. Aus dem Französischen übersetzt. Dritter Band. Mit Kupfern. Straßburg, bey Joh. Gottfried Bauer, 1768. 1 Alph. 6 Bogen in 8.

Diese Sammlung ist eine Fortsetzung derjenigen, welche unter eben dem Titel mit Auslassung des Wortes neu in 9 Bänden erschienen, und eine Uebersetzung der ursprünglich französischen Aufsätze ist, (denn die Fremden außer Frankreich werden in der Uebersetzung ausgelassen,) die von Van der Monda in dem *Reçueil periodique* und von Hrn. Roux in dem *Iournal de Medecine*, die eine Suite des vorhergehenden ist, geliefert worden. In den beyden ersten Theilen dieser neuen Sammlung dehnte man sich auf den *Mercure de France* und das *Iournal oeconomique* mit aus. Weil aber diese in der Folge dem Uebersetzer nichts für das deutsche Publikum interessantes zu enthalten schienen, so bleibt er in dem gegenwärtigen bey dem *Iournal de Medecine*, und zwar bis auf den 13 Band, stehen.

Gr.

Christian Rickmann, der A. K. D. und öffentlicher Lehrer zu Jena, u. s. w. von der Unwahrheit des Versehens und der Hervorbringung der Muttermahle durch die Einbildungskraft. Jena, verlegts Gollner, 1770. In 8. 10½ Bogen.

Herr Rickmann schreibt ganz angenehm und seine Absicht die medicinischen Vorurtheile zu vermindern, ist ihm rühmlich. Er hält das sogenannte Versehen der Schwangern und den Ursprung der Muttermähler aus den Einbildungen und Leidenschaften der Mutter schlechterdings für unwahr, und für irrige Vorurtheile, und dies hat er in diesen Blättern darzuthun gesucht. Er hat Röderern und andre neuere Aerzte hierinn zu Vorgängern, und nützt ihre Gründe in seiner Schrift, so daß sie die Einwürfe ziemlich vollständig enthält, die bisher wider diese uralte Meynung vorgebracht worden sind: daher wird es der Mühe werth seyn, sich ein wenig dabey aufzuhalten. Der Recensent erklärt sich gleich anfänglich, daß er bisher diese Meynung mit allen vorigen Aerzten geheget, seitdem er aber veranlaßt worden, darüber nachzudenken, überzeugt sey,

daß sich viel wichtige Einwendungen wider dieselbe machen liessen, die inzwischen vielleicht dennoch die Wahrheit oder Unwahrheit des Versehens überhaupt, nicht völlig entscheiden würden; daß er in Herrn Rickmanns Schrift mit Verlangen entscheidendere Gründe erwartet, und daß er sich in seiner Hoffnung betrogen gefunden.

Daß es Mißgestalten an Früchten gebe, die von Einbildungen oder Leidenschaften der Mutter in der Schwangerschaft herrühren sollen, ist eine Erfahrung aller Zeiten. Die Streitfrage ist, ob hier nicht ein Betrug der Ursachen statt finde? (fallacia caussae non caussae.) Dies sucht Hr. R. zu beweisen, und wenn wir seine Hauptgründe zusammensuchen, so sind es diese drey. 1. Wenn die Einbildungen und Leidenschaften der Mutter an den Muttermählern der Frucht Schuld sind, so müssen beyde immer mit einander verknüpft seyn. Nun aber giebt es viel Muttermähler, ohne daß die Mutter während der Schwangerschaft sich versehen, das ist, eine sehr lebhafte Einbildung oder Leidenschaft gehabt hätte: und wiederum giebt es Fälle in Menge, wo Mütter, die sich selbst ganz gewiß versehn zu haben geglaubt, gleichwohl Früchte ohne alle Muttermähler oder andre Folgen gebohren haben. Mit diesen Fällen hat aber Hr. R. nichts bewiesen: weil sein Obersatz falsch ist. Es ist bekannt, daß eine sehr lebhafte Einbildung von einer eckelhaften Speise ein Erbrechen verursacht. Gleichwol erbricht man sich auch oft, ohne eine Einbildung von einer eckelhaften Speise zu haben, und noch öfter hat man dergleichen Einbildungen, ohne sich zu erbrechen. Eben so werden die Vertheydiger der Muttermähler dem Hrn. R. mit Recht antworten, daß Muttermähler auch von andern Ursachen, als von den Einbildungen und Leidenschaften der Mutter entstehn, und daß gar nicht behauptet werde, daß alle Leidenschaften und Einbildungen der Mutter, Eindrücke auf die Frucht machten. Es kommt also, nach diesem unnützen Streite, blos auf den Beweis an, daß einige Einbildungen der Schwangern Muttermähler an der Frucht verursachen. Die Vertheydiger der Meynung haben dies noch nie gründlich erwiesen: aber itzt ist Hr. R. der angreifende Theil; er will das Gegentheil beweisen, und sein zweyter Beweisgrund ist dieser: 2. Der Einfluß der Einbildungskraft und der Affekten der Mutter in den Körper der Frucht ist unmöglich; denn er müßte durch die Nerven und durch den Umlauf des Bluts vermittelt werden; es gehn aber keine Nerven aus dem Körper der Mutter in die Frucht über, und der Umlauf in jeder wird von eines jeden

Her-

Herzen für sich betrieben, ohne sich von einem der beyden Körper auf den andern fortzupflanzen. Die Frucht wird in der Gebährmutter blos genährt, indem sich der Mutterkuchen gleichsam darinn einwurzelt, und aus ihr einen Nahrungssaft, Hr. R. meynt eine Milch, aussaugt, und der Frucht eben so zusendet, wie die Wurzeln den Stämmen und Früchten den Saft zum Wachsthume senden, den sie aus ihrem fruchtbaren Boden eingesogen haben. Kurz, bey genauer Betrachtung ist die Frucht in der Gebährmutter, in Absicht auf die Mutter, nichts anders, als der Säugling: nur daß dieser die Nahrung mit dem Munde, und jener mehr nach Pflanzenart empfängt, und so wenig die Pulse und Nerven der Mutter mit denen des Säuglings zusammen hängen, eben so wenig ist es in Mutterleibe. Nach dieser an sich wahren und fruchtbaren Vorstellung der Sache, hat Hr. R. den Zusammenhang zwischen Mutter und Frucht wirklich so locker gemacht, als möglich, und beynahe möchte man diesen Beweisgrund, mit ihm, für triumphirend halten. Allein er ist es nicht. Eben aus der Vergleichung der Frucht im Mutterleibe mit dem Säuglinge hätte Hr. R. den Fehler seines Beweises merken können. Der Säugling hängt weder durch Pulse noch Nerven mit der Amme zusammen. Er empfängt blos die Nahrung von ihr. Gleichwol bekommt er Convulsionen, Lähmungen, Zittern der Glieder, die heftigsten Colickschmerzen, Fieber, Entzündungen, wenn ihm die Amme bald nach einer heftigen Leidenschaft ihre Milch mittheilt. Hr. R. gesteht dies selbst. S. 103. Die Frucht empfängt die Nahrung von der Mutter mitten in ihren heftigsten Leidenschaften und Phantaseyen. Also kann ihr eine mit Leidenschaft verbundene lebhafte Einbildung der Mutter sehr lebhafte Empfindungen und Convulsionen, Fieber, Zittern, Entzündungen verursachen, und sie dadurch zu starken Bewegungen reizen, wodurch ihr zarter Körper auf mancherley Weise eben so verletzt werden kann, wie Hr. R. S. 115. u. f. den Ursprung der Muttermähler aus andern Ursachen, als dem Versehen, nach dem Röderer erklärt, obgleich weder Nerven noch Blutgefässe aus der Mutter ins Kind übergehn. Sollte das wohl dadurch geschehen, daß sich die Lebensgeister mit den Nahrungsmitteln vermischen? Es geschehe aber wodurch es wolle, so geschicht es doch; und hierdurch verliehrt der zweyte Beweisgrund des Herrn R. auch seine Stärke. 3. Der dritte ist der: Weil sich der Ursprung der Muttermähler bey der Frucht aus andern Gründen, als dem Versehen, erklären läßt, so kommen sie nicht vom Versehen. Allein dieser

ser Grund fällt eben um deswillen hinweg, warum der erste hinwegfällt. Weil wir uns von andern Ursachen, als von einer Einbildung einer eckelhaften Speise erbrechen können; folgt es wohl daraus, daß wir uns nie von einem Eckel erbrechen?

Hr. R. wird selbst finden, daß sich seine einzelnen Beweise wider das Versehen größtentheils auf einen von obigen dreyen Beweisgründen beziehn: allein da diese nicht bündig sind; so wünschten wir, daß er dieselbe Materie abermals überlegen und ausarbeiten möchte, da er einmal alles Nöthige davon gelesen, gesammlet und in sein Gedächtniß gebracht hat. Die Gründlichkeit des Beweises wird immer leiden, wenn man ihn, wie Hr. R. und seine Vorgänger, darauf bauet, daß man den Einfluß der Mutter auf die Frucht überhaupt für zu schwach dazu hält. Der eigentlich zu erweisende Satz ist, daß weder Einbildungen noch Leidenschaften der Mutter die Structur des Körpers der Frucht verändern können, denn darauf laufen alle Versehungen und Muttermähle hin. Von blos überredenden Beweisen, welche den Ursprung der Muttermähler aus den Einbildungen und Leidenschaften der Mutter zwar nicht gründlich widerlegen, aber doch zweifelhaft, und den Leser vom Beyfalle abgeneigt machen, hat Hr. R. eine große Menge, wohin auch die S. 27. u. f. anmuthige Digreßion von Labans Schafen gehört, wozu der Hr. Hofr. Michaelis in Göttingen den Grund gelegt hat. Daß die meisten Geschichte von Versehen und dem Ursprunge der Muttermähler aus den Einbildungen der Mütter ein Betrug der Ursachen (fallacia caussae non caussae) und Werke des Aberglaubens, der Dummheit, des Vorurtheils und Betrugs sind, wird Hrn. R. wohl niemand ableugnen können. Allein daß sich auch Fälle ereignen, wo die angeblichen Ursachen so wunderbar mit den angeblichen Wirkungen zusammen stimmen, daß es jeder Unpartheyischer für unnatürlich halten muß, an dem Zusammenhange der Ursachen und Wirkungen zu zweifeln, und ein bloßes Ohngefähr dabey anzunehmen, scheint uns ebenfalls eine ausgemachte Wahrheit zu seyn.

Historia febris anomalae Batavae annorum 1746 et seq. Accedunt monita Siphylica, auctore *Jacobo Grainger*, M. D. Altenburgi, ex Off. Richteria, 1770. 15 Bogen in 8.

Die

Die Vorrede ist vom Jahre 1753. datirt, und wir erwähnen eines so lange bekannten ausländischen Werks, nur um des hier angezeigten in Deutschland veranstalteten Nachdrucks willen, der sehr correkt und sauber ist. Die Grosbritannischen Aerzte scheinen zu wetteifern, um ihre Beobachtungen gemeinnützig zu machen. Wer die Werke des Pringle, Monro u. a. von den Krankheiten der Soldaten im Felde kennt, der kann sich vom gegenwärtigen einen Begriff machen, und wird es ihnen mit Recht an die Seite setzen. Herr Grainger besitzt die schwere Kunst zu observiren, die unsre deutschen Feldärzte ihm abzulernen suchen möchten, vollkommen; er weis seine Beobachtungen in einer fruchtbaren Kürze vorzutragen, und Folgerungen daraus herzuleiten, die viel Nachdenken voraussetzen und veranlassen. Seine Schrift muß Aerzten von Einsicht und Erfahrung immer sehr wichtig seyn, und denen, die sich noch erst bilden wollen, zum Muster dienen, wie sie beobachten, und aus ihren Beobachtungen Nutzen ziehn müssen.

B.

Der Römisch-Kaiserl. Akademie der Naturforscher auserlesene Medicinisch-Chirurgisch-Anatomisch-Chymisch- und Botanische Abhandlungen. Achtzehnter und neunzehnter Theil. Mit Kupfern. Nürnberg, bey Schwarzkopf, 1769. 1770. 4.

Enthält einige unterrichtende und merkwürdige Wahrnehmungen.

P.

Joh. Friedr. Cassebohms Anweisung zur anatomischen Betrachtung und Zergliederung des menschlichen Körpers. Neue verbesserte Ausgabe von Ernst Gottfried Baldinger, der Arzneywissenschaft ordentl. Professor zu Jena. Berlin und Stralsund, bey Gottlieb Aug. Lange, 1769. 8. 692 Seiten.

Dieses bekannte und nützliche Buch ist bey dieser neuen Ausgabe auf eine doppelte Art von Herr Baldinger vermehrt und verbessert worden. Eine Menge überflüßiger lateini-

teinischer Ausdrücke, von welchen die meisten sich leicht ins deutsche verwandeln ließen, und eine große Anzahl lateinische Kunstwörter in der Zergliederungskunst, die schon längst in der deutschen Sprache üblich, und durch den eingeführten Sprachgebrauch gerechtfertiget worden, machten dieses Buch vorher unangenehm, und vielen schwer zu verstehen. Herr B. hat sich bemühet alles so viel als möglich deutsch auszudrucken. Doch um Dunkelheit zu vermeiden, hat er sich solcher Ausdrücke bedient, welche jedem Leser aus den gewöhnlichsten anatomischen Büchern schon bekannt seyn müssen, auch jedesmal da, wo eine deutsche Benennung zum erstenmal gebraucht wird, die lateinische daneben gesetzt, welches aber in der Folge nicht nöthig war. Diese Verbesserung der Schreibart, war bey einer neuen Auflage vornehmlich deswegen nöthig, damit auch Wundärzten, von welchen die mehresten die lateinische Sprache nicht verstehen, dieses Buch nützlich würde. Einige wenige Ausdrücke hat Herr B. nicht gewagt ins deutsche zu übersetzen. Das Cassebohmische Handbuch war noch einer zweyten Verbesserung fähig. Nach dem Tode des V. sind viele wichtige Entdeckungen in der Zergliederungskunst gemacht worden. Alle diese Entdeckungen in diesen Buch da, wo sie hingehören anzuführen, würde Herrn B. so viel Mühe gekostet haben, als wenn er ein ganz neu Werk geschrieben hätte. Er hat daher nur in verschiedenen und ziemlich häufigen Anmerkungen die Leser auf diejenigen neuen Schriftsteller verwiesen, wo man den Bau einzelner Theile des menschlichen Körpers ausführlicher vorgetragen findet, als es zu den Cassebohmischen Zeiten geschehen konnte. Doch auch hier bekennt Herr B. daß er sich selbst nicht genung gethan habe.

K.

Media sine remediis et medicamentis e pharmacopoeia depromtis sanitatem diutius conservandi, et in seram usque senectutem prorogandi, nova lectuque jucunda methodo in favorem omnium sanitatis amantium exculta a *Ioanne Casparo Boxberger*, Philos. et Med. Doct. Francofurti et Lipsiae, apud Tobiam Goebhardt, 1769. 8. 8 Bogen.

Dies

Dies ist eigentlich eine Diätetik, die mit einer großen Menge artiger lateinischer Verschen ausgepuzt ist. Diese, nebst einer eben so großen Menge rednerischer Ausdrücke und Ausrufungen, füllen den größten Theil dieses Buchs an; so daß der V. hier mehr als ein wortreicher Redner, als ein unterrichtender Arzt erscheint. Einige allgemeine diätetische Regeln füllen den übrigen Theil dieses Werks an. Doch müssen wir auch hiebey bemerken, daß man ein Buch von dieser Art nicht sowol in der Absicht liest, zu erfahren, was gut schmecke, oder den alten Römern und Griechen wohlgeschmeckt hat, als zu lernen, was dem Körper heilsam sey, und wohl bekomme. Der V. aber scheint sich fast gleich viel Mühe gegeben zu haben, seine Leser sowol von dem einem als dem andern zu benachrichtigen. Uebrigens ist dies Buch schon 1739 zu Würzburg herausgekommen. Da es von wenigem oder gar keinem Nutzen ist, so wundert uns sehr, daß man auf den Einfall gekommen ist, es nach dreyßig Jahren, unverändert abdrucken zu lassen.

Kurzer Unterricht für die Hebammen und Wöchnerinnen auf dem Lande, von Moritz Gerhard Thilenius, der Arzneygelahrheit Doktor. Cassel, bey Joh. Jac. Cramer, 1769. 8. 119 Seiten.

Der V. führt die alten Klagen über die Unwissenheit der Hebammen auf dem Lande, und versucht das alte Mittel wider dieselbe, das schon so oft umsonst versucht worden ist, noch einmal, das ist; er läßt einen Unterricht für die Hebammen auf dem Lande drucken. Wir unseres Orts, wiederholen also auch unsre alte Wünsche, nemlich, daß der V. durch dieses Buch seinen löblichen Entzweck erreichen möge. Die Hebammen werden übrigens nöthige Lehren, die auf eine ziemlich deutliche Art vorgetragen werden, in diesen Buche finden. Aber hätten sie sie den nicht schon längst in andern Büchern finden können?

D. Gottwald Schusters, Stadtsphysici in Chemnitz Medicinisches Journal über allerhand in die Arzneywissenschaft und deren Ausübung einschlagende Materien. Fünfter Theil. Chemnitz, bey

Joh. Dav. Stößels Erben und Putscher, 1770. 8. 190 Seiten.

Wenn ein vernünftiger Arzt dem Publikum seine Beobachtungen mittheilen will, so sieht er sein Tagebuch durch, sondert die wichtigen, brauchbaren und lehrreichen Beobachtungen von den alltäglichen und nichtsbedeutenden ab; reiniget sie von denen Nachläßigkeiten und Fehlern, die in einem Tagebuche, das beym Krankenbette in Eil aufgeschrieben wird, nicht leicht fehlen können; streicht Nebenumstände aus, die zur Hauptsache nicht gehören, und die niemand zu wissen verlangt; und so liefert er dem Publikum die Erzählung eines merkwürdigen Zufalls, erzeigt ihm dadurch einen Dienst, und zugleich die gebührende Ehre. Herr D. Schuster aber glaubt, daß ein vierzigjähriger Praktikus nicht nöthig habe mit dem Publikum viele Complimente zu machen; und läßt daher sein Tagebuch, so wie ers beym Krankenbette aufgezeichnet hat, abdrucken, in der Meynung, daß ein jeder Leser es der Zeit und Mühe werth achten werde, aus diesem Gemische die wenigen brauchbaren Brocken auszusuchen.

Dieser Theil enthält Fälle, welche in die gerichtliche Arzneywissenschaft gehören, und Complimentenbriefe an den V., aus welchen wir ersehen, wie es zugehet, daß der V. ohngeachtet unserer Erinnerungen noch immer von sich und seinen Schriften die vortheilhafteste Meynung hat.

P.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Auf die Reise Josephs des Zweyten. Gesungen im May, 1769. von M. Denis, aus der G. J. Lehrer am Theresiano.

Auf den Tod der Erzherzoginn Theresia von Oesterreich, von Joseph Burkard, aus der G. J. 1770.

Auf den Tod der kayserl. Prinzeßinn, Theresia u. s. w. von Carl Mastalier, der Gesellschaft Jesu Priester, Lehrer der Dichtkunst, 1770. (Alle drey in Wien, bey Trattner gedruckt.)

Alle

Alle diese Gedichte haben viel wahre Poesie, und manche glückliche Stelle. Das erste hat im Anfange folgende neue Wendung:

Herauf, o Sonne, lange schon harret Dir
Der Bard' entgegen, welchen der Hahnenruf
Aus seelenhebenden Gesichtern
Mitten in seinem Gewölbe weckte.

Herauf, o Sonne, röthe mein Saitenspiel
Mit einem deiner Erstlinge u. s. w.

Wir finden dies nicht allein schön, sondern auch passend. Der Aufgang der Sonne ist ein so prächtiges Schauspiel, daß der Dichter, welcher „aus seelenhebenden Gesichten„ geweckt worden, noch vor Anbruch des Tages, welche Situation man nicht vergessen muß, unsers Erachtens gar wohl der Sonne zu eilen, und ihren Einfluß auf die Munterkeit des Geistes zu genießen, wünschen darf. Uns dünkt dieses bey einer freudigen Gelegenheit eben so schicklich zu seyn, als wenn Young bey einer traurigen das Gegentheil sagt:

Silence and *darkness* — —
Assist me!

Das ganze Gedicht ist so voll Feuer, daß wir, um das Schöne auszuzeichnen, es völlig abschreiben müßten.

Burkart auf den Tod der Prinzeßin hat Reime, und einige Stellen, die uns nicht übel gefallen, z. E. folgende:

Schon zweymal flieht der Hochzeitkerzen Schimmer
Vor blaßer Leichenfackeln Licht.
Dein Herz sucht in der öden Reih verwaister Zimmer
Die Braut, und findt sie nicht.

wo man gleichwol bemerken kann, daß der Ausdruck: „dein Herz sucht„ nicht sehr gut gewählt, und „findt„ statt findet, hart ist. Sonst aber hat dieses Gedicht einige prosaische Strophen, und ist überhaupt weder schlecht, noch sehr vorzüglich. Daß letzte von Mastalier besingt eben den traurigen Vorfall, da der Kaiser die einzige Frucht einer bald getrennten Ehe sich entrissen sehen mußte. Wir zeichnen folgende Verse aus, in denen das Lob der Verstorbenen, wegen ihrer Kenntniß in der Erdbeschreibung, sehr fein behandelt, und in das Lob des Kaisers geflochten ist.

Weit ist die Bahn vom äussersten Dacien,
Zum Kapitol hin [muthig betratst du sie]

Noch

Noch weiter reichet deines Aufschwungs
Schimmernde Bahn; und sie faßte dennoch
In ihrem Geiste diesen unendlichen
Raum. Kein Gebirg, kein Winkel des Oceans
Kein Strom verbarg sich ihren Blicken;
Braust' er auch jenseits der Säulen Herkuls.

Uebrigens geben wir unter diesen drey Gedichten, dem ersten vom Pater Denis, ohne alles Bedenken bey weitem den Vorzug.

Fl.

Briefe zur Bildung des Geschmacks. Vierter Theil. Leipzig und Breslau, 1770. 22 Bogen in 8.

Dieser Theil enthält zuerst einige Briefe über die Lehrgedichte in epischer Form. Ihre Möglichkeit wird hinlänglich bewiesen, und der V. giebt gute Vorschriften, wie sie ausgeführt werden müssen, wenn sie schön seyn sollen. Ausser dem Telemach, möchten wir hieher noch Voltairens Zadig rechnen, worinn die Lehre von der Vorsehung erklärt und gerettet wird. Der Brief von der Eintheilung der dogmatischen Gedichte ist ebenfalls lesenswerth. Drey Beleuchtungen über die Mythologie erschöpfen die Materie weit weniger und enthalten auch weniger neues, als die eben angezeigten. Der Rath, daß man aus Milton und Klopstock eine christliche Mythologie in unsre Gedichte einführen solle, wäre ganz gut, wenn Leute von Genie es thäten; allein daß, wie der V. erlaubt, auch Dichterlingen mit helfen sollten sie zu bilden, möchten wir nicht rathen. Bey der heidnischen Mythologie konnten die schlechten Dichter nicht viel dazu thun, sie zu verderben; diese hatte durch die Priester schon ihre Festigkeit erhalten, ehe Homer und Hesiodus sie brauchten, und beyde Dichter thaten wohl nicht so viel zu ihrer Bildung als der V. zu glauben scheint. Mit der christlichen wäre es ein anderes: sie kann nur wenige Data aus der Religion nehmen, muß fast allein von den Dichtern abhängen, und wird nie von dem Volke geglaubt oder von den Priestern gelehret werden.

Ein Argument für die Bekanntschaft der heidnischen Mythologie hat der V. nicht berührt: nemlich, daß das itzt nicht so seltene Studium der Kunst eine genauere Kenntniß derselben mit sich führet; auch ist die Lesung der heidnischen Dichter, besonders der ovidianischen Verwandlungen in den Schulen

len zu gewöhnlich, als daß man nicht daraus auf eine etwas ausgebreitete Kenntniß ihrer Mythologie schliessen könnte. Und zu dem, wozu ists denn nöthig, daß jeder Dichter für alle schreibe? Welcher Odendichter schreibt wohl für viele? Gerade je erhabner sein Flug ist, je weniger Augen werden ihm nachsehen können. Mehr wollen wir nicht zu Hr. Ramlers Vertheydigung sagen, gegen welchen der V. sehr deklamirt. Dann möchten wir seiner Meynung seyn, wenn die ganz verschiedenen Mythologien oder Mythologie und Christenthum vermischt werden, oder wenn der Gegenstand des Gedichts, worinn die Mythologie als solche gebraucht worden, uns gar zu stark an die neuern Zeiten erinnert. Sonst ist die Mythologische Sprache zu sehr schon die Sprache der Dichtkunst geworden, als daß ihr Gebrauch absolut bey jedem Gedichte modernern Inhalts anstößig seyn müßte. Wenn z. B. Boileau getadelt wird, daß er in seine Ode den Rheingott und eine Nymphe bey den Thaten Ludwig des 14. einführt, so ist der Tadel Spitzfündigkeit, und wir bedauern die zu kalte Phantasie des Kritikus. Ein anders ist es bey der Henriade, die hier richtig beurtheilt wird, da steht z. E. die Beschreibung des Tempels der Liebe am unrechten Orte. Sonst ist manches von dem hier gesagten, schon von dem V. der kritischen Wälder u. a. bemerkt worden.

Uns wundert, daß gar nichts von der Einführung der nordischen Mythologie gesagt wird, welche itzt einige Dichter zu versuchen anfangen. Sie enthält eine reiche Fundgrube für den Dichter, und wir könnten das Originelle dadurch erlangen, welches der V. so sehr wünscht.

Wir freuen uns, daß der V. Bodmers mit der Dankbarkeit erwähnt, die sonst unter den bessern Schriftstellern nicht ungewöhnlich war, itzt aber sehr aus der Mode kömmt.

In den übrigen Briefen werden folgende Gedichte mit feinem Geschmacke beurtheilt: Addisons Lampaign; Voltärens Poeme sur la battaille de Fontenoy; (wo aber die sathyrische Miene den Kritikus nicht kleidet) Thomsons Gedicht von der Freyheit; Claudians Gedichte vom Gildonischen und gothischen Kriege; und des Sidonius Apollinaris, wie auch des Cresconius Corippus Lobgedichte, deren Zergliederung nicht viel reitzendes hätte, wenn der V. sie nicht durch eine unterhaltende Vergleichung mit Claudian angenehmer zu machen gewußt hätte. Im 16 Briefe sind einige Betrachtungen über Shakespears Genie, enthalten. Der V. zeigt ganz gut, daß auch in der Benutzung geringfügiger Umstände ein Vor-

zug

zug Shakespears bestehe, und daß dies ein Kennzeichen eines Genies sey.

Dieser 16 Brief, wie auch der 13 sind, so wie die lange Vorrede gegen die Kriticken gerichtet, welche in unsrer Bibliothek (7 Band 2 Stück und 10 B. 1 St.) über die vorigen Theile gemacht worden sind. Bey den Briefen scheint es doch eine sonderbare Wendung, daß der V. die Urtheile der Bibliothek dem jungen Herrn von Stande beylegt, an welche seine Briefe geschrieben sind. Wir sagen zu allen den Gegenanmerkungen (die übrigens einen anständigen Ton haben) nichts, unsre Replick würde eine Duplick veranlassen, und so wäre des Antwortens kein Ende. Wer den Schriftsteller und den Kunstrichter vergleicht, kann urtheilen, wo dieser oder jener Recht hat; so viel wird man wenigstens sehen, daß man dem nicht gleich wehe thun will, an dessen Schriften man einiges zu tadeln findet, und daß man keine böse Nebenabsichten haben kann, wenn man den Namen eines Verfassers alsdann auch nennt, wenn er schon allgemein genannt wird, und noch dazu wenn das Buch, welches er anonymisch herausgegeben hat, gut ist.

T.

La Mort d'Adam. Tragedie en trois actes et en vers, imitée de l'allemand de *Klopstock*, *par M.**** à Paris la Veuve Duchesne, 1770. 8.

Der Abt Arnaud hat schon vor einigen Jahren den Tod Adams in französische Prose übersetzt. M*** aber, von dem großen Grundsatze einiger französischen Kunstrichter eingenommen, daß die Versification zum Wesen der Dichtkunst gehöre, hat unternommen diese Uebersetzung zu versificiren, und sie also noch wesentlicher poetisch zu machen, als die deutsche Urkunde selbst ist.

Wir wollen, um des M*** Gedanken deutlicher zu machen, eine Stelle aus der Vorrede hieher setzen, die uns sehr merkwürdig scheinet: „Plain de la Divinité, qui le possede „et l'inspire, si Mr. Klopstock avait ecrit en France, il „auroit sans doute, plus souvent et plus fortement ex„primé, *la Puissance du Dieu qu'adorent les François, la* „*sainteté et l'excellence de la vertu, qu'ils aiment. J'ai* „*connu ma nation*, et j'ai cru qu'Adam, tantôt embrasé „des feux du remords qu'excité en lui le cruel ressouve-

„nir

„nir de son peché hereditaire, tantôt enlevé sur les ailes „de l'esprit prophétique, tantôt entrainé par la force de „l'amour paternel, *pouvait se soustraire en quelque façon „à la simplicité du langage des premiers tems, pour nous „tracer par des metaphores hardies*, mais toujours em„pruntées des phénoménes sensibles, là, le Dieu redou„table, devant qui les montagnes, s'ecoulent comme la „cire; ici, le prodige de l'Amour divin, qui repare „un crime, dont la plaire saignera jusqu'à la fin des „siecles u. s. w.„

Wir trauen uns nicht, diese Stelle wörtlich ins deutsche zu übersetzen, wir befürchten, unsere Landesleute würden sagen, sie hätte keinen Sinn. Wenn wir es aber wagen dürfen, den Sinn zu errathen, so glauben wir M*** habe sagen wollen: „Wenn Hr. Klopstock ein Franzose gewesen wäre, „so würde er Tiraden gemacht haben, und ich, der Uebersetzer, „der ich meine Nation kenne, will ihn lassen Tiraden machen, „pour exprimer plus fortément, la puissance du Dieu, „qu'adorent les François.„

Wir wollen nun noch ein paar Stellen der Urkunde hersetzen, und die französische Uebersetzung daneben.

Seth sagt von Adam: „Sein Gesicht war fürchterlich „bleich! Er bebte fort, kaum gieng er. Seine Augen starr„ten auf mich her! Er sah mich nicht. Er gieng zum Altare „hinein. Da hört ich ihn laut beten, und laut zittern! Aber „ich verstand seine gebrochene Worte nicht. Seitdem du hier „bist, hör' ich nicht mehr.„

Diese deutsche Simplicité du langage des premiers tems wird im französischen in folgende metaphores hardies verwandelt:

De ses membres tremblans *à peine aiant l'usage,*
Une sombre paleur lui couvre le visage —
Les yeux sur moi fixés il ne me vojait pas.
Il entre en sa cabane, *et dirige ses pas*
Vers la pierre, ou d'Abel la victime agreable
Nous obtenait des cieux un regard favorable.
Je le voyois fremir et trembler à la fois
Je l'entendois parler. *Il élevait sa voix;*
Mais par des longs soupirs cette voix repoussée,
Exprimait les tourmens de son ame oppressée.

Il

Il gemissoit encore, quand tu vins en ce lieu
Me distraire des voeux, que j'adressois à Dieu.

Der Todesengel sagt zu Adam: „Einige deiner Nach„kommen werden entschlummern, einige sterben, aber du „sollst des Todes sterben.„

Weil hier ein Engel redet, so werden in der französischen Uebersetzung die Metaphern, schon ein wenig hardier:

A ta race la mort devient hereditaire.
Dans les bras *d'un sommeil penible et salutaire,*
Les uns feront *rayés du nombre des vivans;*
Les autres *eprouvés au creuse des tourmens*
Broyés par la douleur redeviendront poussiere;
Mais toi, *premier auteur de l'humaine misére*
Tu mouras de la mort.

Adam sagt: „der Vater hat seine Tochter! die Mutter „ihren Sohn! die Kinder haben ihre Mutter die Witwe! „die Schwester den Bruder! der Freund den Freund! der „Bräutigam hat die Braut begraben!„

Bey dieser sehr nachdrücklichen Stelle, scheint der französische Uebersetzer sich recht angegriffen zu haben. Klopstock sagt nur einmal das Wort begraben, aber der weit poetischere Franzose sagt es wenigstens siebenmal, und immer mit andern Worten. Man höre:

O spectacle effraiant! de sa fille expirée
Le pere *ensevelit la depouille adorée;*
La mére de son fils *embrasse le cercueil:*
Sur les pas chancelans de la nature en deuil,
Des enfans eplorés *viennent couvrir de terre*
Les *cadavres hideux* de leur pere et mere.
Sur son sein palpitant, l'epouse *attend les coups,*
Qui menaçent les jours de son fidele epoux.
O d'une tendre soeur inutiles alarmes!
Ton frere *expire*, helas! arrosé de tes larmes.
Jeune vierge, *la mort brise ton noeud nouveau,*
Et ton lit nuptial se change en tombeau:
Et toi, douce amitié, que la vertu reclame
La mort eteint aussi ton innocente flame.

Ein

Ein französisches Journal versichert: „que cette tra„duction honore beaucoup Klopstock et le Traducteur.„ Wir unterstehen uns nicht zu muthmaßen, was Hr. Klopstock zu der Ehre, die ihm ist erzeiget worden, denken werde. Wir wollen nur eine Fabel hersetzen, die wir in einem alten Fabelbuche gefunden haben:

„Ein Deutscher und ein Franzose wohnten zusammen. „Der Deutsche kaufte zwey Pfund gutes Rindfleisch für beyde „zum Mittagsessen. Das Fleisch ist vortreflich, sagte der „Franzose, aber eure Nation verstehet das Kochen nicht, ich „will das Fleisch auf französische Art zurichten. Als der „Deutsche ins Speisezimmer kam, erblickte er einen sehr gros„sen Napf voll Suppe, in deren Mitte sein Fleisch lag. Der „Deutsche zog geschwind sein Kleid aus. Was wollt ihr ma„chen, sagte der Franzose? Ich will, versetzte der Deutsche, „durch diesen Ocean von Suppe, nach den kleinen Eiland von „Fleisch schwimmen.„

Die Moral hievon ist, wie das alte Fabelbuch sagt: **Lange Brühe, macht das Fleisch unschmackhaft.**

Bl.

Die Strassenräuber, eine komische Oper in drey Aufzügen. (Zum Behuf des Hamburgischen Theaters.) Hamburg und Bremen, bey Cramer, 1770. 8 Bogen in 8.

Dies ist eine freye Uebersetzung der Bettleroper, welche wegen des ausserordentlichen Beyfalls, den sie in England erhalten hat, und noch erhält, bekannt ist. Wir zweifeln, daß sie in Deutschland eben so viel Glück machen werde. Alles paßt zu genau zu den englischen Sitten. Dort ist ein Highwagman nicht so verächtlich, als bey uns ein Straßenräuber, ihre Thaten sind der Gegenstand feiner Unterhaltungen in Gesellschaften, und eine Ausführung nach Tyburn ist eine öffentliche Ergötzlichkeit, wobey die Hauptperson durch allerhand lustige Streiche darnach ringet, mit Beyfall gehangen zu werden. Dergleichen Sitten nun nach dem Leben geschildert, das mußte in England ungemein gefallen. Dazu kamen die untermischten Satyren gegen die Großen; die Satyren auf die dem Volke mißfälligen italiänischen Opern, (die übrigens in dem Stücke viel verdorben hat) die völlig englische Tanzmusick zu den Liedern, und das meisterhafte Spiel, wo-

womit man in England solche Stücke aus dem niedern Leben zu heben weis — so konnte diese Operette ganz ausserordentlichen Beyfall erhalten. Da nun noch der Dialoge und die Sprache völlig aus der Natur kopirt waren, so übersah man den sonderbaren Plan, die wunderliche Auflösung des Knoten, die unrichtige Zeichnung in einigen Charakteren u. d. gl. In Deutschland hingegen kann das Stück keine gute Wirkung thun, ohne sehr verändert zu werden. Nicht blos deswegen, weil eine Diebesbande die Hauptrollen darinn hat, über diese falsche Delicatesse ist man wenigstens in manchen Provinzen hinweg; sondern weil es an sich kein für uns sehr interessantes Stück ist. Alles was auf englische Sitten, auf die Umstände, unter welchen Gay schrieb, Beziehung hat, muß hier zu Lande ohne Kraft seyn und also weggeworfen werden. Der Uebersetzer hat dies zum Theil gethan, und auch den Plan und einige Charaktere zu verbessern gesucht. Er hat uns aber noch kein Genüge geleistet. Erstlich hat er alle die vielen Stellen, wo gewisse verdächtige Oerter, Wirthshäuser, Gefängnisse in London bestimmt wurden, weggelassen, oder etwas allgemeines, nie aber etwas lokales dafür hingesetzt, welches dem Interesse schadet. Die Handlung geht nicht etwa an einem berühmten Orte, sondern allenthalben vor. Zweytens hat er den Charakter der Polly (Hanne) veredeln wollen, welches wir auf alle Weise loben; er läßt sie ihres Geliebten Handwerk nicht billigen, will ihn davon losreissen u. s. w. Allein dies thut sie noch nicht stark genug; und die niedrigen Gesinnungen (z. E. 1 Akt. 7 Scene) da sie ihres Vaters Geiz durch ihre Buhlerey befördert, wie passen die dazu? Wie gut wäre es, wenn sie durchgehends ein besseres Herz zeigte und ihre Eltern und den Geliebten aus dem bösen Leben herauszuziehen suchte? Der Charakter des Massel (Macheath) sollte auch einige Züge haben, die ihn etwas mehr ihrer blinden Liebe werth machten; dagegen aber andere, die ihn gar zu niederträchtig darstellen, wegbleiben müßten. Die Häupter der Banden haben oft ausser ihrer Verschmitzheit und Herzhaftigkeit, noch einen Anstrich von einer gewissen Gerechtigkeitsliebe, von Grosmuth, von Mitleiden, sie thun einzelne edle Handlungen — so sollte man Masseln auch kennen lernen, dann würde man sich nicht ärgern, daß sich Hanne einem Bösewicht in die Hände wirft, und man behielte zuletzt die Hofnung, daß die Liebe ihn würde bessern können.

Die Entschuldigung gilt gar nicht, daß es in einer Operette auf Plan und Wahrscheinlichkeit eben nicht ankomme.

Der Uebersetzer äussert den Grundsatz in seinem Anhange. Dies ist vermuthlich nicht des V. Ernst, denn welche Abgeschmacktheiten liessen sich nicht entschuldigen, wenn ein bischen Musick und einige komische Situationen alle Fehler im Ganzen gut machen könnten?

Daß der Uebersetzer einige Scenen verkürzt, andre weggeworfen hat, und daß die Auflösung itzt natürlicher ist, wird man gern loben. Dabey sollte aber S. 99, 100. nichts angebracht seyn, was Gay seine Comödianten und Bettler wohl sagen lassen konnte, hier aber sich nicht schicket.

Sonst dünkt uns die Uebersetzung recht gut, und wohl dialogirt. Nur sind viele kleine Stellen weggeblieben, die feine Satyren enthalten, auch in Deutschland statt finden, und worauf sich wohl gar andere hier beybehaltene Stellen beziehen. Die Ursache wissen wir nicht anzugeben, wenn wir nicht etwa sagen wollten, daß diese Stellen etwas schwer zu übersetzen waren. Hie und da ist etwas nicht richtig genug übersetzt. S. 16. Große Verwirrung von Sänften und Kutschen; great hurry in getting Coaches sagt mehr. S. 23. Sie sehen, daß sie wieder Athem holt, This, (die doppelte Portion Brantwein) you see, fetches her S. 27. Es ist keiner so hurtig als er, aus dem Feuer etwas auf die Seite zu bringen; im englischen komischer, saves more Goods out of the fire. S. 28. Der erfreuliche Stand der Wittwenschaft, Estate ist nicht Stand sondern Vermögen. S. 38. Wo können uns die Gesetze erreichen? why are the Laws levell'd at us? S. 53. Ob du so ehrlich, als dein Wort bist, ein Anglicismus für: Wort halten willst.

Die eingemischten Arien sind größtentheils aus dem Englischen übersetzt, ja oft ist gar die englische Versart beybehalten worden. Dies wird hoffentlich nicht der abscheulichen Melodien wegen geschehn seyn! Einige sind dem Uebersetzer gut geglückt; aber in den meisten ist zu viel mattes, gezwungenes und um des Reims willen gesagtes. Doch hat der Uebersetzer viele poßierliche Arien weggelassen, welche Satyren auf die italiänische Opern enthielten. Die Arie S. 94. hätte mit verworfen werden sollen, so wie der Einfall des How d'ye do des Hahns durch Kickiricki zu übersetzen. Ueberhaupt hat Gay die Arien, welche Affekt enthalten sollen, mit Willen abgeschmackt gemacht; die allgemein satyrischen und schalkhaften sind die besten. Die von dem Uebersetzer neuverfertigten Arien, sind musikalisch und ziemlich empfindungsvoll, einige matte Stellen ausgenommen. Die eingerückte sonst schöne

Romanze, steht an einer unbequemen Stelle; Hanne hat zu dem schon genug zu singen. Daß hier ernsthafte Arien mit Toll deroll loll, mit la la la la vorkommen, können wir dem Uebersetzer nicht vergeben.

T.

Die Redlichkeit. Ein Gedicht in dreyen Büchern, von Johann Philipp Lorenz Withof, Hofrath, Professor zu Duisburg. Halberstadt, bey Johann Heinrich Groß, 1770. 4 Bögen in 8.

Dies Lehrgedicht, welches zuerst im Jahr 1751. gedruckt ward, erscheint hier sehr verbessert und vermehrt, und legt einen Beweis ab, daß der Verfasser nicht müde wird, seine Gedichte auszufeilen. Nur wenig Zeilen sind ungeändert geblieben, und wir haben in der Vergleichung mit Vergnügen bemerkt, daß es dem Dichter gelungen ist, oft auch nur durch eine kleine Aenderung dem Gedanken neues Licht und dem Ausdruck mehr Geschmeidigkeit zu geben. Indessen findet man auch in dieser Ausgabe noch immer den Dichter wieder, der die Sprache und Bau des Verses nicht genug in seiner Gewalt hat. Aber wir würden diejenigen bedauren, die deswegen einen Withof nicht lesen wollten. Die Zuschriften, die in der ersten Ausgabe vor jedem Buche stunden, sind in dieser weggeblieben, und dagegen das ganze Gedicht dem Freyherrn von Fürst, Königl. Preuß. Staatsminister, zugeeignet. Da es allen Liebhabern der didaktischen Muse schon bekannt ist, so halten wir es für überflüßig, den Inhalt desselben herzusetzen: wir wollen lieber eine schöne Stelle, die fast ganz neu ist, abschreiben.

Unsinniges Geschlecht, das sich dem Trug ergiebt,
Recht fiebermäßig haßt, und affenmäßig liebt,
Die Welt schützt ohne dich der Schöpfer, der sie baute:
Verbessre du dein Herz, das er dir anvertraute.
Beglücken willst du dich unkundig deiner Pflicht?
Den Unverständigen erfreuen Himmel nicht.
Die wahre Seligkeit suchst du umsonst auf Erden:
O, Schwäche kann nicht Kraft, und du kein Engel werden.
Das allerhöchste Gut, das diese Welt dir gönnt,
Das desto stärker reizt, je näher man es kennt,
Das ist die Wissenschaft von allen deinen Kräften,
Und der Gebrauch davon in nützlichen Geschäften.

Die

Die Sehnsucht, immer gut und nimmer arg zu seyn,
Selbst, wär es möglich nur, auch Teufel zu befreyn,
Das ist das höchste Gut, heißt viele Klagen schweigen,
Ist schon der Tugend hier, ist blos der Tugend eigen:
Der Wohnplatz ist das Herz, das Christenthum das Licht,
Vernunft die Lehrerinn, und Redlichkeit die Pflicht.

Na.

Almanach der deutschen Musen. Auf das Jahr 1770. Leipzig, (bey Dodsley und Comp.) 293 Seiten in 8.

Musenalmanach für das Jahr 1770. Göttingen, bey J. C. Dieterich, 188 Seiten in Sedez mit Kupferstichen für jeden Monat, und einigen in Kupfer gestochnen Melodien.

Der Göttingische Musenalmanach, enthält nebst einem gewöhnlichen Calender eine artige Sammlung kleiner Gedichte. Zum Theil sind sie ungedruckt gewesen, und von den Verfassern (z. B. von Hrn. Kästner und Hrn. von Thümmel) den Verfassern mitgetheilet worden, zum Theil sind sie aus nicht sehr bekannten Wochenschriften, oder Zeitungsblättern, wo man sie nicht suchte, zusammengelesen, zum Theil sind sie Versuche einiger jungen Dichter, die wirklich Aufmunterung verdienen. In einer besondern Nacherinnerung, beschweren sich die Herausgeber über den Herausgeber des Dodsleyschen Almanachs der deutschen Musen, (welcher vermuthlich aus erhaschten Correkturbogen, des Göttingischen Almanachs,) verschiedene Gedichte seinem Almanach einverleibet hat, die die Verfasser dieser Gedichte, den Herausgebern des Göttingischen Almanachs zur Bekanntmachung mitgetheilt hatten.

Der Almanach der deutschen Musen, ist ein Gemengsel von allerhand Sachen. Zuerst steht ein Calender, in welchem auf jeden Tag, anstatt der in andern Calendern gewöhnlichen Namen der Heiligen, ein Name eines deutschen Poeten gesetzt ist. Also hätten denn die Deutschen 365 Poeten, und jedes Schaltjahr noch einen mehr. Die Dichter, die der Herausgeber für die vorzüglichsten gehalten hat, hat er auf die Sonntage und Festtage gesetzt, doch läuft freylich mancher mit unter, den die Leser eben nicht für einen Sonntags- und Festtagspoeten möchten gelten lassen.

Nun kommt: Notiz poetischer Neuigkeiten vom Jahre 1769. dies sind 124 Seiten voll Recensionen. Das ist fast zu arg, daß nun gar die Calender Recensionen enthalten sollen. Die Urtheile sind übrigens, meist sehr seicht und unzulänglich.

Ferner folgt: Tabelle unserer lebenden Dichter und schönen Geister, nebst ihrem Charakter, und diesjährigen Beschäftigungen in den schönen Wissenschaften, insofern sie der Calendermacher gewußt hat. Und man sieht, daß er sehr wenig gewußt hat! diese Tabelle enthält eine Menge sehr bekannter Dinge und ist überdies eine Sammlung, theils falscher und unrechtverstandener, theils unbedeutender und sehr unwichtiger Anekdoten, untermischt mit hämischen Anmerkungen und Sticheleyen, auf diesen und jenen, dem der Verf. nicht wohl will. Hier erscheint der V. als der sehr verächtliche Anekdotensucher, der aus allem, was er etwa aufschnappt, es mag wahr oder falsch seyn, eine Anekdote macht, und es geschwind wieder in die Welt hineinschreibt.

Endlich erscheinen von S. 143. bis 286. Gedichte. Hier sieht man den wahren anthologischen Zusammenraffer, der alles zusammenrafft, was er nur bekommen kann, um das Blatt zu füllen. Einige Gedichte sind ungedruckt gewesen, sonderlich werden hier verschiedene artige kleine Gedichten von Michaelis bekannt gemacht. Eine Anzahl ist, wie oben gemeldet, aus dem Göttingischen Musenalmanach geraubet, und eine Anzahl, ist aus sehr bekannten Büchern genommen, um nur hier das Blatt zu füllen. Z. B. S. 153. Eschenburgs sehr schöne Uebersetzung von Brows Ode, die Heilung Sauls, steht in dessen Uebersetzung von Browns Abhandl. vom Ursprunge der Musick, die kaum vor Jahr und Tag herausgekommen, und in jedermanns Händen ist. Aber der Herausgeber sahe daß sie 14 Seiten in seinen Almanach füllen konnte, und sie mußte hereingerückt werden. Das Gedicht Comala von eben diesem Dichter, ist schon vorher besonders gedruckt, eben so ist es mit dem Gedichte, der Comet von Langen und der Legende des Hippolitus und Gericus von Jacobi. Sie sind erst neulich besonders gedruckt, und in allen Buchläden zu haben, aber der Herausgeber des Almanachs, weis ein paar Bogen damit anzufüllen, und rückt sie daher ohne Bedenken ein. Das lustigste ist, daß er schon S. 82, S. 103, und S. 111. diese Gedichte recensiret hatte, und sie nunmehr, hinter her ganz einrückt. Das heißt, fein wirthschaftlich eine Sache so sehr nutzen, als es nur möglich ist.

Wer

Wer der Herausgeber dieser Rhapsodie sey, ist gleichgültig, man siehet aber aus vielen Umständen nur allzudeutlich, daß sie von einem Mann herrühret, der gar zu gern etwas vorstellen möchte, der sich daher in alles mischet, der an alle Leute schreibt, aus ihren Briefen alles zusammenraft, es geschwind drucken läßt, über alles schwatzt, über alles urtheilt, ohne Kenntniß der Sachen lobt, mit hämischen Seitenblicken tadelt, wenn er mit feyerlicher Ueberlegung urtheilen will, oft auf die widersinnigste Art seine Gedanken untereinander wirft, zuweilen aber von ohngefähr Recht hat, oder aus Irthum, auf dem rechten Wege ist, sich sogar, unbesorgt, was die Welt sagen möchte, selbst in seinen Urtheilen widerspricht, wenn er Thorheiten begangen hat, sie selbst öffentlich tadelt, damit niemand glauben solle, daß er sie begangen hätte, sich über Dinge unwissend stellt, die er sehr wohl weis, über Sachen dreist wegplaudert, von denen er keinen Begriff hat, und durch alle diese Künste, mit guten Erfolge dahin arbeitet, sich der vernünftigen Welt, deren Hochachtung er nie gehabt hat, gänzlich verächtlich zu machen.

Das Prädicat. Ein Lustspiel in drey Aufzügen. Wien, bey Kurzbök, 1770. 80 Seiten in 8.

Die Freunde des Alten, oder vormals waren gute Zeiten. Ein Lustspiel in drey Aufzügen. Wien, bey dem Edlen von Trattnern, 1770. 95 Seiten in 8.

Das Bindband oder die fünf Theresen. Ein Lustspiel in einem Aufzuge. Wien, bey dem Edlen von Trattnern, 30 Seiten in 12.

Diese drey Stücke scheinen von einem Verfasser zu seyn, wenigstens giebt er sich in der Vorrede des dritten als den Verf. des ersten zu erkennen. Er sagt von sich, daß er: „Ernstlichen Geschäften ganz gewidmet, nur in verlohrnen „Stunden, den Musen opfern könne„ und ferner, „daß er „nur wenige Zeit auf dergleichen, ihm zur Erholung von „wichtigern Geschäften, dienenden Nebenarbeiten verwenden „kann.„ Nach diesem Geständniß, wird es dem Verf. selbst nicht wundern, daß er nicht, ganz vollkommene Stücke hat liefern können. Die Kunst, Schauspiele zu schreiben, ist eine so schwere Kunst, daß sie unmöglich blos in weniger Zeit oder

in verlohenen Stunden kann erlernet werden, daß der, der sie blos als eine Nebenarbeit, blos zur Erholung treibt, nicht so leicht vortrefliche Stücke liefern kann. Alle Seelenkräfte müssen dabey in hohen Grade beschäftigt seyn. Sie erfodert eine sehr fruchtbare Einbildungskraft, viel Witz und eben so viel Verstand. Sie erfodert viel Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens, aber wenn diese der Dichter auch hat, so hilft sie ihm doch nicht, wenn er nicht die Kunst versteht, eine seinem Zwecke gemäße Anlage zu machen, Charaktere zu entwerfen, die neu und doch nicht romanenhaft sind, und diese Charaktere so in Handlung zu setzen, daß sie sich selbst gleich bleiben, und doch die Absicht ausführen, um welcher willen sie der Dichter erfunden hat.

Wir gestehen, daß unser V. diese Kunst nicht in Vollkommenheit besitzet. Seine Charaktere sind von den gewöhnlichen eben nicht unterschieden, sie sind schwach gezeichnet, und indem sie der V. zeichnet, vergißt er oft, sie in Handlung zu setzen.

In dem Prädicat, ist von einem Bürger die Rede, der sich will adeln lassen, welches man in Wien, ein Prädicat nehmen heißt. Er will in den Adelstand erhoben seyn, weil jemand in einer Assemblee seine Frau Madam und seine Tochter Mamsell genennet hat, er will den Adelstand durch die Protection eines Barons erhalten, dies schlägt fehl, aber er erhält ihn vom Hofe wirklich, wegen einer Fabrick die er angelegt hat, also wegen einer Sache, die ganz ausser der Handlung dieses Schauspiels ist.

Die Freunde des Alten, haben von einem Hrn. von Ohlden und einer Fräulein Gertrud den Namen, die mit verschiedenen weisen Veränderungen, die die Regierung in Wien gemacht hat, nicht zufrieden sind, sondern die alten Vorurtheile wollten beybehalten haben. Inzwischen hat dies Mißvergnügen, auf die Handlung dieses Stücks, keinen sonderlichen Einfluß, die auf ein paar Heyrathen ankommt, und die Entwickelung geschieht dadurch, daß dem jungen Ohlden (einer Person die NB. gar nicht auftritt) eine Bedienung verschaft wird.

Der Verf. sagt: „er glaube seinen Mitbürgern, durch „Bestreitung eines für den Staat, und für sie selbst schädli„chen Vorurtheils, einen Dienst zu leisten.„ Hat der Verf. in seiner Vaterstadt durch seine Stücke Vorurtheile bestreiten und ausrotten können, welches wir in der Entfernung nicht zu entscheiden vermögen, so wird der Kunstrichter, wenn er

gleich diese Stücke, nicht den vorzüglichen Kunstwerken beyfügen kann, sie dennoch gern für nützliche Sittenschriften gelten lassen.

Wir bemerken, daß viele Wienerische Schauspieldichter sich angelegen seyn lassen, die Sitten (oder vielmehr eigentlich die Gewohnheiten und Gebräuche, denn dabey bleiben sie meist stehen) ihrer Vaterstadt zu schildern. Auch unser Verf. läßt dies sein Hauptwerk seyn. Wir tadeln dies nicht, auf dem Wiener Theater müssen diese Copien der Dinge, die die Zuschauer alle Tage vor sich sehen, allerdings einige Wirkung thun; aber es ist auch begreiflich, daß diese Stücke, wenn sie gedruckt, und in andern Städten gelesen werden, diese Wirkung ganz verliehren, und langweilig werden. Auswärtige Leser kennen entweder die wienerische Gebräuche nicht, oder können sie nicht interessant finden. Es gehet damit wie mit Bildnissen, die in einer Familie, auch wenn sie mittelmäßig gemahlt sind, doch sehr angenehm seyn können, aber ausser der Familie werden sie nur nach dem Werthe geschätzet, den sie als Kunstwerke haben.

Von dem Nachspiele das Bindband (in Niederdeutschland sagen wir das Angebinde) können wir nicht mehr sagen, als: Auf dreißig Seiten reden neun Personen, davon fünf Therese heißen, von diesen fünf Theresen werden vier, mit den in diesem kleinen Stücke vorkommenden vier Mannspersonen in der Geschwindigkeit verheyrathet, so daß nur eine Therese übrig bleibt, die natürlicher Weise die älteste ist.

Bl.

---

5. Schöne Künste.

a) Mahlerey und Kupferstecherey.

Car. Alph. du *Fresnoy* et *Franc. Mariae Marsy* de Pictura carmina elegantissima: iterum edidit *Christ. Ad. Klotzius.* Lips. sumpt. Soc. Librarior. 1770. 4 Bogen und anderthalb Bogen Vorrede oder Zueignungsschrift 8.

Diese Gedichte, deren längst bekannter Werth und Charakter in der Zueignung: „*viro amicissimo Jacobi!*„ vom Herausgeber ziemlich mit demjenigen übereinstimmend ange-

geben wird, was der grosse Kenner Watelet in der Vorrede zu seiner Art de peindre davon sagt, sind aus eben diesem Werke hier aufs neue abgedruckt worden. Uns wundert, daß Hr. K. die Poemata didascalica nunc primum vel edita vel collecta Tomi III. Paris 1749. 8. nicht nennt, wo beyde Gedichte ebenfalls stehn. Aber er scheint sie nicht gekannt zu haben. Sonst hätte er wenigstens ein Wörtgen mehr vom Marsy als das sagen können: „De Marsio quod dicam non habeo.„ Das Wörtgen nemlich: daß er noch ein Gedicht: *Templum tragoediae* geschrieben; welches zuerst 1734. zu Paris, so wie: *pictura* eben daselbst 1736. herausgekommen ist; ein Umstand der am angeführten Orte, einmal wider die Gewohnheit der „incredibilis Gallorum levitatis in notandis „accurate locis et annis„ worüber Hr. K. bey Erwählung des Fresnoy bitterlich klagt, würklich bemerkt ist. Beyde angeführte Gedichte stehn daselbst Tomo I. p. 273-308. zum beliebigen Nachlesen. Weil es vielleicht seyn könnte, daß der Herausgeber mehreren seiner Freunde ein *munusculum* schuldig wäre — (kann er doch dabey gelegentlich sich seiner Galle gegen die Nicolaiten, wie er sehr witzig die Verf. der Bibl. nennt, — entladen) — so danken wir ihm mit dieser Anzeige einen kleinen Dienst gethan zu haben. Viel schöne Gedichte sind noch in dieser Sammlung, geschwinde lasse er sie also kommen und nachdrucken. Ehe wir diese Anzeige schliessen, wollen wir doch einen kleinen Brocken aus der wider den Herausgeber dieser Bibliothek und die ganze „colluviem Nicolaitanam„ vom Verf. des *Antiburmannus* gerichteten Zueignung abschreiben. Nachdem er erzählt hat, daß auch ihn! Gott Amor beym Ohr gezupft habe, um dem kleinen lieben Freunde etwas in Amors Namen zu bestellen — wir übergehn die ganze schöne Rede sehr ungern — so fährt endlich Amors Bote selbst also fort:

Ego vero tibi, dulcissime Iacobi, non solum accurate omnia, quae mandavit deus, narravi, sed etiam lubenter. Nam nihil de Te ille praedicauit quam *quod omnes in Germania uno ore profiteantur.* Omnes cum dico, facile vides, me nullo loco habere nec numero istam colluuiem *Nicolaitanam*, quae *Musis nostris omnem mansuetudinem eripere et verecundas virgines in Harpyias et Furias commutare inde ab aliquo tempore studuit improbo ausu. Infimam enim istam populi litterati faecem* quis curet? Cuius dux, *homo sine doctrina et ingenio, audax, lucelli cupidus atque vecors*, quemadmodum coniunctissimum mihi

quem-

quemque et amicissimum, scurrilitatis, qua pollet, virulentiae aculeis petit, sic Te quoque nuper, sic Gleimium nostrum indignissimis *conuiciis*, commaculauit. Noli his moueri conuiciis mi Iacobi, *e taberna, contumeliarum ferasissima, in Te eructatis*, neo credo, Te illis motum iri, si bene tuum animum perspexi. Illa *equina facundia* non eripiet Tibi Sosius iste Berolinensis, qui qualis sit, (nolite errare, quibus iste verba dat) Berolinum non ignorat — — Aber nein; wir trauen einigen unsrer Leser auch zu sehr *aures placidas* zu (sollten denn nur des iucundissimi Iacobi aures placidissimae seyn?) als daß sie die ganze noch zwey Seiten lange Schimpfrede hier verlangen sollten, und empfehlen alle Verfasser der allgemeinen deutschen Bibliothek des Herrn geheimden Raths Klotz geneigten Andenken.

Wenn er fortfähret, wider die Verfasser der allgemeinen deutschen Bibliothek nie Gründe anzuführen, aber bey aller Gelegenheit aufs niederträchtigste auf sie zu schimpfen, und sich doch dabey immer seiner Sanftmuth zu rühmen, und zu bezeugen, wie sehr er die groben Gelehrte Streitigkeiten hasse, so erspart er den Verf. der a. d. B. die Bemühung ihn fernet zu widerlegen, und dies verdienet schon allen Dank.

Dürften wir an die Leser dieser Vorrede eine kleine Bitte thun, so wäre es, daß sie gleich nach Lesung derselben, in dem XIten, XIIten und XIIIten Bande unserer Bibliothek die den Hrn. Jacobi betreffende Recensionen nachlesen möchten; und die Scheltworte aufsuchten, die die Verfasser der allgemeinen deutschen Bibliothek diese (um mit des artigen, höflichen, sanftmüthigen Klotz eigenen Worten zu reden:) unterste Hefen des gelehrten Pöbels, die den Musen alle Sanftmuth zu entreissen und die verschämten Jungfern in Harpien und Furien zu verkehren trachten, mit hündischer Beredsamkeit, aus ihrer von Lästerungen fruchtbaren Werkstädte auf den sanften Jacobi, ausgerülpset haben. Wir zweifeln nicht, sie werden erstaunen, wie Hr. Klotz solche große Boßheit nur so gelinde rügen können. Aber Hr. Klotz ist auch ein sanftmüthiger, empfindsamer, streitfliehender Mann, der aus lauter Gutherzigkeit, unverschämte Harpyen, und zanksüchtige Furien für verschämte Jungfern und sanftmüthige Musen ausgeben möchte.

Zm.

Johann Caspar Fueßlins Geschichte der besten Künstler in der Schweiz nebst ihren Bildnissen. Zweyter Band. Zürich, bey Orell, 1769. 287 Seiten in 8. nebst 15 Bildnissen und 11 Kupfertafeln.

Derselben dritter Band, 1770. 274 Seiten in 8. nebst 25 Bildnissen.

Wir haben in der Bibl. XIIten Bandes 2tes Stück S. 263. den ersten Band dieses Werks angezeiget. Wir zeigten damals an, daß es eine neue vermehrte Ausgabe der schon bekannten Fueßlinschen Geschichte der Schweizerischen Künstler sey. Der Kürze wegen zeigen wir nur an, mit welchen neuen Lebensbeschreibungen diese beyden letzten Bände der neuen Ausgabe vermehret worden.

Im zweyten Bande S. 203, Johann Martin Veith. Er ward 1650. zu Schaffhausen gebohren. Ein Historienmahler, von dem man auch schöne Zeichnungen hat. Er starb 1717.

S. 208. werden von einem andern Historienmahler, Caspar Hurter einige Nachrichten gegeben. Hierauf folgen einige sehr richtige Anmerkungen über das Genie der alten Schweizerischen Mahler. Sie hatten große natürliche Gaben, sahen keine fremden Kunstwerke, holten alles aus sich selbst, wurden aber durch äusserliche unterdrückt.

S. 223. Johann Rudolph Byß. Ein Historienmahler der besonders auch Thiere und Blumen gut mahlte, er war zu Solothurn 1660. gebohren, und starb zu Würzburg 1738. Sollte der Jo. Rud. Bizius von dem Th. I. S. 270. ein paar Briefe vorkommen, nicht vielleicht eben dieser Byß seyn?

S. 272. Johann Rudolph Schmutz. Ein Bildnißmahler der 1670. zu Regensperg in Canton Zürich gebohren und 1715. zu London gestorben ist. Er ahmte Knellers Manier bis zur Täuschung nach.

Matthias Fueßli der Jüngere. Er ward 1671. gebohren, und starb 1739. Sein Vater wollte einen Historienmahler aus ihm machen, er ward aber ein guter Bildnißmahler.

Vor dem dritten Theile stehet eine Vorrede, worinn Hr. Fueßli untersuchet, ob es für einen Mahler unumgänglich nöthig sey, Rom und die Antiken gesehen zu haben. Er zeigt mit Gründen, und auch durch die Beyspiele eines, le Sueur, Jouvenet, Rigaud, Largilliere und anderer, daß es möglich sey, daß ein großer Mahler sich bilde, ohne Rom und die Antiken

Werken gesehen zu haben. In dieser Vorrede findet man ein vortrefliches Schreiben des berühmten Salomon Geßner, worinn er berichtet, welchen Weg er gewählet hat, um in der Zeichnungskunst zu der Kenntniß und praktischen Geschicklichkeit zu gelangen, die man in seinen radirten Werken findet; Dieses Schreiben enthält für einen jungen Künstler, der sich sonderlich in der Landschaft bilden will, die treflichste Anleitung, und giebt zugleich von den Einsichten des Verf. in die bildende Künste, einen unverwerflichen Beweis. Hr. Fueßli wünscht, daß Hr. Geßner, einen gleichen Unterricht, wie er hier dem jungen Künstler giebt, auch dem jungen Dichter geben, und ihm sowol die gefundene Schwierigkeiten, als die Art, wie er sie überwunden habe, bekannt machen wollte. Wir vereinigen unsere Wünsche, mit den Wünschen des Hrn. F. Wie lehrreich würde jungen Dichtern ein solcher Aufsatz seyn, die gemeiniglich, ganz falsche Wege einschlagen, in ihrer Kunst zur Vollkommenheit zu gelangen, und mit sehr mangelhaften Versuchen, gemeiniglich allzufrüh zufrieden sind.

Die in diesem dritten und letzten Bande neu hinzugekommene Lebensbeschreibungen, sind folgende: Johann Jacob Schärer, ein Baumeister, Gypsarbeiter und Bildnißmahler, gebohren zu Schafhausen 1676. gestorben 1746.

Johann Grimoux, ein Mahler, gebohren zu Romont im Caton Freyburg um 1680., gestorben zu Paris um 1740.

Hans Georg Hunkeler. Eines Bauern Sohn, zu Altishofen in der lucernischen Grafschaft Willisau, um 1682. gebohren. Er trieb in seiner Jugend den Ackerbau, kam hernach nach Rom, unter die päbstliche Leibgarde, hier zeigte sich seine verborgene Anlage zur Mahlerey. Er legte sich auf die Freßcomahlerey, und kehrte in sein Vaterland zurück, wo er verschiedene große Zusammensetzungen mahlte, und um 1740. zu Lucern starb.

Martin Martinus. Ein Goldschmidt, Zeichner und Kupferstecher zu Lucern. Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts.

Hans Peter Staffelbach. Ein berühmter Goldschmidt zu Sursee in Lucern; im Anfange des 17ten Jahrhunderts.

Clemens Beuttler. Ein Historien- und Landschaftenmahler zu Lucern.

Peter Paul Borner, ein sehr geschickter Medailleur, aus Lucern gebürtig. Er starb zu Rom, gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts.

Franz Ludwig Rapft. Ein Historienmahler zu Lucern gebohren. Er starb im Haag 1730. im 68sten Jahre seines Alters.

Johann Heinrich Crippel. Zu Schafhausen 1683. gebohren. Er mahlte kleine Sachen mit ausserordentlichen Verstande und Fleiße. Er starb 1708.

Carl Hedlinger. Das Leben dieses berühmten Stempelschneiders, der seiner Nation die größte Ehre macht, ist überaus interessant, die kritische Beurtheilungen einiger Stücke dieses großen Meisters, sind sehr lehrreich. Es ist auch ein genaues Verzeichniß seiner Werke beygefügt. Er ist 1691. im Canton Schweiz gebohren.

Joh. Heinrich Keller. Ein Historienmahler 1692. Er war zu Zürich gebohren, und starb im Haag nach 1753.

Johann Simler. Ein Historien- und Bildnißmahler gebohren Zürich 1693. wo er 1748. starb.

Johann Rudolf Dälliker ein Bildnißmahler, gebohren zu Berlin 1694. Er starb, zu Schafhausen 1769.

Johann Rudolph Studer, ein Bildnißmahler, gebohren 1700. zu Winterthur. Er soll sich noch itzt in Holland aufhalten.

Carl Franz Rusca, aus einer adlichen Familie in Lugano entsprungen und daselbst 1701. gebohren.

Johann Stephan Liotard. Ein berühmter Miniatür- Schmelz- und Pastellmahler. Gebohren zu Genf 1702. Bey einer Reise nach Constantinopel, gewöhnte er sich in die morgenländische Tracht zu kleiden, und den Bart wachsen zu lassen, welches er auch nach seiner Zurückkunft in Europa beybehielt, daher man ihn den türkischen Mahler zu nennen pflegte.

Johann Michael Liotard. Ein Zwillingsbruder Stephans, ein Zeichner und Kupferstecher. Er ist durch die grossen Blätter, nach Cartons von Cignani und Grmählden von Ricci sehr bekannt.

Johann Ulrich Schnäzler. Ein Mahler und Gypsarbeiter, gebohren zu Schafhausen 1704. gestorben 1763.

Johann Rudolf Füeßli gebohren zu Zürich 1709. Er lernte die Miniaturmahlerey zu Paris von P. J. Lauterburg. Er ist Verfasser des allgemeinen Künstlerlexicons, welches den Beyfall aller Liebhaber der Kunstgeschichte erhalten hat.

Johann Balthasar Bullinger. Ein Landschaften- und Historienmahler gebohren zu Langnau im Canton Zürich 1713.

Jo-

Johann Caspar Heilmann. Ein Bildniß- und Landschaftenmahler gebohren zu Müllhausen 1718. Er hielt sich viele Jahre in Rom auf, kam durch den Cardinal Tencin nach Paris, wo er sich lange Jahre aufhielt, ein Freund des berühmten Wille war, und 1760. starb.

Emanuel Handmann. Ein Historien- und Bildnißmahler, gebohren zu Basel 1718. Er lebt in Bern.

Johann Ludwig Aberli. Ein Bildniß- und Landschaftenmahler, gebohren zu Winterthur 1723. Er lebt in Bern.

Adrian Zingg. Dieser trefliche Kupferstecher ist 1734. zu St. Gallen gebohren. Er hielt sich 7 Jahre in Paris bey dem berühmten Wille auf, den Hr. F. mit Rechte, den wahren Vater aller jungen Künstler nennet. Im Jahre 1766., ward er durch den Hrn. von Hagedorn, als Hofkupferstecher und Mitglied der Akademie, nach Dreßden gezogen, wo er noch in großer Achtung lebet.

Anton Graf. Dieser vortrefliche Bildnißmahler ist ihr dem ganzen Deutschlande durch die Bildnisse, die sein Freund, der berühmte Bause zu Leipzig nach ihm gestochen hat, bekannt. Er ward 1736. zu Winterthur gebohren. Der Hr. von Hagedorn hat diesen großen Bildnißmahler, ebenfalls nach Dreßden gezogen, woselbst und in Leipzig, er eine Menge Bildnisse gemahlt hat, die seinen Ruhm täglich mehr befestigen.

Christian von Mechel. Ein geschickter Kupferstecher und Kunsthändler zu Basel, gebohren daselbst 1737.

Johann Rudolf Schellenberg. Ein Mahler und Zeichner, gebohren zu Winterthur 1740. Von diesen geschickten Manne sind die meisten Bildnisse in dieser Künstlerhistorie, radirt, welche in der neuen Ausgabe hinzugekommen sind.

Dominicus Fontana, der bekannte römische Baumeister im sechszehnten Jahrhunderte. Sein Leben wird hier beschrieben, weil er 1543. zu Mili oder Melide, einem Dörfgen am Luisser See gebohren worden.

Mit dem dritten Theile ist dieses Werk geendigt, welches nicht allein in der Künstlergeschichte schätzbar ist, sondern auch in verschiednen eingestreuten Anmerkungen, sehr nützliche Anmerkungen über die Kunst selbst enthält.

Uns wundert, daß in dieser neuen, sonst vermehrten Ausgabe, das Leben des Johann Petitot (S. alte Ausgabe IIter Th. S. 84.) und des Peter Franz Mola (S. alte Ausgabe IIter Th. S. 135.) weggelassen worden. Wir wissen die Ursach hievon nicht.

Wir wünschten auch sehr, daß der Verf. in diesem Werke, sein eignes Leben erzählet hätte. Er verdienet einen rühmlichen Platz unter den schweizerischen Künstlern. Nach verschiedenen einzelnen Anmerkungen, zu urtheilen, die er in diesem Werke über Künstler und Kunstwerke macht, die er auf seinen Reisen gesehen hat, müßte eine zusammenhängende Erzählung, alles dessen was er gesehen hat, und sein Urtheil darüber, für Künstler und Liebhaber, ungemein lehrreich seyn. Wir ersuchen ihn in einem etwa folgenden Supplementbande, der Welt seine eigne Lebensbeschreibung nicht vorzuenthalten.

Sr.

Paris. Von unserm Landsmanne, Hn. Wille, der Deutschland so viel Ehre bey den Ausländern macht, haben wir wieder ein reitzendes Blatt, unter der Benennung le Concert de Famille nach einem Gemählde von G. Schalken erhalten. Es ist seine 13te Platte in den Jahren 1767. 1768. und 1769. verfertigt. An einer mit einem türkischen Teppich belegten kleinen Tafel sitzt eine Mannsperson von mittlern Alter in Niederländischer Tracht, und singet. Ihm zur linken sitzet, den Gesichtszügen nach, sein Sohn, der mit der Violine accompagnirt. Zur Rechten scheint seine Gattin, eine Frau im Sommer ihrer Jahre, den Takt des Stücks anzugeben. Der neugierige alte Vater, mit ehrwürdigen Barte, rücket hinter dem Stuhle des Singenden seine Brille zurechte und verräth, so wie der ihm zur Seiten stehende Zuhörer, die größte Aufmerksamkeit. Die Zusammensetzung dieses Stücks ist so einfach, die Gruppen sind so wohl verbunden, und der Contraposto der Figuren, so wie ihrer Theile, ist so gut geordnet, daß das Stück nothwendig gefallen muß. Jede Person hat ihren, dem Alter nach bestimmten Charakter. Auch auf die Nebentheile, die Kleidung, das Beygeräthe und die Aussicht in der Vertieffung ist eine kluge Sorgfalt verwendet, die doch den Eindruck der vornehmsten Gegenstände keinesweges vermindert. Der Grabstichel des Hrn. Wille hat fast alle Schönheiten des Pinsels ersetzet. Seine bekannte Genauigkeit in den kleinsten Theilen, zeigt sich hier wieder in dem Kopfe und Haupthaare des Jünglings, wie in dem Gesichte des weisen den Greises, und in den Bekleidungen. Das Blatt kann zum Gegenbilde zu der uneigentlich sogenannten Instruction Paternelle dienen.

Man

Man hat indeß einige Verwunderung darüber nicht zurückhalten können, daß ein so vortreflicher Künstler nur Niederländischen Meistern in einer gewissen eingeschränkten Gattung nachzuarbeiten und nicht vielmehr ganze nakte Figuren, z. B. nach einem Guido vorzustellen suche. Wie sehr würde er einen Strange übertreffen!

Zürich. Der vortrefliche Salomon Geßner, hat wieder zwölf sehr schöne Landschaften radirt. Man siehet wie fleißig er dem Studium der Natur obgelegen hat. Die hier abgeschilderte Landschaften, sind ungemein anmuthig. Sie stellen bergigte und waldigte Gegenden meist mit fernen Durchsichten vor, mit Wasserbächen durchströmet, und mit antiken Gebäuden und Bruchstücken gezieret. Die beyden leztern Blätter zeigen neuere ländliche Hütten. Schwerlich wird in einer Person der Dichter und der Zeichner in so vollkommenem Grade vereinigt seyn, als in unserm Geßner.

Berlin. Der Hr. Hofkupferstecher G. F. Schmidt zu Berlin hat 1769. zwey sehr schöne Gemählde von Annibal Caraccio *) nach Zeichnungen des Hrn. Direktor B. N. le Süeur auf zween großen Blättern in Kupfer geäzt. Das eine Gemählde stellet die Großmuth Alexanders gegen seinen Arzt Philippus vor. Alexander auf dem Bette sitzend, hat die Arzney bereits ausgetrunken, und siehet den mit ängstlicher Miene lesenden Philippus, ruhig an. Das zweyte stellt vor, wie Alexander der Timoclea vergiebt. Die gefesselte Timoclea, (eine edle Figur) steht vor dem Alexander, der auf dem Throne sizt, er zeiget auf ihre Fesseln, anzudeuten, daß man sie ihr abnehmen solle, hinter ihr siehet man ihren Sohn, dem die Hände auf dem Rücken gebunden sind und ein weinendes Töchterlein unter der Wache. Diese beyden Blätter sind zwar nur leicht, aber mit einer dieses großen Meisters würdigen Sicherheit und Festigkeit radirt.

Ebenderselbe hat 1769. das Bildniß des sel. Dinglingers zu Dreßden, nach dessen Bildnisse, eines der vortreflichsten die Pesne gemahlt hat, auf die Art seiner Rembrandschen, sehr kräftig, geäzt. Das Originalgemählde ist in dem Cabinet Sr. K. H. des Prinzen Heinrich zu Berlin. Das Kupferblatt ist ein Großoctavblatt.

Noch radirte dieser große Künstler 1769. ein Blatt nach Rembrand in gr. 4. betitelt: *la Juive fiancée.* Ein junges Mäd-

*) Sie sind beyde in der Sammlung des Hrn. Hofrath Tribble zu Berlin. Jedes ist 10 Fuß 6 Zoll hoch und 15 Fuß breit.

Mädgen, deren Haupt mit einem breiten Biret bedeckt ist, wird geradezu gesehen, ihre beyde Hände legt sie auf.

1770. erschien das Gesellschaftsbild dazu betitelt, *le Pere de la fiançée reglant sa dot.* Der bärtige Alte ist vor einem Pulte sitzend vorgestellet, auf dem ein aufgeschlagenes Rechnungsbuch lieget. Beyde Gemählde sind in dem Cabinette des Hrn. Grafen von Rameke zu Berlin, befindlich.

Ferner erschien 1770. der betende Petrus, nach einem Gemählde von Ferd. Bol, in des Hrn. Hofrath Tribble Cabinette zu Berlin: gleichfalls in gr. 4. Diese drey Blätter sind mit ungemein vielem Geiste radiret.

Wien. Hr. Jakob Schmuzer, Direktor der Mahlerakademie hat ein treffliches Bildniß des verstorbenen Kaysers Franz I. nach Liotard geliefert. Dieser Künstler macht seinem Vaterland, und Deutschland überhaupt, wahre Ehre.

Ebenderselbe liefert ein schönes und ähnliches Bildniß des Hrn. von Sonnenfels auf einem Quartblatte. Dieser würdige Mann, der zu Ausbreitung des guten Geschmacks in seiner Väterstadt, so viel beygetragen hat, verdiente von dem Griffel eines großen Künstlers, dieses freundschaftliche Denkmahl.

Landerer gab bald darauf in gleicher Größe, das Bildniß des bekannten Bernardon heraus, mit der Umschrift: Joseph von Kurz, berühmter Autor und Comicus, demselben gewidmet von seinen Gönnern. Des Hrn. von Sonnenfels Bildniß erschien, als in Wien der theatralische Streit, zwischen denen die mit Sonnenfels an der Spitze, die vernünftige gesittete Komödie verfochten, und denen die den bekannten Bernardon und mit ihm das zügelloseste und unsinnigste Possenspiel, auf das Wienerische Theater zurückzubringen suchten, auf das heftigste geführet ward. Die Gegenparthey vermuthlich um den Hrn. von Sonnenfels zu kränken, veranlaßte, daß Bernardons Bildniß von Landerer in gleicher Größe als das Sonnenfelsische geliefert wurde, sie hat aber ihres Zwecks sehr verfehlet. Welcher Unterschied ist unter beyden Bildnissen! Jenes ist das Denkmahl der Achtung und Freundschaft, dieses die Frucht, einer niedrig versteckten Cabale. Ueberhaupt muß der vernünftige Mann allemal gewinnen, wenn man ihm einen Thoren entgegenstellt. Bey diesen Bildnissen hat die Natur ohnedem gesorget, daß der weise Mann, die Züge eines weisen Mannes, und der Narr die Züge eines Narren im Angesichte führet.

Von

Von Hrn. Johann Veit Kauperz, einem jungen Künstler, der große Talente hat, erhalten wir, zwey sehr schöne Blätter in schwarzer Kunst auf Folioblättern. 1.) Ein Flötenspieler nach Gerard Douw und ein Junge der sich unter dem Arme juckt, nach Kupezki. Hr. Kauperz wird gewiß künftig ein Deutscher Smith werden.

Augspurg von Hrn. Johann Elias Haid erhalten wir in schwarzer Kunst. 1) Die Heimsuchung Mariä, 2) die Geburt Christi. Beyde nach Gemählden von Van der Werf. Dies ist der Anfang der Kupferstiche nach der Düsseldorfischen Gallerie, die der Hr. Direktor Krahe zu Düsseldorf veranstaltet. Diese Stücke gehören zu Hrn. Haids besten Blättern.

b) Musick.

Vermischte Musikalien, von Johann Philipp Kirnberger. Berlin, 1769. gedruckt und zu finden bey George Ludewig Winter. Mit Titel, Zueignungsschrift und Vorbericht 16 Bogen in Querfolio.

Dies Werk besteht aus größern und kleinern Musickstücken verschiedener Art, und für verschiedene Instrumente. Man findet hier mancherley Sachen für das Clavier, und Solos für die Violine, die Querflöte, die Hoboe, und den Violoncell: auch Bicinien für Trompeten und Waldhörner. Von diesen Stücken sind einige gut, einige mittelmäßig, einige grillenfängerisch. Das in den Trompeten-Bicinien so ungeschickt im Sprunge angebrachte $\overline{\overline{F}}$, widerspricht dem feinem Gehöre, welches der V. im Vorberichte affektiret, gar sehr. Denn dies $\overline{\overline{F}}$ ist, der Natur der Trompete nach, immer etwas zu hoch; ob es gleich die geschicktesten Trompeter erträglicher machen können. Und also wird es ungefähr so klingen, wie der neue Ton J, von dem wir im Vorberichte Nachricht empfangen, zwischen $\overline{\overline{F}}$ und $\overline{\overline{F}}$is klingen möchte. Wie schlecht wachet hier der V. über die Deutlichkeit und Bestimmtheit seines neuerfundenen Tones! Trompeten mit Zügen kann der V. bey diesen Bicinien nicht gemeynt haben: denn davon finden wir überall keine weitere Spur, und keine Einrichtung darnach. Die contrapunktisch künstliche Ricercata ist in ihrer

Art gut, so wie auch der auf dem Titel stehende vierstimmige Canon.

Der Vorbericht, ob er gleich nur ein Blatt einnimmt, und eine recht unschuldige menschenfreundliche Miene macht, ist doch ein rechter Sammelplatz von Grillen und hämischen hier und dort hingerichteten verdeckten Anfällen, welche aber doch mit einigen brauchbaren Bemerkungen durchflochten sind. Es ist z. E. sehr sonderbar, daß der V. über den Ansatz der Querflöte, und über die Art wie die Töne auf derselben vorgebracht werden, entscheiden will, da er doch in seinem Leben dies Instrument nicht gespielt hat. Dagegen kann die Erfahrung mit dem Blasbalge, durch welchen die Flöte klingend gemacht worden, vielleicht anderwärts in der Instrumentmacher Mechanick einigen Nutzen schaffen. Zur Einrichtung des Ansatzes aber trägt sie nichts bey: weil zwischen einem mit Lippen, Zunge und lebendigem Odem versehenen Menschen und einem Blasbalge ein himmelweiter Unterschied ist. Der neuerfundene J Ton ist wohl nichts als eine Grille; weil er in der praktischen Musick nie wird brauchbar gemacht werden können.

Sw.

---

6. Weltweisheit.

Vom guten Geschmack in der Philosophie. Bey dem Antritt des Lehramts von C. C. L. Hirschfeld, Prof. und Secr. des akademischen Curatel-Collegiums zu Kiel. Lübek, bey Christ. Gottfried Donatius, 1770.

Der gute Geschmack muß sich mit der Philosophie vereinigen — Philosophie und Geschmack in einem Bunde ist die Vereinigung des Wahren und Schönen. Die Philosophie erfinde Beweise und verbinde die erkannten Wahrheiten in ein Ganzes; der gute Geschmack gebe ihnen das Schöne, dessen sie fähig sind, und bekleide sie mit allem Reitze, wodurch der höchste Grad des sinnlichen Wohlgefallens erwecket wird. Die Philosophie sorge für die Richtigkeit ihrer Lehrsätze und befestige sie mit Vernunftschlüssen. Der gute Geschmack sey auf ihre Auszierung bedacht, und leihe ihnen allen gefälligen Schmuck, den die schönen Wissenschaften und Künste zu bilden ver-

vermögen. Philosophie und Geschmack sollen immer sowol bey der Anordnung und Verbindung der Wahrheiten, als auch bey der Einrichtung ihres Vortrages in einer glücklichen Harmonie stehen; nie trenne sich das gefällige Schöne von dem nützlichen Wahren. — Diese Sätze des Verfassers bedürfen so wie viele andre in diesem sonst nicht übel geschriebnen Aufsatze einer genauern Bestimmung und Berichtigung. Sie sind wahr, wenn von einem popularen Vortrage der Philosophie die Rede ist; wahr, wenn es uns mehr darum zu thun ist, zu überreden als zu überzeugen, wenn wir mehr eine historische und etwanige Erkenntniß ihrer speculativen Lehrsätze beybringen, sie mehr durch Beyspiele, Gleichnisse u. d. gl. erläutern, als durch die genaue Verbindung mit den ersten Gründen der menschlichen Erkenntniß, mit aller möglichen Schärfe und Bündigkeit, erweisen wollen. Sie sind endlich wahr, wenn es darauf abgesehen ist, die Lehren der praktischen Weltweisheit zur Ausübung zu empfehlen und anzudringen. — Es giebt aber einen Theil der Philosophie, die sich mit den abgezogensten Begriffen beschäftigt, und die Qualität in ihrer Allgemeinheit eben so zum Gegenstande hat, als die reine Mathematick die Quantität — So wenig man nun vom Euclides fordern kann, daß er seine Elemente mit Geschmack, anordnen und vortragen solle, so wenige deucht uns, kann man Baumgarten zumuthen, daß er seine Metaphysik mit Geschmack bearbeiten und schreiben sollen. Wahrheit in den Begriffen und Deutlichkeit und Präcision im Ausdruck, ist alles was man zu fordern berechtigt ist.

Eben dieses läßt sich auch wider einen andern Satz des Verf. einwenden, nach welchem der gute Geschmack an der harmonischen Anordnung und regelmäßigen Verbindung der philosophischen Wahrheiten zu einem Ganzem Antheil haben solle, dies hat seine Richtigkeit, wenn diese Wahrheiten vor die Empfindung gebracht werden können und sollen; werden sie aber für den Verstand bearbeitet, so wird der Verstand, der sie endeckt und beweiset, sie auch zu verbinden wissen. „Dem guten Geschmack,„ behauptet der V., „kommts zu, die Brauchbarkeit und Unbrauchbarkeit der Materien zu bestimmen, welche in den verschiednen Fächern der Philosophie vorkommen.„ dieser unrichtige wenigstens sehr links ausgedrückte Satz wird in der Folge, wo nicht zurückgenommen, doch dahin erkläret, daß die Beurtheilung dessen, was in der Philosophie nützlich oder unnützlich sey, größtentheils vor den Richterstuhl der Vernunft gehöre. Doch soll der gute Geschmack in der

Reinigung der Philosophie nicht müßig gewesen seyn. „Leib„nitz, heißt es, Wolf und Baumgarten und sein Nacharbei„ter, Meyer, haben ausser andern Verdiensten, auch dieses, „daß sie viel unnützes, womit sonst die Lehrbücher beladen ge„wesen, weggeworfen haben.„ — Wenn der Philosoph der Wahrheit nachforscht, so kann sein Scharfsinn Unterschiede bemerken, wo derjenige, der etwa blos mit Geschmack philosophirt, aber die Sache obenhin betrachtet, nichts zu unterscheiden findet; ist er nun berechtigt, wenn sein Geschmack an dieser Unterscheidung kein Gefallen findet, dieselbe als eine ungegründete und leere Spitzfindigkeit zu verwerfen? Unmöglich kann der Geschmack oder die Fertigkeit, das Schöne zu empfinden, hier etwas entscheiden, denn es ist nicht die Frage, ob die Entdeckung schön, sondern ob sie wahr und gegründet sey. Durch das Vermögen der Seele also, wodurch wir das Wahre und Gegründete entdecken, muß es auch geprüfet werden. Es ist auch die Frage nicht zunächst, ob die vorgegebne Entdeckung nützlich oder brauchbar sey. Freylich, wenn sie wahr ist, wird sie auch an sich nicht ganz unfruchtbar seyn; allein es kann seyn, daß der Entdecker ihren ganzen Nutzen nicht einsiehet, oder daß er und andre sie noch nicht sogleich anzuwenden und zu brauchen wissen; aber von einem nachfolgenden philosophischen Genie bearbeitet, kann sie dereinst, zur Berichtigung unserer Einsichten, zur Auflösung erheblicher Zweifel und Schwierigkeiten, wichtige Dienste leisten. Der wahre Philosoph wird sich also nicht unterstehen, dergleichen Bemerkungen, wenn sie wahr und gegründet sind, als unnütze Grübeleyen zu verwerfen, am wenigsten wird er dies seinem Geschmack erlauben, der hier ein gar unbefugter und unbescheidner Richter seyn würde. Noch bisher hat man von der Electricität wenige oder gar keine beträchtliche Anwendung zur Aufklärung der Naturlehre oder zum Vortheil des Lebens machen können. Ist man daher berechtigt, sie aus den Lehrbüchern der Physick zu verweisen? Wenn Leibnitz, Wolf und Baumgarten die Philosophie gereinigt und vieles Unnütze aus den Lehrbüchern weggeworfen haben, so entdeckten sie vermöge ihres philosophischen Scharfsinnes, daß diese Dinge falsch und ungegründet, zum Dienst eines gewissen Systems willkührlich angenommen, oder leere und unverständliche Sätze waren, sie verwerfen sie aber nicht darum, weil sich dieser Wust an ihrem Geschmack nicht rechtfertigte. Gewiß, sie würden sich sehr verwundert haben, wenn man hierüber ihrem Geschmack ein Compliment gemacht hätte. Vielleicht hat aber der Verfasser

fasser überhaupt nur sagen wollen, daß es auch dem speculati-
ven Philosophen heilsam und dienstlich sey, einen guten Ge-
schmack zu haben. Dies gestehen wir gerne zu; nicht aber
deswegen, weil er bey der Aufführung seines Lehrgebäudes den
Geschmack eigentlich zu Rathe ziehen, und als einen Gehül-
fen brauchen muß; sondern weil der gute und feine Geschmack
an allen Arten von Schönheit, ausgebreitete Kenntnisse und
insonderheit das dem Philosophen so unentbehrliche Studium
der menschlichen Natur voraussetzet, und weil, je ausgebrei-
teter seine Kenntnisse sind, je mehr er die menschliche Seele
erforscht hat, und ein je weiteres Feld zur Beobachtung ihm
folglich geöfnet ist, desto richtiger und wahrer auch seine ab-
gezogenste Speculationen seyn werden. In dieser Betrachtung
halten wir die Anmerkung für gegründet, daß die völlige Ver-
nachläßigung der anmuthigen Litteratur in den barbarischen
Zeiten eine von den Ursachen des Verfalls der Philosophie ge-
wesen, und daß sie auch darum zum Theil in ein Gewebe von
leeren Spitzfindigkeiten, und Hirngespinsten verwandelt wor-
den, weil die Philosophen, unachtsam auf ihre Empfindungen,
ihre Ideen nie genug bis zu denselben zurückführten und zu
realisiren suchten, und ohne Rücksicht auf die wirkliche Natur,
sich in dem Labyrinth der Möglichkeit verlohren. Die Bear-
beitung des Geschmacks, oder das Studium des Schönen würde
sie zur Beobachtung der Natur, der Welt und ihrer Seele zu-
rückgeführt und vor manchen Verirrungen bewahret haben.
Wir sind also völlig mit dem V. einig, wenn er dem Jüng-
ling, der den edlen Ehrgeitz hat, ein guter Philosoph zu wer-
den, den Rath giebt, den Weg zur Philosophie durch das Ge-
biete der schönen Wissenschaften zu nehmen.

Dm.

Phedon of over de Onsterflykheid der Ziele, in drie t'zamenspraaken, door *Moses Mendelszoon*, naar den tweeden verbeterden Druk, uit het hoogduitsch vertaald, in's Graavenhaage by Pieter van Cleef, 1769.

Eine holländische Uebersetzung des Mendelssohnschen Phä-
dons. Der Recensent versteht zwar wenig von dieser
Sprache; allein der Uebersetzer scheinet uns noch weniger von
der Sache zu verstehen. Wir können uns nicht vorstellen,
daß der Holländer mit fonteinen der Veranderingen den

philosophischen Begriff verbindet, den der Deutsche mit Quellen der Veränderungen verbindet. Bestimmung, destinatio, Bestimmung determinatio, und Einschränkung, heißt bey dem Uebersetzer, ohne Unterschied, bepaaling. Die ganze Lehre vom Stätigen, (S. 87, 88. der Uebersetzer) muß ihm unbekannt gewesen seyn, daher sehr oft in der Uebersetzung grade das Gegentheil von der Urschrift gesagt wird, wodurch denn freylich diese ganze Stelle in der Uebersetzung durchaus nicht zu verstehen ist. Ob das philosophische Kunstwort stätig (continuum) durch geduurig richtig übersetzet sey, zweifeln wir.

Verhandeling over het Verhevene en Naïve in de fraeje Wetenschappen, uit het hoogduitsch van *Moses Mendelszoon*. Docti rationem artis intelligunt, indocti voluptatem. Quinct. Inst. Orat. L. IX. 4. Ooor prekenig van de Vitgever, en is te bekomen te Utrecht, by I. Corn. Tenbosch. boekverk, 1769. die Abhandelung von dem Erhabenen und Naiven in den schönen Wissenschaften u. s. w.

Diese kleine Mendelssohnsche Schrift hat das Glück gehabt in weit bessere Hände zu gerathen. Die Uebersetzung ist sehr richtig, und scheinet auch schön zu seyn. Die Vorrede, Zusätze und Anmerkungen geben den Uebersetzer als einen Mann zu erkennen, der mit seinem Verfasser wetteifern kann. Mit einer ausgebreiteten Kenntniß der Litteratur, und vornehmlich der besten deutschen Schriftsteller, verbindet er Geschmack und gute Beurtheilungskraft. Wir wundern uns, unter allen wohlgewählten Beyspielen, die er hinzufügt, kein einziges gefunden zu haben, das ursprünglich holländisch wäre.

Am.

Philosophische Betrachtungen über die Thierische Schöpfung. Aus dem Englischen.

All Discord Harmony rigtly understood, all partial evil universal Good. *Pope.*

Leip-

Leipzig, in der Dyckischen Buchhandl. 1769. 8. 168 Seiten.

Ein vortreflicher Schriftsteller unter uns hat neulich die Vorsehung wegen der physischen Uebel und Plagen des menschlichen Lebens aus moralischen Gründen vertheydigt; in diesen philosophischen Betrachtungen über die thierische Schöpfung wird eben diese Vertheydigung aus physischen Gründen geführet. Vielleicht möchte diese letztere Art die Vorsehung zu rechtfertigen, wenn sie sich auf wahre Begriffe, richtige Erfahrungen und bündige Schlüsse gründet, für die Gegner, denen man solche Vertheydigungen entgegen setzen muß, einleuchtender und unbeantwortlicher seyn, als jene moralische Betrachtungen, die bey diesen Leuten wohl das wenigste Gewicht haben. Und wenn diese Vertheydigung der Vorsehung den Stolz der Menschen, die sich nicht überreden können, daß ihnen und der niedrigern Schöpfung gleiche Gesetze gegeben sind, demüthiget und reitzet, so möchten sich eben hierinn die Verläumder der Vorsehung billiger finden lassen, weil sie sonst so gerne zu den unvernünftigen Thieren, um nicht zu höhern Erwartungen, als diese berechtigt zu seyn, sich heruntersetzen.

Der ungenannte Verfasser dieser Schrift giebt die größte mögliche Hervorbringung und Erhaltung des Lebens, als den großen Endzweck der Vorsehung an, worauf sich alle ihre Einrichtungen und Gesetze beziehen. Er trägt die Gesetze vor, nach welchen sie diesen ihren großen Endzweck ausführet, nemlich das Gesetz der Fortpflanzung und Vervielfältigung des Lebens, das in den Worten: seyd fruchtbar und mehret euch, ausgesprochen ward. Er beweiset, daß dieses Gesetz zur Hervorbringung und Erhaltung des Lebens und zum Wohl der Lebendigen, das wirksamste und schicklichste sey. Aber dieses Gesetz erfordert ein anderes einschränkendes Gesetz, weil sich sonst die Thiere, vermöge ihrer Fruchtbarkeit, auf eine jeder besondern Art und andern Gattungen schädliche Weise vermehren würden, und eine verderbliche Ueberschwemmung von Leben entstehen müßte. Um dies zu verhüten, hat die Vorsehung verschiedne Einrichtungen gemacht, wodurch das nöthige und heilsame Gleichgewicht in den thierischen System erhalten wird. Darum hat dieselbe unter andern auch gewollt, daß ein Thier von dem andern sich ernähren und leben sollte: allein diese Einrichtung hatte nicht nur den Zweck, daß die schädliche Vermehrung einiger Thierarten dadurch eingeschränkt würde, sondern es sollte auch zugleich die Verwüstung, die in

dem thierischen Leben vorgehet, zu der Wiederhervorbringung und zum Wohlstande desselben beytragen. Denn sie führet verschiedne Gattungen in die thierische Welt ein, die sonst nicht da seyn könnten; und diese hinzugekommne neue Gattungen sind den andern auf keine Weise schädlich, sondern im Gegentheile nützlich und in gewisser Absicht nothwendig. Der Mensch selbst gehöret unter diese Gattung. Er lebt vornemlich vom Fleisch, und wenn ihm dieser Unterhalt des Lebens versagt wäre, so würden drey Viertheile des menschlichen Geschlechts ohne Nahrung seyn. Es giebt wenig Länder, welche mit Erdfrüchten ihre Einwohner ernähren könnten, und wenn ihr Boden fruchtbar genug zu dieser Absicht wäre, so will er in den meisten Gegenden erst durch die Bearbeitung dazu gezwungen seyn. Aber der Ackerbau setzt Künste und Wissenschaften, eine festgesetzte Regierung, innere Ruhe, und äussere Sicherheit zum voraus, und die Einführung desselben hängt von der Zusammenkunft einer großen Menge von Umständen ab, die nicht in der Gewalt jeder Nation sind. —

Der Mensch, dem das Gesetz der Vermehrung gegeben ist, mußte auch dem Gesetze der Einschränkung unterworfen seyn. Denn auch das menschliche Geschlecht würde sich, wenn keine einschränkende Gewalt da wäre, zu seinem eignem und des übrigen Thierreiches Verderben vervielfältigen — Zwar hat die Vorsehung den mit Verstand begabten Menschen vor der Wuth der wilden Geschöpfe in Sicherheit gesetzt; allein sie hat sie dafür in verschiedne Haufen getheilet, die beständig auf einander stoßen, und durch ihr gegenseitiges Reiben immer einige von ihren Theilen verliehren; sie hat sie auch verschiednen andern einschränkenden Ursachen unterworfen, von denen immer die eine oder die andre auf sie wirket und die ästigen Zweige abschneidet, die dem thierischen eben sowol als dem Pflanzenleben schädlich sind. — Man siehet nun ein, daß nach diesen Voraussetzungen, es dem Verf. nicht schwer werde, selbst die schrecklichsten Uebel, Krieg, Hunger und Pest, als zum Wohl des ganzen thierischen und menschlichen Lebens nöthig und heilsam zu rechtfertigen.

Philosophischer Scharfsinn, geschmackvolle Belesenheit, und eine angenehme Schreibart machen diese Schrift eben so lehrreich als unterhaltend. Verschiedne Digreßionen als über die Wanderungen der nordischen Völker, die Lebensart der Wilden und unserer Vorväter, die voller feinen und richtigen Bemerkungen sind, haben wir mit Vergnügen gelesen. Die

Ueber-

Uebersetzung scheinet eben so richtig und getreu zu seyn, als sie zierlich ist.

Dm.

P. B. Stattler. S. I. Philosophia methodo scientiis propria explanata. Pars II. Ontologia, 1769. 8. Augspurg, bey Rieger 13 Bogen.

— Pars III. Cosmologia, 1769. 15 Bogen 1 Kupferplatte.

— Pars IV. Psychologia, 1770. 27 Bogen.

Wir sehen, daß der Verfasser fortfährt, an den verschiedenen Theilen der Weltweisheit zu arbeiten, und die Wolfische Sätze und Lehrart, jedoch mit nöthig erachteten Aenderungen, auf der Innsprugg'schen hohen Schule bekannter zu machen. Er fängt die Ontologie bey dem Begriff der Gedenkbarkeit und bey dem zureichenden Grunde an, räumt dessen Allgemeinheit sofern ein, als letzte (oder eigentlicher erste) Gründe zugegeben werden müssen. Den Satz des Widerspruches läßt er darauf folgen. Von dem Begriff der Continuität sucht er eine richtigere Erklärung zu geben als die Wolfische war. Vielleicht hätte er noch besser gethan, gar keine zu geben, sondern nur anzuzeigen, daß in dem von ihm gewählten Beyspiele: Series *continua* arborum, eben so wie bey der natürlichen Reyhe ganzer Zahlen, der Begriff der Continuität ganz anders vorkömmt, als er in der Mathematick, im Gegensatze von den Numeris discretis, von den ältesten Zeiten her genommen wird. Diese Continuität hat etwas absolutes, welches ganz einfach ist, und weder durch eine Anzahl abgesonderter Theile, noch auf irgend eine andere Art zu erklären ist. Bey so einfachen Begriffen ist es genug, wenn man anzeigt, wie man dazu gelangt. Die physische Continuität mag freylich aus zusammenhängenden Theilchen der Körper bestehen. Will man aber in der Metaphysick das Allgemeine von dem Begriffe beybehalten, so muß derselbe als eine Gattung genommen werden, wovon die physische und die mathematische Continuität Arten sind. In der Cosmologie geht der Verfasser von Wolfen in mehrern Absichten ab. Wolf erklärt die Welt so, daß seine Erklärung auf jedes System paßt, und insofern zu allgemein ist. Der Verfasser will nicht, daß der Begriff des successiven mit zum Begriff

griff der Welt genommen werde, und eben so findet er auch für besser, daß man in der Cosmologie vielmehr die wirkliche Welt als jede Welt überhaupt betrachte. Man findet in beyden Fällen genug zu thun, und wenn man, wie der Verfasser thut, die physische Betrachtung des Weltbaues und seiner Gesetze zum Grunde legt, so giebt sie auch Anlaß genug, metaphysische Betrachtungen mit einzumengen. Da in der Welt immer neue Veränderungen vorgehen, so schreibt der V. der Welt eine vielfache und gleichsam vielartige Vollkommenheit zu. Aber so genommen, würde z. E. eine Uhr nach jedem Schwunge des Penduls eine neue Art von Vollkommenheit haben. Es ist doch immer dem Sinn der Worte und der Redenden gemäßer, wenn man auf die Summ sowol der Ausdehnung als der Dauer nach sieht, und nach dieser die Vollkommenheit schätzt. Die Vollkommenheit der Welt sieht der V. als endlich an, sagt auch, daß man sie a posteriori nicht bestimmen könne, und sie könne, so sehr sie in ihrer Art vollkommen ist, überhaupt betrachtet, noch vollkommener gedacht werden. Die Bestimmung, ob oder wiefern sie die beste seye, hängt von Gründen ab, die erst in der natürlichen Theologie feste zu setzen sind. In der Psychologie werden des Descartes und Leibnizens Lehrbegriffe verworfen, und der gegenseitige Einfluß der Seele und des Leibes feste gesetzt.

A.

---

7. Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

Einige neu entdeckte chymisch physikalische Wahrheiten ꝛc. von D. Joh. Christoph Henkel. Leipzig bey Christian Gottlob Hilscher, 1769.

Eben nichts neues, hie und da gute Gedanken, die aber durch alchymische Vorurtheile sogleich verschlungen werden. Die Bescheidenheit des Verf. verdiente indeß wohl einiger Belehrung; allein dieselbe hält schwer, wenn das Gemüth von der Goldkocherey einmal eingenommen ist. Seine Gedanken von den Elementen, von der besondern Zerstörung des Vitriols, und von seinem trinkbaren Golde, (so nennet er seine Stahltinktur, deren Bereitung er geheim hält, und das Loth

um

um 4 ggr. verkauft) zeugen hievon zur Genüge. Wir zeigen indessen dem V., und zwar auf Verlangen, einige Schriften an, die er wegen vieler Materien seines Traktats mit Nutzen nachlesen kann: als Meyers chymische Versuche, besonders die letzten Kapitel; desselben alchymische Briefe und vorzüglich Models Schreiben an einen Freund, die bestuscheffische Nerventinktur betreffend, so zu St. Petersburg An. 1762. herausgekommen.

Alchymia denudata, revisa et aucta etc. Leipzig, bey Joh. George Löwen, 1769.

Dieses ist eine neue mit einer frischen Vorrede versehene Auflage eines in der Alchymie sehr bekannten Buches, und welches unsrer Meynung nach, noch eines der vorzüglichsten in dieser Wissenschaft ist. Indeß warnen wir doch besonders Anfänger, sich nicht durch die neue Vorrede sogleich bethören zu lassen.

Mineralogische Belustigungen rc. rc. 2ter und 3ter Theil mit Kupfern. Leipzig, bey Joh. Friedrich Heinek und Faber, Buchhändlern in Kopenhagen, 1769.

Wir haben bereits unser Vergnügen wegen dieser Belustigungen geäussert; es ist uns angenehm, daß der Verf. fortfährt, Abhandlungen, die in grössern Werken enthalten, und vielleicht vielen Liebhabern dieser Wissenschaft entwischen würden, gemeinnütziger zu machen. In dem 3ten Theile kommen mehrentheils Abhandlungen von der pariser Akademie vor. Es verdient besonders die zehnte, worinn Hr. Baron eine neue Untersuchung der Grunderde des Alauns unternommen, mit Fleiß und Aufmerksamkeit nachgelesen zu werden. Hr. Baron hält diese Erde für metallisch und mit der Grunderde des Sedativsalzes verwandt; allein, den Versuch, den er dieser Verwandschaft wegen S. 356 anführt, hätten wir gern etwas bestimmter gewünscht. Es werden die Versuche Hrn. Marggrafs, ob die Alaunerde die Säuren aus dem Salpeter und gemeinen Salz loßmacht, aufs neue untersucht. Hr. B. glaubt, daß diese Erde solches nur aus der Ursach thut, weil von der Vitriolsäure noch immer etwas darinn steckt. „Woher konnte nun wohl„ sagt er S. 349. „in einer reinen Erde „eine so sonderbare Eigenschaft entstehen, wovon in der Chy-

„wie

„Chymie kein Beyspiel bekannt ist.„ Allein hierinn irret sich Hr. B. Reiner Sand, reiner weißer Thon, worinn die Alaunerde einen Bestandtheil mit ausmacht, ferner die Erde aus dem Braunstein, machen diese Säuren auch loß, und doch kann man in diesen angeführten Erden nicht die geringste Spur von Vitriolsäure entdecken. Um nun alle Säure der Alaunerde zu benehmen, hat er dieselbe in Potaschlauge gekocht und wieder ausgesüßt: sodann hat diese Erde die Säure des Salpeters, gemeinen Salzes und Salmiaks nicht loßgemacht. Allein durch dieses Verfahren hat Hr. B. diese Erde nach unserer Meynung in etwas verändert. Es ist andem, eine auf die Art bereitete Erde, macht die Säuren nicht sichtbar loß: allein man untersuche das in der Retorte zurückgebliebene, so wird man finden, daß die Säure größtentheils entbunden ist, nur nicht auf die Art, wie es Hr. B. geglaubt. Mit einem Wort, diese Abhandlung wird in der Chymie noch zu vielen Versuchen Anlaß geben, nur wollen wir nicht, wie Hr. B., zum voraus wegen einer Boraxfabrique stolz seyn.

Herrn Valmont von Bomare, Mineralogie oder neue Erklärung des Mineralreichs ꝛc. ꝛc. Aus dem französischen übersetzt. 1. und 2ter Theil. Dreßden, 1769. In der Waltherschen Hofbuchhandlung.

Es geht der Mineralogie so wie den mehresten andern Wissenschaften, so ofte ein neuer Lehrer aufsteht, so ofte wird auch ein neues System ausgeheckt, welches, wenn wir ein solches System mit einem Pallast vergleichen, nicht aus neuen Materialien erbauet, sondern nur diesem Gebäude eine neue façade gegeben wird. Grade so geht es unsern Verf., er hat sich die uns längst bekannten mineralogischen Schriften, des Woltersdorfs, des jüngern Cartheusers, des Wallerius, Lehmanns, und Linnees, zu Nutze gemacht und hier in einer veränderten Gestalt vorgetragen, die zum Theil etwas sonderbar ausgefallen. Zum Beweise wollen wir nur die fünfte Classe von den Salzen S. 282. bemerken. Das vorzüglichste dieser Schrift, und weswegen wir dieses Buch mit Recht empfehlen können, sind die vielen Erläuterungen und Anmerkungen, die der V. aus den besten hier einschlagenden Schriften mit vieler Genauigkeit gesamlet und bey jeglichen Mineral angeführet hat. Das im Anhange S. 318. angeführte neue

Gold-

Golderzt, beweiset noch lange nicht die würkliche Vererzung des Goldes. Wir sind vielmehr der Meynung, daß das in diesem neuen Erzte befindliche Gold, als sehr zart eingesprengt, darinn befindlich ist. Die Uebersetzung ist, so viel wir aus den Tabellen, wo der Grundtext dabey befindlich, bemerken können, wohl gerathen.

Zwo chymisch physikalische Abhandlungen vom Arsenik und Salpeter ꝛc. ꝛc. Leipzig, bey Carl Wilh. Holle, 1769. in 8.

Entweder die Schätze dieser Schrift liegen sehr tief und wir haben sie nicht verstanden, oder es stecken gar keine darinn. Der V. will in der ersten Abhandlung hauptsächlich beweisen, daß der Arsenik die Fähigkeit habe, ein Metall zu werden; daß alle Metalle, das Eisen ausgenommen, vom Arsenik abstammen, und endlich, daß der Arsenik eigentlich ein metallischer Mercurius, jedoch nicht von einerley Gattung, sondern entweder saturninisch, oder jovialisch, oder lunarisch, oder venerisch, oder solarisch sey. Wer also den Arsenik mit Nutzen veredlen will, muß zuvor sorgfältig seinen Arsenik kennen und wissen, zu welcher Gattung er gehöret. Hätte der V. alles dieses mit genauen Versuchen bewiesen, wir würden alsdann den Arsenik um ein vieles näher haben kennen lernen; so aber bleibt es bey einem bloßen Geschwätze, es fehlen dem V. sogar die bekanntesten Eigenschaften des Arseniks: z. E. S. 44. dessen Auflöslichkeit in Wasser, welche er gänzlich leugnet. Auf gleiche Art geht es auch mit der Abhandlung vom Salpeter. Gleich Anfangs S. 59. nimmt er als einen Grundsatz an, daß es keinen vollkommnen natürlichen Salpeter gebe, wovon wir ihn doch, wenn wir die Ehre ihn zu kennen hätten, durch das Anschauen, das Gegentheil überzeugen könnten: vielleicht würde er uns sodann nicht weiter unter die Confusionarii (so nennet er S. 62. alle diejenigen, die die Möglichkeit eines natürlichen Salpeters glauben) zählen. Wenn der V. S. 67. sagt, daß das Phlogiston das acidum universale zum acido Nitri specificire, so hat er darinn wohl nicht ganz unrecht. Lächerlich aber ist es S. 68., daß er den im Herbst wegziehenden sogenannten Sommer (filamenta mariae) als das zur Erzeugung der Salpetersäure nöthige Phlogiston annimmt. Was ja in dieser Abhandlung noch hie und da von der Entstehung des Salpeters gesagt ist, wissen wir bereits besser durch des Stahls und dergleichen Schriften.

Chymisch medicinische Abhandlung von denen destillirten Wassern und brennenden Geistern, dargestellt von D. Johann Pauli. Kopenhagen, 1769. In Joh. Gottlob Rothens Buchhandlung.

Dieses Büchelgen gehört unter diejenigen, so man weder loben noch verachten kann. Ganz bekannte Sachen von Wässern aus allen 3 Reichen, sowol destilirten als denjenigen, so durch die Infusion bereitet; ferner, von den Geistern, so durch die Gährung hervorgebracht werden, nebst deren Nutzen und Gebrauch in der Medicin werden hier erzählt. Die Art selbige zu bereiten, findet man in allen Apotheker- und in allen chymischen Lehrbüchern besser beschrieben, und was den medicinischen Nutzen anbelanget, so sündiget der V. öfters wider die Materia medica. Welcher Arzt würde sich z. E. S. 24. in der Peripnevmonie bey dem Ehrenpreißwasser aufhalten: oder S. 31. das Froschleichwasser in Verschwärung der Urinblase, und das allerley Blumenwasser bey Steinschmerzen gebrauchen? Von Anfängern in der Medicin kann diese Schrift allenfals gebraucht werden.

K.

A. G. Kaestner Dissertationes mathematicae et physicae, quas societati regiae scientiarum Goettingensi annis 1756-1766. exhibuit. Altenburg, bey Richter, 1771. 4. 24 Bogen, 6 Kupferpl.

Da den Abdruck der Abhandlungen der Königl. Göttingischen Societät der Wissenschaften mit dem 4ten Bande 1754. wegen einiger der Aufnahm der Wissenschaften gar nicht vortheilhaften Umstände, ins Stecken gerathen; so sehen wir aus der Vorrede des vor uns liegenden Werkes mit Vergnügen, wie die Sache endlich dahin gebracht worden, daß die Königl. Societät ihre jedes Jahr gesammlete Schriften ohne fernern Verzug bekannt machen kann. Der Hr. Verfasser bedient sich daher der jeden Mitgliedern ertheilten und von einigen bereits gebrauchten Freyheit, die bisher ungedruckt gebliebene Abhandlungen besonders herauszugeben, womit vielleicht mehrern Lesern ein Gefallen geschieht. Indessen hat die erst erwähnte Verspäthigung die Folge nach sich gezogen, daß Hr. K. für gut befunden, zween 1760. vorgelesene Aufsätze

fähe hier wegzulassen, weil er, was er darinn abgehandelt, seit dem seinen Anfangsgründen der Mathematick, Anal der Unendlichen §. 403. 404. und höhere Mechanick 1 Abschn. §. 56:65. eingerückt hat. Statt derselben findet sich nun hier die 1750. bekannt gemachte Schrift von Gesetze der Stätigkeit, und die ehmals an die K. Societät eingeschickte Erörterung der Frage: woher es komme, daß die Gleichungen, so man für die Theilung der Circulbögen findet, mehrere Wurzeln haben? deren Auflösung aber Hr. K. bereits 1756. bey Antritt seines Göttingischen Lehramtes in Druck gegeben, so daß sie hier ohne merkliche Aenderung ganz wieder abgedruckt ist. Die übrigen hier vorkommenden Abhandlungen sind nun folgende. I. Beweis des Newtonschen Satzes von der Verhältniß zwischen den Coefficienten der Gleichungen und der Summ der Dignitäten ihrer Wurzeln. Hr. K. beweißt den Satz anfangs für die Quadrat- und Cubicgleichungen, und dann zeigt er überhaupt, daß er für jede höhere Gleichungen deswegen wahr ist, weil er für die nächst niedrigere wahr befunden worden. Die Schwürigkeit des Beweises liegt eigentlich darinn, daß man leicht mehr beweißt, als man beweisen wollte, weil der Satz auch alsdenn wahr ist, wenn immer alle Coefficienten beybehalten werden. II. Von der Vermehrung der Bilder mittelst zweener ebener Spiegel. Trabet und nach ihm Wolf haben diese Sache nur überhaupt berührt. Hr. K. führt sie weiter aus; zeigt auch, wie alles verwinkelter wird, wenn man mehr als zween Spiegel nimmt. Bey zween Spiegeln, die gegen einander geneigt sind, liegen die Bilder in einem Kreise herum. III. Von dem bey der Zurückprallung vorkommenden Minimo. Daß das Licht beym Zurückprallen den kürzesten Weg nimmt, hat man längst mit unter die Beyspiele gezählt, wodurch hat gezeigt werden sollen, daß die Natur den kürzesten Weg gehe. Allein bey krummen Flächen ist der Weg des Lichtes bald ein minimum bald ein maximum. *Smith*, der eben daher einen Einwurf gegen Leibnitz vorbringen wollte, übereilte sich, und wird hier zurecht gewiesen. Wenn übrigens auch allzeit der Weg ein Minimum wäre, so müßte immer noch bewiesen werden, daß das Licht allenfals auch einen größern Umweg hätte nehmen können. IV. Die Möglichkeit in gleichartigen Differentialgleichungen, die veränderlichen Größen abzusondern. Damit hat Joh. Bernoulli den Anfang gemacht. Die Sache wird aber hier umständlicher gewiesen, ungeachtet sie Hr. Euler in seinem Integralcalcul auch vorgetragen. V. Vom wahren Be-

griffe des Unendlichen. Nach Hr. K. ist das Wort Unendlich nicht der Name einer Grösse, sondern nur der Möglichkeit über alle Grenzen hinaus zuzunehmen. Dieser Begriff ist in denen Fällen, wo wir etwan das Unendliche mit endlichen Maasstäben ausmessen wollten, von gutem Gebrauch, um uns eine vergebliche Mühe zu ersparen. VI. Zur Theorie der Schraube gehörende geometrische Bemerkungen. Hr. K. zeigt, daß man die Fläche der Schraubengänge als eine krumme Fläche anzusehen habe, die gar nicht durch die Umwälzung einer schiefen Ebene um die Axe eines Cylinders entstehe, sondern daß man sich höchstens nur eine gerade Linie gedenken könne, die während dem sie sich gleichförmig um die Axe und in die Höhe bewegt, die Fläche der Schraubengänge erzeugt. VII. Allgemeine analytische Gnomonic. Hier führt Hr. K. umständlicher aus, was er bereits in einer besondern Schrift über die Sache bekannt gemacht hatte. Es sind trigonometrische Formeln zu Berechnung der Sonnenuhren auf ebenen Flächen. VIII. Neue Art das Springen der Glaßtropfen zu erklären. Die Oberfläche der Glaßtropfen wird im Wasser hart und zieht sich zusammen ehe die innern Theile kalt sind. Diese werden dadurch zusammengepreßt, und springen von einander, sobald durch das Abbrechen der Spitze Raum gemacht wird. IX. Von der Frage, wie viele gleich große Kugeln, um eine Kugel gelegt werden können, so daß sie sämtlich die Kugel, und die nächsten einander berühren. Die Frage hatte sich Kepler in Absicht auf die Lage der Fixsterne vorgelegt, und gefunden, daß nicht über 12 Kugeln, und diese in Form der Ecken eines Icosaedron, um eine Kugel herumgelegt werden können. Hr. K. zeigt, daß sie etwas weniges grösser als die mittlere Kugel seyn müssen. X. Von der Trägheit der Körper. Hr. K. sieht sie als eine Erscheinung an, wozu ausser der von Hrn. Euler behaupteten Undurchdringbarkeit noch eine Kraft erfordert wird. XI. Von uneigentlichen Ausdrücken in der Meßkunst. Rousseau sagt in der Heloiße, daß nur Narren und Geometer immer unverblümt reden können. Dagegen zeigt Hr. K. daß die Ausdrücke: verminte Größen, Unendlich rc. im uneigentlichen Verstande in der Mathematick gebraucht werden. XII. Theorie der Horizontalen stereographischen Projektion. Ueber diese Entwerfungsart der Erdfläche kömmt in den neuern Schriften nicht viel, und überhaupt nicht viel vollständiges vor. Hase hatte sie indessen in seinen Landcharten gebraucht, und in Aufnahme gebracht. Seine versprochene Theorie bleibt aber ungedruckt. Hr. K.

giebt

giebt hier eine meistens analytische, wozu er in seiner allgemeinen analytischen Theorie der Projektionen bereits einen Anfang gemacht hatte. Uebrigens hat sich ganz neulich auch Hr. Pr. Karsten damit beschäftigt. XIII. Vom Gesetz der Stätigkeit, und XIV. von der Mehrheit der Wurzeln in den Gleichungen, wodurch die Theilung der Circulbögen bestimmt wird. Diese beyde Abhandlungen sind, wie oben erwähnt worden, hier nachgedruckt. Des Hrn. Verfassers Witz und Art sich auszudrucken, sind längst bekannt, und zeigen sich, so wie sie bisher bekannt sind, in diesen Abhandlungen durchaus. Es wird daher genug seyn, deren Inhalt überhaupt angezeigt zu haben.

Z.

I. H. Ziegler specimen physico-chemicum de Digestore Papini, ejus effectu et usu, primitias experimentorum novorum circa fluidorum a calore rarefactionem et vaporum elasticitatem exhibens, 1769. 4. Basel mit Schweighäuserschen Schriften gedruckt, 9 Bogen, 2 Kupferblatten.

Hr. Z., der sich durch diese Schrift um die ohnehin wohl verdiente medicinische Doctorwürde beworben, hat sich darinn mit Ernst bemüht, den Papinischen Malmtopf zu mehrerer Vollkommenheit zu bringen. Er untersucht anfangs die dazu zu wählende Metalle, und findet, daß ein cylindrischer Topf von Kupfer, mit eisernen Reifen umwunden, leichter und eben so dauerhaft ist, als wenn er mehrere Linien dick in einem Stücke gegossen wird. Den Deckel schraubt er mit vier Schrauben am Rande an, und fügt noch überdies, zumal bey größern Töpfen, vier starke Hacken bey, welche am Deckel befestigt sind, und in einen der eisernen Reife eingreifen. In den Deckel löthet Hr. Z. einen in den Topf herunterhangenden oben offenen Cylinder ein, worinn er 5 Theile Wismuth, 3 Theile Zinn, 2 Theile Bley in Fluß kommen läßt, welches schon bey dem 214ten Fahrenheitischen Grade von Wärme geschieht. In diesen Cylinder wird sodann ein Mercurialthermometer gestellt, und so lassen sich die Grade der Hitze, wenigstens bis zum Grade des siedenden Quecksilbers bestimmen. Ferner war Hr. Z. auch darauf bedacht, daß er ein Mittel fände, die Schnellkraft der Dünste zu bestimmen. Er giebt deren zwey

an, hat aber, da ihm das andere zu spät in Sinn kam, bey seinen Versuchen nur das erste gebraucht. Er stellt nemlich auf den Boden des Topfes ein mit Quecksilber gefülltes und bis nahe an den Deckel gehendes, oben offenes gläsernes Gefäßgen. Durch den Deckel läßt er eine gläserne Röhre in das Quecksilber herunter gehen. Bey der Erwärmung des Topfes wird das Quecksilber genöthigt in die Röhre so hoch zu steigen, bis sein Druck dem Drucke der Dünste das Gleichgewicht hält. In einigen Versuchen stieg das Quecksilber bis auf 130 Zoll, welches, den Druck der äussern Luft noch mit gerechnet, eine Kraft der Dünste anzeigt, die dem Druck einer über 4½ mal zusammengepreßten Luft gleich ist, ungeachtet die Wärme der Dünste unter 300 Fahrenheitischen Graden blieb. Hr. Z. fand im Gegentheile auch, daß wenn er nur die Luft in dem Kessel bis auf den 310ten Grad erwärmte, das Quecksilber nur die Höhe von 17 Zollen erreichte, welches, wenn man den Druck der äussern Luft zu 27 Zollen setzt, einen Druck von 44 Zollen giebt. Wir finden, daß dieses mit anderweitigen Erfahrungen übereinkömmt, und so folgt allerdings daraus, daß aller Druck, den die Dünste mehr äussern, nicht der Luft, sondern den Dünsten selbst müsse zugeschrieben werden. Das andere von Hrn. Z. in Vorschlag gebrachte Mittel besteht in einem Hebel, wodurch eine in den Deckel angebrachte Klappe durch angehenktes Gewicht herunter gedruckt wird. Das Gewicht wird hin und her geschoben, bis die Klappe von demselben eben soviel gedruckt wird, als die Dünste sie aufwärts drücken. Dieses Mittel hat nun zwar die Unbequemlichkeit und Gefahr zu brechen nicht, deren eine gläserne Röhre von 10. und mehr Fußen blos gesetzt ist. Hr. Z. merkt aber selbst an, daß es schwer ist, eine vollkommen schliessende Klappe zu erhalten, da die Dünste auch durch die kleinsten Risse und Fugen durchdringen. Auch kann dabey das allmählige Anwachsen der Schnellkraft und ihre jedesmalige Stärke nicht wohl und nur mit vieler Sorgfalt bestimmt werden, wenn das Gewicht am Hebel zu viel zurück geschoben wird, die Klappe aufspringt und die Fortsetzung des Versuches in Unordnung bringt. Wir begnügen uns, die neue Einrichtung des Topfes überhaupt angezeigt zu haben, um bey unseren Lesern die Vermuthung von sehr vielen damit angestellten Versuchen und daraus gezogenen Schlüssen zu erwecken. Hr. Z. hat sich darinn nicht nur nicht saumselig erzeigt, sondern verwundert sich mit Recht, daß man bisher Papins Erfindung nicht mehr zu nutzen bemüht gewesen. Ez.

8. Mathematick.

J. H. Lamberts Anmerkungen über die Branderschen Mikrometer von Glase und deren Gebrauch, nebst Beylagen die Geschichte und Vortheile dieser Erfindung betreffend, nemlich 1) Tobias Mayers Beschreibung eines neuen Mikrometers. 2) G. F. Branders Beschreibung des neuen Dioptrischen Sectors nebst einer zu dessen Gebrauch am Ende beygefügten sehr dienlichen Chordentabelle. 3) Eben desselben Beschreibung einer ganz neu verfertigten Libell- oder Nivelirwage nebst Kupfern. Augsburg, bey Eberhard Kletts sel. Wittib, 1769. 8. 3 Kupfert.

Mayer hat zu seinen Mikrometern die Linien von indianischer Tusche auf Glas getragen, weil er es für unmöglich hielt, sie sauber genug mit dem Diamant oder Feuerstein einzuschneiden. H. Brander aber schneidet sie würklich mit Diamant ein, und so zart und rein, daß sie, wie H. Lampert versichert, die Bewunderung der Kenner verdienen. Wir wissen aus eigner Erfahrung, daß es auch mit einer Stahlspitze sehr wohl angehet, Linien, so fein als man nur immer will und dabey sehr glatt, auf Glas zu zeichnen. Der dioptrische Sector misset Winkel bis auf 30 Grade. Das wesentliche seiner Einrichtung bestehet in einer auf Glas gezeichneten Scale, welche die Chorden der zu messenden Winkel abgiebt. Sie gehet deswegen durch das bewegliche Seherohr hindurch, und liegt beständig im Brennpunkte seines Augenglases. Die Genauigkeit gewinnet sehr dabey, daß die Bilder der Gegenstände mit dem Maaßstabe unmittelbar verglichen werden; da man hingegen bey den gewöhnlichen Werkzeugen erst die Gegenstände nach dem Kreutzfaden im Tubus richten, und alsdenn erst die Grade oder Abtheilung gegen den Index halten muß, und also Gelegenheit hat, zweymal zu fehlen. Was für Winkel zu den Sehnen der Branderschen Scale gehören, zeigt die hier angehängte Tabula chordarum a primo usque ad 30 gradum, denos scrupulos secundos determinantium assumto radio 5000. 0.

Die neue Branderſche Nivellierwage, die hier beſchrieben wird, iſt, ſo viel wir wiſſen, die nemliche die H. Lambert, in der von uns angezeigten Ausgabe der Picardiſchen Abhandlung vom Waſſerwägen, bereits beſchrieben hatte.

Zuſätze zu den Logarithmiſchen und Trigonometriſchen Tabellen zu Erleichterung und Abkürzung der bey Anwendung der Mathematick vorfallenden Berechnungen, ausgefertiget von J. H Lambert Berlin, bey Haude und Spener, 1770. 8. 14 Bogen.

Der berühmte H. Verf. ſagt in der Vorrede: Dieſe Sammlung macht übrigens ein Syſtem aus, welches ich vollſtändig würde gemacht haben, wenn mir, alles Beſinnens unerachtet, alles (eigentlich: nicht doch manches nicht) in Sinn gekommen wäre. Bey Anwendung der Mathematick kommen manche Zahlen, Verhältniſſe, Formeln und Rechnungen ſo oft vor, daß ſie eben deswegen ein für allemal gemacht und aufgezeichnet zu werden verdienen, damit man der Mühe, ſie immer von neuem zu finden, überhoben ſeyn könne. Das iſt der Grund ſo vieler Tabellen, die zuſammen ein Werk von vielen Folianten machen würden. Und doch können, mit groſſem Nutzen, immer noch neue hinzu kommen. Dergleichen ſind die gegenwärtige, an der Zahl vier und vierzig, groß und klein zuſammen gezählet. Ihre Einrichtung und Gebrauch werden in einer Einleitung in deutſcher Sprache gezeigt; die Ueberſchriften der Tabellen aber ſind, der Ausländer wegen, lateiniſch. Unſre Leſer verlangen wohl nicht, alle 44. hier zu leſen; aber einige der beträchtigſten müſſen wir doch anzeigen: Die erſte Tafel enthält die kleinſten Theiler aller derjenigen Zahlen von 1. bis 102000., die ſich durch 2, 3. oder 5. nicht theilen laſſen; in der Einleitung dazu wird dieſe, noch lange nicht genug ausgearbeitete, Materie mit verſchiedenen neuen Sätzen bereichert. Die ſechſte Tabelle beſtehet aus den Primzahlen von 1. bis 101999. Die 21te ſtellet die ſämtlichen Fälle der geradlinichten und der ſphäriſchen Trigonometrie vor. Tafeln zu Auflöſung der Gleichungen; zu Ausziehung der Wurzeln; zum Interpoliren; zu Erhebung einiger Formen unendlicher Reihen zu Dignitäten; und ſo ferner.

H.

D. I.

D. *I. Fr. Ackermann* Commentarius observationum Physico Astronomicarum et Meteorologicarum. Accedunt ejusdem Orationes duae Prorectorales, 1770. 4. Kiel bey Bartsch, 18 Bogen.

Das Jahr 1769. hatte für die Liebhaber der Sternkunde viel vorzügliches, da es nebst einer beträchtlichen Sonnenfinsterniß den Durchgang der Venus und des Merkurs vor der Sonne, und noch überdies einen Cometen von ansehnlicher Größe denselben zum Stoff ihrer Beobachtungen darbothe. Hr. Pr. Ackermann liefert hier die dahin gehörende Früchte seiner Bemühungen, das ist, seine Beobachtungen der Finsterniß des Durchganges der Venus und des Cometen, die allen Anschein der erforderlichen Genauigkeit haben. Auch beschreibt er das von ihm am ersten Merz 1769. beobachtete Zodiacallicht. Er sahe es 120 Grade lang, und dieses muß besonders zu Kiel in der dicken Seeluft etwas seltenes seyn. Die meteorologischen Beobachtungen sind von den Jahren 1767. und 1768. und geben den Stand des Barometers, Thermometers, die Winde und die Witterung täglich zweymal an. Die beyden Prorektoralreden beziehen sich auf die Umstände, dabey sie gehalten worden.

G. F. Kordenbusch Bestimmung der denkwürdigen Durchgänge der Venus durch die Sonne, der Jahre 1761. den 6ten Junii und 1769. den 3ten Junii, welche aus den besten Himmelstafeln nach verschiedenen Rechnungsarten berechnet, und wobey zugleich einige Beobachtungen des Durchganges im Jahr 1761. beygefügt worden, 1769. 4. Nürnberg, auf Kosten der Raspischen Buchhandlung, 12½ Bogen 2 Kupferplatten.

Wenn wir zu dem was dieser Tittel sagt, noch setzen, daß der Verfasser auch einige Belesenheit zu zeigen bemüht gewesen, so wird es so ziemlich die Recension ausmachen. Hr. K. hat sich 1769. den 3 Brachmonat, bey sehr geringer Hofnung, dennoch angelegen seyn lassen, ob er zu Nürnberg auf dem Schlosse wenigstens den Anfang des Eintritts der Venus in die Sonnenscheibe würde sehen können, er sahe aber die

Sonne desto mehr mit Wolken bedeckt, je mehr sie sich dem Niedergange näherte, und so mußte alle Hofnung vollends aufgegeben werden.

Des Saganschen Abbts von Felbiger Versuch die Höhe des Riesengebürgs zu bestimmen. Königsberg, bey Zeisens Wittwe und Hartungs Erben, 1769. 4. 2 Bogen.

Der Verfasser, welcher sich von Leuten von seinem Range durch vorzügliche Kenntnisse auszeichnet, machte sich eine in die Gegenden des Riesengebürgs 1766. gethane Reise zu nutze, die Höhe desselben zu bestimmen, und da es geometrisch nicht wohl geschehen konnte, es mit dem Barometer zu versuchen. Und dieses ließe sich desto sicherer vornehmen, da ihm die neuesten und durch die gröste Anzahl Versuche bewährt gefundene Tafeln der Barometerhöhen bekannt waren. Er konnte zwar dadurch nur die relative Höhe der sogenannten Schneekuppe über den Boden zu Grüßau finden, und diese ergab sich nach den Tafeln des de Lüc von 3405.7 nach den Lambertischen Tafeln von 3405 Fuß Parisermaaß. Zu gleicher Zeit hatte zu Breßlau Hr. Scheibel die Höhe des Barometers beobachtet, und dieser findet nach dem de Lüc, daß die Schneekuppe 4536 Pariserfuß über Breßlau erhöht ist. Noch fehlt also, daß man die mittlere Barometerhöhe zu Breßlau wisse, damit man die Höhe der Kuppe über das Meer dadurch bestimmen könne. Denn die von Hrn. S. zu Ende nach der Bernoullischen Formel beygefügte Rechnung taugt schlechthin nichts.

Caussa efficiens motus Astrorum ex principiis pyrotechnicae naturalis derivata, a quodam speculatore naturae, 1769. 8. $6\frac{1}{2}$ Bogen, 1 Kupferblatt. Danzig, bey Wedel.

Der ungenante Verfasser, welcher sich in der Vorrede mit I. K. S. I. unterzeichnet, und seine Schrift e Gedanensi specula naturae in die gelehrte Welt schickt, spricht von seiner Entdeckung mit vieler Mäßigung, und tröstet sich wenigstens damit, daß wenn sie auch sollte verworfen werden; sie doch wenigstens zum Behuf der Gelehrtengeschichte dienen könne, In der That ist diese auch das allgemeine Magazin aller

aller Meynungen die irrig sind, oder nicht Mode werden oder die Mode nicht überleben. Jedoch zur Sache. Der Verfasser fängt mit der Bemerkung an, daß der Mechanismus, nach welchem die Weltkörper sich bewegen und um ihre Axe sich wälzen noch nicht erfunden ist. Wir gestehen ihm dieses in so weit ganz gern zu. Nun glaubt er denselben gefunden zu haben. In Lustfeuern hat man Feuerräder, die so lange sich herum drehen, bis die daran angemachten Raqueten ausgebrandt sind. Die Sonne speyt ebenfalls in schiefer Richtung Feuer aus gegen den Aether, und damit dreht sie sich um ihre Axe. Der Aether wird aber dadurch in Bewegung gesetzt, und so reißt er die Planeten um die Sonne, die Satelliten um die Hauptplaneten mit sich fort ꝛc. Umständlichere Nachrichten, wie dieses zugeht und wiefern etwas davon wahr ist, muß man bey dem Verfasser selbst nachlesen. Der Mechanismus ist allerdings nicht schlechthin unmöglich, nur müßte er, wegen der bewunderungswürdigen Ordnung in dem Weltbau unendlich genauer eingerichtet seyn, als er bey den Raqueten und Feuerrädern ist. Ob er wirklich sey, ist sodann noch eine andere Frage, die man noch zur Zeit eher verneinen als bejahen wird.

J. E. Bode deutliche Abhandlung nebst einer allgemeinen Charte von dem bevorstehenden Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe am 3 Julii 1769. Zweyte Auflage. 8. 3 Bogen 1 Kupfer. Hamburg, 1769, bey Harmsen.

Diese zweyte Auflage ist durch kurze Zusätze um etwan eine halbe Octavseite vermehrt. Die Landcharte stellt die Erdfläche vor und ist nach der Lage der Länder illuminirt, wo der Berechnung zu folge 1. der Eintritt, 2. der Austritt, 3. beyde zugleich gesehen werden konnten. Die Abhandlung selbst giebt von der Sache so ziemlich einen Begriff. Zu Ende wird noch die, wenige Stunden nach der Erscheinung der Venus, erfolgte Sonnenfinsterniß und der am 9 November eben des Jahrs 1769. erfolgte Durchgang des Merkurs vor der Sonnenscheibe angezeigt. Und dabey gemeldet, daß sich dieser Durchgang den 2ten November 1776. wiederum ereignen wird.

P. Sigorgne Praelectiones Astronomiae Newtonianae ad usum studiosae juventutis, ab ipso

Auctore plurimum auctas et emendatas edidit *A. Fr. Boeckius*. Accessit epistola auctoris ad editorem de luce et attractione. Tubingae, 1769. 8. 16 Bogen 3 Kupferbl. Tübingen, bey Cotta.

Die Absicht des Verfassers war, zu zeigen, wie man sich von dem, was Newton vermittelst seiner Lehre von der Attraction in Ansehung der himmlischen Bewegungen, der Figur der Erde, der Ebbe und Fluth im Meere ꝛc. gefunden, ohne viel Berechnens und Kopfbrechens überhaupt einen Begriff machen kann, so daß man in diesen Sachen eben nicht ganz unwissend bleibt, und sich darauf hin besinnen kann, ob man Zeit, Lust, Muth und Kräfte hat, noch tiefer in die Geheimnisse des Himmels einzudringen. In dem beygefügten Briefe zeigt Sigorgne, wie er mit der Eulerschen Theorie des Lichtes, zumal in Absicht auf die Strahlenbrechung nicht zufrieden seyn kann. In der Vorrede werden die fürnehmsten und in der Astronomie brauchbarsten Eigenschaften der Ellipse angeführt, weil Sigorgne besorgte, sein Buch möchte auch solchen Lesern in die Hände fallen, die höchstens nur etwas von der Elementargeometrie gelernt haben.

C. Walthers Zimmerkunst, 1769. Fol. Augspurg, bey den Gebrüdern Veith, 18 Bogen nebst 35 Kupferbl.

Der Verfasser hat, nebst der Hydraulick, seine Anweisung zum Brückenbau bereits herausgegeben, und in sofern fährt er hier nur fort an den übrigen Theilen der Zimmerkunst zu arbeiten. Er liefert hier mehrere Arten von Thurmhauben und Kugelhelmen zu Bedeckung der Kirchthürme, und so auch die runden und ovalförmigen Zulagen mit Bund und Dachgesperren, Kuppeln mit hölzernen Gewölben, Kreutzdächer mit Walmen und Chorhauben, Glockenstühle und selbst auch die Angabe und Verzeichnung der Glocken (die zwar ein Zimmermann nicht zu verfertigen hat, wo es aber immer gut ist, wenn er die Ausmessungen derselben weis) Den Schluß machen mehrere Arten von Haupt- Wendel- und Schneckentreppen, sofern nemlich solche von Zimmerarbeit verlangt werden können. Bey dem ganzen Werke sind die Kupferplatten das fürnehmste, und diese werden im Texte der Ordnung nach er-

erläutert. Wir glauben auch, daß der Verfasser hiedurch seine Absicht, angehenden und theils unerfahrnen Zimmerleuten nützlich zu seyn, am besten erreicht habe. Die Kupfer sind zwar nicht von den prächtigsten, weil sie vermuthlich zu kostbar würden ausgefallen seyn, indessen ist die Zeichnung meistens gut und deutlich, und die Erläuterung hinlänglich.

A.

---

9. Geschichte, Geographie, Staatsrecht und Diplomatick.

Historisch-kritische Nachrichten von Italien, welche eine genaue Beschreibung dieses Landes, der Sitten und Gebräuche, der Regierungsform, Handlung, Oekonomie, des Zustandes der Wissenschaften, und insonderheit der Werke der Kunst, nebst einer Beurtheilung derselben, enthalten. Aus den neuesten französischen und englischen Reisebeschreibungen und aus eignen Anmerkungen zusammengetragen von D. J. J. Volkmann. Erster Band. Leipzig, bey Fritsch, 1770. gr. 8. 2 Alph.

La Lande vortrefliche Reisebeschreibung ist bey gegenwärtigem Werke zum Grunde gelegt worden. Der Uebersetzer hat nur einiges entbehrliche weggelassen, und dafür mit guter Beurtheilung aus Richard, Keyßler, Baretti, Cochin, Wright u. a. gesammlete Zusätze beygefügt. Aus seinen eignen Bemerkungen sind gleichfalls viele Zusätze hinzugekommen, die desto vorzüglicher sind, weil Hr. V. selbst anderthalb Jahre Italien durchreiset hat. Da er eine vorzügliche Stärke in Kenntniß der Kunstsachen besitzt, und dies Land davon den größten Vorrath hat, so konnte es wohl nicht anders seyn, als daß dieser Theil der Merkwürdigkeiten Italiens vorzüglich bearbeitet ward. Für einen Kenner und Liebhaber der Mahlerey, Bildhauer- und Baukunst, der das Vaterland dieser Künste kennen lernen will, wüsten wir also kein Buch, das zu dem Zwecke vollkommner und brauchbarer seyn könnte. Auch ein Gelehrter, sonderlich ein Alterthumsforscher, wird vieles daraus lernen. Die bey jeder Stadt befindliche Anzeige

der daselbst ehemals und itztlebenden berühmten Gelehrten ist sehr nützlich; so wie die kurze Geschichte, welche jeder der vornehmsten hier beschriebenen Stücke vorgesetzt ist.

Von den übrigen auf dem Titel angezeigten Merkwürdigkeiten ist hin und wieder verschiedenes bemerkt worden; doch wünschten wir, daß die Artickel von den Sitten und Gebräuchen, von der Oekonomie, und sonderlich die Naturhistorie, mehr bearbeitet wären. Die Sitten werden zu sehr von ihrer vortheilhaften Seite gezeigt, und man lernt das entnervte, faule und wollüstige Italien nicht genug kennen. Ueber die Naturhistorie, sonderlich von Toscana, hätte Targioni Tozzetti nachgesehn und das besondere daraus excerpirt werden mögen. Auf diese Weise wäre für Reisende von aller Art gesorgt worden. In Ansehung der italiänischen Musick wünschten wir, daß ihr itziger Zustand in Vergleichung mit dem vorigen geschildert würde; ein Kenner könnte alsdann sehen, wie viel der gute Geschmack und die Ausübung in dieser Kunst dort seit zwanzig Jahren verlohren haben, und manches Lob würde bestimmter und eingeschränkter seyn.

In gegenwärtigen Theile werden Savoyen, Piemont, Mayland, Parma und Piacenza, Modena, Bologna, Toscana und Lucca beschrieben. Das Museum zu Florenz wird sonderlich umständlich durchgegangen.

Die Vorrede beurtheilt die vornehmsten Reisebeschreibungen nach Italien mit Einsicht und Gerechtigkeit; welches auch in der Einleitung geschieht, die eine Art von zweyter Vorrede ist, und meistens von Abbt Richard herrühret. Von eben dem ist das chronologische Verzeichniß der italiänischen Mahler, welches wohl nur einigen Liebhabern der Mahlerey zu gefallen, mitgenommen worden. Einige Nachrichten von neuen Mahlern sind noch das beste darinn.

In der Vorrede S. 8. und abermals in der Einleitung S. 5. findet man Kriticken über die Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen, die nicht ungegründet seyn mögen, aber doch hieher nicht gehören.

Uebrigens ist die Schreibart dieser Nachrichten sehr angenehm. Wir hoffen bald die noch wichtigern Theile dieses Werks zu sehen, wofür der Herausgeber den größten Dank verdient, und welches nothwendig das Handbuch aller derer seyn muß, die Italien mit Nutzen besuchen wollen.

T.

Plan

Plan raisonné d'une histoire universelle et diplomatique de l'Europe depuis Charlemagne jusqu' à l'an 1740. par *Mr. Weguelin* de l'Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres de Prusse. à Berlin chés George Iaques Decker, 1769.

Ehe der Verf. seinen Plan selbst mittheilt, handelt er zuförderst von dem was der Geschichtschreiber einer Universalhistorie überhaupt zu thun hat. Er muß erstlich die Urkunden gebrauchen. Un recueil de Diplome est pour une histoire universelle, sagt er, ce qu'un Cabinet de Medailles est pour une histoire particuliere, woraus man denn schliessen könnte, als wenn der Gebrauch der Urkunden bey der Geschichte eines besondern Reichs, und der Münzen bey der Universalhistorie ganz ausgeschlossen wäre. Nun muß der Geschichtschreiber zweytens von den Begebenheiten durch Hülfe der Analogie und der Induction historique urtheilen. Die erste ist: l'Art de saisir la ressemblance des faits. Diese Aehnlichkeit liegt entweder in den handelnden Personen, oder in den Handlungen selbst. Von den letztern heißt es: S. VIII. Or les actions sont des tendances à produire de certains effets, qui par là même qu'ils sont semblables, etablissent et prouvent la ressemblance des forces, qui ont été mises en action pour les produire. Das würde nun wohl sehr gut seyn, wenn man nur allezeit von der Aehnlichkeit der Handlungen und Wirkungen vollkommen richtig urtheilen könnte. Eine Kleinigkeit, auch nur in den zufälligen Nebenumständen, die wir übersehen, auch wohl nie entdecken können, macht oft eine beträchtliche Verschiedenheit. Die Geschichte ist auch daher voll von Beyspielen, wo uns die Begebenheiten ganz etwas anders zeigen, als wir durch Vernunftschlüsse herausgebracht hatten. Von der Induktion heißt es: il faut savoir tirer de plusieurs faits semblables, comme d'autant de *premisses* de consequence vraies et lumineuses; maniere de raisonner, que l'on nomme l'induction historique. Diese Folgerungen sollen allgemeine politische Maximen seyn, welches eigentlich bey dem Geschichtschreiber ein großes Nebenwerk ist, und wobey sich ebendas noch bemerken läßt, was wir schon bey der Analogie erinnert haben. Der Plan selbst enthält sechs Aufgaben, (*Problemes*) aus deren *données*, durch eine gehörige Operation die

die Auflösung herausgebracht wird. Z. E. Probleme Q. L. abaissement de la maison de Charlemagne étant posé en fait; trouvés l'origine, l'acroissement et les modifications differentes du systeme féodal. Wenn der Verf. mit dieser Methode nur sagen will, daß man die Begebenheiten in ihrer Verbindung erzählen müßte, so ist das sehr richtig, aber nur nicht so neu als es in diesen fremden Ausdrücken klingt. Will er aber, daß man die Begebenheiten aus diesen datis gleichsam a priori herleiten solle, so wollen wir nicht sagen, was man von einer solchen Methode für eine Geschichte zu erwarten habe. Ueberhaupt steckt der Verf. bekannte Wahrheiten in schwere Kunstwörter, welches seinem Vortrage ein sehr vornehmes Ansehen giebt. Es scheint als wenn die wissenschaftliche Sprache, wenn man sie wird aus der Philosophie vertrieben haben, in der Geschichte einen Zufluchtsort finden solle, wodurch denn beyden Disciplinen gleich wenig wird geholfen seyn.

U.

Einleitung zur allgemeinen Weltgeschichte, in welcher von der Geschichte überhaupt, von der mathematischen und historischen Zeitrechnung, und von der mathematischen und natürlichen Erdbeschreibung, gründlich gehandelt wird. Mit einer Vorrede begleitet von D. Anton Friedrich Büsching, Königl. Preuß. Oberconsistorialrath, Direktor des Berlinischen Gymnasii, und der davon abhangenden Schulen. Berlin, 1769. bey Christian Friedrich Voß. Erster Theil, mit den beyden Vorreden 3 Alph. weniger 2 Bogen. Zweyter Theil, mit der Vorrede und dem Register 2 Alph. und 15 Bogen, nebst 4 Kupfertafeln, in gr. 8.

Unter dieser Aufschrift verkauft man jetzt ein Buch, das bereits in den Jahren 1765. und 1767. unter dem Titel: Allgemeine Geschichte der Welt und Natur, der Völker, der Staaten, der Kirche, der Wissenschaften und Künste: aus den Quellen selbst geschöpft, bey dem Verleger herausgekommen ist. Aber man verheelet dies nicht, wie oft geschieht, um die Käufer zu hintergehen; sondern der Herr Oberconsistorialrath Büsching, als der neue Vorredner, entdeckt die Ursache

von

von der Veränderung des Titels mit derjenigen Offenherzigkeit, die man von dem Charakter dieses Mannes, der eben so rechtschaffen als gelehrt ist, erwarten konnte. Der erste Gedanke, eine allgemeine Geschichte von solchem Umfange, wie der vormalige Titel angiebt, zu schreiben, wie auch die Ausarbeitung des ersten Theils derselben bis auf einige wenige Bogen, rührt von dem sel. Professor Adam Wilhelm Franzen zu Halle her. Der Plan war allerdings für einen Mann, wie Herr Franzen, welcher, der Sage nach, gleich anfangs mit einem geschwächten Körper an diese Arbeit gieng, viel zu weitläuftig, wenn man ihm auch alle dazu nöthige Geschicklichkeit hätte zutrauen können; auch starb Franzen wirklich noch vor der Vollendung des ersten Theils, welcher, nach seinem Entwurf, ungefähr ein Zwölftel des ganzen Werks seyn sollte. Noch gab der Verleger die Hofnung nicht auf, das angefangene Werk nach Franzens Plan fortgesetzet, und mit der Zeit vollendet zu sehen. Er fand den Herrn Rath Johann Christoph Adelung geneigt, auf der von Franzen geöfneten Laufbahn muthig fortzugehn, und man hat diesem auch die Ausarbeitung des zweyten Theils zu danken. Allein, da um diese Zeit andere Werke über die allgemeine Geschichte, denen das deutsche Publikum seinen Beyfall vorzüglich zuwandte, erschienen sind; so entschloß sich der Verleger, die Fortsetzung des seinigen, um nicht dabey in Schaden zu kommen, völlig aufzugeben. So, wie das Werk bisher verkauft wurde, kündigte der Titel nur 2 Theile eines weitläuftigen Ganzen, dessen Vollendung man noch zu erwarten hätte, an; aber so wie jetzt der Titel abgeändert worden ist, hat man ein völliges Ganzes vor sich, das man, seinem Inhalte nach, als eine vorläufige Einleitung zur Universalhistorie, zugleich neben denen Werken, die die Universalhistorie selbst enthalten, mit Nutzen gebrauchen kann. Dies wird aus der Anzeige des Inhalts, die wir jetzt davon geben wollen, noch deutlicher erhellen.

Den Anfang im ersten Theil macht eine allgemeine Vorbereitung zur Geschichte, bis S. 210.; alles übrige, und folglich bey weiten der größte Theil des Bandes, begreift des Verfassers Lehrgebäude der mathematischen, und ein Fragment der historischen Zeitrechnung in sich.

Die Vorbereitung handelt in 3. besondern Abschnitten von der Beschaffenheit der Historie, von ihrem Nutzen, und von der Art und Weise sie zu lernen. Der Verf. zeigt sich hier nicht blos als Sammler, sondern auch als Denker; er hat

die Gedanken anderer sehr glücklich mit seinen eigenen zu verbinden gewußt.

Das Lehrgebäude der Zeitrechnung besteht aus 2 Abtheilungen, wovon die eine die mathematische, S. 211. bis S. 544., und die andere die historische Zeitrechnung, S. 545-1020. enthält. Faßlichkeit und Gründlichkeit, zwo vorzügliche Gaben des sel. Franzen, empfehlen beyde Abhandlungen dem Leser. Freylich ein Historicker muß ungleich mehr von der Zeitrechnung verstehen, als man sie hier antrift; wiewohl doch auch manche, die Historicker von Profeßion seyn wollen, aber nur Quasimodogeniti sind, weil sie nicht von Jugend auf zur Historie erzogen würden, in dem Lehrgebäude des Verfassers ungemein viel, wo nicht fast alles, zu lernen finden werden. Eigentlich ist dieses ganze Lehrgebäude, so wie das Werk überhaupt, zum Gebrauche der Geschichtsliebhaber bestimmt, und diese werden gewiß hier alles aufs deutlichste und gründlichste beysammen vereiniget finden, was sie von der Zeitrechnung zu wissen brauchen: denn selbst auch der mathematischen Zeitrechnung hat der Verfasser das feyerliche wissenschaftliche Kleid ausgezogen, und ihr ein alltägliches, worinn sie jedermann erkennen kann, dafür gegeben. Man muß sich in der That über die besondere Geschicklichkeit des Verfassers verwundern, mit welcher er oft die schwersten und tiefsinnigsten Wahrheiten den gemeinsten Köpfen, wenn sie nur die gemeine Rechenkunst inne haben, verständlich gemacht hat. Dadurch ist nun zwar auch manchmal sein Vortrag etwas weitläuftig geworden: aber man kann ihm dieses um des wichtigen Endzwecks willen, den er dadurch zu erreichen suchte, ohne Ungerechtigkeit nicht als einen Fehler auslegen. Sonst ist das Werk, die Wahrheit zu gestehen, nicht ohne Mängel und Fehler; aber auch hierbey fällt ein Theil des Vorwurfs auf die Wissenschaft selbst, in welcher noch so viel Ungewisses und Unrichtiges angetroffen wird. Manche Schwierigkeiten hat der Verf. selbst schon gehoben, auch giebt er hie und da zu neuen Aussichten einen Fingerzeig; aber alles zu berichtigen und zu ergänzen, ist nicht das Werk eines einzigen, und noch weniger eines Compendienschreibers.

Sonst nimmt unser Verfasser in der historischen Zeitrechnung die Hebräische an, und nutzt dabey besonders des seligen Beers Abhandlungen zur alten Zeitrechnung und Geschichte; doch geht er nicht selten einige Schritte weiter, als sein gelehrter Vorgänger. Wir müssen noch bemerken, weil es nirgends angezeigt ist, daß zwar, nach der Anzeige des Inhalts

S.

S. 545., die Abhandlung von der historischen Zeitrechnung aus 23 Paragraphen bestehen, und bis nach Christi Geburt gehen sollte; allein sie begreift in der Ausführung selbst nur 18 Paragraphen, und erstreckt sich nicht weiter, als bis auf die Babylonische Gefangenschaft. Die übrigen 5 Paragraphen, vom 19ten bis zum 23ten, sind wegen des Todes des Verfassers gänzlich unausgeführt geblieben. Es macht jedoch diese Abhandlung ein brauchbares Ganzes aus, insoferne nemlich, weil sie sich mit einer Hauptepoche der Geschichte endiget. An sich ist sie freylich nur ein Fragment. Sehr unbequem ist es übrigens zum Nachschlagen, daß man, bey einer ungewöhnlichen Länge der Paragraphen (denn 38. derselben füllen im Buche 802 Seiten) nicht dafür gesorgt hat, daß der besondere Inhalt durch Columnentitel oder Marginalien angegeben worden. Im zweyten Bande ist diese Unbequemlichkeit größtentheils vermieden worden.

Wir kommen nun auf den zweyten Band, der, wie schon erinnert worden, den Herrn Adelung zum Verfasser hat. Da nach des seligen Franzen Entwurfe, und nach dem vormaligen Titel die Geschichte der Welt und Natur einen Theil dieses Werks über die Universalhistorie, und zwar den ersten desselben, ausmachen sollte; so wird man sich nicht darüber verwundern, daß die dazu gehörigen Materien großentheils in diesen zweyten Band abgehandelt worden. Herr Adelung hat alles unter zwo Wissenschaften gebracht. Die eine heißt er Lehrgebäude der mathematischen Erdbeschreibung, die er S. 1-136. mit vieler Deutlichkeit abgehandelt hat. Es folgt darinn Lulofs Einleitung zur mathematischen und physikalischen Kenntniß der Erdkugel nach der Kästnerischen Uebersetzung. Die andere Wissenschaft, die man sonst unter dem Namen der physikalischen Erdbeschreibung kennt, heißt bey Herrn Adelung Lehrgebäude der allgemeinen Naturgeschichte des Erdbodens. Dieses Lehrgebäude begreift in 9 Abschnitten, von S. 137-900., die Naturgeschichte der Dunstkugel: die Naturgeschichte des festen Landes, besonders nach Lehmanns Abhandlung von den Flötzgebirgen: die Naturgeschichte der Wasser auf dem festen Lande, theils nach Lulof, theils nach des Herrn Rath Baumers Naturgeschichte des Mineralreichs: die allgemeine Naturgeschichte des Meers zum Theil nach Lulof: eine Abhandlung von der innern Gestalt der Erdkugel: eine Nachricht von den täglichen Veränderungen auf der Oberfläche des festen Landes: von den täglichen Veränderungen des Meers und der Abnahme des Meerwässers; von den ehemaligen

ligen Hauptveränderungen des Erdbodens: endlich eine kurze Naturgeschichte des Mineralreichs, nach dem Baumerschen Buche. Diese wichtige Gegenstände sind, nach Verhältniß der dabey zum Grunde gelegten Bücher, bald gut, bald schlecht ausgeführt.

Druckfehler findet man in diesem Bande in so ungeheurer Anzahl, daß, wenn der Verleger sie nicht in einem Nachtrage vollständig auszeichnen läßt, das Buch, anstatt nützlich zu seyn, unter den Geschichtsliebhabern nichts als Schaden und Verwirrung anrichten muß. Bisweilen mögen auch wohl Gedächtnißfehler darunter seyn.

Dl.

Johann Jacob Mosers, Königl. Dänischen Etatsraths rc. neuestes Reichs-Staatshandbuch rc. Zweyter Theil. Frankfurt und Leipzig, 1769. 8. 540 Seiten.

Man findet hier viele interessante, theils auch wenigen noch bekannte neue Sachen. Man muß diesem Ehrenvollen Greisse für das deutsche Staatsrecht noch ein Leben wünschen; aber seine Betrachtungen da und dorten anzuhängen, dieses den Rechten der Stände doch im Grunde allemal unnachtheilige und indessen den Leser unterhaltende Vergnügen müßte ihm, nicht, wie in gegenwärtigen Theile geschehen, abgeschnitten werden. Wenn werden doch die deutsche Gelehrte einmal frey werden?

Hm*

D. Franz Dominikus Häberlins — römisches Conclave oder gründliche Nachricht von demjenigen, was von dem Todte eines Pabstes, bis zu der Wahl und Krönung eines neuen Pabstes in Rom vorzugehen pflegt. Nebst einer Nachricht von dem letztverstorbenen P. Clemens dem XIII. und dem Cardinals-Collegium überhaupt, aus zuverläßigen Scribenten und glaubwürdigen Dokumenten zusammen getragen. Halle, bey J. J. Curt, 1769. gr. 8. 11 Bogen.

Da die Umstände, mit welchen eine Pabstwahl pflegt verknüpft zu seyn, nicht einem jeden bekannt sind: so hat der Verf. für alle Arten von Lesern mit gegenwärtiger Nachricht sorgen, und darinnen umständlich zeigen wollen, wie es bey der Wiederbesetzung des päbstlichen Stuhls herzugehen pflege. Es gehört also diese Schrift unter diejenigen, welche den itztlebenden Lesern zu einigen Unterricht oder Erinnerung bereits bekannter, aber theils wieder vergessener Sachen dienen sollen. In den vorangesetzten Nachrichten von dem Leben und den vornehmsten Begebenheiten der Regierung des letztverstorbenen Pabstes ist alles beysammen gebracht, was hier und da von Klemens des 13. merkwürdigen Regierung zerstreuet gesagt ist.

Gründliche Nachricht von denen Ceremonien, welche jederzeit nach dem Absterben eines Pabstes ausser und in dem Conclave bis zur Wahl und Krönung eines neuen Pabstes vorgehen. Ingleichen von dem Ursprung, Hoheit und Würde der Kardinäle. Mit vielen Kupfern erläutert. Frankfurt und Leipzig, bey G. P. Monath, 1769. 8. 11 Bogen und 12 Kupfer.

Diese Nachricht erscheint wohl itzt nicht zum erstenmale, sondern muß bereits vor meist 50 Jahren zuerst herausgegeben seyn. Inzwischen unterrichtet sie doch einen neugierigen so nothdürftig von allem, was von dem jedesmaligen Hintritt eines Pabstes an bis zur Krönung des neuerwählten Pabstes nach dem römischen Zeremoniel beobachtet werden muß.

Bl.

Geschichte der Unterhandlungen des Belgrader Friedens von 1739. aus dem Französischen des Abbé Laugier, 2 Bände. Leipzig, 1769.

Ein Buch, welches für unsere Zeiten wegen der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der kriegerischen Umstände, immer anziehend seyn muß. Nachdem Laugier in der Eifersucht der Pforte über die durch Peters Genie anwachsende Macht des Rußischen Reichs, die Ursachen, und in der Verbindung des französischen Hofs mit den Türken die Mittel zu dem Kriege

 von

von 1738. gefunden, verfolgt er sogleich die mit dem Kriege fast immer fortgegangenen Friedens-Unterhandlungen. In der Erzählung der Begebenheiten des Feldzugs selbst ist er, seinem Plane nach, sehr kurz. In der Anzeige der gegenseitigen Friedensvorschläge hingegen oft bis zum Ueberfluß weitläuftig. Diejenigen, welche die feine Kunst gesandschaftlicher Unterhandlungen, den Scharfsinn allzeit seines Gegners schwache Seite zu entdecken und sich diese Entdeckung zu Nutze zu machen, die Vorsicht endlich, des andern Ränken auszuweichen, oder sie zu übertreffen, die, welche diese erlangen wollen, können von dem Verfasser lernen. Hingegen hat sich oft, in seine Entwickelung der geheimen Triebfedern, die Partheylichkeit gemischt, vor welcher ein Geschichtschreiber sich so sehr als vor der Eitelkeit immer witzig und spruchreich zu seyn, in acht nehmen muß. Die angehängten Urkunden machen einen schätzbaren Theil des Buchs aus.

Die Vollmachten für den bey diesem Friedensschlusse so hervorstechenden Marquis von Villeneuve, der ihn vermittelte; der Friedensartickel zwischen dem Kaiser und den Türken selbst, nach welchem Belgrad und Subach der Pforte wieder abgetreten, die Donau und Sau zur Gränze angenommen und die im Carlowitzer Traktat bestimmten Gränzen erneuert, die österreichische Wallachey mit Perischen und noch mehr Plätzen der Pforte überlassen worden, diese Artickel, die dem kaiserlichen Gesandten Grafen von Neuperg so nachtheilig wurden, den Traktat der Pforte mit Rußland, wornach Asoff gänzlich geschleift, den Russen eine neue Festung gegen über erlaubt, die Gränzen künftig durch Commissarien berichtiget, und die Streitigkeiten wegen des der Rußischen Kaiserin verweigerten kaiserlichen Titels, worüber man durch die Klugheit des französischen Gesandten so leicht hinweggegangen war, beygelegt werden sollen, und die nachherigen Erläuterungen dieses Friedensschlusses, alles dieses findet man hier gern beysammen.

Die Uebersetzung ist so fliessend, aber auch oft so matt wie das Original.

B.

Des Abbts von Saint-Real Abhandlungen über Gegenstände der alten und neuern Geschichte. Aus dem Französischen. Dritter Band. Riga, bey J. F. Hartknoch, 1769. 326 Seiten in gr. 8.

Mit

Wir berufen uns auf unser Urtheil über die beyden ersten Theile.*) In diesem findet man: Cäsarion, dritter und vierter Tag; Denkwürdigkeiten der Herzogin von Mazarin; Schreiben den Charakter der Herzogin von Mazarin betreffend; Historische Vorrede zu den Denkwürdigkeiten der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. vom Gebrauche der Geschichte; Moralische Abhandlungen. Ein Liebhaber der Geschichte, der liest, um denken zu lernen, wird alles nützen können, auch dasjenige was ihn blos belustigt, oder was er endlich gar, nachdem er es auf alle Seiten gewandt hat, wegwerfen muß: es wird ihn doch den Verf. oder seine Methode kennen lehren. Ein großer Theil verdient würklich den Namen eines Beytrags zur Philosophie der Geschichte. An gezierten, oder seichten, oder zu gedähnten Stellen, fehlt es unterdessen auch nicht. Die neuern Anekdoten, sonderlich aus der französischen Geschichte, mögen wohl glaubwürdiger seyn, als die meisten dieser Art. Wir denken auch noch an die Uebersetzung: sie spricht von Umwälzungen (revolutions) von einer Bizarrerie, u. d. gl. kann aber doch im Ganzen gefallen.

Gr.

Historische Erzählungen, die Denkungsart und Sitten der Alten zu entdecken. Zürich, bey Orell, Geßner und Compag. 1769. 17 Bogen 8.

Diese schweizerische Anekdoten sind ausser der Schweiz zwar wenig interessant; aber der Einfall des V. gewisse Handlungen, die sich durch etwas sonderbares auszeichnen und die von unsrer jetzigen Art zu denken und zu handeln sehr abweichen, zu sammlen, wenn sie auch an sich betrachtet unerheblich scheinen, ist doch aller Aufmerksamkeit würdig. Denn mehrere solche Sammlungen würden allerdings einmal den Stoff zu einer Geschichte der Sitten und Denkungsart unsrer Vorfahren enthalten, woran es uns noch zur Zeit fehlet, und die von einem philosophischen Kopfe bearbeitet, eben so angenehm als lehrreich seyn würde. Für wem wäre ein solches Unternehmen schicklicher als für unsere Archivarien, die hierzu gnug Muße und Gelegenheit haben, und oftmals Amts- und Berufs halber dicke Bündel alter Akten durchstöhren, wo ihnen, wenn sie nur einigen Bemerkungsgeist haben, eine Menge solcher Anekdoten, woraus sich die Denkungsart der Alten erläutern ließ, nothwendig in die Augen fallen muß. Vielleicht

 hilft

*) S. Anhang zur allgemeinen deutschen Bibliothek, S. 811.

hilft dieser Versuch in der Schweiz uns auf die Spur und veranlaßt ähnliche Sammlungen solcher Materialien, woraus sich mit der Zeit eine Geschichte der Sitten und Denkungsart unsrer Vorfahren nach den Abänderungen verschiedener Jahrhunderte weben läßt.

Op.

Italiänische Biographie, aus dem Französischen übersetzt. Nebst einer Vorrede von Hrn. Klotz. Erster Band. Frankfurt und Leipzig, bey Dodsley und Compagnie, 1769. 28 Bogen in 8. Zweyter Band eben daselbst, 1770. 29½ Bogen in 8.

Diese Lebensbeschreibungen lassen sich im französischen ziemlich wohl lesen. Der Uebersetzer ist unter denen die im Tagewerke übersetzen, eben nicht der schlechteste, aber warlich auch nicht der beste. Er übersetzt oft sehr steif, und zuweilen so falsch, daß man Mühe hat, den Sinn zu errathen.

Die in den beyden Vorreden des Hrn. Klotz enthaltene Sticheleyen auf Leßingen, auf Nicolai, auf die allgemeine deutsche Bibliothek, übergehen wir. Solche Armseligkeiten verdienen kaum erwähnt zu werden; Sie werden fast in allen Vorreden, mit denen itzt Hr. Kl. die Welt so häufig beschenkt, wiederholet und offenbaren, was Hr. Klotz so gern verbergen möchte, sein tiefverwundetes Herz. Aber einen groben Fehler, in den Hr. Klotz in Absicht auf den vornehmsten Verfasser dieser Lebensbeschreibungen verfällt, können wir nicht übergehen. Vielleicht lehret ihn dieser abermalige Beweis seiner wenigen Beurtheilungskraft, künftig über Sachen, die er nicht recht weis, nicht allzuvorschnell zu urtheilen.

In der Vorrede zum ersten Theile, lobt Hr. Kl. diese Lebensbeschreibungen. Besonders lobt er die Lebensbeschreibungen des Petrarchs und der Laura. Am Ende sagt er: „In „einer periodischen Schrift lese ich, daß Hr. San-Severino „viel Antheil an diesen Lebensbeschreibungen habe. Wenn „hier der Hr. San-Severino gemeynet wird, welcher des „Königs Kriegskunst in italiänische Verse übersetzt hat, so „kann ich diese Nachricht nicht glauben. Ich habe diesen „in Europa herumirrenden Italiäner, genau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und er besitzt nicht die Beurtheilungskraft und die Gelehrsamkeit, die aus diesen Lebensbeschreibungen hervorleuchtet.„ Wir wollen nicht untersuchen, wie genau die Bekanntschaft des Hrn. Klotz und des

Hrn.

Hrn. San-Severino gewesen sey, noch wie weit die Beurtheilungskraft und die Gelehrsamkeit des Hrn. Klotz hinreiche, um die Beurtheilungskraft und Gelehrsamkeit anderer zu schätzen. Diesmal muß sie doch wohl nicht hinreichend gewesen seyn, denn der gedachte Hr. San-Severino hat, unglücklicher Weise für Hrn. Klotz, den größten und besten Theil dieser Lebensbeschreibungen wirklich in Italiänischer Sprache geschrieben.

Wir haben einen schriftlichen Aufsatz des Hrn. S. S. der sich seit einigen Jahren in Berlin aufhält, gesehen, worinn er sich dieserhalb, auf das Italiänische Originalmanuscript beruft, das er noch in Händen hat, und das er mit verschiedenen Verbesserungen will drucken lassen, worinn er sich dieserhalb auf den parisischen Buchhändler Vincent beruft, der die französische Uebersetzung verlegt hat. Wie wohl hätte Hr. Kl. gethan, wenn er stille geschwiegen hätte, und nicht abermals hätte allzuweise thun wollen!

Daß die Lebensbeschreibungen von so verschiedener Güte sind, gehet folgendermaßen zu. Hr. San-Severino hat sein Italiänisches Manuscript dem Buchhändler Vincent in Paris überlassen, um es ins französische übersetzt, drucken zu lassen. Weil nun dieser Buchhändler zwey Bände haben wollte, und das Italiänische Manuscript nicht so stark war, so ließ er ohne Hrn. S. S. Vorwissen durch einen andern, allerhand Leben hinzusetzen, ja sogar Stücke aus dem Moreri abschreiben. Das Leben des Petrarch und der Laura, des Cesare Borgia und andere sind von Hrn. San-Severino.

Sr.

Kurzgefaßte historisch- politisch- geographische Abhandlung des Anfangs, Fortganges und Ende des jüdischen Reiches, von M. J. Cnopf. Bey George Peter Monath in Nürnberg, 1769. 8. 9½ Bogen nebst einer Landcharte.

Man siehe aus dieser geringen Anzahl von Bogen, daß die Abhandlung des Hrn. Cnopfs in der That sehr kurz gefaßt ist, und so kann sie, seiner Absicht gemäß, für Anfänger dienen. Sie zeigt ganz kurz seit Abrahams Zeiten die Hauptveränderungen des Jüdischen Landes an, und giebt für jeden Zustand desselben eine Verzeichniß der Oerter desselben an, nebst der Staatsverfassung, so wie sie bey jeder Veränderung anders war. Daß bey allem diesem nichts vollständiges seyn kön-

könne, versteht sich nicht nur aus der Kürze des Werkchens, sondern besonders auch daraus, daß wir ausser dem, was in der Schrift davon aufgezeichnet ist, wenig andere Quellen haben, woraus besonders für die ältern Zeiten, die Namen und fürnehmlich die Lage der Oerter, bestimmt werden könnte. Indessen hat sich der Verfasser die Bemühungen eines Hase, Harenberg, Schmied, Wells, Nolin und einiger anderer zu Nutze gemacht. Die Landcharte ist auf einem kleinen Bogen und sowol nach den Stämmen, als nach der von den Römern gemachten Abtheilung des Landes, eingetheilt, übrigens aber ein Abdruck einer bereits unter gleichem Titel besonders herausgekommenen Charte.

E*.

Sammlung historischer Schilderungen und Anekdoten berühmter Männer in alphabetischer Ordnung. Aus dem Französischen übersetzt. Erster Theil, von A — E. Leipzig, bey Junius, 1769. 744 Seiten. Zweyter Theil, von F — M. 1769. 769 Seiten, Dritter Theil, 1770. 844 Seiten in 8.

Anekdoten, auch in dem weitläuftigen Verstande, in dem sie der Verfasser laut des Vorberichts nimmt, müssen erstlich wahr seyn, und zweytens muß der Leser wissen, daß sie wahr sind: das ist, man muß citiren! Folglich sollte kein Franzos Anekdoten schreiben, denn diese Herren citiren nicht; noch weniger sollte sie ein deutscher Buchhändler übersetzen lassen, wenn er überlegte, daß den Deutschen mit halbwahren Anekdoten ohne Zusammenhang eben nicht gedienet ist. Zwar citiret der Verf. manchmal auch, aber so wie Franzosen citiren: er setzt am Ende eines Histörchens die Namen Thuanus, Strada, Hist. de la maison de Plantagenet par M. Hume &c. da suche nun einer! der Franzos wird sagen, er habe seinem Buche, das nur amusiren soll, kein gelehrtes Ansehen geben wollen? allein ich sage, er habe es deswegen nicht gethan, weil die Anzeige der Quellen, besonders wenn sie kurz ist, und blos den ersten Zeugen, nicht die späteren Nachschreiber, nahmhaft macht, überaus lästig, mühsam und verdrießlich sey. Aber in dem Falle hätte auch Bayles Wörterbuch nicht citirt werden dürfen; und gleichwol würde, ohne dieses und andre ähnliche Hülfsmittel der seichten historischen Lektur, diese Sammlung historischer Schilderungen nie zur Welt gekommen seyn.

Das

Das Buch hat übrigens gar nicht den geringsten Plan, weder in der Wahl der Personen, noch der Nachrichten von ihnen. Z. E. unter dem C kommen nicht blos Caligula, Carl der Große, Catilina, Cato, der Graf Caylus, Cäsar, Christina, Cicero, Colbert, Cromwell und Cujaz, sondern auch Campistron, Franz Cassander, Henrich Cochin und Cueva vor. Warum just diese gewählt worden, warum so viele andre für die Weltgeschichte ungleich interessantere Menschen übergangen worden, davon läßt sich wohl kein vernünftiger Grund angeben. Eben so streut der Verf. oft sehr unerhebliche, oft blos litterarische Nachrichten ein, er der doch nur belustigen, amusiren, mahlen will.

Anstatt das Buch in die deutsche Sprache zu übersetzen, hätte es völlig germanisirt werden sollen: man hätte dem Franzosen blos den Einfall abborgen, diesen aber mit deutscher Richtigkeit und Sorgfalt ausführen sollen. Man hätte mehr deutsche Charaktere, statt der vielen für uns unwichtigen Franzosen, wählen, und mehr Geschichte statt fader Declamation hineinbringen müssen. Wir haben von berühmten Deutschen nur folgende sieben angetroffen; Peter Anich (ein gelehrter Bauer im Tyrolischen) Carl der Große, Händel, Kleist E. von Mannsfeld, Moritz von Nassau, Moritz von Sachsen. Die Nachrichten von Kleist sind aus der französischen Uebersetzung des Ehrengedächtnisses im Journal etranger genommen. Alles was der französische Uebersetzer falsch verstanden, und ohne Noth hinzugesetzt hat, hat der deutsche Uebersetzer getreulich wieder ins Deutsche übersetzt.

Von seiner Urkunde sagt der Uebersetzer kein Wort: weder den Titel, noch den Ort und die Zeit ihrer Ausgabe, meldet er. Eine unverzeihliche Nachläßigkeit, deren sich gleichwol so viele unsrer deutschen Uebersetzer schuldig machen. Die Uebersetzung ist fast allenthalben unerträglich steif, und hin und wieder auch falsch.

M.

D. Anton Fried. Büschings, Königl. Preuß. Oberconsistorialraths und Direktors, neue Erdbeschreibung. Sechste rechtmäßige Auflage. Erster und zweyter Theil. Hamburg, bey Bohn, 1770. 8.

Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Auflage eines Werks, wofür Deutschland dem Verfasser eine Ehrensäule schuldig ist, nicht ohne merkliche Verbesserungen, die es

immer vervollkommenen, ans Licht treten werde. Man darf sich auch nicht darüber wundern; denn an einem solchen Werke ist immer zu feilen, und zu putzen. Es kann durch keinen andern Weg vollkommen werden, als eben durch neue Auflagen. Der zweyte Theil ist eher als der erste; nemlich schon im vorigen Jahre, abgedruckt. Keine Seite ist ohne merkliche Verbesserungen geblieben. Besonders hat der berühmte Verfasser die Beschreibungen vom rußischen, polnischen und preussischen Reich, von Siebenbürgen, von der Wallachey und Moldau, ganz umgearbeitet. Das Werk ist in die englische, holländische, französische und italiänische Sprache übersetzet worden, auch einige Stücke desselben in die rußische und polnische Sprache. Das aber ist uns nicht lieb, daß der berühmte V. in Ansehung der Fortsetzung des angefangenen Theils von Asia, nichts versprechen kann, wiewol seine Bibliothek von Asia, Afrika und Amerika schon aus einigen hundert Bänden besteht und noch immer vermehret wird. Wir wünschten, und wer wird es nicht mit uns wünschen, daß dem verdienten und größten Erdbeschreiber, der keine ihm gleiche Nachfolger haben wird, Muse und Mittel gegeben würden, dies vortrefliche Werk zu vollenden und frey von andern Geschäften sich der schweren und mühsamen Arbeit der Erdbeschreibung allein zu widmen. Königen und Fürsten wäre solches ein leichtes. Sollten wir nicht in unsern Zeiten hoffen, daß ein solches gemeinnütziges und unvergleichliches Werk durch Unterstützung der Großen werde befördert werden? oder soll die Nachwelt uns noch den Vorwurf machen, daß es durch unsere Schuld unvollendet geblieben?

---

10. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Platonis Dialogi duo, Cratylus et Theaetetus, graece e recensione *Henrici Stephani* varietate lectionis animadversionibus criticis brevibus illustrati ab *Io. Frid. Fischero*. Lips. sumt. I. Fr. Langenhemii, 1770. 212 Seiten 8.

Auf eben die Art, wie schon vor 10 Jahren vier bekannte Dialogi von ihm herausgegeben worden sind.

Sch.

Lit-

Litterarische Briefe an das Publikum. Erstes Paquet. Altenburg, Richter, 1769. 15 Bogen 8.

„Erster Brief.

„Mein Leser! Du, wer du auch bist, der du diese Bogen „in die Hand nimmst, du bist ein Theil von dem „Ganzen, an welches ich schreibe, ja, du bist derjenige, mit „dem ich eine geheime, redliche, und wie ich mir schmeichele, „nicht unnütze Correspondenz unterhalten will. Du hast sie „nöthig, und trügt mich meine Empfindung und der Grundsatz des Patriotismus nicht, so wirst du mein Freund seyn: „aber um ein Freund von mir zu seyn, um das Recht zu erhalten, daß diese Briefe an dich geschrieben sind, fodre ich „zwo Eigenschaften von dir, Unpartheylichkeit und Patriotismus.„ Willkommen, Bruder Briefsteller! Und wer bist denn du? „Kein Schüler von Klotzen; aber dennoch ein „Schüler von ihm, dem seine Schriften Lehrmeister wurden.„ Nun wohl! Und warum schreibst du denn? „Es ist nicht anmassender Stolz, o mein Vaterland, nicht Eitelkeit noch „Begierde, von dir gepriesen zu werden : : Uneigennütziger Patriotismus, Liebe, rein wie der entwölkte Himmel, „zum Wahren und Guten, rührende Empfindung über unsern gemeinschaftlichen Zustand, ein entdeckender Blick in „die Tage, die dich erwarten„ (ey, so bist du ja gar ein Prophet!) „ein Herz, das für deinen wahren Nutzen brennt — „siehe da die Quellen, aus welchen diese Bogen geflossen sind.„ Gewiß, der Mann verspricht viel, und verdient angehört zu werden! Allein er liebt in seinen XV Briefen das Schwatzen so sehr, daß wir ihm wenigstens eben so viel Blätter widmen müßten, wenn wir unsre Leser mit dem ganzen wichtigen Inhalt dieses Paquets bekannt machen wollten. Wir können uns kürzer fassen. Sein großes Vorhaben ist, Hrn. Klotzens Hauptfeinde, den Verf. der kritischen Wälder und den noch gefährlichern, der Antiquarischen Briefe völlig aufs Haupt zu schlagen! Und das thut er alles: S. 23. „Blos aus Liebe „zu dir, o mein Vaterland — nicht für Klotzen; er, dem „Melpomene willig die Schläfe mit Kränzen umwindet, der „invidia major-urbes relinquit, wie sein großes römisches „Vorbild, den der seelige Blick der eignen Zufriedenheit„ (merkt euch das, Feinde dieses großen Namens, und schweiget!) „über Lob und Tadel hinwegsetzt, er braucht mein Lob, „braucht meine Vertheydigung nicht.„ Und bey dem allen versichert er S. 209.: daß er keine Verbindlichkeit gegen Hrn.

Kl.

Kl. habe, ausser derjenigen, die jeder Leser, jeder Deutscher für ihn haben muß, „Ich vertheydigte ihn als Leser, ich lobte ihn, als Patriot.„ O des patriotischen Briefstellers! die glücklichen Wendungen, die er zum Lobe seines Helden zu nehmen weis, haben wir am meisten bewundert. Um z. E. gelegentlich das goldne Traktätlein de verecundia Virgilii zu retten, ließt er vorläufig im 8ten Briefe S. 103 : 122. dem armen Virgil gewaltig den Text — wer wird es wagen den Angeklagten zu vertheydigen? — Aber bey dem allen ist er ein treuherziger Biedermann. Freylich wirft er dem Verf. der kritischen Wälder unzüchtige Worte, Pöbelwitz, Zweydeutigkeiten und ungezogne Spöttereyen vor, und weil er „von der muntern und öfters nur allzu muntern Gesellschaft, „die unter dem Schutze eines verehrungswürdigen Namens „sich sicher gnug glaubte, alles was sie dachte frey heraus zu „sagen„ (Hällische deutsche Bibliothek steht in der Anmerkung) weil er von dieser den Namen des Verf. der K. W. gelernt hat, so kann er sich zwar auch nicht entbrechen, auszurufen: „ein Priester, der so schreibt — ich sage nichts. O „Riga! o Herr Pastor Herder! o Herr Pastor Herder! o „Riga!„ — Indessen versichert er uns am Schlusse dieses wohlgeschriebnen Briefes, daß „nicht Haß, nicht Bosheit, „sondern Wahrheitsliebe ihm diese unordentlich hingeworfnen „Gedanken über den Virgil u. s. w. eingegeben.„ Welcher Unpartheyische wollte dieser Versicherung nicht trauen. Unsere Bibliothek ist nun einmal in dem unglücklichen Verdacht bey ihm, daß sie sich für eine Schwester von den Litteraturbriefen ausgegeben, „von jenen Briefen, die durch Bitterkeit, Spott und Ausgelassenheit Aufsehn zu machen hoften„ — wie patriotisch geurtheilt! „Frechheit, Germwitz, seichter Französisinus und schwarze Parthenlichkeit scheinen itzt der Charakter einer Schrift zu seyn, die den stolzen Titel einer Bibliothek des deutschen Reiches führt,„ und unser Briefsteller beweist das so gründlich, wiewol mit bündiger Kürze in zehn Zeilen, daß wir unsre Augen gegen ihn aufzuschlagen uns kaum getrauen. Aber wir wollen uns seiner Freundschaft würdig zu machen suchen, wir wollen von nun an nicht nur Leßing in dem Streite mit Kl. für nicht mehr und nicht weniger als einen Sophisten (S. 211.) erklären, sondern auch die große und billig mehrmals von unserm Verf. wiederholte Entdeckung treu beherzigen und annehmen: „In Deutsch„land („ich wage es zu sagen, ich weis wie viel ich sage„)— Ey keine Complimente, Freund! nur heraus damit! — „war

„Klotz

„Klotz der erste, der uns die glückliche Verschwisterung der „alten und jüngern Musen recht lebhaft empfinden ließ; „Durch ihn verbreitete sich dieser gute und dabey nicht franz „zösische, sondern deutscher gesetzter Geschmack allgemein aus; „und die von Klotzen lernten, wollen itzt wider ihn kämpfen, „ u. s. w. Und wenn wir überzeugend gewahr werden (S. 30. u. fg. daß Ernesti und Geßner hier unsers Briefstellers Helden billig Platz machen müssen — Ernesti „verbittet hier seine Stelle selbst,„ und Geßnern, „ehe er an dieses Feld „kommen konnte, entriß die Parce, denn er war schon groß „gnug, um ewig zu seyn und der Genius Deutschlandes küßte „schon meinen, und o patriotischer Leser, deinen Klotz;„ (S. 31.) wenn wir das mit Ueberzeugung lesen, so fallen wir sogleich, von Bewundrung hingerissen, in das unmittelbare folgende Loblied mit ein: „Ihm war es vorbehalten ein Re„formator der Philologie in Deutschland zu werden; denn „welcher andrer Name gehört dem, der erst durch Lehren „und Beyspiel uns zeigte, wie man die Alten studieren müsse, „um sie für unsre Litteratur nützlich zu machen, wie man sie „nicht blos wörtlich erklären, sondern philosophisch verstehn „und mit Geschmack beurtheilen müsse!„ Und um uns vollends in seine Gunst wieder zu setzen, lesen wir mit ihm in dem Buche von geschnittnen Steinen S. 198. fgg. Die „ent„zückende Geschichte des Amors.„ Denn nun haben wir uns auch der segnenden Anrede unsers Correspondenten zu getrösten (S. 207.) „Leser von Geschmack und Gefühl! auch „der du ganz fremd in der Kunst bist! nichts mehr als diese „Seiten darfst du lesen, um einzusehn, wer Herr Klotz sey, „nichts mehr; um ihn mit warmer Empfindlichkeit zu lieben „und mit patriotischen Herzen zu verehren; nichts mehr, „um meine Vertheydigung für ihn gerecht, patriotisch, viel„leicht noch gar viel zu kalt zu finden.„

Wir hoffen, dies wenige werde gnug seyn, um unsre Leser auf das Lesen dieser Briefe, recht lüstern zu machen. Schließlich müssen wir nur noch unsers Freundes niedlichen Styl bey dem wir gern einige grammatikalische Kleinigkeiten — minima non curat Praetor z. E. das mehrmal vorkommende: „Leßing will Klotzen Lateinisch lernen,„ übersehen; über alles aber seinen ächten Witz rühmen. Denn wie viel Ehre macht es ihm doch, daß er Stellen der Bibel so allerliebst anzubringen weis; daß er z. E. bey der Vertheydigung der gründlichen weitläuftigen Belesenheit oder, welches einerley ist, der Citationen seines und unsers Klotzen frägt: gesetzt,

man

man sagte „dir zuweilen zu viel; siehst du darum so scheel, „daß man so gütig ist?„ Wie viel Ehre, wenn er dem Verf. der kritischen Wälder zu seiner Demüthigung zu verstehn giebt, daß er, ein Collaborator, Candidatus Theol. und Pastor wider den großen Klotz hadern wolle, wenn er — — doch gehab dich wohl, Bruder Briefsteller! „und liebe deinen „Freund.„

Zm.

Phädon. Aus dem Griechischen des Plato von J. B. Köhler, Prof. zu Kiel. Lübeck, bey Donatius, 1769. 10 Bogen 8.

Zu einer Zeit, da das vortrefliche Mendelssohnische Werk von Leuten aus allen Ständen, so begierig gelesen wird, hat Hr. K. vielen, die das Original nicht lesen können, keinen unangenehmen Dienst gethan, es übersetzt zu liefern. Solche Leser werden hieraus die Schrift kennen lernen, welche Hr. Mendelssohn zum Grunde gelegt, und worauf er ein so schönes neues Gebäude aufgeführet hat. Wir haben verschiedne Stellen der Uebersetzung mit dem Original verglichen und sie treu, doch nicht ängstlich, gefunden. Zuweilen geht der Uebersetzer von der gewöhnlichen Leseart ab, und giebt ganz feine und nicht übel ersonnene Veränderungen an. Auch eine hie und da eingestreute Anmerkung kann dem der Sache nicht gnug kundigen Leser gute Dienste thun. So weit Mendelssohn bey dem Griechen geblieben ist, finden wir diese Uebersetzung mit jenem ziemlich einstimmig; wir wollen das aber dem Uebersetzer keinesweges zum Nachtheil, sondern vielmehr zu seinem Lobe gesagt haben. Denn auch dieser Umstand kann der genannten Klasse von Lesern, für welche wir diese Uebersetzung nützlich halten, nützliche Dienste zu desto bequemerer Zusammenhaltung des alten und neuen Phädon leisten. Den Wunsch, den der Uebersetzer S. 39. äussert, „daß einmal jemand alle im „Phädon für die Unsterblichkeit der Seele vorgebrachten „Gründe genauer prüfen möchte;„ thun wir mit ihm. Mendelssohn hat zwar schon stillschweigend einen Theil dieses Wunsches dadurch erfüllt, daß er die seichten Platonischen Gründe weggelassen, und stärkre und wahre an ihre Stelle gesetzt hat; wenn aber ein Philosoph jenes ex professo thun wollte, so würde er unstreitig der Wahrheit einen neuen wichtigen Dienst leisten. Wir wünschen, daß Hr. Feder in Göttingen sich zu dieser Arbeit entschlösse; denn von ihm wissen wir, daß er

Plato's und Mendelssohn Phädon nach seiner Art, das heißt sehr reiflich und nicht erst seit kurzem durchgedacht hat.

Dr.

Novum Lexicon Latinum studiosae antiquarum Litterarum juventutis usibus accommodatum edidit *Gul. Crichthon*, Theol. et Philos. D. et Prof. in Acad. Viadr. scholae Frideric. Rector. Praemissa ad Virum ill. *Chr. Adolph. Klotzium* Epistola. Lemgow, in der Meyerischen Buchhandlung, 1769. I. B. Vocabula latina II. B. Vocabula germanica gr. 8. I B. 892 Seiten. II B. 842 Seiten.

Was den V. eigentlich bewogen hat, dieses Handwörterbuch nach so vielen andern ähnlichen Werken, die wir bereits haben, neu zu verfertigen, dies unsern Lesern anzuzeigen, müssen wir denen, die scharfsichtiger sind, oder des Herrn V. litteras de edendo lexico gesehen haben, überlassen. Eben die Unvollständigkeit und andere Unvollkommenheiten dieser Art Wörterbücher bemerken wir zwar auch an diesen, aber bey ihrer ganzen Einrichtung überhaupt, sind diese Mängel wohl unvermeidlich; wie es dabey anders ergehen soll, als daß sich junge Leute an das Wort für Wort aus einer Sprache in die andere übertragen gewöhnen und daß sie späte lateinisch denken lernen, sehen wir auch nicht. Das mühselige der Arbeit, hingegen erkennet man leichter, und die Brauchbarkeit derselben für arme studirende fällt auch aus dem Papier und Druck in die Augen. Denn die arme Jugend muß ja was schlechtes haben.

Die Zueignungsschrift ist ein so trotzig und verzagt Ding, als wir noch eines in seiner Art gesehen haben. Der Verf. klagt unter andern, daß sich die Gelehrten auf eine so unanständige Art zanken. Er redet seinen Freund an: „Optime „Klotzi! qui tam liberalis animi tui, quam ingenii atque „eruditionis memoriam immortalitati tradis. Auctor esto „pacis. Ne patere, ut viri docti de republica bene me„riti propter levissimas caussas conviciis lacerentur!„ O wie schön wäre es, wenn dies sein optimus Klotzius, thun wollte! Aber wir befürchten, Hr. C. hat sich an den unrechten Mann gewendet. Optimus Klotzius schimpft selbst noch

alle

alle Tage zur rechten und linken, so arg als er jemals auf Petrum Burmannum secundum geschimpft hat.

Livii Patavini Historiarum libri qui supersunt omnes ex recensione *Arn. Drakenborchii* cum indice rerum locupletissimo. Accessit praeter varietatem lect. Gronovianae et Creverianae Glossarium Livianum curante *Augusto Guil. Ernesti*. Tom. I. II. III. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1769. gr. 8. I B. 940 S. II B. 854 S. III B. 344 S. und 1 Alph. 3 Bogen Index.

Richtige Handausgaben von den Alten nach einem correcten Text ohne einen müßigen Schwall von Noten und Varianten sind immer das beste Geschenk, welches unsrer Jugend gemacht werden kann. Könnte ihnen nur auch der Preiß so erleichtert werden, daß er ihren geringen Kräften angemessen wäre. Herr E. verdient vielen Dank, daß er Deutschland vor einem neuen Abdruck der Clericschen Ausgabe mit ihren ungeheuren Druckfehlern bewahrt hat. Nur die am Rand derselben beygefügten Jahrzahlen ab V. C. hätten wir gewünscht beybehalten zu sehen; hätten die Freinsheimischen Supplemente noch in einen Band geworfen werden können, so, daß es jedem Käufer frey stand, den Livius ohne sie, oder sie ohne den Livius zu kaufen, so wäre vielen, welche die ganze Folge der Römischen Geschichte ununterbrochen vor sich zu haben wünschen, ein großer Gefalle geschehen; und so wär auch der Drackenborchische historische Index besser ganz beybehalten worden. Die Wahl des Textes und die Beyfügung der Varianten aus beyden Ausgaben, welche in so vieler Leser Händen sind, ist wohl überdacht. Das besondere Verdienst des Herrn E. um den Livius ist das Glossarium Livianum; welches vielleicht manchen zu kurz und unvollständig vorkommen wird, welche die Erklärung aller ihnen unverständlichen Stellen darinnen suchen. Aber ein Index mit dieser Aufschrift verspricht doch nur eigentlich das, was dem Schriftsteller eigen ist, was zu erst oder allein bey ihm vorkömmt, solche Wörter und Redensarten, die in eine etwas veränderte Bedeutung von gemeinem Gebrauch abgelenket sind, Erläuterungen überhaupt von solchen Stellen, deren Schwierigkeit in dem abweichenden Sprachgebrauch lieget. Innerhalb dieser

Grenz-

Grenzen zeigt auch Herr E. eine rühmliche Gelehrsamkeit, Kürze und Deutlichkeit.

D.

Joh. Ernst Fabers Anmerkungen zur Erlernung des Talmudischen, und Rabbinischen. Göttingen, 1770. 5 Bogen 8.

Vielleicht versteht sichs schon von selbst, daß der Verf. bey seinem Leser eine Bekanntschaft mit dem Hebräischen, oder andern morgenländischen Sprachen, voraussetzt. Und nach solcher Absicht ist diese Anweisung wohleingerichtet, und ungeachtet ihrer Kürze vollständig. Das erste Kapitel, welches statt einer Einleitung dienet, ist eigentlich kritisch; und enthält eine Vertheydigung des Rabbinischen gegen das Arabische, insofern beyde als Hülfsmittel und Erkenntnißquellen in der hebräischen Philologie betrachtet werden. Wir sehen es zwar überhaupt mit Vergnügen, daß der Verf. einem Studio wieder aufzuhelfen suchet, daß in den neuern Zeiten beynahe verdränget und verschrieen ist; und doch gewiß seinen guten Nutzen hat. Aber er wird uns nicht verdenken, in einigen Stücken nicht völlig seiner Meynung zu seyn. Vors erste glauben wir, daß das Arabische noch immer insofern einen großen Vorzug verdienet, weil es mehr Muttersprache ist, als das Rabbinische. Und dieser Umstand ist doch in der Kritick wichtig. Zweytens scheint der Verf. an verschiedene Stellen anzunehmen, oder gar zu billigen, daß man die Bedeutung eines zweifelhaften hebräischen Worts aus einem einzigen von den verwandten Dialekten z. E. dem Arabischen oder Rabbinischen allein, bestimmen dürfe. Ein solches Verfahren scheint uns allemal zu dreist. Wir glauben vielmehr, man müsse vors erste bey dem einen Worte so viele von den verwandten Dialekten als möglich, zu Rathe ziehen; und zweytens, die gegebne Erklärung des althebräischen Worts, als das Resultat dieser Vergleichungen, müsse dennoch allemal nur dialektmäßig ausfallen. — Näher uns hierüber zu erklären, verbietet der Raum — Die gewagten Verdeutschungen der Kunstwörter, als Kehlbuchstaben, Endnahmenzeichen u. d. gl. wollen wir nicht bemerken; da der Verf. sich desfalls in der Vorrede entschuldiget.

Mn.

II. Gelehrte Geschichte.

Vitae professorum juris, qui in academia Altdorfina inde ab ejus jactis fundamentis vixerunt, ex monumentis fide dignis descriptae a *Carolo Sebastiano Zeidler*, Senatus Norimbergensis Secretario et civitatis Syndico. Norimbergae, impensis Georgii Petri Monath, 1770. 4. 1 Alphab. 6 Bogen.

Man findet hier acht Lebensbeschreibungen. Die vom Johann Thomas Freigius, Johann Busenreut, Hubert Giphan, Matthias von Inden, und Peter van Wesembeck sind von dem Herausgeber. Die vom Hugo Donell hat den Scipio Gentilis, die vom Scipio Gentilis den Michael Piccart, und die vom Konrad von Rittershausen dessen Sohn, Georg, zum Verfasser. Doch sind auch diese mit Zeidlerischen Anmerkungen begleitet.

Wenn man hier alles das suchet, was die Pflicht eines Biographen zu erfordern scheint, richtig und unpartheyisch geschilderte Charaktere, genaue Bemerkungen von dem Einflusse der Lebensumstände in die Werke selbst, und von dem Fortgange und der Veränderung der Einsichten der Gelehrten, die man beschreiben will, so wird man sich in seiner Erwartung betrogen sehen. Indessen ist dies Buch nicht ganz ohne Nutzen; und wer die Gedult besitzet, sich durch unwichtige Complimentenbriefe, übertriebene Lobeserhebungen, schlechte Inschriften und dergleichen durchzuarbeiten, der wird hie und da seine Neugierde befriedigen, und, zwar nicht eigentlich Lebensbeschreibungen, aber doch brauchbaren Stof dazu, und weitläuftige Verzeichnisse von Schriften antreffen.

Insonderheit hätten die Nachrichten von Rittershausen wenigstens bis auf die Hälfte verkürzt werden können.

Tn.

Lobschrift auf G. W. Freyherrn von Leibnitz, von A. G. Kästner. Altenburg, bey Richtern, 1769. 8.

Nur wenige Blätter; aber von einem Manne geschrieben, der durch seine eigene Größe im Stande war, einen grossen Mann zu beurtheilen. Wie sehr würde sich Herr

Kästner die gelehrte Welt verbinden, wenn er das, was er hier nur angegeben hat, ausführte, und uns ein vollständiges Gemählde von dem vortreflichen Geiste lieferte, den Deutschland mehr als einem der grössten Ausländer entgegenstellet. Eine Schrift, die dem eigenthümlichen in Leibnitzens ganzer Denkungsart nachspürte und die Genealogie seiner kühnen und grossen Ideen in ihr wahres Licht setzte, die uns sein ganzes System auf einmal und unter dem rechten Gesichtspunkte übersehen liesse, die ihn an die äussersten Gränzen der Erkenntniß begleitete, und mit philosophischen Bemerkungen über dieselben zurückkäme; eine solche Schrift würde eben so rühmlich für ihren Verfasser als für das Vaterland seyn, und jeder Philosoph würde sie als einen wichtigen Beytrag zur Geschichte des menschlichen Geistes schätzen. Und diese würde uns Hr. K. geben können. Auch schon diese wenigen einzelnen Anmerkungen zeigen ihn als den rechten Mann dazu.

Wir wollten dann nichts, als das einzige wünschen, daß H. Kästner das Leibnitzische System, und wenn es auch noch so kühn oder so irrig wäre, durch keine mildere, aber gekünstelte Erklärung zu retten suchte. Die Wahrheit würde vielleicht am wenigsten darunter leiden; aber Leibnitz würde sicher dabey verliehren; denn gesetzt auch, daß er fruchtlose Versuche gethan hat, so hat er gleichwol durch die Art, wie er sie gethan hat, die Größe seines Genies bewiesen. Es mag nach aller Wahrscheinlichkeit falsch seyn, daß die einfachen Substanzen der Körper eine vorstellende Kraft der Welt, im eigentlichen Verstande dieses Worts, besitzen. Es mag dieses, wie H. K. will, nur insoferne gesagt werden können, als ein höherer Geist aus dem Zustande eines einzigen Dinges in der Welt, den Zustand der ganzen Welt, vermöge des allgemeinen Zusammenhanges einsehen kann; So ist doch fürs erste gewiß, daß Leibnitz unter dem Worte Vorstellung die Vorstellung des Dinges selbst verstanden hat, und fürs andre erkennt man in dieser Idee den Schwung eines Genies, das man in der Kästnerschen Erklärung nothwendig vermissen muß. Sie verräth nicht allein ein wahrhaftig philosophisches Bestreben, die Natur zu ergründen und das Wesen aller Dinge, auch der Körperwelt, zu erforschen, sondern auch seinen glücklichen und originellen Geist, womit er den einzigen möglichen Weg gefunden hat, auf welchem Menschen zu diesen Erkenntnisse, wenn es noch in ihrer Sphäre läge, allein müßten gelangen können. — Es ist ein ebenso alter als wahrer Satz

immer vervollkommenen, ans Licht treten werde. Man darf sich auch nicht darüber wundern; denn an einem solchen Werke ist immer zu feilen, und zu putzen. Es kann durch keinen andern Weg vollkommen werden, als eben durch neue Auflagen. Der zweyte Theil ist eher als der erste, neinlich schon im vorigen Jahre, abgedruckt. Keine Seite ist ohne merkliche Verbesserungen geblieben. Besonders hat der berühmte Verfasser die Beschreibungen vom rußischen, polnischen und preußischen Reich, von Siebenbürgen, von der Wallachey und Moldau, ganz umgearbeitet. Das Werk ist in die englische, holländische, französische und italiänische Sprache übersetzet worden, auch einige Stücke desselben in die rußische und polnische Sprache. Das aber ist uns nicht lieb, daß der berühmte V. in Ansehung der Fortsetzung des angefangenen Theils von Asia, nichts versprechen kann, wiewol seine Bibliothek von Asia, Afrika und Amerika schon aus einigen hundert Bänden besteht und noch immer vermehret wird. Wir wünschten, und wer wird es nicht mit uns wünschen, daß dem verdienten und größten Erdbeschreiber, der keine ihm gleiche Nachfolger haben wird, Muse und Mittel gegeben würden, dies vortrefliche Werk zu vollenden und frey von andern Geschäften sich der schweren und mühsamen Arbeit der Erdbeschreibung allein zu widmen. Königen und Fürsten wäre solches ein leichtes. Sollten wir nicht in unsern Zeiten hoffen, daß ein solches gemeinnütziges und unvergleichliches Werk durch Unterstützung der Großen werde befördert werden? oder soll die Nachwelt uns noch den Vorwurf machen, daß es durch unsere Schuld unvollendet geblieben?

---

10. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Platonis Dialogi duo, Cratylus et Theaetetus, graece e recensione *Henrici Stephani* varietate lectionis animadversionibus criticis brevibus illustrati ab *Io. Frid. Fischero*. Lips. sumt. I. Fr. Langenhemii, 1770. 212 Seiten 8.

Auf eben die Art, wie schon vor 10 Jahren vier bekannte Dialogi von ihm herausgegeben worden sind.

Sch.

Lit-

Litterarische Briefe an das Publikum. Erstes Paquet. Altenburg, Richter, 1769. 15 Bogen 8.

„Erster Brief.

„Mein Leser! Du, wer du auch bist, der du diese Bogen „in die Hand nimmst, du bist ein Theil von dem „Ganzen, an welches ich schreibe, ja, du bist derjenige, mit „dem ich eine geheime, redliche, und wie ich mir schmeichele, „nicht unnütze Correspondenz unterhalten will. Du hast sie „nöthig, und trügt mich meine Empfindung und der Grund„satz des Patriotismus nicht, so wirst du mein Freund seyn: „aber um ein Freund von mir zu seyn, um das Recht zu er„halten, daß diese Briefe an dich geschrieben sind, fodre ich „zwo Eigenschaften von dir, Unpartheylichkeit und Patrio„tismus.„ Willkommen, Bruder Briefsteller! Und wer bist denn du? „Kein Schüler von Klotzen; aber dennoch ein „Schüler von ihm, dem seine Schriften Lehrmeister wurden.„ Nun wohl! Und warum schreibst du denn? „Es ist nicht an„massender Stolz, o mein Vaterland, nicht Eitelkeit noch „Begierde, von dir gepriesen zu werden : : Uneigennützi„ger Patriotismus, Liebe, rein wie der entwölkte Himmel, „zum Wahren und Guten, rührende Empfindung über un„sern gemeinschaftlichen Zustand, ein entdeckender Blick in „die Tage, die dich erwarten„ (ey, so bist du ja gar ein Prophet!) „ein Herz, das für deinen wahren Nutzen brennt — „siehe da die Quellen, aus welchen diese Bogen geflossen sind.„ Gewiß, der Mann verspricht viel, und verdient angehört zu werden! Allein er liebt in seinen XV Briefen das Schwatzen so sehr, daß wir ihm wenigstens eben so viel Blätter widmen müßten, wenn wir unsre Leser mit dem ganzen wichtigen Inhalt dieses Paquets bekannt machen wollten. Wir können uns kürzer fassen. Sein großes Vorhaben ist, Hrn. Klotzens Hauptfeinde, den Verf. der kritischen Wälder und den noch gefährlichern, der Antiquarischen Briefe völlig aufs Haupt zu schlagen! Und das thut er alles: S. 23. „Blos aus Liebe „zu dir, o mein Vaterland — nicht für Klotzen; er, dem „Melpomene willig die Schläfe mit Kränzen umwindet, der „invidia major urbes relinquit, wie sein großes römisches „Vorbild, den der seelige Blick der eignen Zufriedenheit„ (merkt euch das, Feinde dieses großen Namens, und schweiget!) „über Lob und Tadel hinwegsetzt, er braucht mein Lob, „braucht meine Vertheydigung nicht.„ Und bey dem allen versichert er S. 209.: daß er keine Verbindlichkeit gegen Hrn. Kl.

Kl. habe, ausser derjenigen, die jeder Leser, jeder Deutscher für ihn haben muß, „Ich vertheydigte ihn als Leser, ich lobte ihn, als Patriot.„ O des patriotischen Briefstellers! die glücklichen Wendungen, die er zum Lobe seines Helden zu nehmen weis, haben wir am meisten bewundert. Um z. E. gelegentlich das goldne Traktätlein de verecundia Virgilii zu retten, ließt er vorläufig im 8ten Briefe S. 103 / 122. dem armen Virgil gewaltig den Text — wer wird es wagen den Angeklagten zu vertheydigen? — Aber bey dem allen ist er ein treuherziger Biedermann. Freylich wirft er dem Verf. der kritischen Wälder unzüchtige Worte, Pöbelwitz, Zweydeutigkeiten und ungezagne Spöttereyen vor, und weil er „von der muntern und öfters nur allzu muntern Gesellschaft, „die unter dem Schutze eines verehrungswürdigen Namens „sich sicher gnug glaubte, alles was sie dachte frey heraus zu „sagen,„ (Hallische deutsche Bibliothek steht in der Anmerkung) weil er von dieser den Namen des Verf. der K. W. gelernt hat, so kann er sich zwar auch nicht entbrechen, auszurufen: „ein Priester, der so schreibt — ich sage nichts. O „Riga! o Herr Pastor Herder! o Herr Pastor Herder! o „Riga!„ — Indessen versichert er uns am Schlusse dieses wohlgeschriebnen Briefes, daß „nicht Haß, nicht Bosheit, „sondern Wahrheitsliebe ihm diese unordentlich hingeworfnen „Gedanken über den Virgil u. s. w. eingegeben.„ Welcher Unpartheyische wollte dieser Versicherung nicht trauen. Unsere Bibliothek ist nun einmal in dem unglücklichen Verdacht bey ihm, daß sie sich für eine Schwester von den Litteraturbriefen ausgegeben, „von jenen Briefen, die durch Bitterkeit, Spott und Ausgelassenheit Aufsehn zu machen hoften,„ — wie patriotisch geurtheilt! „Frechheit, Germwitz, seichter Französismus und schwarze Partheylichkeit scheinen itzt der Charakter einer Schrift zu seyn, die den stolzen Titel einer Bibliothek des deutschen Reiches führt,„ und unser Briefsteller beweist das so gründlich, wiewol mit bündiger Kürze in zehn Zeilen, daß wir unsre Augen gegen ihn aufzuschlagen uns kaum getrauen. Aber wir wollen uns seiner Freundschaft würdig zu machen suchen, wir wollen von nun an nicht nur Leßing in dem Streite mit Kl. für nicht mehr und nicht weniger als einen Sophisten (S. 211.) erklären, sondern auch die große und billig mehrmals von unserm Verf. wiederholte Entdeckung treu beherzigen und annehmen: „In Deutschland („ich wage es zu sagen, ich weis wie viel ich sage„) — Ey keine Complimente, Freund! nur heraus damit! — „war

„Klotz

„Klotz der erste, der uns die glückliche Verschwisterung der „alten und jüngern Musen recht lebhaft empfinden ließ: „Durch ihn verbreitete sich dieser gute und dabey nicht fran„zösische, sondern deutscher gesetzter Geschmack allgemein aus, „und die von Klotzen lernten, wollen itzt wider ihn kämpfen„ u. s. w. Und wenn wir überzeugend gewahr werden (S. 30. u. fg. daß Ernesti und Geßner hier unsers Briefstellers Helden billig Platz machen müssen — Ernesti „verbittet hier seine Stelle selbst„ und Geßnern, „ehe er an dieses Feld „kommen konnte, entriß die Parce, denn er war schon groß „gnug, um ewig zu seyn und der Genius Deutschlandes küßte „schon meinen, und o patriotischer Leser, deinen Klotz;„ (S. 31.) wenn wir das mit Ueberzeugung lesen, so fallen wir sogleich, von Bewundrung hingerissen, in das unmittelbare folgende Loblied mit ein: „Ihm war es vorbehalten ein Re„formator der Philologie in Deutschland zu werden; denn „welcher andrer Name gehört dem, der erst durch Lehren „und Beyspiel uns zeigte, wie man die Alten studieren müsse, „um sie für unsre Litteratur nützlich zu machen, wie man sie „nicht blos wörtlich erklären, sondern philosophisch verstehn „und mit Geschmack beurtheilen müsse!„ Und um uns vollends in seine Gunst wieder zu setzen, lesen wir mit ihm in dem Buche von geschnittnen Steinen S. 198. fgg. Die „ent„zückende Geschichte des Amors.„ Denn nun haben wir uns auch der segnenden Anrede unsers Correspondenten zu getrösten (S. 207.) „Leser von Geschmack und Gefühl! auch „der du ganz fremd in der Kunst bist! nichts mehr als diese „Seiten darfst du lesen, um einzusehn, wer Herr Klotz sey, „nichts mehr, um ihn mit warmer Empfindlichkeit zu lieben „und mit patriotischen Herzen zu verehren, nichts mehr, „um meine Vertheydigung für ihn gerecht, patriotisch, viel„leicht noch gar viel zu kalt zu finden.„

Wir hoffen, dies wenige werde gnug seyn, um unsre Leser auf das Lesen dieser Briefe, recht lüstern zu machen. Schließlich müssen wir nur noch unsers Freundes niedlichen Styl bey dem wir gern einige grammatikalische Kleinigkeiten — minima non curat Praetor z. E. das mehrmal vorkommende: „Leßing will Klotzen Lateinisch lernen,„ übersehen; über alles aber seinen ächten Witz rühmen. Denn wie viel Ehre macht es ihm doch, daß er Stellen der Bibel so allerliebst anzubringen weis; daß er z. E. bey der Vertheydigung der gründlichen weitläuftigen Belesenheit oder, welches einerley ist, der Citationen seines und unsers Klotzen frägt: gesetzt,

man

man sagte „dir zuweilen zu viel; siehst du darum so scheel, „daß man so gütig ist?„ Wie viel Ehre, wenn er dem Verf. der kritischen Wälder zu seiner Demüthigung zu verstehn giebt, daß er, ein Collaborator, Candidatus Theol. und Pastor wider den großen Klotz hadern wolle, wenn er — — doch gehab dich wohl, Bruder Briefsteller! „und liebe deinen „Freund.„

Zm.

Phädon. Aus dem Griechischen des Plato von J. B. Köhler, Prof. zu Kiel. Lübeck, bey Donatius, 1769. 10 Bogen 8.

Zu einer Zeit, da das vortrefliche Mendelssohnische Werk von Leuten aus allen Ständen, so begierig gelesen wird, hat Hr. K. vielen, die das Original nicht lesen können, keinen unangenehmen Dienst gethan, es übersetzt zu liefern. Solche Leser werden hieraus die Schrift kennen lernen, welche Hr. Mendelssohn zum Grunde gelegt, und worauf er ein so schönes neues Gebäude aufgeführet hat. Wir haben verschiedne Stellen der Uebersetzung mit dem Original verglichen und sie treu, doch nicht ängstlich, gefunden. Zuweilen geht der Uebersetzer von der gewöhnlichen Leseart ab, und giebt ganz feine und nicht übel ersonnene Veränderungen an. Auch eine hie und da eingestreute Anmerkung kann dem der Sache nicht gnug kundigen Leser gute Dienste thun. So weit Mendelssohn bey dem Griechen geblieben ist, finden wir diese Uebersetzung mit jenem ziemlich einstimmig; wir wollen das aber dem Uebersetzer keinesweges zum Nachtheil, sondern vielmehr zu seinem Lobe gesagt haben. Denn auch dieser Umstand kann der genannten Klasse von Lesern, für welche wir diese Uebersetzung nützlich halten, nützliche Dienste zu desto bequemerer Zusammenhaltung des alten und neuen Phädon leisten. Den Wunsch, den der Uebersetzer S. 39. äussert, „daß einmal jemand alle im „Phädon für die Unsterblichkeit der Seele vorgebrachten „Gründe genauer prüfen möchte;„ thun wir mit ihm. Mendelssohn hat zwar schon stillschweigend einen Theil dieses Wunsches dadurch erfüllt, daß er die seichten Platonischen Gründe weggelassen, und stärkre und wahre an ihre Stelle gesetzt hat; wenn aber ein Philosoph jenes ex professo thun wollte, so würde er unstreitig der Wahrheit einen neuen wichtigen Dienst leisten. Wir wünschen, daß Hr. Feder in Göttingen sich zu dieser Arbeit entschlösse; denn von ihm wissen wir, daß er

Pla=

Plato's und Mendelssohn Phädon nach seiner Art, das heißt sehr reiflich und nicht erst seit kurzem durchgedacht hat.

Dr.

Novum Lexicon Latinum studiosae antiquarum Litterarum juventutis usibus accommodatum edidit *Gul. Crichthon*, Theol. et Philos. D. et Prof. in Acad. Viadr. scholae Frideric. Rector. Praemissa ad Virum ill. *Chr. Adolph. Klotzium* Epistola. Lemgow, in der Meyerischen Buchhandlung, 1769. I. B. Vocabula latina II. B. Vocabula germanica gr. 8. I B. 892 Seiten. II B. 842 Seiten.

Was den V. eigentlich bewogen hat, dieses Handwörterbuch nach so vielen andern ähnlichen Werken, die wir bereits haben, neu zu verfertigen, dies unsern Lesern anzuzeigen, müssen wir denen, die scharfsichtiger sind, oder des Herrn V. litteras de edendo lexico gesehen haben, überlassen. Eben die Unvollständigkeit und andere Unvollkommenheiten dieser Art Wörterbücher bemerken wir zwar auch an diesen, aber bey ihrer ganzen Einrichtung überhaupt, sind diese Mängel wohl unvermeidlich; wie es dabey anders ergehen soll, als daß sich junge Leute an das Wort für Wort aus einer Sprache in die andere übertragen gewöhnen und daß sie späte lateinisch denken lernen, sehen wir auch nicht. Das mühselige der Arbeit, hingegen erkennet man leichter, und die Brauchbarkeit derselben für arme studirende fällt auch aus dem Papier und Druck in die Augen. Denn die arme Jugend muß ja was schlechtes haben.

Die Zueignungsschrift ist ein so trotzig und verzagt Ding, als wir noch eines in seiner Art gesehen haben. Der Verf. klagt unter andern, daß sich die Gelehrten auf eine so unanständige Art zanken. Er redet seinen Freund an: „Optime „Klotzi! qui tam liberalis animi tui, quam ingenii atque „eruditionis memoriam immortalitati tradis. Auctor esto „pacis. Ne patere, ut viri docti de republica bene me„riti propter levissimas caussas conviciis lacerentur!„ O wie schön wäre es, wenn dies sein optimus Klotzius, thun wollte! Aber wir befürchten, Hr. C. hat sich an den unrechten Mann gewendet. Optimus Klotzius schimpft selbst noch

alle

alle Tage zur rechten und linken, so arg als er jemals auf Petrum Burmannum secundum geschimpft hat.

Livii Patavini Historiarum libri qui supersunt omnes ex recensione *Arn. Drakenborchii* cum indice rerum locupletissimo. Accessit praeter varietatem lect. Gronovianae et Creverianae Glossarium Livianum curante *Augusto Guil. Ernesti*. Tom. I. II. III. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1769. gr. 8. I B. 940 S. II B. 854 S. III B. 344 S. und 1 Alph. 3 Bogen Index.

Richtige Handausgaben von den Alten nach einem korrekten Text ohne einen müßigen Schwall von Noten und Varianten sind immer das beste Geschenk, welches unsrer Jugend gemacht werden kann. Könnte ihnen nur auch der Preiß so erleichtert werden, daß er ihren geringen Kräften angemessen wäre. Herr E. verdient vielen Dank, daß er Deutschland vor einem neuen Abdruck der Clericschen Ausgabe mit ihren ungeheuren Druckfehlern bewahrt hat. Nur die am Rand derselben beygefügten Jahrzahlen ab V. C. hätten wir gewünscht beybehalten zu sehen; hätten die Freinsheimischen Supplemente noch in einen Band geworfen werden können, so, daß es jedem Käufer frey stand, den Livius ohne sie, oder sie ohne den Livius zu kaufen, so wäre vielen, welche die ganze Folge der Römischen Geschichte ununterbrochen vor sich zu haben wünschen, ein großer Gefalle geschehen; und so wär auch der Drackenborchische historische Index besser ganz beybehalten worden. Die Wahl des Textes und die Beyfügung der Varianten aus beyden Ausgaben, welche in so vieler Leser Händen sind, ist wohl überdacht. Das besondere Verdienst des Herrn E. um den Livius ist das Glossarium Livianum; welches vielleicht manchen zu kurz und unvollständig vorkommen wird, welche die Erklärung aller ihnen unverständlichen Stellen darinnen suchen. Aber ein Index mit dieser Aufschrift verspricht doch nur eigentlich das, was dem Schriftsteller eigen ist, was zu erst oder allein bey ihm vorkömmt, solche Wörter und Redensarten, die in eine etwas veränderte Bedeutung von gemeinem Gebrauch abgelenket sind, Erläuterungen überhaupt von solchen Stellen, deren Schwierigkeit in dem abweichenden Sprachgebrauch lieget. Innerhalb dieser Grenz-

Grenzen zeigt auch Herr E. eine rühmliche Gelehrsamkeit, Kürze und Deutlichkeit.

D.

Joh. Ernst Fabers Anmerkungen zur Erlernung des Talmudischen, und Rabbinischen. Göttingen, 1770. 5 Bogen 8.

Vielleicht versteht sichs schon von selbst, daß der Verf. bey seinem Leser eine Bekanntschaft mit dem Hebräischen, oder andern morgenländischen Sprachen, voraussetzt. Und nach solcher Absicht ist diese Anweisung wohleingerichtet, und ungeachtet ihrer Kürze vollständig. Das erste Kapitel, welches statt einer Einleitung dienet, ist eigentlich kritisch; und enthält eine Vertheydigung des Rabbinischen gegen das Arabische, insofern beyde als Hülfsmittel und Erkenntnißquellen in der hebräischen Philologie betrachtet werden. Wir sehen es zwar überhaupt mit Vergnügen, daß der Verf. einem Stul die wieder aufzuhelfen suchet, daß in den neuern Zeiten beynahe verdränget und verschrieen ist; und doch gewiß seinen guten Nutzen hat. Aber er wird uns nicht verdenken, in einigen Stücken nicht völlig seiner Meynung zu seyn. Vors erste glauben wir, daß das Arabische noch immer insofern einen grossen Vorzug verdienet, weil es mehr Muttersprache ist, als das Rabbinische. Und dieser Umstand ist doch in der Kritick wichtig. Zweytens scheint der Verf. an verschiedene Stellen anzunehmen, oder gar zu billigen, daß man die Bedeutung eines zweifelhaften hebräischen Worts aus einem einzigen von den verwandten Dialekten z. E. dem Arabischen oder Rabbinischen allein, bestimmen dürfe. Ein solches Verfahren scheint uns allemal zu dreist. Wir glauben vielmehr, man müsse vors erste bey dem einen Worte so viele von den verwandten Dialekten als möglich, zu Rathe ziehen; und zweytens, die gegebne Erklärung des althebräischen Worts, als das Resultat dieser Vergleichungen, müsse dennoch allemal nur dialektmäßig ausfallen. — Näher uns hierüber zu erklären, verbietet der Raum — Die gewagten Verdeutschungen der Kunstwörter, als Kehlbuchstaben, Endnahmenzeichen u. d. gl. wollen wir nicht bemerken; da der Verf. sich desfalls in der Vorrede entschuldiget.

Mn.

II. Gelehrte Geschichte.

Vitae professorum juris, qui in academia Altdorfina inde ab ejus jactis fundamentis vixerunt, ex monumentis fide dignis descriptae a *Carolo Sebastiano Zeidler*, Senatus Norimbergensis Secretario et civitatis Syndico. Norimbergae, impensis Georgii Petri Monath, 1770. 4. 1 Alphab. 6 Bogen.

Man findet hier acht Lebensbeschreibungen. Die vom Johann Thomas Freigius, Johann Busenreut, Hubert Giphan, Matthias von Inden, und Peter von Wesembeck sind von dem Herausgeber. Die vom Hugo Donell hat den Scipio Gentilis, die vom Scipio Gentilis den Michael Piccart, und die vom Konrad von Rittershausen dessen Sohn, Georg, zum Verfasser. Doch sind auch diese mit Zeidlerischen Anmerkungen begleitet.

Wenn man hier alles das suchet, was die Pflicht eines Biographen zu erfordern scheint, richtig und unpartheyisch geschilderte Charaktere, genaue Bemerkungen von dem Einflusse der Lebensumstände in die Werke selbst, und von dem Fortgange und der Veränderung der Einsichten der Gelehrten, die man beschreiben will, so wird man sich in seiner Erwartung betrogen sehen. Indessen ist dies Buch nicht ganz ohne Nutzen; und wer die Gedult besitzet, sich durch unwichtige Complimentenbriefe; übertriebene Lobeserhebungen, schlechte Inschriften und dergleichen durchzuarbeiten, der wird hie und da seine Neugierde befriedigen, und, zwar nicht eigentlich Lebensbeschreibungen, aber doch brauchbaren Stof dazu, und weitläuftige Verzeichnisse von Schriften antreffen.

Insonderheit hätten die Nachrichten von Rittershausen wenigstens bis auf die Hälfte verkürzt werden können.

Tn.

Lobschrift auf G. W. Freyherrn von Leibnitz, von A. G. Kästner. Altenburg, bey Richtern, 1769. 8.

Nur wenige Blätter; aber von einem Manne geschrieben, der durch seine eigene Grösze im Stande war, einen grosen Mann zu beurtheilen. Wie sehr würde sich Herr Käst-

Kästner die gelehrte Welt verbinden, wenn er das, was er hier nur angegeben hat, ausführte, und uns ein vollständiges Gemählde von dem vortreflichen Geiste lieferte, den Deutschland mehr als einem der größten Ausländer entgegenstellet. Eine Schrift, die dem eigenthümlichen in Leibnitzens ganzer Denkungsart nachspürte und die Genealogie seiner Ahnen und grossen Ideen in ihr wahres Licht setzte, die uns sein ganzes System auf einmal und unter dem rechten Gesichtspunkte übersehen liesse, die ihn an die äussersten Gränzen der Erkenntniß begleitete, und mit philosophischen Bemerkungen über dieselben zurückkäme; eine solche Schrift würde eben so rühmlich für ihren Verfasser als für das Vaterland seyn, und jeder Philosoph würde sie als einen wichtigen Beytrag zur Geschichte des menschlichen Geistes schätzen. Und diese würde uns Hr. K. geben können. Auch schon diese wenigen einzelnen Anmerkungen zeigen ihn als den rechten Mann dazu.

Wir wollten dann nichts, als das einzige wünschen, daß H. Kästner das Leibnitzische System, und wenn es auch noch so kühn oder so irrig wäre, durch keine mildere, aber gekünstelte Erklärung zu retten suchte. Die Wahrheit würde vielleicht am wenigsten darunter leiden; aber Leibnitz würde sicher dabey verliehren: denn gesetzt auch, daß er fruchtlose Versuche gethan hat, so hat er gleichwol durch die Art, wie er sie gethan hat, die Größe seines Genies bewiesen. Es mag nach aller Wahrscheinlichkeit falsch seyn, daß die einfachen Substanzen der Körper eine vorstellende Kraft der Welt, im eigentlichen Verstande dieses Worts, besitzen. Es mag dieses, wie H. K. will, nur insoferne gesagt werden können, als ein höherer Geist aus dem Zustande eines einzigen Dinges in der Welt, den Zustand der ganzen Welt, vermöge des allgemeinen Zusammenhanges einsehen kann; So ist doch fürs erste gewiß, daß Leibnitz unter dem Worte Vorstellung die Vorstellung des Dinges selbst verstanden hat, und fürs andre erkennt man in dieser Idee den Schwung eines Genies, das man in der Kästnerschen Erklärung nothwendig vermissen muß. Sie verräth nicht allein ein wahrhaftig philosophisches Bestreben, die Natur zu ergründen und das Wesen aller Dinge, auch der Körperwelt, zu erforschen, sondern auch seinen glücklichen und originellen Geist, womit er den einzigen möglichen Weg gefunden hat, auf welchen Menschen zu diesem Erkenntnisse, wenn es noch in ihrer Sphäre läge, allein müßten gelangen können. — Es ist ein eben so alter als wahrer Satz

in der Weltweisheit, daß der Mensch alle seine Erkenntnisse aus der Erfahrung schöpft, und daß er schlechterdings keinen Gedanken denkt, wozu ihm nicht entweder sein innrer Sinn oder seine äussern Sinne den Stoff gegeben hätten. Was finden wir aber in der Erfahrung der äussern Sinne, das uns von dem Wesen der Körper belehren könnte? die Erscheinungen sind allzuzusammengesetzt und ihre Bestandtheile zu innig vermischt, um sich auflösen zu lassen: wir schätzen uns noch für zu glücklich, wenn wir nur ihre nächsten Bestandtheile, die allemal wieder Erscheinungen sind, anzugeben wissen. Der Faden also, der von diesen Erscheinungen bis in das innre Wesen der körperlichen Dinge fortführt, ist für uns so gut, als zerrissen, und wir können auf diesem unmittelbaren Wege nie zum Zwecke gelangen, oder wir müßten uns, wie die Scholasticker, mit Worten ohne Gedanken begnügen. Wer hierzu zu viel Philosoph ist, der muß entweder die ganze Untersuchung durch das Geständniß seiner Unwissenheit aufheben, oder mit Leibnitzen in seine eigne Seele zurückgehn, als in die einzige Substanz, deren Inners er kennet. Die Erscheinungen, die er hier findet, lassen sich auflösen: und zwar ist das letzte, worinn sie sich alle auflösen lassen, die Vorstellungskraft; eine Kraft, von der uns die Erfahrung unendlich mannichfaltige Modificationen in uns selbst, in den übrigen Menschen und in allen den verschiednen Gattungen der Thiere zeiget. Indem wir diese Kraft in unsern Gedanken erhöhen und erweitern, bilden wir uns Begriffe von höheren Wesen, als wir selbst sind: indem wir sie noch mehr erhöhen, gelangen wir zu der Vorstellung noch höherer Wesen, bis wir sie uns in einer unendlichen Vollkommenheit denken, und zum Begriffe der Gottheit hinaufsteigen. Wie wäre es nun, wenn wir auch gegenseitig durch immer grössere Einschränkungen dieser Kraft stuffenweise fortgiengen und durch sie bis zum Begriffe der unedelsten körperlichen Wesen herabstiegen? — So ohngefehr war der Gang, den Leibnitzens Geist zur Erfindung einer Hypothese nahm, von der wir immer wünschen müssen, daß sie zum Range der erwiesenen Wahrheiten könnte erhoben werden. Seine meisten Gegner sahen an dieser Hypothese nichts, als das Sonderbare und Befremdende, das sie für den sinnlichen Menschen haben muß: Leibnitz selbst dachte sie in ihrer Verbindung mit den erhabensten Wahrheiten, in ihren großen Folgen, in ihrer unermeßlichen Ausbreitung: Er glaubte den Verstand des Menschen dem göttlichen Verstande durch diesen Schritt um eine Stufe genähert zu haben,

ben, weil der Mensch nun, wie Gott, alle Kräfte der ganzen Natur unter einem einzigen großen Gedanken befassen konnte. In der That ist dieser Satz einer von denen, die seinem Lehrgebäude eine so ungemeine Erhabenheit vor allen übrigen Lehrgebäuden der Weltweisheit geben: und man wird daher auch bemerkt haben, daß seine Gegner immer bescheidner waren, je mehr ihre eigne Seele fähig war, einen großen Gedanken zu denken, und daß sie immer heftiger wurden, je kleinere und eingeschränktere Seelen sie hatten.

Wenn wir nicht besorgten, zu weitläuftig zu werden, so würden wir auf eben die Art seine vorherbestimmte Harmonie, als die Erfindung eines wahrhaftig großen Geistes vorstellen. Wäre sie weiter nichts, als ein Geständniß der Unwissenheit, wofür sie H. K. ausgiebt: warum hätte denn Leibnitz auf sie einen so hohen Werth und selbst einen noch höhern gesetzt, als auf seine tiefsinnigsten Entdeckungen in der Größenlehre? Doch es ist uns genug, an dem erstern Beyspiele gezeigt zu haben, daß man Leibnitzen leicht zu nahe treten könne, wenn man ihn berichtigt, und daß sein Lobredner besser thun würde, ihm alle seine Fehler zu lassen, als sie durch künstliche Wendungen wegzuerklären.

Km.

Nachrichten von Niedersächsischen berühmten Leuten und Familien. Zweyter Band. Hamburg, bey Wörmer, 1769. 26 Bogen in 8.

Wir haben (IX. 2. S. 257.) von dem ersten Theile dieses Werkes unsere Meynung gesagt. Wir beziehen uns darauf, weil der 2te Theil in aller Betrachtung eben so beschaffen ist, als der erste. Die zum Theil mikrologischen Nachrichten von Gelehrten mag brauchen, wer kann und Lust hat. Wenn sie wirklich um die Gelehrsamkeit verdiente Männer, als Reimarus, Struben u. a. angehen, ist es noch eher auszustehen, aber es kommen auch wieder in diesem Bande berühmte Leute vor, die ziemlich unbekannt sind. J. E. Georg Jencquel, Matthäus Rodde, Ludolph Otte u. a. können doch wohl auf keine Weise berühmt heissen.

Wl.

Io. Christoph Koecheri D. bibliotheca theologiae symbolicae et catecheticae, itemque liturgica,

concinno ordine disposita, variisque observationibus theologicis et litterariis instructa atque illustrata. Pars altera. Ienae, apud viduam I. R. Croekeri, MDCCLXIX. 8. 13. und 6 Bogen.

Der Verf. hatte im J. 1751. seinen symbolischen, katechetischen und liturgischen Büchervorrath, der damals aus 635 Stücken bestand, in Ordnung gestellt, den Titel jedes Buchs ausführlich hingesetzt und mit Anmerkungen über die Ausgaben und andre Merkwürdigkeiten versehen, auch nachgewiesen, wo weitere Nachrichten und Urtheile von denselben zu finden wären. Seit der Zeit hat er fortgefahren, noch 250 Stücke zuzusammlen, mit welchen er in diesem zweyten Theile eben so verfährt, wie im ersten. Am Ende aber hat er ein allgemeines Verzeichniß aller in beyden Theilen beschriebenen oder auch nur genannten Bücher mit verkürzten Titeln angehängt; wozu auch alle die irenischen Bücher gekommen sind, welche in seiner Abbildung der Friedenstheologie aufgeführt waren.

He.

---

12. Romanen.

The Vicar of *Wakefield* a *Tale*. Supposed to be written by Himself, a new Edition. Berlin, printed for A. Mylius, 1769. 298 Seiten in 8.

Dies ist eine neue Ausgabe, eines sehr artigen Englischen Romans. Wenig Romanschreiber haben die Kunst so wie dieser V. verstanden, aus den geringfügigsten Umständen des menschlichen Lebens, die wichtigsten Situationen zu ziehen. Das Privatleben eines Dorfpfarrers? wie unwichtig und einförmig wird es nicht manchem scheinen, und wie vortreflich hat doch Oliver Goldsmith, der Verfasser dieses Romans, es zu brauchen gewußt.

Die gegenwärtige Ausgabe ist für diejenigen, die die engländische Sprache lernen wollen, eingerichtet. Man hat die Wörter daher mit Accenten bezeichnet, welches für Anfänger

fänger in der That, ein überaus grosses Hülfsmittel ist. Ueberhaupt scheint uns, der ungemein simple Styl dieses Buchs, zur Uebung eines Anfängers sehr bequem zu seyn.

DI.

Leben des Grafen von L., eine wahre Geschichte. Leipzig, 1769. 10½ Bogen in 8.

Wie es schon der Titel giebt, ein Roman vom gemeinsten Schlag. Der V. hat schon mehr solche Mißgeburten geliefert: denn er bedankt sich gar höflich für den Beyfall, den seine Schriften bereits sollen gefunden haben und verspricht auf die nächste Messe wieder etwas neues. An der Erfüllung dieses Versprechens ist nicht zu zweifeln: denn bey einem solchen Roman kostet es auch weit mindere Kunst, als erfordert wird, einen Topf nach dem andern auf der Scheibe abzudrehen.

Geschichte der Miß Sophia Woodcock. Kopenhagen, 1769. 16 Bogen in 8.

Die Miß Woodcock ist ungeachtet des englischen Namens dem Ansehen nach, aus Deutschland bürtig und hat ihren Ursprung einem trivialen Romandichter zu danken, der diese Geschichte aus zehn andern abgenutzten Romanen zusammengelesen hat.

Gustav Landkron, eines schwedischen Edelmanns merkwürdiges Leben und gefährliche Reisen ꝛc. zum öffentlichen Druck befördert, durch G. F. v. M. Frankfurt und Leipzig, 1770. 1½ Alph. in 8.

Einer von zweyen Fällen findet sich hier gewiß, entweder ein neugedruckter Titelbogen soll diesem alten verlegnen schwedischen Robinson Käufer verschaffen, oder eine wirklich neue Auflage dieses Buchs beweist, daß es auch den elendesten Robinsons niemals an Käufern fehlet.

Neue Fata einiger Seefahrer, absonderlich Gustav Moritz Frankens eines Deutschen, seine Reisen zu Wasser und zu Lande, Glücks- und Unglücks-

fälle zu Wasser und zu Lande ꝛc. Ulm, bey Bartholomäi, 1769. 2½ Alphab. in 8.

Bewundernswürdige Begebenheiten eines Uhrmachers, wie auch dessen Reisen, Glücks- und Unglücksfälle auf dem Meere und unbewohnten Inseln, imgleichen seine glückliche Zurückkunft in Deutschland. Regensburg, 1770. ungefehr 26 Bogen in 8.

Merkwürdige Lebensumstände Elias Bendels, eines Fischers Sohns aus Stockholm, welche darinn bestehen, aus was Ursachen er sein Vaterland verlassen und sich mit einer Holländischen Flotte nach Amerika gewendet, wie er auf seiner Reise an den molokkischen Küsten überfallen und gefangen worden, auch dessen Flucht und Anlandung an einer unbewohnten Insel geschehen ꝛc. Dreßden und Leipzig, 1770. 27 Bogen.

Die Bänkelsängermäßigen Titel dieser Schriften verrathen gnugsam den wahren Gehalt derselben. Weil aber doch nichts so schlimm ist, das nicht zu etwas gut wäre, so muß dieser Unsinn doch auch einen Nutzen haben, wenigstens in den Kramläden könnte er einen haben; aber dorthin, wo sich über lang oder kurz die elenden Scribenten alle antreffen, verliehrt sich selten ein Roman, wenn er auch noch so elend ist, denn ehe diese Bücher in die Hand des Würzkrämers kommen, sind sie schon durch so viele Hände gegangen, daß sie bereits abgenutzt sind. Folglich müssen sie einen andern Nutzen haben, und der ist unstreitig dieser, daß sie zum Beweise dienen, wie der gute Geschmack in unsern geschmackvollen Zeiten noch gar nich anfangen will, allgemein zu werden und daß das Publikum, im Ganzen betrachtet, sich lieber an solchem Pompernickel begnügen, als mit besser zugerichteter Speise sättigen läßt.

Op.

---

13. Ca-

13. Cameralwissenschaft.

Gedanken eines Patrioten über den Entwurf zur Wiederherstellung des allgemeinen Credits des Schlesischen Adels mit beygedruckter allerhöchster Königlicher Cabinetsordre vom 29ten August 1769. — Breslau, bey Meyer, 1770. 4. 126 S.

Ein sehr überredender Commentar über diese in allem Betracht höchst weise Cabinetsordre! der geschickte und geübte V. der selbst an der Ausführung derselben Theil zu haben verdient, redet die Sprache der Aufrichtigkeit und des Patriotismus, ohne Affekt und auch ohne Menschenfurcht, gerade so wie die gesunde Policey allemal zu dem Publikum reden sollte. Nicht nur der Schlesische Adel, sondern auch alle deutsche erste, zweyte und dritte Noblessen und alle Pöbel klagen über den Geldmangel, und ihre Krankheit scheint mit jener in Schlesien einerley Ursprung zu haben. Wenigstens glaubt der Recensente, daß sie durch dieselbe Arzney geheilet werden könnte. Es ist eckelhaft in unsern Tagen von Leuten, die doch in andern Dingen Einsicht beweisen, über den Geldmangel so viele unbestimmte Klagen zu hören. Wenn diese sinnliche Menschen, die nicht anders als mit Zahlpfennigen zu zählen und zu rechnen gelernt haben, doch nur sagen könnten, daß es den Personen, die im Stande sind, Geld zu erwerben oder zu verdienen, an der Einnahme ihres Erwerbes fehle, so hätten ihre Klagen doch noch einigen Schein des Rechtes; der Taglöhner, der Handwerksmann, der Künstler, auch der Kaufmann wird von denen, die mit ihm zu thun haben, contraktmäßig ohne Abgang bezahlt, wie vor dem Kriege; und diejenige, welche nicht bezahlen, würden auch vor dem Kriege nicht bezahlet haben; sie gehören zur Ausnahme, die nie einen Geldmangel ausmachet, so wenig als einzele Hagelstriche eine allgemeine Theurung verursachen können. Wenn der Kaufmann vielleicht von einigen Artickeln nicht so viel Waaren absetzt, und der Künstler nicht so viel zu thun hat, als vor dem Kriege; so mag wohl die Armuth der vornehmern Einwohner daran Schuld seyn; aber nicht der Geldmangel, denn sie würden arm seyn, wenn auch noch so viel Geld im Land wäre. Der Reiche ist immer reich, wenn er gleich kein baares Geld besitzt,

er hat den Werth dafür, oder welches einerley ist, den Credit; damit kann er alles haben, was ihm fehlt.

In einer kleinen Stadt kann ein einziger mittelmäßiger Capitaliste wohnen, von dem alle baare Gelder herkommen, die in der ganzen Stadt umlaufen. Diesem Manne kann einmal einfallen, seine Gelder an sich zu ziehen und entweder zu einer besondern Bestimmung einzusperren, oder ausser Land zu schicken, und dann hat er allen seinen Mitbürgern ihr Geld aber nicht ihr Vermögen genommen, und niemand weis es, oder glaubt es; daß er der mächtige Mann war: Es kann ein einiger Handelsplatz, auch wohl ein einiges wichtiges Handelshaus, an dem Geldmangel einer ganzen Provinz Ursach seyn, wenn sie einmal Mistrauen wider sich erwecket, das heißt, den Credit verlohren hat.

Man nehme also an, daß ein Land seinen Credit nicht verlohren, daß weder der einländische noch der auswärtige Gläubiger den Verlust seines Capitals zu befürchten habe, noch auch seine kleine Foderungen mit langsamer und kostbarer Rechtspflege einzutreiben brauche, und man sehe dann zu, ob in einem solchen Lande Klagen über den Geldmangel zu hören sind.

Es wird gleich viel seyn, ob wirklich am Gelde Mangel ist oder nicht; genug, daß das Land den Mangel nicht empfindet, und dann wird auch niemand klagen. Die Bedürfnisse setzen sich nach der verminderten Menge des baaren Geldes selbsten herab, gleichwie die Procenten nach der Sicherheit der Capitalien. Eine kleine im Lande umlaufende Summe ist also zu den Bedürfnissen und den Procenten von Zeit zu Zeit immer hinlänglich; und wenn auch diese Summe noch zu klein wäre, so ist das Wort des Cajus, dem es an Münze fehlt, um den Titus zu bezahlen, auf acht Tage immer so viel als baar Geld, und Titus bezahlt wider den Paulus um Bedürfnisse, die er indessen von ihm nimmt, auch mit seinem Worte auf 8 Tage. Blos die Schwachheit des menschlichen Gedächtnisses, der Zufall und die Handlung erfordern in solchem Falle etwas, womit wir diesen wechselseitigen Credit symbolisiren können.

Dieses Etwas heisse nun Gold, Silber oder Kupfer, Glas oder Leder; wenn es nur ein Körper ist, der durch die Hände gehen kann. Aber doch wenn er die Beschaffenheit hat, daß der Werth mit der Materie nicht vergehet, dann ist er erst das wahre Aequivalent des Credits, von dem wir hier sprechen, worüber Cajus dem Titus die Hand gegeben, und der feste bleibe, wenn gleich Cajus die Hand indessen im Duell verlöhre.

So

Es vollkommen ist unser Geld nicht einst; wenn es ins Wasser fällt, oder durch den Schornstein des Alchymisten fliegt, oder bey einer Feuersbrunst verschmelzt, so ist es auf ewig verlahren.

Die Wechselbriefe der Kaufleute übertreffen hierinn alle Geldspecies; aber das beschwerliche indoßiren und die Verschiedenheit dieser Zahlungsarten, ferner die Bekanntschaft mit den Handelshäusern hat ein eigenes Studium daraus gemacht, welches verursacht, daß die Wechselbriefe ausser dem Handelsstande dem übrigen Theile der Menschen im gemeinen Leben unbrauchbar, auch wohl zu kostbar sind.

Der König setzet seine getreue Schlesische Stände über diese Beschwerlichkeiten hinaus und verschaffet ihnen eine Münze, die besser ist als Wechselbriefe, als alle papiers monnoïés, besser als Gold und Silber; eine Münze, die aus einer Hand in die andere gewechselt werden kann, nicht verbrennen, nicht verschmelzen, nicht zerreissen, auch durch Diebstahl nicht verlohren werden kann.

Das sind lederne Briefe, oder kleine pergamentene Pfandbriefe, unter der Garantie von dem ganzen Schlesischen Landadel auf die Hälfte des wahren Werths unbeweglicher Güter ausgefertigt. Die königliche Cabinetsordre gehet dahin, daß zu Ertheilung der Garantien und Vollstreckung der Executionen ein eigen landschaftlich System formiret werde, wobey die Landschaften nicht nur für die Sicherheit der Capitalien stehen, sondern auch die Interessen an die Gläubiger bezahlen müssen, hingegen auch die Erlaubniß haben, übeln Wirthen nachzusehen und säumige Zahler zu sequestriren.

Es muß dieses in der That vortrefliche Unternehmen doch selbst in Schlesien verschiedene Ausleger gefunden haben, denen der V. der gegenwärtigen Schrift das Verständniß eröfnet.

Einige mögen geglaubt haben, die vermögliche und noch unverschuldete Edelleute sollen dadurch für die verschuldeten zur Schlachtbank geführet werden und auf solche Art würde die Landschaft selbst in Gefahr stehen, nach wenig Jahren bankirt zu werden. Aber diese Zweifel sind alle gehoben; das eigene Vermögen der Individuen hat keinen Einfluß dabey, solange sie ihre Amtspflichten beobachten; und die Landschaft, als eine Universität betrachtet, hat keine Einkünfte, die dabey Gefahr laufen könnten.

Uns deucht, die Churbraunschweigische Calenbergische Landschaft hat mit der Garantie ihrer neuen Wittwencasse, wie ihre eigene Landsleute berechnen, eine viel wahrscheinlichere Gefahr übernommen, und sie hat sie doch übernommen, und ohne

daß

daß man den Reichthum einzeler Stände, oder die Einkünfte der Landschaft, als ein Corpus betrachtet, zu untersuchen verlangt, wird dieser Landschaft aus allen deutschen Provinzen der Credit nachgetragen. Das kommt blos davon her, weil der Churbraunschweigische Adel wenigstens in corpore einen gewissen Stolz darin suchet, Wort zu halten und das Vaterland bey systematischen Ehren zu erhalten.

Wenn diese Landschaft ihrer neuen Wittwenkasse keine Gränzen setzte, so würde sie in kurzem die Wittwenkasse für ganz Deutschland werden, ob schon jedermann überzeugt ist, daß die Landschaft zu einer so großen Garantie viel zu schwach ist.

Wir sind der Meynung, es hätte kein würdigeres Mittel eine Landschaft und den Adel eines Landes zu beschäftigen, ersonnen werden können, als dieses, mit den Pfandbriefen, welches überdem noch die Reitzung hat, unthätige Landschaft wieder zu beleben und in die Wirklichkeit zu rufen. Arbeit genug wird dabey seyn, und wenn diejenige, deren Güter über die Hälfte verschuldet sind, von der deputirten Wahl ausgeschlossen seyn sollen, so werden die landschaftlichen Aemter unter einigen guten Familien mit der damit verbundenen Last bald erblich werden.

Aber auch diese wenige Familien arbeiten alsdenn gleichsam in ihren vier Pfählen; das neue landschaftliche System ist ihr neues Vaterland, für welches zu arbeiten eben so viel ist, als für seine Familie zu arbeiten; und wer wird dieses nicht gerne oder wenigstens ohne Belohnung thun? für die Ausfertigungsarbeiter ist denn doch gesorget, daß sie von einer gewissen unbeschwerlichen Sportul reichlich unterhalten werden können.

Nur dieses einzige wäre noch zur Dauer des Systems zu wünschen, daß, ob zwar die Landschaft kein Justitzcollegium seyn möchte, ihr doch erlaubt wäre, die Sequestrationen selbst zu erkennen, und zu diesem Ende von der nächsten besten Garnison die nöthige Mannschaft zu begehren. Denn wenn dieses nicht hinzukommt, so dürften sich wohl die Herren Exequenten und der Herr Exequendus zuweilen bey den Köpfen kriegen, wenn jene sich um die Wirthschaft des letztern, wie sie doch thun sollen, etwas näher als sonsten bekümmern wollen. Eine Anstalt, den Sequestrandum nöthigenfalls sogleich, ohne richterliche Erkenntniß eines Justitzcollegiums, in Sicherheit zu bringen, würde auch wohl mit verbunden seyn müssen, oder das Duelledikt würde noch eine besondere Ausdehnung bekommen.

Bey

Bey der Realisationsbank ist uns noch eine Stelle des R. §. 63. undeutlich geblieben, da die Interessen der Pfandbriefe nicht von der Bank ausgelöst werden sollen. Es müßte doch wohl ein allgemeiner Termin und zwar derselbe, der zur Ausfertigung der Pfandbriefe feste gestellt würde, auch zur Realisirung derselben angenommen werden, denn sonst wenn die Realisationsbank alle Tage im ganzen Jahre offen stünde, so würde es lauter ungleiche Interessen=Calculs geben und zwey Pfandbriefe ein jeder auf 100. Thlr. an einem Tage ausgestellt, würden von verschiedenem Werthe seyn, wenn der eine im Junius und der andere im October an die Realisationsbank präsentirt würde; dieses würde ohnfehlbar einen eigenen Agiohandel verursachen, der zu manchen Unbequemlichkeiten des Systems Anlaß geben könnte.

Kr.

Daniel Gottfried Schrebers neue Cameralschriften. Zwölfter Theil. Leipzig, 1769. 8.

Hier sind folgende Stücke die vornehmsten: von dem schwedischen Eisenhüttengewerbe und dem Eisencomtoir, eine Rede, die Stockenström in der schwedischen Akademie bey Abtretung des Vorsitzes gehalten hat; von der Wirkung der Gesetze und Sitten auf die bürgerlichen Gewerbe, eine Rede bey eben einer solchen Gelegenheit, die unserm Landsmann, dem H. J. F. Kryger (den H. Hamberger nicht hätte auslassen sollen) Ehre macht. Vom Ackerbau, ein Artickel aus dem Dictionnaire des arts et des metiers. Man erfähret hier S. 330., daß der sel. Zink sein Manufaktur= und Handwerkslexikon ganz ausgearbeitet hinterlassen hat, und daß es einem billigen Verleger überlassen werden soll. Möchte sich doch bald ein solcher dazu entschliessen! Der erste Theil, der schon vor vielen Jahren gedruckt worden, rechtfertigt diesen Wunsch. Von Kalkbrennereyen, wo mit Steinkohlen gefeuret wird, von H. Kammerrath Kunzen zu Stollberg. Clercs Versuche über die Rindviehseuche, aus dem Französischen. Das Schwein beschrieben von Linné. Das afrikanische breitschnautzige Schwein, beschrieben von A. Vosmaer, aus dem Holländischen. — Da könnte nun leicht dem Leser die Frage einfallen: wie kömmt die afrikanische Sau in die deutschen Cameralschriften? Aber darauf hat H. S. schon ehemals geantwortet. Der Vorwand, er lasse diese Sammlung zum Gebrauche seiner Zuhörer drucken, hat uns inzwischen nicht

an

angestanden. Der Verleger würde doch gewiß nicht fortdrucken, wenn die Zuhörer den größten, oder auch nur den achten Theil der Käufer ausmachten. Die Naturgeschichte hat einen so großen Einfluß auf die Cameralwissenschaft und die Oekonomie, daß keiner diese ohne jene vollständig und gründlich verstehen kann. S. 495. Vom Fange der Iltisse und Marder. Hr. Commissarius Hartmann hat in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1769. S. 201. bekannt machen lassen; daß eine ganze Familie von Iltis von selbst aus ihren Löchern zum Vorschein gekommen, als sie gehöret, daß jemand in der Nachbarschaft ein Messer auf einem Steine wetzete; er meyne, diese zuverläßige Erfahrung werde von Jägern und Hauswirthen nützlich angewendet werden können. Aber Hr. Schreber erinnert aus der Naturgeschichte dieser Thiere, daß sie sich nur alsdann durch ein Geräusch herausfodern lassen, wenn sie in der Nähe Junge haben.

Dm.

---

14. Münzwissenschaft.

Des neu eröfneten Münzcabinets. Dritter Theil ꝛc. von D. Johann Friedrich Joachim, ordentlichem Lehrer der Geschichte zu Halle u. a. m. Nürnberg, bey Zeh, 1770. 4. 340 Seiten.

Dieser Theil ist, gleichwie die ersten beyden, davon der eine im J. 1761. und der andere im J. 1764. erschienen, seines Verfassers werth. Die Verdienste desselben, die er sich durch die ersten Theile dieser Sammlung bey allen Freunden der Geschichte und der Münzen, erworben hatte, leben noch in diesem nach seinem Tode auftretenden dritten Theile. Für diejenige, die mit seinen Schriften dieser Art bekannt sind, finden wir nichts hinzuzusetzen, und das sind sicher alle Freunde der Münzwissenschaft; für die andern sind diese Sachen nicht geschrieben. Die Kupferstiche sind von Leitner, theils gut, theils erträglich; einige aber wo zwar des Kupferstechers Name nicht angemerkt ist, noch unter dem erträglichen, als z. B. die Medaille auf den Fürst Esterhazy und seine Aufnahme in den Rußischen St. Andreas Orden, vielleicht aber sind die Fehler des Stempelschneiders mit Fleiß copirt.

Sch.

15. Haus-

15. Haushaltungskunst und Gärtnerey.

L. J. M. Columella, zwölf Bücher von der Landwirthschaft ins Deutsche übersetzt, und mit Anmerkungen versehen von Michael Conrad Curtius, Professor zu Marburg. Hamburg und Bremen, 1769. bey Cramer, 1 Alph. 14 Bogen 8.

Es hat der Herr Professor Curtius kein unverdienstliches Werk gethan, einen solchen guten ökonomischen Schriftsteller des Alterthums in unsere Muttersprache zu übersetzen. Verschiedene Landwirthe, welche den Columella im Lateinischen bisher gelesen, haben gewünschet, daß er durch eine deutsche Uebersetzung mehreren Oekonomen in die Hände gerathen möchte, weil sie eben das gefunden, was Herr C. in der Vorrede S. XIII. anmerket „daß viele Beobachtungen und Vorschläge, welche einige neuere ökonomische Schriften uns als „neue Wahrheiten anpreisen, sich schon im Columella finden.„ Gewiß ist, daß zu der Zeit, da dieser Schriftsteller in Italien lebte, die Landwirthschaft bey den Griechen und Römern auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gestiegen war, den wir bis jetzt noch nirgend wiederum erreichet haben. Vielleicht giebt diese neue Uebersetzung manchem Landwirth Gelegenheit, Entdeckungen zu machen, an die er vielleicht nie gedacht hätte. Es ist selbige übrigens, da wo wir sie mit dem Original nach der prächtigen Ausgabe des seligen Geßners verglichen, als nach welcher der Herr Uebersetzer gearbeitet hat, sehr getreu. Die häufigen Anmerkungen sind für viele Leser lehrreich und unterrichtend, und können in einem ökonomischen Buch ihren Platz allenfalls behalten, ob sie gleich mehr den Professor als den Landwirth verrathen. Wenn Herr C. aber in der Vorrede behauptet, daß wir noch kein vollständiges gutes Buch von der Landwirthschaft haben, so wundern wir uns, daß er das vortrefliche Werk: Lehrbegriff sämtlicher Cameralwissenschaften, welches vor verschiedenen Jahren zu Stuttgart herausgekommen ist, nicht dafür gelten lässet.

Grundriß einer zu errichtenden Ackerschule, in welcher die Landesjugend zu einer richtigen Erkenntniß und Uebung im Landbau eingeführet und zubereitet werden

den könne, — von P. C. Alders. Flensburg, 1769. 10 Bogen 8.

Man kann nicht läugnen, daß dieser Vorschlag, welchen mit dem Herrn L. die besten Oekonomen und zum Theil selbst große Staatsmänner gehabt haben, von äusserster Wichtigkeit für ganze Reiche und Länder sey. Bis jetzt aber gehöret er leider noch immer zu den piis desideriis, und hieran sind vornehmlich wohl die Schwierigkeiten schuld, welche der Ausführung eines solchen Plans in allen Ländern mehr oder weniger entgegen stehen. Der Herr V. hat diesen Grundriß mit aller Sorgfalt ausgearbeitet, welches jeder Kenner der Landwirthschaft zugestehen wird. Aber das flache Pflügen! das flache Pflügen! —

Mr.

Oekonomisch-praktische Vorschläge zur Verbesserung und Glückseeligkeit der Länder, wie solche in einen glücklichern und florisantern Zustand gesetzet werden können. Mit Kupfern. Nürnberg, bey J. E. Zeh, 1769. 6 Bogen 4.

In wiefern dieseur Titel ein Genüge geschehen sey, wird der Leser aus der Anzeige der in dieser Schrift befindlichen Aufsätze zum Theil schon beurtheilen können. Diese sind I. „Beweis, daß es den österreichischen Fabricken eben so leicht „seyn werde, ihr Consumo in Pohlen zu finden, als Brandenburg solches zeithero in Pohlen genossen.„ Diese Abhandlung, welche als die beste an der Spitze der übrigen gestellet ist, enthält ausser verschiedenen falschen Berechnungen auch diese offenbare Unwahrheiten, daß Brandenburg keinen Feldbau habe, daß Pohlen das einzige Debouché seiner Fabrickwaaren sey, und daß es die erste Materie zu selbigen sämtlich aus fremden Ländern holen müsse. II. Gründliche Anleitung zu regelmäßiger Sprengung fester Steinfelsen, und des Gesteines in Bergwerken, Feldern, Strassen, Flüssen, Grundlegung großer Gebäude u. s. w. III. Kaiserl. Königl. Verordnung, wie es mit den Kirchen-Geldern — in dem Erzherzogthum Oesterreich — künftig gehalten werden solle. IV. P. Benno Gansers Abhandlung von Benutzung der Torferde u. s. w. V. Entwurf, wie die nächtliche Beleuchtung der Gassen ohne große Kosten einzurichten. Nach S. 59. giebt

es gläserne, meßingene und bleherne Lampen. Eine wichtige Entdeckung, wodurch die Länder in einen glücklichern und florisantern Zustande gesetzet werden können.

Uns dünkt überhaupt, dies Traktätgen ist ebendasselbe, welches 1766. unter dem Titel: Wahre und vortrefliche Mittel; wodurch die K. K. Erbkönigreiche in einen glücklichern und florisantern Zustand gesezt werden können, (s. d. Bibl. IV. 2. S. 136.) und daß man, weil es Makulatur werden wollen, blos einen neuen Titel darumgeschlagen hat, welcher häßliche Betrug bey einigen Buchhändlern seit kurzen wieder Mode geworden.

Jk.

Grundsätze der verbesserten Landwirthschaft in Absicht der allgemeinen Fütterung, Verbesserung der Viehzucht, dem Anbau nützlicher Futterkräuter und der Verwandlung der Gemeinweyden in Privatgüther u. s. w. durch die zuverläßigsten Zeugnisse und Erfahrungen der gründlichsten Männer bestätiget. Chur und Lindau, 1770. 18 Bogen und 3 Bogen Vorrede 8.

Ist ein sehr gründlich geschriebenes Buch. Der unbekannte Verf. hat vieles gelesen und sich die Arbeiten der neueren Schriftsteller von dieser Materie mit grosser Beurtheilungskraft zu Nutze gemacht. Es kann demnach der Leser bey dieser Schrift vieler andern von dem nemlichen Inhalt entbehren. Nur wird er mit uns daran zu tadeln finden, daß es dem V. nicht gefallen hat diejenigen Schriften wenigstens in einer Note zu benennen, aus denen er vieles oft wörtlich ausgeschrieben hat. Zum Beweise dienet eine Stelle in der Einleitung S. 12:14. die sich fast von Wort zu Wort in der Vorrede des Canonici Woellner zu denen aus dem Englischen übersetzten Grundsätzen des Ackerbaues von Franz Home befindet.

Mr.

J. H. Bartsch, Königl. Preuss. Commercienraths und Lustgärtners zu Oranienburg, ökonomische, theoretische und praktische Handgriffe. Berlin, bey Decker und Winter, 1770. 4 Bogen in 8.

 Diese

Diese kleine Sammlung von ökonomischen Handgriffen bestehet in dreyzehn kurzen Aufsätzen, darinn der Herr V. seine Erfahrungen mittheilet. Im ersten Aufsatz, da er von Bauholzschneiden handelt, giebt er die gute aber nicht allemal brauchbare Regel, wenn ein Stück Bauholz in der Mitten aufgetrennet werden soll; zwey Schnitte anstatt eines Schnittes in einem Abstand von einem Zoll zu machen, wodurch ein Brett geschaffen wird, dessen Werth das Schneiderlohn bezahlet. Im vierten Aufsatz lehret er eine kleine Windmühle zum Wasserpumpen bauen, die nicht uneben ist und an manchen Oertern wohl Dienste thun kann. Die Sperlinge rottet er im neunten Handgriff durch Hafer aus, den er mit Krähenaugen kochen lässet. Die Landküster sollen einen grossen Vogelbauer am Kirchthurm hängen und vergifteten Käse hinein thun, um die Sperlinge eines ganzen Dorfs umzubringen. Die Sachen des Hrn. V. sind recht gut, nur rathen wir ihm bey Fortsetzung seiner Handgriffe, davon er im Vorbericht redet, wohlmeinend an, sein Manuscript von jemand vorher durchsehen zu lassen, damit der Spötter nicht Ursach zu lachen bekommt, wenn er, wie hier S. 45. vegetabiliis anstatt vegetabilibus und S. 47. die Erde aus den adlichen Sekreten findet.

Jk.

Ueber die Landwirthschaft, oder verschiedene physikalische Versuche zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft vorgeschlagen von Herrn *Beardé de l'Abbaye.* — Aus dem Französischen übersetzet. Hamburg und Bremen, bey Cramer, 1769. 10 Bogen 8.

Die ganze Einrichtung dieser Schrift und zum Theil auch ihr Werth erhellet aus den Worten des Verfassers in der Vorrede S. 2. „Ich sammle zerstreute, unbekannte oder „vernachlässigte Materialien, in der angenehmen Hofnung, daß „geschickte Hände darüber kommen und sie bearbeiten werden.

Gesammlete Nachrichten der Oekonomischen Gesellschaft in Franken — herausgegeben von dem Hofrath Hirsch. Erster, zweyter, dritter Jahrgang. 1765. 1766. 1767. Anspach, bey Posch, 6 Alph. 18 Bogen 4.

In

In dergleichen grossen Sammlungen kann unmöglich alles gleich gut seyn. Der meiste Werth bestehet gemeiniglich darinn, daß dergleichen wöchentlich einzeln herauskommende Bogen, wie diese Nachrichten, mehrere Leser finden als sich die besten Bücher nicht zu erfreuen haben. Das Gute wird also hiedurch viel ehender ausgebreitet, aber leider das schlechte auch, daher zur Herausgabe solcher Schriften viel Kenntniß und viel Prüfung gehöret, wenn sie nicht ofte mehr schädlich als nützlich seyn sollen, dergleichen nur ganzen Gesellschaften möglich ist. Die Fränkische ökonomische Gesellschaft hat vielen Ruhm vor sich, deshalb und weil sie wirklich hier viel gutes liefert, wir diese Sammlungen als brauchbar empfehlen können.

Gründlicher Unterricht von erstaunlicher Erhöhung des Ertrags der Feldgüter, vornehmlich mittelst Anlegung künstlicher Wiesen, durch einen Vorbericht und Anhang erläutert; nebst einer Abhandlung von Steinkohlen die nicht rauchen. Aus dem Französischen übersetzet. Frankfurt, Leipzig und Jena, bey dem Commercienrath Fischer, 1769. 5 Bogen 8.

Wenn werden doch unsere ökonomische Schriftsteller, Uebersetzer, Verleger u. s. w. aufhören, dem Publikum, alte Sachen unter neuen und prahlerhaften Titeln anzubieten? dieser gründliche Unterricht von erstaunlicher Erhöhung der Feldgüter, bestehet weiter in nichts, als in der Abhandlung des Miroudot vom Ray-Grase, davon wir schon seit acht Jahren eine wohlgerathene deutsche Uebersetzung mit einer lehrreichen Vorrede, des den Lesern ökonomischer Schriften rühmlichst bekannten Herrn Geheimenrath Reinhards haben, welche bereits im Jahr 1765. zum zweytenmal bey Macklot in Carlsruhe mit ungleich besserem Papier und Druck als die hier vor uns liegende Uebersetzung, aufgelegt worden. Selbige soll nach dem Vorbericht des Verlegers von einem gelehrten Hofcavalier gemacht seyn. Diesem ist es zu vergeben, wenn er nicht weis was in den Buchläden vorgehet, und also eine überflüßige Arbeit vornimmt; allein der Verleger verdienet einen Verweis, weil ihm die Unwissenheit nicht zu statten kommt, zumal wenn wir bemerken, daß er bey Verfertigung seiner Vorrede zu dieser zweyten Ausgabe (denn die soll

es seyn, obgleich nichts davon auf dem Titel, wie sonsten gewöhnlich, gesagt worden) die Vorrede des Herrn G. R. Reinhardts, nützlich zu brauchen gewußt hat. Der Anhang ist größtentheils aus Reinhardts vermischten Schriften genommen, die in jedermanns Händen sind. Die Abhandlung von Steinkohlen ist gerade drey viertheil Bogen lang, und gehöret nicht hieher.

D. Johann Gottlieb Gleditschs, der Arzneywissensch. und Kräuterlehre Professors, bey dem K. Collegio Medico-Chirurgico zu Berlin, der Röm. Kaiserl. Kön. Preuß. Kön. Schwed. Churf. Maynzischen Akademie und der Frankfurtischen Gesellschaft der Wissenschaften, der Churf. Sächsis. Bienengesellschaft in der Oberlausitz Mitgliedes, Betrachtung über die Beschaffenheit des Bienenstandes in der Mark-Brandenburg. Nebst einem Verzeichnisse von Gewächsen, aus welchen die Bienen ihren Stoff zum Honig und Wachse einsammlen. Riga und Mietau, 1769. 1 Alphab. 2½ Bogen Vorrede gr. 8.

Wenn ein Mann, wie der Herr Professor Gleditsch, eine Materie bearbeitet, so kann man zum voraus versichert seyn, daß solches gründlich geschiehet. Der Bienenstand in der Mark Brandenburg hat ihm unter andern würdig geschienen, seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt darauf zu wenden, zumal die Bienenzucht daselbst nicht in dem Flor ist, in welchem sie wegen vieler in dieser Schrift angeführten natürlichen Vorzüge der Mark billig seyn könnte und sollte. Verschiedene in des Verfassers vermischten Schriften zerstreut befindliche Aufsätze von den Bienen sind hier vermehret und im Zusammenhange anzutreffen. Das Verzeichniß der zur Bienennahrung tauglichen Gewächse und Blumen, die in der Mark befindlich sind, machen einen großen und wichtigen Theil dieser Schrift aus, und ist der weitläuftigen Kenntniß des Herrn Professors in der Kräuterlehre nicht unwürdig.

Mr.

Oekonomische Gedanken zu weiterem Nachdenken eröfnet. Aus dem Dänischen übersetzet von Christian Gott-

Gottlob Mengel. Sechster Theil, 6 Bogen. Siebenter Theil, 5 Bogen. Achter Theil, 5 Bogen. Neunter Theil, 4 Bogen, gr. 8. Kopenhagen und Leipzig, bey Friedrich Christian Pelt, 1769.

Was wir Theil V. Stück 2. S. 296. unserer Bibliothek von diesen ökonomischen Gedanken gesagt haben, daß nemlich gutes und schlechtes darinn untermischt, enthalten sey, das gilt auch von den hier vor uns liegenden 6. 7. 8. und 9ten Theil derselben, und wird man selten eine Schrift finden, darinn diese Abwechselung so sehr merklich ist, als in der gegenwärtigen.

Der kluge Hausvater beym wirthschaftlichen Geschäfte der Aufbehaltung verschiedener wirthschaftlichen Produkte und einiger anderer Dinge. Zweyte verbesserte und vielvermehrte Auflage. Leipzig, bey Christian Gottlob Hilscher, 1769. 11 Bogen 8.

Wir haben dieses Traktats bereits an einem andern Orte unserer Bibliothek rühmlichst gedacht. Diese zweyte Ausgabe, welche um einen Bogen stärker ist als die vorige, ist zwar wirklich vermehret, hätte es aber noch in einem größern Grade seyn können, weil diese Materie noch lange nicht erschöpft ist. Vielleicht muntert der starke Abgang dieser guten Schrift, den Verfasser auf, noch mehrere Mühe darauf zu verwenden, um selbige hin und wieder zu verbessern und mit der Zeit vollständig zu machen.

Der kluge Wirthschaftsbeamte oder Unterricht zu Bestellung der — Landwirthschaft und zu einer ordentlichen Hauscanzeley — und Anlegung schöner Lustgärten. — Mit 21 Kupfern. Nürnberg, bey Raspe, 1769. 2 Alph. 6 Bogen 4.

„Christoph Fischers fleißiges Herrnauge ist hiebey zum „Grunde gelegt und durchaus verbessert und vermehret „worden;„ so lauten noch die letzten Worte des Titelblattes: und der Anfang der Vorrede heisset: „Die Welt ist jetzt mit „Haushaltungsbüchern zum Ueberfluß angefüllet.„ Warum vermehret also der Verleger die Anzahl derselben durch die

 neue

neue Auflage eines alten schlechten Werks, welches, ohnerachtet es viermal gedruckt worden, zum guten Glück schon anfieng selten zu werden? Von denen durchaus geschehenen Verbesserungen, wollen wir eine kleine Probe hersetzen. Wenn S. 417. von dem Stall zur Mästung des Geflügels die Rede ist, so heisset es daselbst §. 1030. „Indessen ist um einen „Capaunen ein sehr gutes Essen. Und als einsmal ein Passagier in einen Gasthof kame, und ihm die Wirthinn fragte: „was sie vor Speisen zurichten sollte, sprach er: sie sollte „herrichten: einen verachteten Mann, eine Jedermanns „Hure, und ein Krummes und Gerades. Als die Wirthinn „sich lange besonne und nicht wuste, was dieses vor Speisen „wären, fragte sie endlich den Passagier, welcher ihr versetzte: „der verachtete Mann wäre ein Kopp oder Capaun; die „Jedermanns Hure, wäre eine Henne, und das Krumme „und Gerade, seye ein gebackener und gesottener Fisch.„ Wenn uns doch auch irgend ein Passagier sagen wollte, wer der kluge Verbesserer ist, der den Herrn Verleger solch Zeug im Jahr 1769. mit Schwabacher Schrift drucken lässet?

Oekonomische Reliquien — als eine Fortsetzung der Abhandlung von gelehrten Landwirthen. Erstes Zehend, verfertiget von F. M. von Rohr, Herzogl. Würtemb. Oelßnischen Regierungsrath. Breslau, 1769. bey J. F. Korn, 4½ Bogen 8.

Des Traktats von gelehrten Landwirthen haben wir bereits B. VI. St. 2. S. 293. rühmlichst gedacht. Von dem Inhalt dieser Schrift sagt der Herr V. in der Vorrede: „Es „sollen in gegenwärtiger Abhandlung, Reliquien, das ist, „Ueberbleibsel von Erfahrungen vorgetragen werden, welche „von andern übergangen oder übrig gelassen worden.„ Der Titel: Reliquien, hat ihm um deswillen gefallen, weil Moser unter dieser Aufschrift viele fruchtbare Wahrheiten in die Welt geschicket hat. Wir pflichten dem Herrn V. vollkommen bey, wenn er sagt, daß solche einzelne Abhandlungen wie Steine und Kalk anzusehen, welche zum Bau einer allgemeinen Oekonomie beygebracht werden, wenn es ja noch möglich ist, eine zu Stande zu bringen. Herr von Hohenthal und Herr Pratje erhalten bey dieser Gelegenheit ihre gebührendes Lob. Unter denen in diesem Zehend befindlichen Aufsätzen handelt der erste: Vom Gebrauch der Früchte der wilden Castanien;

da

da der Hr. B. anführet, daß sie die Ziegen gern fressen und unter den Bäumen auflesen. Wir haben eben die Erfahrung von dem Rindvieh; wenn selbiges diese Frucht einmal gekostet hat, so ist es auf das äusserste darnach begierig. Die Kröten hat er, besage der zweyten Reliquie, mit hingelegten Rautenzweigen aus den Milchkellern vertrieben. Die Ursach des Brandes im Getreide in der vierten Reliquie nach S. 33. verdienet weiteres Nachdenken und ist unsers Erachtens ganz neu; wenigstens erkläret sie die guten Wirkungen des Einkalkens des Weizens. Wir wünschen, daß der Herr B. recht viel Reliquien samlen, und den frommen Landwirth damit beschenken möge.

Von der besten Bienenzucht in Churpfalz. Drey Preisschriften. — Mannheim, 1769. 8. 9 Bogen.

Uns kann die bloße Anzeige genung seyn. Der Bienenliebhaber muß sie selbst lesen, zumal da sie eine ganze Akademie vor die besten erkläret hat.

J. J. Griesinger, Stadt-Organisten in Münsingen; Vollständiges Bienen-Magazin. Mit vielen Kupfern. Ulm, bey Bartholomäi, 1769. 1 Alphab. 8 Bogen 8.

Ist ein Bienenbuch im Organistenton geschrieben, auch mit Noten versehen. Die vielen Kupfer bestehen in zehn Platten, das Titelkupfer mitgerechnet. Die vorgetragenen Sachen sind indessen gut und praktisch, daher man der Schreibart etwas zu gute halten muß. Der Herr V. hat bey der Churpfälzischen Akademie mit um den Preiß gefochten, und seine eingeschickte Abhandlung, welche nebst zwey andern vor die besten erkläret worden, liegt bey diesem Werk zum Grunde.

Jf.

---

16. Vermischte Nachrichten.

Anweisung für diejenigen, die sich der Theologie und dem Dienst der Kirche widmen, welche Wissenschaften sie und in welcher Ordnung und Verbin-

dung sie solche auf der Universität betreiben sollen. Frankfurt an der Oder, gedruckt bey Joh. Christian Winter, Königl. Univers. Buchdrucker, 1770. 4. 1 Bogen.

— — für diejenigen, die sich der Rechtsgelehrsamkeit und dem Dienst des Staats widmen — — 2 Bogen.

— — für diejenigen, die sich der Arzneygelehrsamkeit widmen — — ½ Bogen.

Anweisung, wie die Philosophie, Philologie und diejenigen Wissenschaften, worinn die philosophische Facultät den Unterricht giebt, und in welcher Ordnung und Verbindung sie auf der Universität zu betreiben, 2½ Bogen.

Einem jungen Menschen, der mit dem edlen Vorsatze die Universität bezieht, daß er seine Zeit daselbst wohl anwenden und seine Wissenschaften gründlich lernen wolle, geschieht ohnfehlbar der größte Dienst, wenn ihm Anleitung gegeben wird, wie er sein studiren am vortheilhaftesten einrichten, was für Vorlesungen und in welcher Ordnung er sie hören solle. Die wenigsten Studenten wissen bey dem Anfange ihrer Universitätsjahre die Sache recht anzugreifen, weil sie weder den Umfang noch die Verbindung der Wissenschaften kennen. Und weil ihnen niemand darinn rathet, so kehren sie sich selbst überlassen, die Ordnung, in der sie eine Wissenschaft nach der andern studiren sollten, bisweilen gerade um, und hindern damit den leichtern und geschwindern Fortgang in der Gelehrsamkeit, den junge Leute von Genie und Fleiß sonst würden gemacht haben. Um dieses zu verhüten und der akademischen Jugend gleich vom Anfange zur guten Einrichtung ihrer Studien behülflich zu seyn, ist von Sr. Excellenz, dem itzigen Großkanzler und Geh. Staatsminister, Herrn von Fürst, als damaligen Curator der K. Preuß. Universitäten im Anfange des 1770ten Jahres die sehr rühmliche und gemeinnützige Verfügung getroffen, daß jedem Ankömmlinge auf die Universität bey seiner Einschreibung nebst den akademischen Gesetzen auch die für ihn gehörige gedruckte Anweisung zum Ordnungsmäßigen studiren eingehändiget wird. Ein je-

der findet in dem Fache der Gelehrsamkeit, dem er sich gewidmet hat, einen Plan vorgezeichnet, nach welchem er seine Bemühungen, seine Lehrstunden und den zunehmenden Unterricht einrichten und anwenden soll. Es werden dem angehenden Theologen, Juristen und Mediciner sowol die Vorbereitungs- Hülfs- und Nebenwissenschaften, die er braucht, als auch seine unentbehrlichsten Hauptcollegia, deren keines vergessen worden, darinn angezeigt, und dann auf drey Jahre, als die gewöhnliche Zeit, auf welche man itzo den akademischen Aufenthalt einzuschränken pflegt, die Eintheilungen davon gemacht. Man hat alles nur kurz fassen müssen, aber auch durch diese kurze Handleitung wird schon sehr viel von denen, die ihr folgen wollen, gewonnen werden. — Die Anweisung, wie die philosophischen und philologischen Wissenschaften zu treiben sind, ist für alle eingerichtet. Die Philosophie, die Mathematick, die ökonomischen Wissenschaften, die schönen Wissenschaften und Künste, die politische Historie, die Philologie werden ihnen, in alle ihre Theile und Zweige zergliedert, vorgelegt. Man sagt ihnen, warum und wozu sie dieselben brauchen, und wie sie ein jedes nutzen sollen. Auch wird demjenigen, dem Zeit und Umstände erlauben, den ganzen Umfang dieser Wissenschaften durchzulaufen, gezeigt, wie er sie ohngefähr auf sechs halbe Jahre eintheilen könne.

Wir versprechen uns von diesen Anweisungen viel gute Folgen, wenigstens könnte ein sehr ausgebreiteter Nutzen für die gründliche Gelehrsamkeit daraus entstehen. Insonderheit wünschten wir, daß das heranwachsende Geschlecht der Theologen, die auf Königl. Preußischen Universitäten erzogen werden, kein Wort von der heilsamen Erinnerung möchte auf die Erde fallen lassen, die ihnen S. 5. und 6. gegeben wird. §. 2. „Bey der Glaubenslehre muß sich ein angehender Theologe „befleißigen, alles, was die gelehrte Terminologie an wahren und gemein brauchbaren Begriffen,„ (dieser Zusatz ist wohl zu merken, denn wie viel falsches und unnützes wird darunter versteckt und dann als was sehr wichtiges zu recht hohem Preise verkauft) „in sich enthält, in eine verständlichere „und dem gemeinen Leben gewöhnliche, auch den Ungelehrten faßliche Sprache zu übersetzen, und darinn deutlich und „begreiflich vorzutragen.„ §. 3. „Bey der Streittheologie „und Lehre von den verschiedenen Angriffen auf die ächten „Glaubenslehren und Wahrheiten, muß ein angehender Theologe vornehmlich auf die Bestreitungen der Naturalisten,

„der Juden, und der römischen Kirche seine Aufmerksamkeit
„richten. Hingegen das unwesentliche und unerhebliche der
„Uneinigkeiten der protestantischen Partheyen, einsehen ler-
„nen, und sich vor aller Ketzermacherey, aller Verfolgungs-
„sucht, allen blinden Eifer hüten, und dagegen den Geist der
„Duldung, Mäßigung und Verträglichkeit angewöhnen und
„annehmen.„ Wir wollten wohl dafür stehen, daß dieser Geist bald allgemeiner werden würde, wenn die akademischen Lehrer, die dessen Ausbreitung vorzüglich in Händen haben, darauf denken wollten, ihn ihren Schülern einzupflanzen, und nicht zuweilen blos um der Universität, bey der sie stehen, den äussern Ruhm einer scheinbaren Orthodoxie zu versichern, einem gedankenlosen Schlendriane fröhnen wollten. Und welch ein Glück für die christlichen Gemeinden, wenn diejenigen, die sich dem Predigtamt gewidmet haben, das Collegium über die Pastoralklugheit und die theoretisch praktischen Vorlesungen und Uebungen in der homiletischen und katechetischen Theologie auf die beste Art werden zu nutzen suchen — An gelehrten Juristen, an geschickten Aerzten, an gründlichen Philosophen, Mathematickern, Statisten, Finanz- und Oekonomieverständigen u. s. w. wird es den Preußischen Staaten auf die Zukunft auch gewiß nicht fehlen, wenn diese Anweisungen werden befolgt werden. Ohnfehlbar wird der merkwürdige Königliche Befehl dazu viel beytragen, der in dem hinten angedruckten Auszuge aus dem Rescript an die Universität zu Frankfurt an der Oder wörtlich so lautet:

„Je kürzer die Zeit von drey Jahren ist, so gemeiniglich
„nur zum Aufenthalt auf Universitäten itzo gewidmet ist, desto
„grösserer Fleiß muß von den Studirenden angewendet wer-
„den, so viele zu eines jeden Bestimmung unentbehrliche Wis-
„senschaften in diesem kostbaren unwiederbringlichem Zeitraum
„zu erlernen.

„Um sie dazu aufzumuntern und in einer beständigen
„Aemulation zu erhalten, seyd Ihr bereits angewiesen, gleich
„als es auch bisher geschehen, zu Ende jeden halben Jahres
„eine Liste von denen durch vorzüglichen Fleiß sich distingui-
„renden und eine andere von den vorzüglichen Unfleißigen
„und Liderlichen einzusenden.

„Wir empfehlen Euch, auch damit noch ferner fortzufah-
„ren, indem allhier sowol von der einen als von der andern
„Liste guter Gebrauch gemacht wird, und diejenigen, welche
„auf die Liste der Lüderlichen kommen, gewiß gewärtigen
„können, ohne ganz überzeugende Proben ihrer nachherigen
„bes-

„dessen Aufführung, niemals zu einer Bedienung in unsern „Landen befördert zu werden, weshalb Ihr denn auch von „Zeit zu Zeit die Studierenden hieran zu erinnern und wohl= „meinend zu ermahnen nicht unterlassen müsset.„

Der Recensent konnte sich nicht enthalten, diesen Befehl des preußischen Hofes ganz herzusetzen, da er ein öffentliches Zeugniß ablegt, mit was für rühmlicher Sorgfalt der König und seine Minister sowol auf den Wachsthum der Wissenschaften in den Brandenburgischen Staaten, als auf die Beförderung der guten Sitten bey den Studierenden bedacht sind.

A.

Die Schule des Menschen, oder Betrachtung des Todes in Sinnbildern No. I-XV. Frankfurt und Leipzig, in 4. (1770.)

Sind höchst elende kleine Kupferstiche, die vermuthlich aus einer alten Postille genommen, und wieder abgedruckt sind. Wir zeigen dies nur an, damit sich niemand durch den Titel verführen lassen, diese paar Bogen für etwas anders zu halten als sie sind.

Friedrich Christian Leßers Testaceo-Theologia, oder gründlicher Beweis ꝛc. Zweyte vermehrte Auflage, Frankf. und Leipz., 1770. in 8.

Dies ist ein Buch, das verschiedene nützliche Sachen aber auch viel altväterisches geistliches Geschwätz enthält. Weil dies Buch vermuthlich nicht abgehen wollen, hat man ihm einen neuen Titel mit der Jahrzahl 1770. darum geschlagen, also ist das zweyte vermehrte Auflage, eine derbe Lüge, die dienen soll, den Käufer zu hintergehen.

Von der Mode. 12. Bern, bey B. L. Walthard, 1769. 136 S. Eine artige Vignette auf dem Titelblatt. Launen der Muße, 12. bey Walthard, 1770. 3½ Bogen.

Die erstere kleine Schrift verdienet in mehrern Absichten auch ausser der Schweitz bekannt zu werden, nicht als ob der Autor dieser Rhapsodie (so nennet er sein Büchelgen selber,) uns wichtige, neue, tiefsinnige Entdeckungen bekannt ge=

gemacht habe; seine grosse Belesenheit, die er in dieser Schrift geäussert, ist uns Bürge, daß er dieses auch nicht habe thun wollen: sondern, weil ers gewagt hat, Laune, Witz, Raisonnement durch jene leichte Manier zu verbinden, in welcher die Franzosen alle übrige Nationen so weit übertreffen, ja sogar sich erkühnete in dieses Triumvirat, die plumpe Gelehrsamkeit aufzunehmen. Dieser Versuch zeiget allerdings bey dem Autor die beste Anlage: Der Gesichtspunkt ist der rechte, die Hauptwendungen sind wohl gerathen, und wenn schon zuweilen etwas verunglückt ist, so sieht man doch, daß Gefühl vom passenden, schicklichen, vorhanden gewesen. Was den Inhalt dieser kleinen Abhandlung betrift, so muß im Titel, das Wort Mode, in sehr weitem Verstand genommen werden, so daß er so viel als Gebräuche, Gewohnheiten, Sitten, Mode zusammen genommen sagen will. Zwar ist — und auf eine leichte Manier — eine Erklärung der Mode gegeben worden, allein es wäre noch wohl das eine und andere daran auszusetzen. Es werden eine Menge von Sitten, Gebräuchen, Moden hier erzehlet, und zugleich einiger Einfluß den sie auf den Staat, die Religion, die Tugend haben, angezeiget. Paradox aber ist mehr als ein Satz. Wer wird zum Beyspiel, ausser im Scherz oder im Affekt, sagen: die Mode herrscht über die Religion; sie macht nur tugendhaft oder lasterhaft. Mehrere Sätze sind sehr unbestimmt. Einige, wie S. 27. sind verworren vorgetragen. Der Styl ist zuweilen gedrungen, zuweilen gedehnt. Was S. 42. auf einer ganzen Seite gesagt wird, läßt sich ungezwungen in drey Zeilen sagen, „wenn es Mode ist, Wagen und Pferde zu halten, so muß das vorher zur Nahrung der Menschen bestimmte Fruchtfeld in Wiesenland verwandelt werden, der Einwohner darbt und vermehrt sich nicht.„ Verschiedene Gleichnisse sind alt oder unschicklich. Der Ursprung der Moden wird mit den Trivialen und heut zu Tage nichtssagenden Gleichniß, den Quellen des Nils verglichen. Im Anfang des Büchelgens kommt in fünf Linien ein Gleichniß von Gott und eines vom Stutzer vor. Wenn der Verf. S. 52. sagt, daß Vanini die Veränderungen der Moden und die Wunderwerke vom Gestirn herleite, so hätte dieses wohl in einem etwas drollichten oder doch lachenden Ton gesagt werden sollen; freylich würden dann zwey Citationen bey einem Scherz allzusteif scheinen, und der Verf. würde selbst lachen, wenn er einen seiner Freunde seine kleine Rhapsodie in Taschenformat an der einen und den staubichten Albunosar in Folio, neben den Quartanten Vossius an der andern Seite sehn würde, um

dar-

daraus seine Citationen, den Beweis nachzuschlagen, daß die Astrologen Narren seyn.

Die Launen der Muße enthalten I. Ankündigung einer Wochenschrift, welche nach einer sehr guten Idee — nicht predigen auch nicht critisiren noch weniger abgeschmakt scherzen, sondern die zur Fröhlichkeit reitzenden Humors erfrischen, dem Lachen und der heitern Vernunft Luft machen, und also dem ganzen sittlichen Temperament einen gehörigen Ton geben soll. II. Die Natur, ein Roman. Ein Stück voller Witz. Doch trift er nicht immer. Eine Allegorie, in welcher nicht jeder Theil den verborgenen Sinn kenntbar durchscheinen läßt, ist nicht vollkommen, man ließt sie mit Mühe. III. Verstand und Witz. Der Inhalt ist gemein. IV. Bestimmung der Genie. Gezwungene Verse, wenig Gedanken, dunkel — und endlich bleibt das Genie am Ende eben noch so unbestimmt als am Anfang. Eine Probe von den schlechten Versen. — So fängt das Gedicht an.

Du urganische Liebe, die zwischen unendlichen Polen
Alle Sphären durchwandelst, und alle bewohnete Sphären
Die den Seraph dem Wurm, die Sonne dem Staube verschwistert.

Zwischen den unendlichen Polen; sonst würde es lassen als ob die uranische Liebe von den Polen begleitet worden wäre. Warum aber unendliche Polen? unendlicher Abstand der Polen läßt sich noch denken, aber unendliche Polen sagt weniger als nichts. Alle bewohnete Sphären durchwandeln, ist doch am gelindesten gesagt, viel zu hart. Du die verschwistert, geht auch nicht an, wenn man kurz vorher mit eben dem Du die zweyte Person des Zeitworts verbunden hat. Denn fehlt der Periode, das dritte Glied, wodurch der Anfang schon mangelhaft wird.

Hebe mich auf deine Allmacht beseelenden Fittig!
O wer wagt es sich dem erhabenen Thron zu nahen.

Sie wagen es ja. Wer wagt es sonst sollte es heissen.

Andre wärmen sich nur am geborgten Lichte der ersten.

soll heissen, an dem von den ersten geborgten Lichte

Scheinender Chaos, nur falsche Tön in dem Ohre der Thoren
Aber in Weisen harmonischer Wohlklang.

es muß heissen falsche Töne nur in den Ohre der Thoren. Den Weisen aber sollte der Vers nothwendig die Ohren lassen,

Diese kleine Sammlung von ökonomischen Handgriffen bestehet in dreyzehn kurzen Aufsätzen, darinn der Herr B. seine Erfahrungen mittheilet. Im ersten Aufsatz, da er von Bauholzschneiden handelt, giebt er die gute aber nicht allemal brauchbare Regel, wenn ein Stück Bauholz in der Mitten aufgetrennet werden soll, zwey Schnitte anstatt eines Schnittes in einem Abstand von einem Zoll zu machen, wodurch ein Brett geschaffen wird, dessen Werth das Schneiderlohn bezahlet. Im vierten Aufsatz lehret er eine kleine Windmühle zum Wasserpumpen bauen, die nicht unebem ist und an manchen Oertern wohl Dienste thun kann. Die Sperlinge rottet er im neunten Handgriff durch Hafer aus, den er mit Krähenaugen kochen lässet. Die Landküster sollen einen grossen Vogelbauer am Kirchthurm hängen und vergifteten Käse hinein thun, um die Sperlinge eines ganzen Dorfs umzubringen. Die Sachen des Hrn. B. sind recht gut, nur rathen wir ihm bey Fortsetzung seiner Handgriffe, davon er im Vorbericht redet, wohlmeinend an, sein Manuscript von jemand vorher durchsehen zu lassen, damit der Spötter nicht Ursach zu lachen bekommt, wenn er, wie hier S. 45. vegetabilijs anstatt vegetabilibus und S. 47. die Erde aus den adlichen Sekreten findet.

Jk.

Ueber die Landwirthschaft, oder verschiedene physikalische Versuche zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft vorgeschlagen von Herrn *Beardé de l'Abbaye.* — Aus dem Französischen übersetzet. Hamburg und Bremen, bey Cramer, 1769. 10 Bogen 8.

Die ganze Einrichtung dieser Schrift und zum Theil auch ihr Werth erhellet aus den Worten des Verfassers in der Vorrede S. 2. „Ich sammle zerstreute, unbekannte oder „vernachlässigte Materialien, in der angenehmen Hofnung, daß „geschickte Hände darüber kommen und sie bearbeiten werden.

Gesammlete Nachrichten der Oekonomischen Gesellschaft in Franken — herausgegeben von dem Hofrath Hirsch. Erster, zweyter, dritter Jahrgang. 1765. 1766. 1767. Anspach, bey Posch, 6 Alph. 18 Bogen 4.

In

In dergleichen grossen Sammlungen kann unmöglich alles gleich gut seyn. Der meiste Werth bestehet gemeiniglich darinn, daß dergleichen wöchentlich einzeln herauskommende Bogen, wie diese Nachrichten, mehrere Leser finden als sich die besten Bücher nicht zu erfreuen haben. Das Gute wird also hiedurch viel ehender ausgebreitet, aber leider das schlechte auch, daher zur Herausgabe solcher Schriften viel Kenntniß und viel Prüfung gehöret, wenn sie nicht ofte mehr schädlich als nützlich seyn sollen, dergleichen nur ganzen Gesellschaften möglich ist. Die Fränkische ökonomische Gesellschaft hat vielen Ruhm vor sich, deshalb und weil sie wirklich hier viel gutes liefert, wir diese Sammlungen als brauchbar empfehlen können.

Gründlicher Unterricht von erstaunlicher Erhöhung des Ertrags der Feldgüter, vornehmlich mittelst Anlegung künstlicher Wiesen, durch einen Vorbericht und Anhang erläutert; nebst einer Abhandlung von Steinkohlen die nicht rauchen. Aus dem Französischen übersetzet. Frankfurt, Leipzig und Jena, bey dem Commercienrath Fischer, 1769. 5 Bogen 8.

Wenn werden doch unsere ökonomische Schriftsteller, Uebersetzer, Verleger u. s. w. aufhören, dem Publikum, alte Sachen unter neuen und prahlerhaften Titeln anzubieten? dieser gründliche Unterricht von erstaunlicher Erhöhung der Feldgüter, bestehet weiter in nichts, als in der Abhandlung des Miroudot vom Ray-Grase, davon wir schon seit acht Jahren eine wohlgerathene deutsche Uebersetzung mit einer lehrreichen Vorrede, des den Lesern ökonomischer Schriften rühmlichst bekannten Herrn Geheimenrath Reinhards haben, welche bereits im Jahr 1765. zum zweytenmal bey Macklot in Carlsruhe mit ungleich besserem Papier und Druck als die hier vor uns liegende Uebersetzung, aufgelegt worden. Selbige soll nach dem Vorbericht des Verlegers von einem gelehrten Hofcavalier gemacht seyn. Diesem ist es zu vergeben, wenn er nicht weis was in den Buchläden vorgehet, und also eine überflüßige Arbeit vornimmt; allein der Verleger verdienet einen Verweis, weil ihm die Unwissenheit nicht zu statten kommt, zumal wenn wir bemerken, daß er bey Verfertigung seiner Vorrede zu dieser zweyten Ausgabe (denn die soll

es seyn, obgleich nichts davon auf dem Titel, wie sonsten gewöhnlich, gesagt worden) die Vorrede des Herrn G. R. Reinhardts, nützlich zu brauchen gewußt hat. Der Anhang ist größtentheils aus Reinhardts vermischten Schriften genommen, die in jedermanns Händen sind. Die Abhandlung von Steinkohlen ist gerade drey viertheil Bogen lang, und gehöret nicht hieher.

D. Johann Gottlieb Gleditschs, der Arzneywissensch. und Kräuterlehre Professors, bey dem K. Collegio Medico-Chirurgico zu Berlin, der Röm. Kaiserl. Kön. Preuß. Kön. Schwed. Churf. Maynzischen Akademie und der Frankfurtischen Gesellschaft der Wissenschaften, der Churf. Sächsis. Bienengesellschaft in der Oberlausitz Mitgliedes, Betrachtung über die Beschaffenheit des Bienenstandes in der Mark-Brandenburg. Nebst einem Verzeichnisse von Gewächsen, aus welchen die Bienen ihren Stoff zum Honig und Wachse einsammlen. Riga und Mietau, 1769. 1 Alphab. 2½ Bogen Vorrede gr. 8.

Wenn ein Mann, wie der Herr Professor Gleditsch, eine Materie bearbeitet, so kann man zum voraus versichert seyn, daß solches gründlich geschiehet. Der Bienenstand in der Mark Brandenburg hat ihm unter andern würdig geschienen, seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt darauf zu wenden, zumal die Bienenzucht daselbst nicht in dem Flor ist, in welchem sie wegen vieler in dieser Schrift angeführten natürlichen Vorzüge der Mark billig seyn könnte und sollte. Verschiedene in des Verfassers vermischten Schriften zerstreut befindliche Aufsätze von den Bienen sind hier vermehret und im Zusammenhange anzutreffen. Das Verzeichniß der zur Bienennahrung tauglichen Gewächse und Blumen, die in der Mark befindlich sind, machen einen großen und wichtigen Theil dieser Schrift aus, und ist der weitläuftigen Kenntniß des Herrn Professors in der Kräuterlehre nicht unwürdig.

Mr.

Oekonomische Gedanken zu weiterem Nachdenken eröfnet. Aus dem Dänischen übersetzet von Christian Gott-

Gottlob Mengel. Sechster Theil, 6 Bogen. Siebenter Theil, 5 Bogen. Achter Theil, 5 Bogen. Neunter Theil, 4 Bogen, gr. 8. Kopenhagen und Leipzig, bey Friedrich Christian Pelt, 1769.

Was wir Theil V. Stück 2. S. 296. unserer Bibliothek von diesen ökonomischen Gedanken gesagt haben, daß ziemlich gutes und schlechtes darinn untermischt, enthalten sey, das gilt auch von den hier vor uns liegenden 6. 7. 8. und 9ten Theil derselben, und wird man selten eine Schrift finden, darinn diese Abwechselung so sehr merklich ist, als in der gegenwärtigen.

Der kluge Hausvater beym wirthschaftlichen Geschäfte der Aufbehaltung verschiedener wirthschaftlichen Produkte und einiger anderer Dinge. Zweyte verbesserte und vielvermehrte Auflage. Leipzig, bey Christian Gottlob Hilscher, 1769. 11 Bogen 8.

Wir haben dieses Traktats bereits an einem andern Orte unserer Bibliothek rühmlichst gedacht. Diese zweyte Ausgabe, welche um einen Bogen stärker ist als die vorige, ist zwar wirklich vermehret, hätte es aber noch in einem größern Grade seyn können, weil diese Materie noch lange nicht erschöpft ist. Vielleicht muntert der starke Abgang dieser guten Schrift, den Verfasser auf, noch mehrere Mühe darauf zu verwenden, um selbige hin und wieder zu verbessern und mit der Zeit vollständig zu machen.

Der kluge Wirthschaftsbeamte oder Unterricht zu Bestellung der — Landwirthschaft und zu einer ordentlichen Hauscanzeley — und Anlegung schöner Lustgärten. — Mit 21 Kupfern. Nürnberg, bey Raspe, 1769. 2 Alph. 6 Bogen 4.

„Christoph Fischers fleißiges Herrnauge ist hiebey zum „Grunde gelegt und durchaus verbessert und vermehret „worden;„ so lauten noch die letzten Worte des Titelblattes; und der Anfang der Vorrede heisset: „Die Welt ist jetzt mit „Haushaltungsbüchern zum Ueberfluß angefüllet.„ Warum vermehret also der Verleger die Anzahl derselben durch die

neue Auflage eines alten schlechten Werks, welches, ohnerachtet es viermal gedruckt worden, zum guten Glück schon anfieng selten zu werden? Von denen durchaus geschehenen Verbesserungen, wollen wir eine kleine Probe hersetzen. Wenn S. 417. von dem Stall zur Mästung des Geflügels die Rede ist, so heisset es daselbst §. 1030. „Indessen ist um einen „Capaunen ein sehr gutes Essen. Und als einsmal ein Passagier in einen Gasthof kame, und ihm die Wirthinn fragte: „was sie vor Speisen zurichten sollte, sprach er: sie sollte „herrichten: einen verachteten Mann, eine Jedermanns „Hure, und ein Krummes und Gerades. Als die Wirthinn „sich lange besonne und nicht wuste, was dieses vor Speisen „wären, fragte sie endlich den Passagier, welcher ihr versetzte: „der verachtete Mann wäre ein Kopp oder Capaun; die „Jedermanns-Hure, wäre eine Henne, und das Krumme „und Gerade, seye ein gebackener und gesottener Fisch.„ Wenn uns doch auch irgend ein Passagier sagen wollte, wer der kluge Verbesserer ist, der den Herrn Verleger solch Zeug im Jahr 1769. mit Schwabacher Schrift drucken lässet?

Oekonomische Reliquien — als eine Fortsetzung der Abhandlung von gelehrten Landwirthen. Erstes Zehend, verfertiget von F. M. von Rohr, Herzogl. Würtemb. Oelßnischen Regierungsrath. Breßlau, 1769. bey J. F. Korn, 4½ Bogen 8.

Des Traktats von gelehrten Landwirthen haben wir bereits B. VI. St. 2. S. 293. rühmlichst gedacht. Von dem Inhalt dieser Schrift sagt der Herr V. in der Vorrede: „Es „sollen in gegenwärtiger Abhandlung, Reliquien, das ist, „Ueberbleibsel von Erfahrungen vorgetragen werden, welche „von andern übergangen oder übrig gelassen worden.„ Der Titel: Reliquien, hat ihm um deswillen gefallen, weil Moser unter dieser Aufschrift viele fruchtbare Wahrheiten in die Welt geschicket hat. Wir pflichten dem Herrn V. vollkommen bey, wenn er sagt, daß solche einzelne Abhandlungen wie Steine und Kalk anzusehen, welche zum Bau einer allgemeinen Oekonomie beygebracht werden, wenn es ja noch möglich ist, eine zu Stande zu bringen. Herr von Hohenthal und Herr Pratje erhalten bey dieser Gelegenheit ihre gebührendes Lob. Unter denen in diesem Zehend befindlichen Aufsätzen handelt der erste: Vom Gebrauch der Früchte der wilden Castanien;

da

da der Hr. V. anführet, daß sie die Ziegen gern fressen und unter den Bäumen auflesen. Wir haben eben die Erfahrung von dem Rindvieh; wenn selbiges diese Frucht einmal gekostet hat, so ist es auf das äusserste darnach begierig. Die Kröten hat er, besage der zweyten Reliquie, mit hingelegten Rautenzweigen aus den Milchkellern vertrieben. Die Ursach des Brandes im Getreide in der vierten Reliquie nach S. 33. verdienet weiteres Nachdenken und ist unsers Erachtens ganz neu; wenigstens erkläret sie die guten Wirkungen des Einkalkens des Weizens. Wir wünschen, daß der Herr V. recht viel Reliquien samlen, und den frommen Landwirth damit beschenken möge.

Von der besten Bienenzucht in Churpfalz. Drey Preisschriften. — Mannheim, 1769. 8. 9 Bogen.

Uns kann die bloße Anzeige genung seyn. Der Bienenliebhaber muß sie selbst lesen, zumal da sie eine ganze Akademie vor die besten erkläret hat.

J. J. Griesinger, Stadt-Organisten in Münsingen; Vollständiges Bienen-Magazin. Mit vielen Kupfern. Ulm, bey Bartholomäi, 1769. 1 Alphab. 8 Bogen 8.

Ist ein Bienenbuch im Organistenton geschrieben, auch mit Noten versehen. Die vielen Kupfer bestehen in zehn Platten, das Titelkupfer mitgerechnet. Die vorgetragenen Sachen sind indessen gut und praktisch, daher man der Schreibart etwas zu gute halten muß. Der Herr V. hat bey der Churpfälzischen Akademie mit um den Preiß gefochten, und seine eingeschickte Abhandlung, welche nebst zwey andern vor die besten erkläret worden, liegt bey diesem Werk zum Grunde.

Jt.

16. Vermischte Nachrichten.

Anweisung für diejenigen, die sich der Theologie und dem Dienst der Kirche widmen, welche Wissenschaften sie und in welcher Ordnung und Verbindung

dung sie solche auf der Universität betreiben sollen. Frankfurt an der Oder, gedruckt bey Joh. Christian Winter, Königl. Univers. Buchdrucker, 1770. 4. 1 Bogen.

— — für diejenigen, die sich der Rechtsgelehrsamkeit und dem Dienst des Staats widmen — — 2 Bogen.

— — für diejenigen, die sich der Arzneygelehrsamkeit widmen — — ½ Bogen.

Anweisung, wie die Philosophie, Philologie und diejenigen Wissenschaften, worinn die philosophische Facultät den Unterricht giebt, und in welcher Ordnung und Verbindung sie auf der Universität zu betreiben, 2½ Bogen.

Einem jungen Menschen, der mit dem edlen Vorsatze die Universität bezieht, daß er seine Zeit daselbst wohl anwenden und seine Wissenschaften gründlich lernen wolle, geschieht ohnfehlbar der größte Dienst, wenn ihm Anleitung gegeben wird, wie er sein studiren am vortheilhaftesten einrichten, was für Vorlesungen und in welcher Ordnung er sie hören solle. Die wenigsten Studenten wissen bey dem Anfange ihrer Universitätsjahre die Sache recht anzugreifen, weil sie weder den Umfang noch die Verbindung der Wissenschaften kennen. Und weil ihnen niemand darinn rathet, so kehren sie sich selbst überlassen, die Ordnung, in der sie eine Wissenschaft nach der andern studiren sollten, bisweilen gerade um, und hindern damit den leichtern und geschwindern Fortgang in der Gelehrsamkeit, den junge Leute von Genie und Fleiß sonst würden gemacht haben. Um dieses zu verhüten und der akademischen Jugend gleich vom Anfange zur guten Einrichtung ihrer Studien behülflich zu seyn, ist von Sr. Excellenz, dem itzigen Großkanzler und Geh. Staatsminister, Herrn von Fürst, als damaligen Curator der K. Preuß. Universitäten im Anfange des 1770ten Jahres die sehr rühmliche und gemeinnützige Verfügung getroffen, daß jedem Ankömmlinge auf die Universität bey seiner Einschreibung nebst den akademischen Gesetzen auch die für ihn gehörige gedruckte Anweisung zum Ordnungsmäßigen studiren eingehändiget wird. Ein je-

de

der findet in dem Fache der Gelehrsamkeit, dem er sich gewidmet hat, einen Plan vorgezeichnet, nach welchem er seine Bemühungen, seine Lehrstunden und den zunehmenden Unterricht einrichten und anwenden soll. Es werden dem angehenden Theologen, Juristen und Mediciner swol die Vorbereitungs- Hülfs- und Nebenwissenschaften, die er braucht, als auch seine unentbehrlichsten Hauptcollegia, deren keines vergessen worden, darinn angezeigt, und dann auf drey Jahre, als die gewöhnliche Zeit, auf welche man itzo den akademischen Aufenthalt einzuschränken pflegt, die Eintheilungen davon gemacht. Man hat alles nur kurz fassen müssen, aber auch durch diese kurze Handleitung wird schon sehr viel von denen, die ihr folgen wollen, gewonnen werden. — Die Anweisung, wie die philosophischen und philologischen Wissenschaften zu treiben sind, ist für alle eingerichtet. Die Philosophie, die Mathematick, die ökonomischen Wissenschaften, die schönen Wissenschaften und Künste, die politische Historie, die Philologie werden ihnen, in alle ihre Theile und Zweige zergliedert, vorgelegt. Man sagt ihnen, warum und wozu sie dieselben brauchen, und wie sie ein jedes nutzen sollen. Auch wird demjenigen, dem Zeit und Umstände erlauben, den ganzen Umfang dieser Wissenschaften durchzulaufen, gezeigt, wie er sie ohngefähr auf sechs halbe Jahre eintheilen könne.

Wir versprechen uns von diesen Anweisungen viel gute Folgen, wenigstens könnte ein sehr ausgebreiteter Nutzen für die gründliche Gelehrsamkeit daraus entstehen. Insonderheit wünschten wir, daß das heranwachsende Geschlecht der Theologen, die auf Königl. Preußischen Universitäten erzogen werden, kein Wort von der heilsamen Erinnerung möchte auf die Erde fallen lassen, die ihnen S. 5. und 6. gegeben wird. §. 2. „Bey der Glaubenslehre muß sich ein angehender Theologe „befleißigen, alles, was die gelehrte Terminologie an wah„ren und gemein brauchbaren Begriffen„ (dieser Zusatz ist wohl zu merken, denn wie viel falsches und unnützes wird darunter versteckt und dann als was sehr wichtiges zu recht hohem Preise verkauft) „in sich enthält, in eine verständlichere „und dem gemeinen Leben gewöhnliche, auch den Ungelehr„ten faßliche Sprache zu übersetzen, und darinn deutlich und „begreiflich vorzutragen.„ §. 3. „Bey der Streittheologie „und Lehre von den verschiedenen Angriffen auf die ächten „Glaubenslehren und Wahrheiten, muß ein angehender Theo„loge vornehmlich auf die Bestreitungen der Naturalisten,

„der Juden, und der römischen Kirche seine Aufmerksamkeit „richten. Hingegen das unwesentliche und unerhebliche der „Uneinigkeiten der protestantischen Partheyen, einsehen ler„nen, und sich vor aller Ketzermacherey, aller Verfolgungs„sucht, allen blinden Eifer hüten, und dagegen den Geist der „Duldung, Mäßigung und Verträglichkeit angewöhnen und „annehmen.„ Wir wollten wohl dafür stehen, daß dieser Geist bald allgemeiner werden würde, wenn die akademischen Lehrer, die dessen Ausbreitung vorzüglich in Händen haben, darauf denken wollten, ihn ihren Schülern einzupflanzen, und nicht zuweilen blos um der Universität, bey der sie stehen, den äussern Ruhm einer scheinbaren Orthodoxie zu versichern, einem gedankenlosen Schlendriane fröhnen wollten. Und welch ein Glück für die christlichen Gemeinden, wenn diejenigen, die sich dem Predigtamt gewidmet haben, das Collegium über die Pastoralklugheit und die theoretisch praktischen Vorlesungen und Uebungen in der homiletischen und katechetischen Theologie auf die beste Art werden zu nutzen suchen —. An gelehrten Juristen, an geschickten Aerzten, an gründlichen Philosophen, Mathematickern, Statisten, Finanz- und Oekonomieverständigen u. s. w. wird es den Preußischen Staaten auf die Zukunft auch gewiß nicht fehlen, wenn diese Anweisungen werden befolgt werden. Ohnfehlbar wird der merkwürdige Königliche Befehl dazu viel beytragen, der in dem hinten angedruckten Auszuge aus dem Rescript an die Universität zu Frankfurt an der Oder wörtlich so lautet:

„Je kürzer die Zeit von drey Jahren ist, so gemeiniglich „nur zum Aufenthalt auf Universitäten itzo gewidmet ist, desto „grösserer Fleiß muß von den Studirenden angewendet wer„den, so viele zu eines jeden Bestimmung unentbehrliche Wis„senschaften in diesem kostbaren unwiederbringlichem Zeitraum „zu erlernen.

„Um sie dazu aufzumuntern und in einer beständigen „Aemulation zu erhalten, seyd Ihr bereits angewiesen, gleich „als es auch bisher geschehen, zu Ende jeden halben Jahres „eine Liste von denen durch vorzüglichen Fleiß sich distingui„renden und eine andere von den vorzüglichen Unfleißigen „und lüderlichen einzusenden.

„Wir empfehlen Euch, auch damit noch ferner fortzufah„ren, indem allhier sowol von der einen als von der andern „Liste guter Gebrauch gemacht wird, und diejenigen, welche „auf die Liste der Lüderlichen kommen, gewiß gewärtigen „können, ohne ganz überzeugende Proben ihrer nachherigen

„bes-

„dessen Ausführung, niemals zu einer Bedienung in unsern „Landen befördert zu werden, weshalb Ihr denn auch von „Zeit zu Zeit die Studierenden hieran zu erinnern und wohl „meinend zu ermahnen nicht unterlassen müsset.„

Der Recensent konnte sich nicht enthalten, diesen Befehl des preußischen Hofes ganz herzusetzen, da er ein öffentliches Zeugniß ablegt, mit was für rühmlicher Sorgfalt der König und seine Minister sowol auf den Wachsthum der Wissenschaften in den Brandenburgischen Staaten, als auf die Beförderung der guten Sitten bey den Studierenden bedacht sind.

A.

Die Schule des Menschen, oder Betrachtung des Todes in Sinnbildern No. I-XV. Frankfurt und Leipzig, in 4. (1770.)

Sind höchst elende kleine Kupferstiche, die vermuthlich aus einer alten Postille genommen, und wieder abgedruckt sind. Wir zeigen dies nur an, damit sich niemand durch den Titel verführen lassen, diese paar Bogen für etwas anders zu halten als sie sind.

Friedrich Christian Lessers Testaceo-Theologia, oder gründlicher Beweis ꝛc. Zweyte vermehrte Auflage, Frankf. und Leipz., 1770. in 8.

Dies ist ein Buch, das verschiedene nützliche Sachen aber auch viel altväterisches geistliches Geschwätz enthält. Weil dies Buch vermuthlich nicht abgehen wollen, hat man ist einen neuen Titel mit der Jahrzahl 1770. darum geschlagen, also ist das zweyte vermehrte Auflage, eine derbe Lüge, die dienen soll, den Käufer zu hintergehen.

Von der Mode. 12. Bern, bey B. L. Walthard, 1769. 136 S. Eine artige Vignette auf dem Titelblatt. Launen der Muße, 12. bey Walthard, 1770. 3½ Bogen.

Die erstere kleine Schrift verdienet in mehrern Absichten auch ausser der Schweitz bekannt zu werden, nicht als ob der Autor dieser Rhapsodie (so nennet er sein Büchelgen selber,) uns wichtige, neue, tiefsinnige Entdeckungen bekannt ge-

gemacht habe; seine grosse Belesenheit, die er in dieser Schrift geäussert, ist uns Bürge, daß er dieses auch nicht habe thun wollen: sondern, weil ers gewagt hat, Laune, Witz, Raisonnement durch jene leichte Manier zu verbinden, in welcher die Franzosen alle übrige Nationen so weit übertreffen, ja sogar sich erkühnete in dieses Triumvirat, die plumpe Gelehrsamkeit aufzunehmen. Dieser Versuch zeiget allerdings bey dem Autor die beste Anlage: Der Gesichtspunkt ist der rechte, die Hauptwendungen sind wohl gerathen, und wenn schon zuweilen etwas verunglückt ist, so sieht man doch, daß Gefühl vom passenden, schicklichen, vorhanden gewesen. Was den Inhalt dieser kleinen Abhandlung betrift, so muß im Titel, das Wort Mode, in sehr weitem Verstand genommen werden, so daß er so viel als Gebräuche, Gewohnheiten, Sitten, Mode zusammen genommen sagen will. Zwar ist — und auf eine leichte Manier — eine Erklärung der Mode gegeben worden, allein es wäre noch wohl das eine und andere daran auszusetzen. Es werden eine Menge von Sitten, Gebräuchen, Moden hier erzehlet, und zugleich einiger Einfluß den sie auf den Staat, die Religion, die Tugend haben, angezeiget. Parador aber ist mehr als ein Satz. Wer wird zum Beyspiel, ausser im Scherz oder im Affekt, sagen: die Mode herrscht über die Religion; sie macht nur tugendhaft oder lasterhaft. Mehrere Sätze sind sehr unbestimmt. Einige, wie S. 27. sind verworren vorgetragen. Der Styl ist zuweilen gedrungen, zuweilen gedehnt. Was S. 42. auf einer ganzen Seite gesagt wird, läßt sich ungezwungen in drey Zeilen sagen, „wenn es Mode ist, Wagen und Pferde zu halten, so muß das vorher zur Nahrung der Menschen bestimmte Fruchtfeld in Wiesenland verwandelt werden, der Einwohner darbt und vermehrt sich nicht.„ Verschiedene Gleichnisse sind alt oder unschicklich. Der Ursprung der Moden wird mit den Trivialen und heut zu Tage nichtssagenden Gleichniß, den Quellen des Nils verglichen. Im Anfang des Büchelgens kommt in fünf Linien ein Gleichniß von Gott und eines vom Stutzer vor. Wenn der Verf. S. 52. sagt, daß Vanini die Veränderungen der Moden und die Wunderwerke vom Gestirn herleite, so hätte dieses wohl in einem etwas drollichten oder doch lachenden Ton gesagt werden sollen; freylich würden dann zwey Citationen bey einem Scherz allzusteif scheinen, und der Verf. würde selbst lachen, wenn er einen seiner Freunde seine kleine Rhapsodie in Taschenformat an der einen und den staubichten Albunosar in Folio, neben den Quartanten Vossius an der andern Seite sehn würde, um

bar-

durch seine Citationen, den Beweis nachzuschlagen, daß die Astrologen Narren seyn.

Die **Launen der Muße** enthalten I. Ankündigung einer Wochenschrift, welche nach einer sehr guten Idee — nicht predigen auch nicht criticisiren noch weniger abgeschmakt scherzen, sondern die zur Fröhlichkeit reitzenden Humors erfrischen, dem Lachen und der heitern Vernunft Luft machen, und also dem ganzen sittlichen Temperament einen gehörigen Ton geben soll. II. **Die Natur, ein Roman.** Ein Stück voller Witz. Doch trift er nicht immer. Eine Allegorie, in welcher nicht jeder Theil den verborgenen Sinn kenntbar durchscheinen läßt, ist nicht vollkommen, man ließt sie mit Mühe. III. **Verstand und Wiz.** Der Inhalt ist gemein. IV. **Bestimmung der Genie.** Gezwungene Verse, wenig Gedanken, dunkel — und endlich bleibt das Genie am Ende eben noch so unbestimmt als am Anfang. Eine Probe von den schlechten Versen. — So fängt das Gedicht an.

Du uranische Liebe, die zwischen unendlichen Polen
Alle Sphären durchwandelst, und alle bewohnete Sphären
Die den Seraph dem Wurm, die Sonne dem Staube verschwistert.

Zwischen den unendlichen Polen; sonst würde es lassen als ob die uranische Liebe von den Polen begleitet worden wäre. Warum aber unendliche Polen? unendlicher Abstand der Polen läßt sich noch denken, aber unendliche Polen sagt weniger als nichts. **Alle bewohnete Sphären durchwandeln**, ist doch am gelindesten gesagt, viel zu hart. **Du die verschwistert**, geht auch nicht an, wenn man kurz vorher mit eben dem Du die zweyte Person des Zeitworts verbunden hat. Denn fehlt der Periode, das dritte Glied, wodurch der Anfang schon mangelhaft wird.

Hebe mich auf deine Allmacht beseelenden Fittig!
O wer wagt es sich dem erhabenen Thron zu nahen.

Sie wagen es ja. Wer wagt es **sonst** sollte es heissen.

Andre wärmen sich nur am geborgten Lichte der ersten.

soll heissen, an dem von den ersten geborgten Lichte

Scheinender Chaos, nur falsche Tön in dem Ohre der Thoren
Aber in Weisen harmonischer Wohlklang.

es muß heissen falsche Töne **nur** in den Ohre der Thoren. Den Weisen aber sollte der Vers nothwendig die Ohren lassen,

wenn von Tönen und Hören die Rede ist — aber der Vers! der Vers! es thut mir leid, aber wer Meister in Versmachen werden will, muß vorher Junge und Geselle gewesen seyn, denn Versmachen ist eine ordentliche Kunst.

Nicht daß in den paar hundert Versen nicht auch gute und schöne zu finden wären. Aber welche schlechte Figur machen ein paar gute Verse unter vielen schlechten.

****.

Historische Beschreibung der R. K. und K. Residenzstadt Wien, von P. Matthias Fuhrmann, 3ter Theil 8. Wien, 1770. 1 Alph. 15 Bogen in 8. 2½ Bogen Kupfertafeln.

Dieser Theil ist ungemein viel interessanter als die vorhergehenden. Hin und wieder findet man freylich Nachrichten von Reliquien, von Wunderzeichen, von schrecklichen Begebenheiten, wo der Teufel diesen und jenen geholt hat u. d. gl. auch sind die Nachrichten von Begräbnißgrüften, auf Aufsetzung des Kaiserl. Adlers auf den großen St. Stephansthurm, die specielle Beschreibung aller Glocken auf den vier St. Stephansthürmen u. d. gl. etwas zu weitläufig und geringfügig. Aber es werden von Münzkabinetten, Bildergallerien, Bibliotheken, milden Stiftungen und Manufakturen Nachrichten gegeben, die überaus nützlich und angenehm sind. Die Nachricht von Fabricken und Manufakturen, war uns insbesondere angenehm. Zwar ist sie nicht ganz hinlänglich, inzwischen wird sie ein Sachverständiger vielleicht künftig vermehren können. Wir haben hier, so wie auch an andern Orten, bemerkt, wie nöthig es gewesen wäre, gewisse Einrichtungen in Wien, nicht blos anzuzeigen, sondern auch zu erklären. Z. B. der V. redet S. 553. u. f. bey Gelegenheit der Fabrickanten und Handelsleute, von Niederlagsverwandten, Hofbefreyten und Schutzverwandten. Wir wünschten zu wissen, was hierunter eigentlich verstanden werde. Es wäre auch nöthig gewesen, solche Kunstwörter, die ausser Wien unverständlich sind, zu erklären. Z. B. der V. erwähnt unter den Profeßionisten der Pfefferrüchermacher; sie fabriciren, sagt er, „allerhand feine und ordinari, wollene und leinene Tücher, gestreifte Zeuge, köllnische und andere Bettleinwand, Gingans, Siamoisen, Romualds u. d. gl.„ Einigermaßen kann man hieraus rathen, von was für einer Art

von Manufaktur hier die Rede ist, aber die angezeigte Zeuge sind von zu verschiedener Art, daß sich noch nicht abnehmen läßt, was in Wien eigentlich Pfeffertuch heisse.

Der Verf. verspicht noch einen Theil, der auch merkwürdige Sachen enthalten wird. Alsdenn wird ein Sachverständiger leicht einen Auszug der nüzlichsten Sachen in einem mäßigen Octavbande machen können. Man könnte denn das etwa noch ausgelassene hinzuthun, und besonders alles in eine einleuchtendere Ordnung setzen. Aber ein Mann der Geschmack, Kenntniß der schönen Künste, der Baukunst, Mahlerey ꝛc. wie auch der mechanischen Künste, der nützlichen Manufakturen, Fabricken ꝛc. hätte, müßte dies Werk unternehmen. Wien hat an dem Hrn. von Sonnenfels einen solchen Mann; Er würde den Reisenden, und allen denen, die Wiens vorzügliche Merkwürdigkeiten zu kennen begierig sind, einen überaus großen Dienst leisten, wenn er sich dieser Arbeit unterziehen wollte.

Gr.

Acta Academiae Theodorae Palatinae Tom. II., 1770. 4. Mannheim, im Verlag der Akademie, 3 Alph. 14 Kupferbl.

Den Anfang macht die Geschichte der Akademie von den Jahren 1766. und 1767. Sie betrift die aufgegebenen Preißfragen, die ertheilte und einige neu gestiftete Preiße, die Errichtung des akademischen Buchladens, eine große güldene Münze so der Akademie von Sr. Churfürstl. Bayerschen Durchl. zum Angedenken und Aufmunterung zugeschickt worden, und endlich eine ziemlich ausführliche Beschreibung der von einigen Mitgliedern der Akademie während der Frühlingsferien durch Neustadt, Germersheim, Bretten, Borberg und Mosbach vorgenommenen Reise, und der dabey vorgefundenen Denkmale der ältern und mittlern Zeiten. Hierauf folgen S. 109. die historischen Abhandlungen 1. Schöpflin von einem bey Schriesheim gefundenen römischen Grabmahl 2. Lamey von einer zu Maynz gefundenen römischen Aufschrift. 3. Ebendesselben Abhandlung von der auf einem zu Maynz vorhandenen Grabstein gefundenen ersten Hülfslegion. 4. Ebendesselben Beschreibung des Rhingows, zu den Zeiten der Carolingischen Könige. Es ist in einer Charte abgezeichnet, und eigentlich dasjenige Rhingow, so zwischen Worms,

Maynz

Maynz, Frankfurt und der Bergstraße liegt. 5. Schöpflin von den Pfalzgrafen in Gallien. Sie haben 150 Jahr früher aufgehört, als Du Cange vorgiebt. 6. Ebendesselben Vertheydigung des Kaisers Ruprecht über seinen Zug in Italien und die zugelassene Spaltung der Kirche. 7. J. D. von Olenschlager von der ehmaligen Gewohnheit die Bischöffe und Reichsvasallen in Abwesenheit des Kaisers beym Frankfurter Schöffenstuhl mit den Regalien zu belehnen. 8. Crollius wie die ersten Grafen von Veldenz zugleich mit den ältern Wildgrafen von den Grafen im Nahgaw abstammen. Die physischen Abhandlungen in diesem Bande sind: 1. Medikus über die Unverweslichkeit menschlicher Körper, eine sehr ausführliche Abhandlung. 2. Nebel von einer 54 Jahre im Unterleibe getragenen beinernen Leibesfrucht. 3. N. J. von Necker von Mooßen, Sumpf und Wassergräsern. 4. Ebendesselben Verzeichniß der von ihm seit 1768. in der Pfalz gesammleten Gewächse. 5. *Colini* von Erzten und Mineralien. Diese letzte Abhandlung ist Französisch, einige sind Deutsch, die meisten Latein.

A.

Neuer Bienenkorb voll ernsthafter und lächerlicher Erzählungen. Erste Sammlung, zweyte Auflage, 1770. 8. Zweyte und dritte Sammlung, 1769. 8. Vierte und fünfte Sammlung, 1770. in 8.

Wir haben im Anhange zu den ersten XII Bänden der Bibl. die erste Sammlung dieses Bienenkorbes angezeigt. Der Sammler ist so klug gewesen, die in der ersten Auflage befindliche, wirklich auch sehr unnöthige lateinische Verse wegzulassen. Die Fortsetzung ist gar geschwinde aufeinander gefolget. Wir haben in der, sonderlich in den letztern Theilen gemerkt, daß der Sammler blos die Mühe gehabt hat, das Vademekum für lustige Leute abzuschreiben. Man kann zuweilen 12 Seiten nacheinander lesen, und findet lauter Histörchen, die man sich erinnert, schon im Vademekum gefunden zu haben.

Dl.

Nach-

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus Schwedisch-Pommern.

Von hiesigen Neuigkeiten, welche die Litteratur betreffen, weis ich in der That nur wenig zu melden, das Ihnen einigermaßen beträchtlich scheinen möchte. Doch habe ich Ursache, zu vermuthen, daß eine kurze Anzeige mancher Sachen, die ausserhalb dieser Provintz ziemlich unbekannt bleiben, einigen Ihrer Leser eben nicht ganz gleichgültig seyn dürfte.

Die allgemeine Bibliothek hat, so viel ich weis, eines nun vollendeten grossen Werkes, vom Herrn Prof. Dähnert in Greifswald herausgegeben, und in der Stralsundischen Buchdruckerey verlegt, bisher keine Erwähnung gethan. Es enthält eine vollständige Sammlung aller Pommerschen Landesverfassungen und Gesetze von den ältesten bis auf die itzigen Zeiten; nach einer gewissen Abtheilung der Materien; zum Theil mit Mühe und Kosten aus öffentlichen Archiven und Privatsammlungen, zum Theil aber aus gedruckten und schriftlichen, eben nicht unbekannten oder seltenen Verordnungen und Gesetzen, zusammengebracht. Der Titel ist: Sammlung pommerscher und rügischer Landesurkunden u. s. w. von J. C. Dähnert, Prof. und Bibliothekar. 3. Bände in gros Folio, 1765. bis 1769.

Auch hat uns eben dieser Buchdrucker im vorigen Jahre eine deutsche Uebersetzung von den Senatsprotocollen, vor dem letzten Reichstage in Schweden, die äusserst interessant sind, nebst einem Auszuge der Reichstagszeitungen, wöchentlich gegeben, die itzt beyde geendigt sind. Ich bin überzeugt, daß auch Auswärtige diese Sammlung mit Vergnügen lesen würden. Ich kann nicht sagen, wer der Uebersetzer gewesen ist; man sieht aber der Arbeit die Eilfertigkeit einigermaßen an.

Nächstens haben wir in dem nemlichen Verlage eine Geschichte der Wallensteinischen Belagerung von Stralsund zu erwarten. Dies ist unstreitig ein merkwürdiger Zeitpunkt in der Historie des dreyßigjährigen Krieges; und was ich davon im Manuscripte gesehen habe, macht mir zu einer angenehmen Lektüre Hofnung.

Von Greifswald aus werden Ihnen Zobels Aufsätze rc. zu Gesicht gekommen seyn, so wie vor einiger Zeit sein Werk von der Erziehung. Er ist itzt zum Lehrer am Kloster Bergen berufen. Ein interessantes Werk des Hrn. Assessor v. Balthasar über die Gerechtsame des Tribunals wird, wie ich vermuthe, bald zu haben seyn.

Eine Predigt von Langemak, Pastor an der Hauptkirche zu Stralsund, ist in diesen Tagen gedruckt, und verdient gewiß eine besondere Anzeige, wegen der wahren Beredsamkeit des Herzens, und der rührenden Art, mit der die traurige Veranlassung behandelt worden. Sie ist nemlich an dem Dankfeste, wegen des aufgeflogenen Pulverthurms, gehalten.

Die Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, giebt auf das Jahr 1771. folgende philologisch-historische Aufgabe auf: „Ueber die noch herrschende beyde „Hauptdialekte der deutschen Sprache, ihren Ursprung, ihre „Ausbreitung und itzigen Grenzen, ihren wesentlichen Charakter, und ihr Verhältniß zu den nordischen Sprachen, und „der alten gothischen.„ Die Schriften können bis zu Ende des Herbstmonats 1771. eingesendet werden, der Preiß ist eine goldene Schaumünze von 50. Dukaten.

Auf das Jahr 1772. wird folgende Aufgabe aus der Physik aufgegeben: „Was ist die eigentliche Natur der tödtenden „Dünste in verschiedenen Grüften um natürliche Sauerwasser? Benehmen sie der Luft ihre Schnellkraft? Sind sie sauer, „und ziehen sie die Luftröhre zusammen? Oder wirken sie auf „das Gehirn?„ Die Schriften können bis zu Ende des Septembers 1772. eingesendet werden.

Die ökonomischen Fragen auf das Jahr 1771. sind folgende: 1) „Wie, und in welcher Ordnung muß man verfahren, wenn man in einem zur Handlung wohlgelegenen Lande, wo die Einwohner diese gute Lage bisher sich „nicht zu Nutze gemacht haben, den Handel empor zu bringen „suchen will.„ Die Schriften können bis zu Ende des May 1771. eingesendet werden.

2) „Welches sind die Vortheile der einen und der andern „Art das Feld zu bestellen, mit Ochsen oder mit Pferden, und „unter welchen Umständen und Bedingungen, ist das eine vortheilhafter, als das andere.„ Die Schriften können bis zu Ende des Herbstmonats eingesendet werden. Der Preiß ist auf jede Aufgabe zwölf Dukaten, die von dem Königl. Intelligenzcomptor zu Hannover ausgezahlt werden.

Berlin den 27 Sept. 1770.

Den Liebhabern der Mathematick wird es nicht unangenehm seyn zu vernehmen, daß die in den Zusätzen zu den Logarithmischen und trigonometrischen Tabellen von mir gethane Aeusserung, diese Tabellen künftig ihrer wahren systematischen Vollständigkeit näher zu rücken, und selbst auch von auswärtigen Oertern fernere Zusätze zu erhalten, nicht ohne Frucht geblieben. Die erste bemeldter Tabellen, welche die kleinsten Theiler der Zahlen von 1. bis 102000. angiebt, ist von einem bisher mir ganz unbekannt gewesenen Kenner der Mathematick, der sich mir aber durch Mittheilung mehrerer bemeldten Tabellen noch beyzufügenden Formeln wirklich als ein Kenner erwiesen, bereits schon bis auf 150000. und zwar dergestalt erweitert, daß er jede Factoren

der

der durch 2, 3, 5. nicht theilbaren Zahlen aufgesucht, und dadurch diese Tabelle ungleich bequemer zum Gebrauche gemacht hat. Derselbe hat mir erlaubt, dieses mit seiner Bewilligung zu publiciren, und zugleich zu melden, daß er diese Arbeit wenigstens bis auf 204000, und falls er die Muße dazu hat, noch weiter fortsetzen werde. Eine ähnliche Hofnung ist mir auch von einem bereits durch Schriften berühmten Kenner und Liebhaber der Mathematick in Absicht auf eine sich bis auf sehr viele Decimalstellen erstreckende Tafel der hyperbolischen Logarithmen gemacht worden. Der nähere Grund nun, warum ich dieses hiemit bekannt mache, ist, daß, dafern sich irgend jemand mit gleicher Arbeit entweder bereits beschäftigen sollte, oder dazu Lust hätte, einerley Arbeit nicht doppelt vorgenommen werde, wie dieses besonders in Absicht auf die Tafeln der Theiler der Zahlen bereits schon mehrmal geschehen, sondern daß entweder die Arbeit vertheilt, oder welches wohl eben so gut und besser, die Zeit auf die Berechnung einiger anderer noch ganz rückständiger Tafeln verwendet werde. Ich habe demnach keinen Anstand nehmen sollen, diejenigen Kenner und Liebhaber der Mathematick, die an der fernern Beförderung dieses Tabellensystems Theil nehmen, Zusätze dazu liefern, oder auf die Berechnung einiger in Vorschlag zu bringender Tabellen die ihnen übrigen Stunden anwenden, oder auch andere dazu aufmuntern wollen, hiedurch geziemend einzuladen, wiefern es ihnen beliebig ist, mir das, was sie in Absicht auf eine solche Sammlung von Tabellen noch ferner verlangen, oder wiefern sie selbst ausgearbeitete Beyträge dazu liefern, oder auch die Mühe einige der noch rückständigen Tabellen zu berechnen übernehmen wollen, nach Belieben zu melden; wo sodann das übrige durch Correspondenz leicht schriftlich wird berichtigt werden können. Sie haben die freye Wahl, wiefern sie bey der künftigen Herausgabe vorbemeldter fernern Zusätze sich wollen nennen, und den Antheil, den sie daran nehmen, sich namentlich zueignen lassen, da ich es im geringsten nicht auf meine Rechnung zu setzen gedenke, sondern jedem so unbekannt er auch bleiben will, den ihm gebührenden Ruhm und Dank zueignen, und das suum cuique in allen Absichten vor Augen haben werde. Meine Addresse ist

A Monsieur Monsieur Lambert, Professeur Royal, Membre de l'Acad. R. de Berlin et de diverses Academies et Societés des Sciences,

à Berlin.

In dem Verlage des Buchhändlers Koppe zu Rostock, wird in der Ostermesse 1771. eine deutsche Uebersetzung von David Hartle'ys Observations on Man; his Frame, his Duty and his Expectations erscheinen. Es werden erläuternde Anmerkungen und Zusätze beygefügt werden.

Mosheims Einleitung in den Brief an die Römer, mit D. Boysens eigener Erklärung in 4. und Kern der Mosheimschen Sittenlehre, zwyte durchaus verbesserte und vermehrte

mehrte Auflage in gr. 8. werden in der Ostermesse 1771. in Verlage der Reusnerischen Buchhandlung in Quedlinburg erscheinen.

Hr. G. R. Klotz in Halle will ein Griechisch-lateinisches Handwörterbuch herausgeben. Es soll unter andern über 4000 Wörter enthalten, die sich nicht in dem großen Lexicon des Stephanus befinden. Es wird 6 Alphabete ohngefähr stark werden, und die erste Hälfte soll auf Ostern 1771. geliefert werden.

Desgleichen kündigt J. B. Metzler Buchhändler zu Stuttgart, ein neues Griechisch-lateinisches, und Lateinisch-Griechisches Lexicon mit einer Vorrede Hrn. J. P. Millers Prof. der Griechischen Sprache zu Ulm an. Es soll fünf Alphabete stark werden, und zur Ostermesse 1771. ganz fertig seyn.

Die neue Theatraldirektion zu Wien, hat unterm 14 August 1770. eine Nahricht an das Publikum, wegen der verbesserten Einrichtung der dortigen Schaubühne bekannt gemacht. Wir zeichnen daraus nur aus, daß die Theatraldirektion, allen dortigen und auswärtigen Dichtern, die ihr neue Stücke einsenden wollen: Für jedes neue Trauer- oder Lustspiel, (wovon man auf der dortigen Bühne Gebrauch machen wird) eine Erkenntlichkeit von 100 fl. für kleine Stücke von drey oder zwey Aufzügen, die Hälfte, für Nachspiele ein Drittheil und für neue Uebersetzungen die Hälfte verspricht.

Bey Schauspielen, welche das Glück haben einen ausserordentlichen Beyfall zu erhalten, will sie ihre Erkenntlichkeit nicht auf die bestimmte Summe einschränken.

Die Addresse ist:

An die Kayserl. Königl. Theatraldirektion in der Schenkerstraße im Gräfl. Bathyanischen Hause: bey Hrn. Theatralsekretair von Brahm.

Ankündigung zwoer Preißaufgaben.

Es ist bereits unter dem 8ten May des jetztlaufenden Jahres dem Publiko bekannt gemacht worden, wie Se. Majestät, der König, bey Etablirung des von Höchst Dero General-Ober-Finanz-Krieges- und Domainen-Direktorio relevirenden Ober-Bau-Departements einen auf beständig ganz von neuem ausgesetzten Fond dazu zu widmen, allergnädigst geruhet haben, daß zu mehrerer Excolirung der Künste und der praktischen Wissenschaften, wie auch zu Beförderung des Nahrungsstandes eines Theils dahin einschlagende Preißaufgaben publiciret, anderntheils auf die beste Verarbeitung der Landesprodukte, so wie auf die Verbesserung der Fabriquen und Manufakturen jährlich auszutheilende Prämien ausgesetzet werden sollen.

Diesem für Sr. Königl. Majestät sämtliche Lande so ersprießlichen allergnädigsten Befehl zu folge, hat das Königl. General-Ober-Finanz-Krieges- und Domainen-Direktorium dermalen mit

mit einer aus denen von Sr. Königl. Majestät Höchst selbst bewilligten, und gut befundenen beträchtlich zu belohnenden Preißaufgabe den Anfang zu machen, und derselben noch eine gleichfalls approbirte, übrigens minder beträchtliche Preißfrage beyzufügen, beyde hiemit durch den Druck öffentlich bekannt zu machen, Sr. Königl. Majestät Höchstweisen Absichten gemäß zu seyn erachtet, auch zugleich beschlossen, die Bekanntmachung der auszusetzenden Prämien unverzüglich nächstens folgen zu lassen.

Erste Preißaufgabe
worauf ein Preiß von 200 Rthlr. gesetzet ist.

Da die feuerbeständige Steine, zumal solche, die, wie beym Metallschmelzen, eine grosse Hitze und lange Zeit aushalten müssen, vornemlich aber die, so in hohen Eisenofen zur inwendigen Futterung oder als Vordersteine zu gebrauchen sind, theils an sich nicht aller Orten, wo man sie zu gebrauchen hat, vorräthig sind, theils auch in den Königlichen Landen noch dermalen nicht von der Güte und Dauerhaftigkeit, wie einige Ausländische zum Beyspiele die sogenannten Marckerspacher Steine, gefunden worden; so hat derjenige, der für diesen Mangel die besten abhelflichen Mittel wird anzugeben wissen, den hierüber ausgesetzten Preiß von zweyhundert Rthlr. als eine Belohnung zu erwarten. Besonders wird dies als eine Bedingung mit anzusehen seyn, daß wer eine, wenigstens den bemeldten Marckerspacher Steinen an Güte gleichkommende und in hohen Eisenöfen gleich gut feuerhaltende Composition angeben will, diese nicht nur die darüber anzustellende Probe aushalten, sondern fürnemlich auch die darzu erforderlichen Ingredientien leicht zu haben, und zumal im Lande vorräthig seyn müssen.

Sollte auch jemand in den Königl. Landen gleiche Probe haltende gegrabene Steine in erforderlicher Menge und an bequemen Orten vorzufinden im Stande seyn, so wird auch dieser mit zu dem ausgesetzten Preise concurriren, und nach Befinden allenfalls auch auf einen Theil desselben Anspruch machen können.

Um hiezu die erforderliche Zeit zu lassen, so wird der Termin vor welchem die Preißschriften und Proben an das Königl. Preuß. General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Direktorium eingesandt werden müssen, auf den 30ten Jun. 1772. angesetzt, da sodann der Ausspruch auf den 30ten September bemeldten 1772ten Jahres erfolgen soll.

Die sich um diesen Preiß beeifern wollen, es mögen Ausländer oder Einheimische seyn, müssen sich nicht nennen; sondern ihren Namen, Adresse und den Ort ihres Aufenthalts in einen versiegelten Zettel schreiben, auf den Zettel eine selbst beliebige Devise setzen, und diese Devise auch der Abhandlung und den einzusendenden Proben beyfügen, damit der, so den Preiß am besten verdienet, bey der am 30ten Sept. 1772. vorzunehmenden Eröffnung der Zettel, erkannt; und der Preiß ihm zugefertiget werden könne.

Der Preiß wird eine güldene Medaille von 200 Rthlr. an Werthe seyn, allenfalls auf Verlangen auch in Golde baar ausbezahlet werden;

Zweyte Preißaufgabe von 25 Rthlr.

Diese Frage ist, um den mechanischen Ingeniis sowol in- als ausserhalb Sr. Majestät Landen, bis künftig mit mehrerer Aufmunterung an sie gedacht wird, inzwischen eine Uebung vorzulegen. Es soll also demjenigen, welcher eine Art Spinnräder anzugeben weis, worauf das Gespinnste der Floretseide besser als bisher erfolgen kann, und das Spinnerlohn wohlfeiler als bisher zustehen kömmt, ein Preiß von fünf und zwanzig Thaler als eine Belohnung zuerkannt werden.

Hierüber werden Beschreibungen mit Zeichnungen oder auch mit Modellen angenommen. Sie müssen aber vor dem 30ten Septemb. nächstkünftigen 1771sten Jahres mit versiegelten Namen und der Devise, wie vorhin gemeldt worden, an das Königl. Preuß. General- Ober- Finanz- Krieges- und Domainen-Direktorium eingesandt werden. Besonders wird darauf zu merken seyn, daß neuere und bessere Einrichtungen bemeldter Spinnräder, als die bisher üblichen sind, verlangt werden, und daß sich also die, so den Preiß erhalten wollen, gefallen lassen, sich vorerst mit den bereits gebräuchlichen bekannt zu machen. Berlin den 18 Sept. 1770.

Todesfälle.

Den 11ten Nov. 1769. starb Johann Frick, Direktor des Gymnasii zu Weimar.

Den 25ten Dec. 1769. starb D. Bönneken, Stadtphysikus zu Schweinfurt. Er hat zu den Fränkischen Sammlungen verschiedene Aufsätze geliefert.

Den 9ten Febr. 1770. starb Johann Christian Wolf, Prof. an dem Gymnasio zu Hamburg, im 81sten Jahre. Er hat sich durch die mit seinem Bruder Johann Christoph, gemeinschaftliche Schenkung ihrer Bibliotheken um Hamburg ein immerwährendes Verdienst gemacht. Den Gelehrten ist er durch die Ausgabe von den Ueberbleibseln der griechischen Frauen bekannt.

Den 15ten Merz 1770. starb Christoph Langhanßen, D. der G. G. und Philosophie, Prof. der Mathematik, adjungirter Oberhofprediger und Consistorialrath zu Königsberg, in seinem 81ten Jahre. Man hat Dissertationen und Predigten von ihm im Druck.

Den 5ten Apr. 1770. starb Jacob Friedrich, Freyherr von Bilefeld, K. Preuß. Geheimerrath, auf seinem Gute zu Treben im Altenburgischen, im 59sten Jahre. Wie werth er den Prinzen des Preuß. Hauses gewesen, zeigen

gen seine Briefe, und um die deutsche Litteratur hat er das Verdienst, sie zuerst den Ausländern bekannt gemacht zu haben.

Den 18ten May, 1770. starb zu Leipzig der Professor der Physik, Johann Heinrich Winkler, im 67. Jahre. Er beschäftigte sich in Deutschland vorzüglich mit der Elektricität.

Den 31ten May, 1770. starb Gottfried Profe, Direktor und Professor der Philosophie und Mathematick an dem akademischen Gymnasio zu Altona, zu dessen Flor er viel beygetragen hat, im 60. Jahre.

Zu Herborn starb der Professor der Gottesgelahrheit, Johann Eberhard Rau, im 75. Jahre. Er hat sich durch Abhandlungen aus den jüdischen Alterthümern Ruhm erworben.

Den 24ten Jul. 1770. starb zu Berlin, Simon Pallas, Professor der Chirurgie bey dem collegio medico-chirurgico, und erster Wundarzt beym Charité Hospital.

Den 27ten Jul. 1770. starb Friedrich Christian Junker, D. und Prof. der Arzneykunst zu Halle, im 40ten Jahre.

Den 6ten Sept. 1770. starb Friedrich Carl Casimir Freyherr von Creutz, Reichshofrath und H. Homburgischer Geheimerrath, im 46ten Jahre. Man verehret an ihm einen philosophischen Dichter, und bedauert, daß er in einigen neuern Schriften sich so wenig von der Philosophie hat leiten lassen.

Den 9ten Sept. 1770. starb Bernhard Siegfried Albinus, Prof. der Anatomie und Chirurgie zu Leyden, im 74ten Jahre. Den Ruhm dieses großen Anatomikers erhalten seine Tafeln von den Muskeln und Knochen des menschlichen Körpers bey der Nachwelt.

Beförderungen.

Herr Ludwig von Beausobre zu Berlin hat den Character eines Königl. Preußischen Geheimenraths erhalten.

Zu Jena sind die Professores, Herr Joachim Erdmann Schmidt, Sachsen-Gothaischer Geheimer-Justizrath.

Hr. D. Johann Christoph Köcher, Sachsen-Weimarischer Oberkirchenrath, und

Hr.

Hr. Johann Ernst Immanuel Walch, S. Weimarischer Hofrath, geworden.

Die Universität Erlang hat einige neue Lehrer bekommen:

Hrn. M. Breyer, von Tübingen, als Prof. ord. philos. moral.

Hrn. Johann Immanuel Vetter, Fränkischen Crayßartillerie Lieutenant, als Professoren der praktischen Mathematick;

Hrn. D. Johann Christian Zindel, als Prof. jur. extraord. und

Hrn. D. Rudolph, als Prof. med. extraord.

Druckfehler.

In des XIII. Bandes I. Stücke.

S. 53. Z. 17. und 18. für Kostrametation lies Kastrametation. S. 85. Z. 10. jedem statt jeden. Z. 9. von unten: Inhalts. S. 86. Z. 9. nach: schon setze ein ? Z. 14. nach: Componist str. das, weg. S. 90. Z. 7. nach: Hänschen: setze ein,. S. 92. Z. 3. l. macht für: ausmacht. S. 180. Z. 7. ihn l. gern. S. 184. Z. 20. anschauenden l. anschauendem. S. 186. ist das Zeichen lat. R. für deutsch R. S. 220. Z. 23. eingestreute setze hinzu: Gedanken. S. 222. Z. 16. daß l. das. S. 236. Z. 11. von unten l. eine Seele für: meine Seele.

In des XIII. Bandes II. Stücke.

S. 480. Z. 17. l. keiner für: keine. Z. 17. von unten l. wir für: wie. S. 481. Z. 4. l. wir für: wie. Z. 5. l. unserer für: unser. Z. 7. l. Arbeiten für: Arbeiter. Z. 10. l. uns für: und. S. 482. Z. 7. von unten l. wen für: wem. Z. 6. von unten lies Katholischen für: Katholisch. S. 483. Z. 13. von unten lies die Theologie für: der Theologie. Z. 8. von unten l. halte für: halten. S. 485. Z. 19. l. bey einer jeden für: die einer jeden. S. 490. Z. 9, 10. von unten l. des Vertrauens für: den Vertrauen. Z. 6. von unten l. ihn für: ihr. S. 616. muß für Mz. das Zeichen Mz. stehen.

In des XIV. Bandes I. Stücke.

S. 11. Z. 5. von unten: anstatt eingerichtet l. einrichtet. S. 12. Z. 17. nach Zeit setze ein Comma. S. 21. Z. 9. anst. müssen, l. muß. S. 23. Z. 2. von unten, streich aus: befragen. S. 27. Z. 25. nach Theater setze ein Comma. S. 50. Z. 1. muß nach Ludwig ein Punktum stehen, mit dem folgenden Worte Hein fängt eine neue Zeile an. S. 60. Z. 3. 4. von unten und S. 61. von oben Z. 2. 3. 14. 15. muß allenthalben anstatt l gesetzt werden 1.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des vierzehnten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächsl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1771.

Verzeichniß
der in diesem zweyten Stück des vierzehnten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Ent-

4) Schöne Wissenschaften.

5) Schöne Künste.

Mahlerey und Kupferstecherey.

6) Weltweisheit.

7) Naturlehre, Chymie, Naturgesch. u. Mineral.

Me-

8) Mathematick.

9) Geschichte, Geographie, Staatsr. u. Diplom.

10)

10) Philologie, Kritick und Alterthümer.

11) Gelehrte Geschichte.

12) Romanen.

13) Cameralwissenschaft.

14) Haushaltungskunst und Gärtnerey.

15) Vermischte Nachrichten.

XV.

Gedanken vom Vocabellernen beym Unterricht in Schulen — von Martin Ehlers, Rektor zu Oldenburg. Altona, verlegts David Iversen, 1770. 120 Seiten in 8.

Auch diese kleine Schrift verräth die gründlichen Einsichten ihres Verfassers und sie enthält häufige Spuhren von seinem warmen Eifer, der für das Beste der Jugend brennet. So gering und unwürdig, auch manchem der Gegenstand gegenwärtiger Schrift scheinen möchte, so wird doch ein jeder, der nicht erst über das Schulwesen nachzudenken anfängt, sich leicht von dessen Wichtigkeit, von dem großen Einfluß, den das Vocabellernen auf den ganzen Unterricht in den Sprachen hat, überzeugen können. Auf vielen und vielleicht auf den meisten Schulen herrschet noch die Mode, daß der junge Anfänger in Sprachen gewisse Jahre mit der Erlernung der Abänderung in den biegsamen-Wörtern, der Erlernung der grammatikalischen Regeln und der Erlernung der Wörter selbst zubringen muß, ehe man mit ihm zum Lesen irgend eines Buches fortschreitet. Ist diese Methode beym Unterricht in Sprachen nothwendig? ist sie überhaupt rathsam? dies verdiente wohl eine reife Beurtheilung eines Kenners von Einsicht, und Hr. E. hat diese Materie, so weit sie insbesondere das Vocabellernen betrift, mit ungemeiner Gründlichkeit untersucht und seine Meynung mit Gründen, die er aus eigener Erfahrung gesammlet hat, unterstützet.

 Gleich

Gleich Anfangs schickt der Verfasser eine gründliche Betrachtung, die fast statt einer Einleitung gelten kann, über die Macht der Neigung und Moden im menschlichen Denken voraus, und wendet sie auf die bisher in den Schulen gewöhnliche Art, die Sprachen zu lehren, bey der man bis in die zwanzig Jahre in die Schule gehn konnte, ohne etwas mehr, als ziemlich gut Latein und etwas Griechisch gelernt zu haben, an. Bey einer solchen Methode mußte sowol dem Schüler, der etwas mehr Feuer und weniger Gedult hatte, als andere mehr phlegmatische, seine Schuljahre, als auch dem Lehrer selbst, welcher mit etwas mehr, als mittelmäßigem Verstande und einigem Geschmack begabet war, der Schulstand höchst verdrießlich und eckelhaft werden. Dies hatte die traurige Folge, daß nur solche, die nicht Verstand genug hatten, um im Reich der Kenntnisse selbst zu arbeiten, oder denen der Geschmack fehlte, wodurch das Schöne und Feine in den Kenntnissen unterschieden wird, im Besitz der Schulämter blieben. Endlich verliessen doch einige durch ihr Genie geleitet, den vorigen Weg; sie sahen es ein, daß die Wörter, wenn sie nicht als Mittel gebraucht würden, der Seele nützliche Kenntnisse einzuflösen, unnütze Spielwerke wären. Diese giengen in die Schule und machten die Jugend, wenn sie ihr die Hauptmaterialien nebst ihren gewöhnlichsten Veränderungen kaum gezeigt hatten, sogleich mit den Schätzen selbst bekannt. Hiedurch verschwand zugleich das eckelhafte and das unedle bey dem Unterricht in Sprachen und bey Erlernung derselben und eine geschwindere und vollkommnere Kenntniß der Sprache war die Zugabe zu den übrigen Vortheilen bey dieser Methode.

Von S. 20. an werden die Grüude gegen das Vocabellernen, und die mit der entgegengesetzten Methode

thode verbundenen Vortheile deutlicher auseinander gesetzt.

Erster Grund: das Vocabellernen ist eine Plage für die Jugend, wodurch sie vom lernen, als einer unangenehmen Sache, abgeschrecket wird. Wäre freylich kein anderer Weg beym Unterricht in Sprachen möglich, so würde (wie Hr. E. selbst eingesteht) dieser Grund nicht alles entscheiden, und das Vocabellernen möchte immerhin beschwerlich bleiben; des Zwecks wegen, den man wünscht, würde man die Bitterkeit des Mittels ertragen müssen. Aber dies ist der Fall nicht. Ueberhaupt ist es möglichst zu verhüten, daß eine Sache eckelhaft werde. Wenn die Neigung dazu und das Wohlgefallen daran fehlt, so fehlt allerdings die stärkste und würksamste Triebfeder. Wenn man dabey erwägt, wie sehr die ersten angenehmen oder unangenehmen Eindrücke der Seele ihren Neigungen eine hernachmals oft nicht zu ändernde Richtung geben: so hat man ungemein viele Ursachen, alles, was beym Anfang im lernen dieses unangenehm machen kann, aufs sorgfältigste zu vermeiden. Eine gute Anmerkung steht S. 24. „Hieraus erhellet, daß „diejenigen, welche den Anfang im Unterricht ma„chen, zwar nicht sehr gelehrt seyn dürfen, daß sie „aber viele Fähigkeiten und vorzügliche Talente zum „Unterricht haben müssen.„ Ingleichen: Es muß in einer geraumen Zeit keinem Kinde zur Pflicht gemacht werden, für sich zu lernen. Der Lehrer muß immer mitarbeiten, mit lesen und gleichsam mit lernen.

Zweyter Grund gegen das Vocabellernen: S. 27. Bey der Explicirmethode werden die Wörter mit mehrerer Leichtigkeit gelernt — theils weil sie mit Vergnügen, ohne Eckel und Verdruß, gelernt werden — theils weil sie in einer gewissen Verbindung mit andern Wörtern gelernt werden, so daß also die

Vorstellung des einen ganz natürlich die Vorstellung des andern mit sich bringt, und alle gegenseitig dem Gedächtniß zu Hülfe kommen — theils weil der Gedanke uns nöthiget, die durch jedes Wort bezeichnete Sache selbst anzuschauen.

Ein dritter Grund wird S. 33. angegeben, nemlich bey der Methode des Vocabellernens ist es überaus schwer, mehrere Sprachen zugleich oder kurz hintereinander zu lernen. Was hierüber bis S. 42. gesagt und durch Beobachtungen bestätiget wird, ist sehr gründlich. „Bey der Methode des Vocabellernens „kleben alle verschiedene fremde Wörter dann an einem Wort, und da dies wenig sinnliches hat: so „kann es nicht die Figur vieler andrer Wörter in sich „fassen, und hat nicht Leben genug um selbige in der „Seele hervorzurufen. — — Lernt man aber die „Wörter durchs Expliciren, so tritt ein ganzer Gedanke, eine ganze Sache, eine ganze Handlung vor „das Auge der Seele und macht ein starkes und sinnliches Gemählde, welches leicht der Seele lebhaft „vorschwebet, welches leicht die verschiedenen Ausdrücke und Redensarten in verschiedenen Sprachen, „wodurch das Hauptgemählde veranlaßt wird, in „sich schließt, und also auch leicht die verschiedenen „Wörter und Redensarten, als Copien einerley Originals, der Vorstellungskraft vorhält.„ Indessen möchten wir es doch nicht leicht mit dem Hr. E. wagen, bey einem, der noch gar nichts in Sprachen gethan hätte, mit dem Lateinischen und Französischen zugleich, und kaum ein Viertheiljahr darauf mit dem Englischen anzufangen. Am wenigsten wollten wir es als eine allgemeine Methode beym Unterricht in Sprachen anpreisen. Wir besorgten immer, einige Verwirrung, sonderlich bey Sprachen, die so wenig mit einander verwandt sind, möchte unausbleiblich seyn.

Ein

Ein neuer nicht geringer Vortheil wird S. 47. f. angegeben, nemlich „indem man die Wörter ex„plicirend lernt, so wird man zugleich mit ihren ge„gegenseitigen Beziehungen auf einander, mit der ge„wöhnlichen, üblichen, dem Wohlklange gemäßen, „Wortfolge, welche selten jenen durch die Natur der „Sache bestimmten Beziehungen entspricht, und „endlich mit den ungewöhnlichen, von gewissen Lei„denschaften oder Absichten, welche den Nachdruck „betreffen, erregten Inversionen praktisch bekannt „gemacht.„

Beyläufig werden S. 53. f. ein paar Stücke, die der Erwerbung des gedachten Vortheils sehr im Wege stehen, berühret, nemlich das gewöhnliche Exercitienmachen, und das beym Expliciren häufig gewöhnliche Construiren. Nach des Verfassers Meynung, die sehr gegründet ist, sollte das Exercitienmachen, oder das Uebersetzen nach der Muttersprache in eine fremde Sprache, und zwar nach gewissen deutschen Formeln und Vorschriften, wo nicht gänzlich abgeschaft werden, in den untern Classen doch gar nicht statt finden, sondern dann erst seinen Anfang nehmen, wenn man schon sehr viel gelesen hat. Sonst gewöhnt man sich an gewisse Folgordnungen in Wörtern, die nicht dem Wohlklange gemäß sind. Gleichwol aber hält er mit Recht dafür, daß man es nicht ganz aus den Schulen verbannen und etwas früh damit anfangen solle, weil der Schüler dadurch auf das grammatische und eigenthümliche der zu lernenden Sprache aufmerksamer gemacht wird. Damit aber doch auch die übeln Folgen, die das gewöhnliche Exercitienmachen zu haben pflegt, mögen vermieden werden, so thut er folgenden Vorschlag: der Lehrer soll etwas geschriebenes in der fremden Sprache vor sich nehmen, solches deutsch hersagen und sogleich über-

setzen lassen. Was dann fehlerhaft gegeben wird, wird, ehe es sich noch in die Vorstellungskraft eindrücket, berichtiget. Eine eben so üble Folge, als das Exercitienmachen, hat das Construiren. Das Ohr gewöhnet sich, die Wörter in einer solchen Ordnung zu hören, als sie der natürlichen Construction nach auf einander folgen, und dadurch wird es ebenfalls zur Empfindung der Folgordnung, worauf sich der Wohlklang gründet, verderben. Doch geht Hr. E. auch hier die Mittelstrasse, und wir geben ihm hierinnen unsern völligen Beyfall. Nur bey sehr schweren und verworfenen Perioden, und wo man beym übersetzen sieht, daß der Schüler, wenn er auch den Sinn trift, ihn mehr erräth, als mit Gewißheit weis, ist es nöthig, daß man ihn construiren lasse. Der Lehrer muß alsdenn die Sache umständlich erklären und alles dem Verstand des Lernenden völlig begreiflich machen.

Ein neuer wichtiger Vortheil bey der Explicirmethode ist folgender, (S. 59. f.) daß man die Wörter nach ihren wahren und mancherley Bedeutungen lerne. Wer eine fremde Sprache gut versteht, bemerkt die Verschiedenheit in den Bedeutungen der sonst sich gleichen Wörter leicht. Weniger aber hat man darauf gemerkt und darüber nachgedacht, wenn von verschiedenen Sprachen die Rede ist. Es sind wenige Wörter in einer Sprache, deren Begriffen Wörter einer andern Sprache genau entsprechen. Hiems und Winter, Honor und Ehre, Ratio, welches wohl in keiner Sprache einen ihm genau entsprechenden Ausdruck findet, werden S. 60. als Beyspiele angeführt.

S. 62. „Eben so wenig kann man ohne das Lesen wissen, in wiefern ein Ausdruck oder eine Redensart den verschiedenen Arten des Styls angemessen sey. Daher Herrschaft, Pracht und Schmuck „im

„im Ausdruck, wo die Sache will, daß alles ohne
„gesuchte Zierde sey. — Und liegen einmal die Be-
„griffe von den Beschaffenheiten der Wörter unrich-
„tig und unbestimmt in der Seele, so kommen sie so
„leicht nicht wieder in Ordnung.

Was bey der Gelegenheit in einer kleinen Ausschweifung bis S. 68. von den Vortheilen die aus einer solchen Art Sprachen zu lernen, da man dem eigenthümlichen Gange nachspühret, den jedes Volk in seinen Gedanken, Empfindungen und Manieren geht, erwachsen, aber auch von dem Mißbrauch, der dabey sonderlich in Anwendung auf unsre deutsche Sprache, sollte vermieden werden, gesagt wird, ist lesenswürdig. Eben so sehr verdienet dasjenige Aufmerksamkeit, was S. 70-75. von dem Mangel der Wörterbücher in Ansehung der Bemerkung und Bestätigung durch Beyspiele, in wiefern ein jedes Wort edel oder unedel, niedrig oder erhaben, anständig oder unanständig sey, gesagt wird. Dieser Mangel sollte in großen Wörterbüchern ersetzt werden, es würde solches alsdenn viel beytragen, das charakteristische der Sprache zu erhalten. Selbst der Philosoph würde ein solches Wörterbuch nicht ohne Nutzen gebrauchen.

S. 75. f. „Wir, in soferne wir Kenntnisse su-
„chen, lernen fremde Sprachen, um Bücher darin-
„nen zu verstehen. — Wir müssen also Wörter
„und Redensarten nur zu dem Endzweck wissen. Ein
„Wort und Redensart, so oft vorkömmt, müssen wir
„also eher lernen und besser verstehen, als das, was
„nicht so oft, oder sehr selten, vorkommt. — Nach
„dem Maas also, als die Kenntniß der Ausdrücke
„und Redensarten ein Bedürfniß zum Verstehen wird,
„nach dem Maas müssen Wörter und Redensarten
„nach einander geordnet und gelernt werden. — In

„Wörterbüchern lernt die Jugend alles mit gleicher „Anstrengung, es mag oft oder nicht oft vorkommen. „Beym Expliciren aber werden alle diejenigen Aus„drücke und Wendungen, die gewöhnlich und oft „vorkommen, zuerst und bald gelernt. — Wer seine „Wörter auf eine solche Art gelernet hat, der kann „früh anfangen, etwas für sich selbst zu lesen, welches „bey dem Vocabelschüler wegfällt, bey dem die Wör„ter nicht mit einer solchen verhältnißmäßigen Be„ziehung auf das öftere vorkommen, zusammen ge„wählet sind, als man sie beym Lesen findet, zu ge„schweigen, daß die ganze Anordnung des Perioden „ihm völlig unbekannt bleibt.„

Gelegenheitlich äussert Hr. E. einen artigen Gedanken: „Für einen denkenden Liebhaber der Spra„chen (S.76. und 77.) wäre es vielleicht keine un„angenehme und fruchtlose Beschäftigung, wenn er „die wichtigsten Bücher in allen Wissenschaften und „Künsten so durchläse, daß er darauf Acht gäbe, was „es für Gegenstände, Gedanken und Begriffe wä„ren, womit die Menschen sich vorzüglich beschäfti„gen und in welcher Ordnung und in welchem Ver„hältniß alles, was Stoff zum Denken und Schrei„ben giebt, seltener vorkommt. Könnte dies auf „eine Reihe von Jahrhunderten vollführt werden, „mit einer Rücksicht auf die fast modemäßigen Ver„änderungen im Denken und im herrschenden Ge„schmack: so würde man vielleicht die einzige richtige „Geschichte des menschlichen Verstandes und Her„zens von einem Volk erhalten.„

Noch ein wichtiger Vortheil bey der Explicirmethode ist, (S.78.f.) daß der Lernende beym Lesen sogleich in die Schule der Weisheit geführet wird. Die Entwicklung des Verstandes, die Bildung des Herzens, die Sammlung fremder Erfahrung zu unserm Gebrauch nimmt so un-

ter

ter der Leitung des Lehrers sogleich seinen Anfang und geht unaufhaltbar fort.

S. 81. u. f. werden die Einwürfe beantwortet, die etwa gegen des Verfassers Meynung könnten gemacht werden, und S. 90. wird die Frage: „Sollen „denn gar keine Vocabeln auswendig gelernt wer„den?„ beantwortet. Die Kürze erlaubt uns nicht, das viele Gute, was gesagt wird, hier beyzubringen, eben so wenig als S. 92. und 93. einige beygebrachte Erinnerungen, die die Beschäftigung mit der Sprachlehre betreffen, sie fliessen schon aus dem, was wir von des Hrn. Verfassers Gedanken, in Absicht auf das Vocabellernen, gesagt haben.

Wir haben es bis jetzt verspart, unsre Meynung über einen Gedanken, den der Hr. Verfasser schon oben geäussert hat, zu sagen, weil er S. 99. von neuem darauf kommt. Er giebt nemlich den Rath, daß der Anfänger in Erlernung einer Sprache, so bald er nur einigermaßen darinn fortkommen könne, angehalten werden solle, für sich selbst etwas leichtes darinn zu lesen. Wir sehen uns durch seine Gründe genöthiget, diesen Rath zu billigen, und wir kennen aus eigner Erfahrung, den fast unersetzlichen Schaden, der daraus entsteht, wenn dies nicht geschieht. Aber was soll er lesen? Die Bibel, sagt der Verfasser; theils, weil dem Schüler die Sache schon ziemlich bekannt ist, theils, weil er wegen des Sinnes die Uebersetzung in seiner Muttersprache zu Rathe ziehen kann. Er geht uns hierinn selbst mit seinem eigenen Beyspiel vor, seine Anfänger im Griechischen lesen den Johannes und die siebenzig Dollmetscher. Uns scheinet diese Wahl etwas bedenklich. Nach des Hr. E. eigenem Geständnisse soll doch der Schüler hauptsächlich aus dem Grunde bald Anfangs zum eigenen Lesen angehalten werden, damit ihm, so bald nur mög-

lich, die eigenthümlichen Ausdrücke und Wendungen, der eigenthümliche Wohlklang in den Perioden der fremden Sprache bekannt werden möge. Um diesen Endzweck zu erhalten, deucht uns, dürfe kein anderer als ein klaßischer Schriftsteller gewählt werden, und wir würden in der Absicht unsrem Anfänger lieber Aesops Fabeln, oder Aelians Var. Hist. als das neue Testament und die siebzig Dollmetscher in die Hände geben. Wir wissen aus eigner Erfahrung, wie fremd dem Anfänger ein jeder anderer griechischer Auctor ist, wenn er vorher nichts gekannt hat, als sein neues Testament. Wir wünschten daher recht sehr, daß für einen blossen Anfänger im Griechischen, das neue Testament, das doch, leider, noch auf so manchen Schulen das einzige griechische Buch ist, sowol in den öffentlichen Lehrstunden, als beym eigenen Lesen, gleichsam ein verbotenes Buch werden möchte. Warum könnte man sonst nicht beynahe eben so gut einem Anfänger im Lateinischen die Vulgata in die Hände geben? In einer andern als der griechischen Sprache, würde sich des Verfassers Meynung vielleicht noch eher rechtfertigen lassen, ob wir gleich besorgen, daß hier eine andere Unbequemlichkeit, die nicht leicht zu heben wäre, eintreten möchte. Wir befürchten nemlich, daß dem Lehrling durch das allzuhäufige Bibellesen, und da er vielleicht heute eben das Stück im französischen liest, was er gestern im griechischen oder englischen gelesen hat, endlich nicht nur das Bibellesen selbst eckelhaft werden, sondern daß ihm überhaupt auf diese Art alle Lust zum Lesen vergehen möchte. Hr. E. bringt noch einen andern Vorschlag bey: damit Anfänger sich beym eigenen Lesen keinen falschen Accent in der Aussprache angewöhnen mögen, so sölle man zum Besten der Lernenden eine lateinische, französische, italiänische, englische

sche und für unsre Nachbarn eine deutsche Bibel drucken lassen, wo überall die längen, oder, welches itzt für uns einerley ist, die den Ton erfordernden Sylben bezeichnet würden.

Was S. 106. von den unrichtigen Urtheilen derer gesagt wird, welche die Sprachkenntnisse der Jugend nur nach dem Maose beurtheilen, als ein grammatischer Fehler bemerkt wird oder nicht, ist sehr gegründet, „Verfährt irgend eine Nation, sagt er, „in ihrer eigenen Sprache so? Hier sieht man dar„auf, ob jemand einen Reichthum an Redensarten „und Worten habe, die eigentlichen Wendungen der „Sprache wisse, und zu den Gedanken und Ideen „ihre ihnen zukommende Redensarten und Ausdrücke „wählen könne. Wird eine Endung unrecht zu ei„nem Zeit- oder Vorwort gesetzt, oder sonst eine gram„matikalische Regel nicht beobachtet, daraus wird „wenig gemacht, und man nennt oft den, welcher „Fehler dieser Art anmerket, einen Pedanten.„ Daß inzwischen dieses nur Verhältnißweise von ihm gesagt sey, sieht man aus S. 108. und 109. wo er selbst behauptet, daß der gegenseitige Einfluß der Gedanken auf die Sprache und der Sprache auf die Gedanken und Meynungen unvermerkt durch dergleichen Richtigkeiten und Unrichtigkeiten gelenket wird, und daß eine Sprache in den Begriffen ihrer Materialien ohne eine große grammatische Genauigkeit nie eine gehörige Festigkeit erhalte.

Wir empfehlen diese Schrift allen geschickten Schulmännern; denn bey ungeschickten Präceptoren befürchten wir, daß die Jugend, wenn das Vocabellernen abgeschaft würde, nur Unsinn lernen möchte, da sie doch vorher noch Vocabeln gelernet hat.

P.

XVI.

Beyträge zum Gebrauche der Mathematick und deren Anwendung durch J. H. Lambert. Mit Kupfern. Zweyter Theil. Berlin, im Verlag der Buchhandlung der Realschule, 1770. 8.

Dieser zweyte Theil hat zwey Abschnitte, die man allenfalls besonders kann binden lassen, weil jeder sein Titelblatt hat. Es sind zusammen 2½ Alph. und 12 Kupfertafeln auf Viertelsbogen.

Diese Sammlung enthält 12 Abhandlungen von sehr verschiedener Größe. Aus allen leuchtet der tiefsinnige, schöpferische und unermüdete Geist hervor, den man aus den übrigen Schriften dieses berühmten Gelehrten bereits zur Genüge kennet. Wenn wir die Beschaffenheit der Lambertschen Schriften erwägen; so ist es uns unbegreiflich, wie sie so geschwinde auf einander folgen können. Wenigstens muß das rechnen und das Tabellenmachen dem H. V. schon so zur andern Natur worden seyn, daß es ihm nicht mehr Zeit und Mühe kostet, als gemeine Schrift. Wir wollen nun etwas weniges von dem Inhalt der Abhandlungen selbst sagen; nicht mehr, als wir selbst in einer Recension zu lesen wünschten.

I.) Theilung und Theiler der Zahlen. Man kann die Frage von Erfindung der Theiler einer Zahl schwerlich auf eine Algebraische Gleichung bringen, weil man kein anderes Datum hat, als die Zahl, deren Theiler man suchet. Man giebt also die Auflösung so an: daß man die Theilung mit jedweder kleinern Zahl versuchen soll. Man könnte zwar hiebey alle, die nicht Primzahlen sind, übergehen; aber das

setzt voraus, daß man die Primzahlen kennet; und diese zu entdecken ist eben so schwer, als die Erfindung der Theiler selbst. Der H. V. hat auf Mittel gedacht, alle diese Theilungen dergestalt unnöthig zu machen, daß man ohne sie die Quotienten und Reste finden und in einer Reihe hinschreiben kann. Weil aber aller dieser Erleichterungen ohngeachtet eine Tabelle, worinn die Zahlen bereits in ihre Factoren aufgelöset sind, immer angenehmer seyn wird; so enthält die zwote Abhandlung einen Vorschlag dazu. Es fehlet zwar nicht gänzlich an solchen Tabellen; allein sie sind theils andern Werken angehänget, theils würden sie, wegen ihrer unbequemen Einrichtung, zu ungeheuren Foliant en anwachsen und keinen Verleger finden, wenn man sie bis auf 100000. fortsetzen wollte. Durch bequeme Einrichtung aber läßt sich ein solcher Foliant, ohne Mühe, bis auf zehen Folioseiten abkürzen. Z. B. wenn man alle Zahlen wegläßet, die sich durch 2, 3 oder 5 theilen, und leicht als solche erkennen lassen. Die Tabelle so Hr. L. durch den Druck bekannt macht, gehet bis auf 10200; er hat Hofnung, es werde sich, durch ihre geschmeidige Einrichtung, irgend jemand bewegen lassen, noch 9, oder, wenn er sich einen recht unsterblichen Namen machen will, noch 99. andere beyzufügen. Hier wäre also noch etwas für die zu verdienen, die sich mit Unsterblichkeit bezahlen lassen.

Die IIIte Abhandlung, von Verwandlung der Brüche, beschäftiget sich mit solchen Brüchen, deren Nenner, oder Zähler, oder beyde zugleich, ebenfalls wiederum Brüche haben. Sie können zu besondern Absichten sehr gut gebraucht werden, um derenwillen man auch öfters ganz reine Brüche in solche verwandelt, deren Nenner wieder mit Brüchen behaftet sind. Dergleichen Gelegenheit ist, wenn man einen durch

große

große Zahlen ausgedrückten Bruch, (oder eine Decimalreihe) der sich nicht genau auf kleinere bringen läßt, dergestalt auf kleinere Zahlen bringet, daß er durch keine noch kleinere genauer getroffen werden kann. Man behält dabey die Wahl, zu bestimmen, ob man sich mit diesem oder jenem Grad der Schärfe begnügen wolle. Eben so kann man die Decimalreihen in Reihen von Brüchen verwandeln, zu denen allerley Gesetze vorgeschrieben werden.

IVte Abhandlung. Algebraische Formeln für die Sinus von 3 zu 3 Graden. Sie sind alle so beschaffen, daß sie weder aus unendlich vielen Gliedern bestehen, noch imaginäre Theile haben. Man kann aus dieser Tabelle mit einem Blick übersehen, auf welche Art diese Sinus mehr oder minder irrational sind.

V. Abhandlung. Vorläufige Kenntnisse für die, so die Quadratur und Rectification des Zirkels suchen. Der H. V. zweifelt mit Grunde, ob diese Abhandlung von denen werde gelesen oder auch verstanden werden, die die meiste Zeit und Mühe mit dem Quadraturerfinden verderben. Gemeiniglich glauben sie, daß man aus Neid und Mißgunst ihren Beweisen keinen Beyfall gebe. Es gehet auch eine Sage unter ihnen herum, als wenn England und Holland große Preise darauf gesetzt hätten; das Parlament würde ein gutes Werk thun, wenn es in allen Zeitungen kund machen ließe, daß sich die Erfinder der Quadratur auf keinen Preis Rechnung zu machen haben. Die Leistnerische oder Merkelische Zahlen, die noch vor kurzem ein so unverdientes Aufsehen, bey Leuten die nicht im Stande waren, sie auf die Probe zu stellen, gemacht haben, blenden dadurch, daß es Quadratzahlen sind. Damit nun fernerhin niemand etwas Geheimnißvolles in dieser Eigenschaft vermuthe; so

so zeigt der H. V. wie man so viele Zahlen als man nur will, finden kann, die alle Quadratzahlen sind, und die Verhältniß immer genauer und genauer ausdrücken, je grösser sie sind.

VI. Anmerkungen von Ausmessung der Winkel und Linien auf dem Papier. Es ist die Beschreibung eines Transporteurs, in Form eines rechtwinkelichen Dreyeckes. Wir haben dergleichen bereits vor mehrern Jahren in Bestecken gesehen, die, wo wir uns recht erinnern, in Halle gemacht waren.

VII. Anlage zur Tetragonometrie. Da in der Trigonometrie aus drey gegebenen Theilen des Dreyeckes die drey übrige gefunden werden; so kann man fragen, in wieferne aus einigen der acht Stücke einer viereckigten Figur die übrigen berechnet werden können. Und das wäre der Gegenstand der Tetragonometrie. Es wird hier gezeigt, daß es nur vier allgemeine Fälle giebt; sie theilen sich aber in 24. besondere, die alle in der praktischen Feldmeßkunst würklich vorkommen können. Zerlegt man ferner das Viereck durch eine Diagonale in zween Triangel; so können die gegebene und die gesuchte Stücke auf vielerley Arten vertheilet werden, die ihre eigene Verwickelungen, Schwürigkeiten und Auflösungen haben. Die Fälle werden hier durch 38 Figuren vorgestellet, bey deren jedweder man sechserley fragen kann. Sie enthalten also überhaupt 228 Aufgaben, deren Auflösung der H. V. denen überlässet, die sich in dem algebraischen Theil der Trigonometrie üben wollen.

VIII. Anmerkungen über die Verwandlung und Auflösung der Gleichungen. Jede Biquadratgleichung, deren Wurzeln sämtlich unmöglich oder auch sämtlich real sind, läßt sich auf die Trisektion eines Circulbogens reduciren. Eine bequeme Methode sie aufzulösen, wie auch die Gränzen zu bestimmen, inner-

nerhalb welchen es geschehen kann, wird hier angewiesen.

Nun folgen Betrachtungen über die Veränderungen, so man mit den Wurzeln vornehmen kann, ohne die Gleichung aufzulösen. Man ist bisher bey den bekannten Verwandlungen stehen geblieben; der nächste Schritt wäre gewesen, die Wurzeln einer gegebenen Gleichung zu beliebigen Dignitäten zu erhöhen. Der H. V. thut diesen Schritt, und zeiget ganz allgemeine Methoden dazu, wie auch ihre Anwendung auf solche Fälle, wo die Aufgabe auf mancherley Weise umgekehrt wird. Er erinnert, daß man zwar überhaupt in diesen Sätzen bisher zurück geblieben sey, indessen aber doch mit Trigonometrischen Formeln solche Verwandlungen vorgenommen habe, die den seinigen ähnlich sind. Er suchet auch hierzu den Weg noch gebähnter zu machen.

IX. Quadratur und Rectification der krummen Linien durch geradlinichte Vielecke, welche um dieselbe und in denselben beschrieben werden können. Bey dem Zirkel konnte man die regulären Vielecke dazu gebrauchen; diese Bequemlichkeit fällt bey jeden andern krummen Linien weg, und man muß die Regelmäßigkeit nur auf die parallele Lage der Seiten des äussern und innern Vieleckes, und auf die Gleichheit der Winkel einschränken; will man von diesen Bedingungen abgehen, so ist der einfacheste und kenntlichste Fall derjenige, wo das innere Vieleck auf die Berührungspunkte des äussern fället. Auf die Anwendung dieser Begriffe, zum Gebrauch der Rectificationen, können wir uns nicht einlassen.

X. Anmerkungen und Zusätze zur Gnomonik. Man kann, wie der H. V. glaubt, anstehen, ob es möglich sey, eine Art von Sonnenuhren zu erdenken, die nicht schon irgendwo beschrieben und angebracht

wor-

worden wäre; um so weniger will er entscheiden, ob das, was er hier vorträgt, ganz neu sey. Es betrift erstlich die Azimuthaluhren, von denen er vermuthet, daß sie unter allen zuerst erfunden und am letzten berichtiget worden: zweytens die Bestimmung des Azimuth durch die Höhe der Sonne: drittens wird ein Sector, um aus der Sonnenhöhe die Zeit zu bestimmen, beschrieben: und viertens gezeigt, wie er für jede Polhöhe universal zu machen ist: fünftens Construktionen für die Sonnenhöhen: sechstens Anmerkungen über die Horizontal- und Verticaluhren: siebentens Beschreibung eines halben Zirkels, um aus der Höhe der Sonne die Zeit zu finden: achtens ein gleichseitiges Dreyeck zu eben dem Gebrauch.

XI. Gedanken über die Grundlehren des Gleichgewichtes und der Bewegung. Wir können nicht umhin, den Inhalt dieser Abhandlung etwas umständlicher anzuzeigen. Der Hr. V. macht über die mechanische und geometrische Evidenz die Anmerkung, daß sie so ziemlich mit gleichen Schritten gehen würden, wenn man in der Mechanick keine Kräfte betrachten und vergleichen wollte; denn diese liegen nicht so vor Augen, wie in der Geometrie die Figuren, sondern es läßt sich höchstens ihre Wirkung sehen, und auch diese nur zum Theil. In der Mechanick kommen noch dermalen, selbst unter ihren ersten Sätzen, solche vor, die man nicht sowol wegen ihrer Beweise, als wegen ihrer Uebereinstimmung mit der Erfahrung, für wahr hält. Zum Beyspiel beruft sich Hr. L. auf die Streitigkeiten über das Maas der Kräfte.

1) Der Begriff der Kraft ist in den neuern Zeiten sehr schwehr gemacht worden, da man fast jede Modifikation der Kraft, sich als besondere Kräfte vorgestellet hat. Wir können von der Kraft eben so we-

nig eine Worterklärung geben, als von den Farben, dem Lichte u. s. f.

2) Die unbiegsame Linie. Der Hr. V. glaubt, daß man in den meisten Statiken nicht ausführlich genug zeige, was für einen Einfluß diese vorausgesetzte Unbiegsamkeit in die Beweise der Lehrsätze habe; und bemühet sich diesen Mangel hier zu ersetzen.

3) Die Dimensionen der Kraft. 4) Der Hebel. 5) Druck der Kräfte auf ebene Flächen. 6) Auf körperliche Raume. 7) Einige statische Definitionen und Sätze. 8) Zusammensetzung der Kräfte. Man pflegt die Sätze vom Hebel, auch die Zusammensetzung der Kräfte, aus der bey Hebung des Gleichgewichtes erfolgenden Bewegung herzuleiten; allein hierzu wäre nöthig, sagt Hr. L., daß diese Bewegung selbst erst auf ihre ächte Gründe gebracht würde, und auch alsdenn würde man in Absicht auf die Zusammensetzung der Kräfte noch viele Schwierigkeiten finden. Der Hr. V. aber giebt Beweise, die so unmittelbar aus der Sache selbst hergeleitet werden, daß sie vom Hebel und denen daraus hergeleiteten Bedingungen des Gleichgewichtes unabhängig sind. Ja man hätte umgekehrt verfahren und diese von jenen herleiten können.

9) Erste Gründe der Dynamik. Das Entstehen der Bewegung. Es ist hier schwerer voraus zu bestimmen, was möglich oder was würklich ist; weil die Kräfte nicht sichtbar, sondern nur empfindbar sind. Die Bewegung setzt Kräfte voraus; und Kräfte lassen sich nicht ohne Bewegung gedenken. Und so macht Hr. L. den Schluß, daß eines von beyden von Ewigkeit her gewesen seyn müsse; und dies wird die Kraft, in einem weit allgemeinern Sinn genommen, seyn; weil noch zu mehrern andern, als blos zur Bewegung, Kräfte erfordert werden. Bey der Erklärung,

wie

wie die Kraft Materie in Bewegung setzt, legt er drey Fälle zum Grund: der erste, wenn der Materie eine absolute Trägheit zukommt: der zweyte, wenn die Materie sogleich mit der völligen, aus der Aeusserung des Druckes entstehenden, Geschwindigkeit wegfährt: der dritte, wenn die Geschwindigkeit nicht mit einemmale, ohne allen Zeitverlust, erwächset.

10) Bestimmung der Geschwindigkeit. Es werden noch immer blos Möglichkeiten zum Grunde gelegt und die Folgen davon erörtert und in drey Formeln vorgestellet.

11) Anwendung der Dynamik auf die Schwere. 12) Auf die Federkraft. 13) Stoß elastischer Körper. Zusatz, vom Principe de la moindre action. Der Streit darüber und die Actions waren, wie Hr. L. sinnreich sagt, nichts weniger als ein minimum, da sie bis zu gerichtlichem Verfahren und Schmähschriften getrieben wurden. Das Gesetz der Sparsamkeit findet, wie es scheint, keinen Vertheydiger an ihm. Es ist nicht genug, sagt er, daß unsre Rechnungen ein Kleinstes geben, sondern es kommt hauptsächlich auf die Frage an, ob allenfalls, in der Natur selbst, auch ein anderer größerer Werth hätte statt haben können? Ob die Natur, wenn sie gewollt hätte, etwas weniger sparsam hätte seyn können? Das Minimum bleibt ein blos symbolisches Minimum, so lange es in der Natur selbst an sich nicht anderst seyn kann. Die Sparsamkeit setzt eine Auswahl voraus; wo diese nicht statt hat, da kann auch von jener die Rede nicht seyn.

14) Das Cartesische und leibnitzische Kräftenmaaß. Davon urtheilt Hr. L., daß in der Sache etwas verwirrtes gewesen sey, welches sich auf keine Weise recht entwickeln, noch zu einer wahren geometrischen [Evidenz] habe bringen lassen wollen. Diese

Verwickung mache noch jetzt einen netten Vortrag ziemlich schwer; indessen wolle er einen Versuch damit machen. Offenbar hat die Zweydeutigkeit des Wortes, Kraft, den grössten, wo nicht einzigen Antheil am ganzen Streit. Weder Leibnitz noch Cartes haben zureichend angezeigt, was für eine Kraft sie verstanden. Da also beyde Partheyen nicht darüber einig gewesen, so müssen sie auch wohl einander, vielleicht auch jeder sich selbst, nicht genug verstanden haben. Von Erhaltung dieser Kräfte läßt sich allenfalls noch, ohne Rücksicht auf obigen Wortstreit, reden.

15) Erste Grundlehren der Hydrostatick. Beschaffenheit flüßiger Materien. Es werden hierbey die Betrachtungen, wie sich Kugeln aneinander und um- und aufeinander, mit mehrerer oder minderer Gleichförmigkeit, schlichten lassen, zum Grunde gelegt.

16) Gleichgewicht flüßiger Materien. Hr. L. macht die Elasticität der Wassertheilchen auf folgende Art wahrscheinlich: er sieht die Materie als unendlich theilbar an, weil kein Theilchen so absolut hart gedacht werden könne, daß es nicht wenigstens durch eine unendliche Kraft sollte getrennt werden können: Muß also die Härte durch Kräfte erhalten werden; so kann kein Theilchen der Materie hart seyn, ohne zugleich elastisch zu seyn. Das Florentinische Experiment beweist theils an sich nichts, theils besonders nichts gegen die Elasticität der Wassertheilchen; hätte man statt des Wassers stählerne Schrote zusammen pressen wollen, so würde das Experiment eben so ausgefallen seyn. Ueberhaupt zeigt die Erfahrung bey flüßigen Materien nicht den Erfolg der nicht elastischen, sondern den Erfolg der elastischen Körper.

17) Bewegung flüßiger Materien. Was man bey Springbrunnen die Höhe des Falles nennet, muß

ehen-

scheinbar die Höhe des Druckes genennet werden; zumal wenn sich das Wasser sehr langsam senket, so kann es nicht sowol als fallend, sondern vielmehr als blos drückend angesehen werden. Man hat demnach auch hier die Bewegung mit dem Druck zu vergleichen und die Theilchen des Wassers als elastisch zu betrachten.

XII. Zergliederung und Anwendung der Mayerischen Mondstafeln. In den vorläufigen Betrachtungen erinnert Hr. L., daß der Erfolg, den die Ungewißheit einer Secunde Zeit beym Beobachten nach sich ziehen kann, nach Maasgabe des Gegenstandes sehr verschieden seyn könne; und daß man viel erreicht zu haben glaubte, da die Mayerschen Tafeln den Ort des Mondes bis auf eine oder zwo Minuten genau angaben. Indessen habe La Caille seinen Tafeln dadurch das Ansehen einer noch größern Genauigkeit geben wollen, daß er den Lauf der Sonne bis auf Zehntheilchen von Secunden bestimmen wollen; allein er habe sie füglich weglassen können, da seine Tafeln noch lange nicht in ganzen Secunden richtig seyen. Hr. L. beweist diese Beschuldigung durch ein Beyspiel. Auch geräth er darüber in einen patriotischen Eifer, daß man in Frankreich andere Mondstafeln berechnet, nachdem man aus den Mayerschen gelernet hatte, was man eigentlich zu suchen habe; und daß es nachher geheissen, Mayer habe verschiedenes blos empirisch gefunden; seine Tafeln fiengen bereits an vom Himmel abzuweichen; auch in England sey man nicht mehr ganz damit zufrieden, u. s. f. Allein Mayer hätte (fährt der Hr. V. fort) mehr Anspruch auf Erkenntlichkeit verdienet, und allem Ansehen nach wird erst die Nachwelt billiger seyn müssen. Die Methode, deren sich Mayer bedienet, ist noch ungedruckt; eben so wie eine Gleichung, die er noch nach London nach-

schickte und wodurch seine Tafeln noch genauer gemacht werden; und Hr. L. hält es für einen blossen Misverstand, daß vorgegeben wird, als hätte Bradley eine solche Gleichung gefunden. Da also die Mayersche Tafeln, in den Göttingischen Commentariis, das einzige sind, was bisher von seinen Bemühungen bekannt gemacht worden, (Hr. L. hatte nemlich folgendes Werk noch nicht gesehen: Tabulae motuum solis et Lunae, auctore *Tobia Mayer*: quibus accedit Methodus Longitudinum promota: eodem auctore. Editae jussu praefectorum rei longitudinariae. Londini, 1770. 4.) so müssen sie, sagt Hr. L., so wie sie sind, zergliedert werden, wenn man ihre innere Einrichtung kennen, und noch andere Vortheile daraus ziehen will, die vielleicht Mayer selbst auch daraus gezogen haben würde, wenn er länger gelebt hätte. Das geschieht nun hier. „Es „wäre ein leichtes gewesen, sagt Hr. L., die Zerglie„derung zu unterdrücken, den Mayerschen Tafeln „eine neue Gestalt zu geben, etwas Theorie mit ein„zumengen und sodann der Welt aufzubürden, als „wenn ich die Sache a priori gefunden und noch viel „besser in Ordnung gebracht hätte. Vielleicht haben „einige so verfahren. Ich habe aber nie geglaubet, „daß fremde Federn gut zieren.„

Wir wollen nun noch die Gegenstände dieser Abhandlung kurz anführen: Die mittlere Bewegung; Ungleichheiten des Mondlaufes; ihre Bestimmung durch die mittlere Bewegung; Betrachtung des Falles, wenn er keine andere Ungleichheiten hätte, als er zur Zeit der wahren Syzigien hat; stündliche Bewegung des Mondes; Keplerische Bestimmung des Mondlaufes; Bestimmung der Zeit zwischen den wahren und mittlern Syzigien; Tafeln zur Berechnung der Syzigien und Finsternisse; Berechnung und Ent-

wer-

werfung der Mondfinsternisse; der Sonn- und Erdfinsternisse; allgemeine Entwerfung der Erdfinsternisse; Genauigkeit der Projectionen; Zeit der größten Verfinsterung; Zuverläßigkeit bey den Finsternissen; Tafeln für den Mondlauf ausser den Syzigien; Berechnung des wahren Ortes der Sonne und des Mondes ausser den Syzigien; Tafeln für die Bedeckung der Fixsterne von dem Mond. Hierauf folgen die zu dieser Abhandlung gehörige Tafeln, auf beynahe 8 Bogen.

H.

XVII.

Johann Friedrich Le Bret, der Beredsamkeit ordentlichen Lehrers bey dem Gymnasio illustri zu Stuttgardt 2c. Staatsgeschichte der Republick Venedig, von ihrem Ursprunge bis auf unsere Zeiten, in welcher zwar der Text des Herrn Abtes Laugier zum Grunde gelegt, seine Fehler aber verbessert, die Begebenheiten bestimmter und aus ächten Quellen vorgetragen, und nach einer richtigen Zeitordnung geordnet, zugleich neue Zusätze von dem Geiste der Venetianischen Gesetze, und weltlichen, und kirchlichen Angelegenheiten, von der innern Staatsverfassung, ihren systematischen Veränderungen und der Entwickelung der aristokratischen Regierung, von einem Jahrhunderte zum andern beygefügt werden. Erster Theil. Leipzig und Riga, verlegts J. F. Hartknoch,

 1769.

1769. 4 Alph. 17 Bogen in gr. 4. nebst 2 Landcharten.

Der Titel ist etwas lang, und vielversprechend; aber er sagt doch nichts, was der Verf. nicht geleistet hätte. Dieser hat den Ruhm, die erste pragmatische Geschichte für die Deutschen von einem Staate geschrieben zu haben, der, wie er selbst sagt, von allen Staaten, welche die Aufmerksamkeit eines Philosophen verdienen, ihnen bisher vielleicht am wenigsten bekannt war: und nicht nur für die Deutschen; auch andere Nationen, und die Venetianer selbst haben keine Geschichte ihrer Republick, die zugleich so gründlich und auch so unpartheyisch abgefaßt wäre; so weit sie wenigstens nach ihrem bekannt gemachten Anfange beurtheilt werden kann. Man legt es daher auch dem Verf. eben nicht übel aus, daß er in der Vorrede selbst die vorzügliche Fähigkeit entwickelt hat, die er zu einem solchen Werke besitzt, und die aus dem Gebrauch aller Quellen und Hülfsmittel dieser Geschichte, selbst ungedruckter, aus seinem Aufenthalte zu Venedig, und Umgange mit Einsichtsvollen Venetianern, aus der besondern Kenntniß des Charakters und der Denkungsart der Venetianer, auch aus der Freyheit von Vorurtheilen bey dieser Geschichte entstanden ist. Dagegen zeigt er die vielfachen Fehler, welche Laugier in seiner Venetianischen Geschichte begangen hat. Der größte Theil aber der Vorrede besteht aus einer lesenswürdigen Abschilderung des gegenwärtigen Zustandes von Venedig. Man lernt den Pöbel, die Geistlichkeit, den Adel, die ursprünglichen Bürger und andere Unterthanen, die Religion, Handlung und Seemacht, die Einwohner von Padua, Vicenz, Verona, Brescia, Bergamo, Treviso, Friaul, Dalmatien, und von dem übrigen Gebiete der Republick

publick kennen: und man sieht, daß Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe den Verf. hauptsächlich dabey geführt haben. Er theilt unter andern den Venetianischen Adel in drey Classen: in die reichen und mächtigen Edeln; in diejenigen, welche Vermögen genug besitzen, um durch die Geldbegierde nicht verleitet zu werden, die aber nicht mächtig genug sind, um die Niedern zu unterdrücken, denen daher die wichtigsten bürgerlichen Aemter anvertrauet werden; und in die armen Edeln, denen der Staat Unterhalt zu verschaffen sucht, aber auch Belohnungen und Strafen bey ihnen anwendet. Der Fürst (oder Doge) ist der erste Edelmann, der die Majestät des Staats vorstellt. Er ist so sehr eingeschränkt, damit die Begierde nach seiner Würde nicht allzu groß werde, und keine Staatsgährung hervorbringe. Die neuere Venetianische Geschichte führt zu der Beobachtung, daß Venedig mit dem Pabste in einem immerwährenden stillen Kriege, mit den Türken aber in einem immerwährenden Frieden seyn wolle.

Die voranstehende Einleitung ist des Werks würdig. Eine allgemeine Beurtheilung der Venetianischen Geschichte macht darinne den Anfang. „Man „sieht hier keine von denjenigen Mächten, sagt „der V. die auf eine unrechtmäßige Gewalt oder „auf eine Empörung gegründet und durch Blut „erworben und erhalten worden, die nur allein „durch Gewaltthätigkeit ihren Endzweck erreicht, „und deren Rechte insgesamt aus dem verhaß„ten Rechte des Stärkern entspringen. Die Re„publick Venedig hat den Vortheil, daß sie ihre Er„richtung keiner Ursache zu verdanken hat, vor wel„cher sie erröthen dürfte. Hat sie gleich ihren Ur„sprung unter den größten Geräuschen des Kriegs „genommen; so geschah solches blos, um eine trost-

„reiche Zuflucht des Friedens zu werden. Ihre
„Macht rührte von keinen Drangsalen her, die sie
„andern zugefügt; sondern von der grossen Zahl der
„Unglücklichen, die sie in ihren Schooß aufgenommen,
„und fast ihr ganzes Glück in den ältern Zeiten hat
„sie nicht ihrer Begierde, die Völker zu unterdrücken,
„zu verdanken; sondern ihrer Standhaftigkeit die Un-
„terdrücker zu demüthigen. Eine gewisse Ueberein-
„stimmung mit der alten römischen Republick, von
„welcher ein großer Theil ihrer Staaten ein glänzen-
„der Ueberrest ist, die Reinigkeit ihres Ursprungs, die
„würkende Ursache ihrer Bildung, die Einfalt ihrer
„ersten Gesetze, ihre Ruhe unter den heftigsten Stür-
„men, ihre Unabhängigkeit mitten unter hundert un-
„ter das Joch gebrachten Völkern, ihre Lage mitten
„in dem Wasser, welche die einige in ihrer Art ist, der
„langsame Wachsthum ihrer Macht, die Abänderun-
„gen, die Unruhen, die Verbesserungen in ihrer Re-
„gierungsart, ihr glücklicher Fortgang von aussen,
„ihre Kriege zu Wasser und zu Lande, der große Um-
„fang ihrer Eroberungen, die erstaunliche Ausbrei-
„tung ihrer Handlung, die errichtete und behauptete
„Herrschaft ihrer Seemacht, der entscheidende Ein-
„fluß in den Orient, welchen sie so lange gehabt, und
„das Uebergewicht in Italien, welches sie so lange
„behauptet hat, ihr jederzeit vorzüglicher Rang un-
„ter den Mächten Europens, die sonderbare Verfas-
„sung ihrer Aristokratie, die schwache Oberherrschaft
„ihrer Dogen, die tiefe Staatskunst ihrer Rathsver-
„sammlungen, die weise Strenge ihrer Grundsätze,
„der unbestechliche patriotische Eifer ihrer meisten
„Bürger, das seltene Glück welches sie gehabt, nie-
„mals die Eroberung eines einigen Siegers gewesen
„zu seyn, unerachtet sie vielen Ueberwundenen Ge-
„setze vorgeschrieben; von allen diesen Seiten liefert

„die

„die Republick Venedig einem Weltweisen den reich-
„sten Stoff zu Anmerkungen; sie eröfnet dem Staats-
„manne ein großes Feld zu Betrachtungen; zeiget
„dem Geschichtschreiber einen erhabenen und frucht-
„baren Gegenstand, und verspricht den Untersuchun-
„gen des Neugierigen, die anmuthigste Beschäf-
„tigung.„

Ein schöner Eingang, wird man sagen, der eine große Erwartung erregt: und man hat Recht. Aber, wie es zuweilen geht, wenn man zum voraus einen hohen Begriff von einer Geschichte erwecken will: man sagt zu viel. Würklich hat der Verf. von dem Ursprunge der Republick Venedig hingerissen, nicht gemerkt, daß er in den vier ersten Perioden fast immer einerley sage, nemlich dieses, daß Venedig nicht aus der Unterdrückung anderer, sondern aus ihrer Beschützung erwachsen sey; ja schon in der ersten Periode ist die Hälfte dieses Satzes dreymal gesagt. Geht man in dieser Abschilderung weiter, so hat es noch mehr das Ansehen, daß Venedig, ohne eine andere als gerechte Bezwingung, oder freywillige Unterwerfung anderer Völker, groß geworden sey; aber dieses leugnet die Geschichte. Die letzten Zeilen endlich scheinen überflüßig zu seyn: denn nach einem solchen aufgestellten Gemählde weis es jedermann schon, daß der Neugierige, der Philosoph, der Geschichtschreiber, der Staatsmann viel an demselben für sich finden werden. — Der V. theilt darauf die Venetianische Geschichte in die Zeiten der Kindheit, der männlichen Lebhäftigkeit und des Alters dieses Staats, in welchem letztern er die Mäßigung zur Grundlage seiner Verfassung gemacht hat. Endlich beschreibt der Verf. auch die Schriftsteller des ersten Zeitalters, sowol die einheimischen als ausländischen.

In diesem Theile sind zwölf Bücher enthalten, davon das letzte die Staatsverfassung von Venedig zur Zeit der Kriege mit dem Hause Scala beschreibt, und sich mit dem J. 1342. endiget. Jedes Buch wird mit einer merkwürdigen Begebenheit beschlossen, z. E. mit der Einführung der Dogen, der Verlegung, der Residenz nach Rialto, der ersten Eroberung von Constantinopel, der Einführung der Pregadi, u. dgl. m. Ueberall ist es nicht blos eine Erzählung die der V. mittheilt, sondern auch eine Entwickelung der Ursachen und des Zusammenhangs der Begebenheiten, der Gesetze und der Staatsverfassung, des Religions- und Kirchenzustandes, eine unpartheyische Vergleichung von Schriftstellern verschiedener Art, Liebe zur Wahrheit, durch Bewunderung einer in der That bewundernswürdigen Republick nicht zum Stillschweigen gebracht, und ein unterhaltender, starker, den Leser mit sich fortführender Ausdruck. Viele besondere entweder aus der Geschichte gezogene oder zu ihrer Erläuterung angebrachte Betrachtungen und Anmerkungen machen diese Geschichte noch nützlicher.

Wenn wir noch die Flecken an einem so schönen Körper aufsuchen sollen: so möchte wohl eben die merkliche Bemühung, ihm durchgehends eine glänzende Schönheit zu verschaffen, manche derselben hervorgebracht haben. Bisweilen hat die Schreibart des V. ein zu witziges und geschmücktes Kleid bekommen, wie S. 330. der Venetianische Löwe war so kühn, dem griechischen Adler den allerkühnesten Troz zu bieten, u. dgl. m. Noch öfters ist er aus dem erzählenden in den rednerischen Ton übergegangen. Besonders haben wir manche gemeine Reflexionen in einige Perioden ausgezerrt gesehen, z. E. S. 70. „An denjenigen, welche die Gewalt in Händen haben, vermissen wir oft die glänzenden

„zenden

„zenden Tugenden, welche die Majestät ihres Thro-
„nes zieren würden.", Sie sehen es nicht allemal ein,
„wie nützlich es für den Staat ist, wichtige Dienste
„durch große Gunstbezeigungen zu belohnen. Sie
„sprechen sich gern von der Verbindlichkeit frey, durch
„eine vorzügliche Achtung zu zeigen, daß sie den
„Werth schöner Handlungen empfinden. Sie hal-
„ten die Dankbarkeit für einen Wohlstand, dem nur
„niedere Menschen unterworfen sind.„ So auch S.
42, und an einigen andern Stellen. Daher, aus der genauen Bekanntschaft des Verf. mit der Venetianischen Geschichte, aus seiner Bemühung sie vollständig zu machen, und aus andern Ursachen mehr, kommt es, daß seine Geschichte etwas weitschweifig geworden ist, mehr Begebenheiten und sonderlich mehr Umstände derselben in sich faßt, als man in Deutschland, für welches doch der V. eigentlich schreibt, davon zu wissen braucht. Vielleicht aber ist nicht jeder Leser hierinne mit uns einig. Und wie sehr unterscheidet sich auch die Weitschweifigkeit die man dem Verfasser hin und wieder vorwerfen kann, von dem unfruchtbaren Zusammenhäufen eines Sammlers ohne Geist.

Zm.

XVIII.

Von den Krankheiten des Hofes und der Weltleute. Von Dan. Langhans, Stadtarzt in Bern. Bern, 1770. 224 Seiten kl. 8.

Von den Krankheiten vornehmer und reicher Personen an Höfen und in großen Städten, vom H. Tissot aus dem Franz. Frankfurt und Leipzig, 1770. 191 Seiten 8.

Vor

Vor zehn Jahren schrieben beyde diese verdienten Aerzte zu gleicher Zeit von den Krankheiten des großen Haufens und jetzt wieder zu gleicher Zeit geben sie einen Unterricht für die höhere Stände.

H. Langhans beschreibt zuerst die üppige Lebensart der Vornehmen in Frankreich, wie die Inschrift des Buchs inwendig sagt. (Indessen ist es mit geringen Abänderungen die Lebensart aller Höfe und derer von der großen Welt an allen Orten. Denn seitdem die spanische Feyerlichkeit des 16. und 17. Jahrhunderts aus der Mode ist, herrscht der französische Leichtsinn und erst seit einiger Zeit wird der Ton des Tages durch ein wenig englischer Laune in etwas umgestimmt. Und darinn ist sich alles gleich, was in Europa vornehm ist oder es seyn will.) Hernach geht H. L. die besondern Krankheiten durch, die diesem Stande mehr eigen seyn sollen, die Nervenkrankheiten, den Gliederschmerz, die Verstopfungen der Leber und Milz, die Wassersucht (die wir hier doch weniger vermuthet hätten, da sie dem Landmanne völlig so gewöhnlich ist) Hautausschläge, Schlagflüsse, Verstopfung der Reinigung, den weißen Fluß und die Hämorrhoiden.

Neues, sagt H. L. selbst, muß man hier nicht vermuthen, sondern nur, daß man in hundert Schriften zerstreute Sachen ordentlich und wohl vorträgt. Man wird ihm Recht geben, daß dies schon Verdienst sey: aber schwerlich wird es gefallen, daß Hr. L. bey dieser Gelegenheit die Schriften des Tissot, Rousseau, Zimmermann und Ballexserd anführt. Haben diese, die drey ersten wenigstens, denn nichts Neues und haben sie nicht manches Alte neu gesagt? Eben so wenig gefällt es, wenn Hr. L. des H. Tronchin gedenkt und ihn beydemal unbegreiflich glücklich nennt.

nennt. Nicht blos was, sondern wie es gesagt wird, ist von großem Einflusse und von erstaunlich verschiedner Wirkung in jedem Geschäfte des Lebens. Und bey einem Arzte ist es ein großes Talent, ein einfaches Mittel so einleuchtend und so andringend zu empfehlen, daß die ganze sinkende Natur sich aufrafft, um durch dies Mittel ihre Gesundheit wieder zu erlangen. Freylich morbi non eloquentia, sed remediis curantur. Aber die Beredsamkeit thut doch viel, da sie die Seele mit anspannt, um mit den Mitteln an einem Seile zu ziehen.

H. L. hindert auch sein Vorhaben, nichts neues zu sagen, so wenig, als die erwähnten Gelehrten, daß er nicht wirklich manches Merkwürdige mit einstreuen sollte. Er weis nicht, ob der Stifter des Mageressens in katholischen Ländern ein Arzt oder ein Heiliger gewesen. Ein Arzt wenigstens hätte besonders für die Reichen nichts dienlicheres empfehlen können. (Wir zweifeln nur, ob die so verfeinerten Bereitungen der Fische und Gartenfrüchte so recht medicinisch sind.) Die Zufälle bey Nervenkrankheiten schreibt er meistens den Blähungen und den Erweiterungen des Geäders im Unterleibe zu. Heftige Convulsionen von galliger Schärfe legten sich erst auf kalte Klystiere und kalte Chinaklystiere entspannten endlich die erstarrten Nerven eines im höchsten Grade starrsüchtigen Jünglings. Hier und sonst mehrmals wird Hr. Pomme widerlegt, der alle Nervenzufälle aus einer Ueberreizung und Verhornung der Nerven herleiten und sie auch daher alle mit erweichenden Mitteln heilen will. Die Mittel gegen die Folgen der Onanie mißräth er, bevor das Blut gebessert und die Nerven gestärkt worden. Nur nach dem Orte, wo sich die gichtische und rheumatische Materie festsetzt, scheint sie ihm verschieden zu seyn. Vom Schierling hat er die geprie-

nen

nen Wirkungen nicht gesehen. In innern Verstopfungen preiset er dagegen eine Auflösung des flüchtigen Salmiaks an. Zerstossener Rübsamen, in weißem Weine, ist in der Wassersucht glücklich angewandt worden, da alle Mittel vergeblich gewesen waren. Hrn. L. hat eine Mischung von Weinstein, vitriolisirtem Weinstein und Squilla die besten Dienste geleistet. Der Grundstoff zu trocknen und feuchten Flechten (Dartres) scheint ihm gallartig zu seyn. Die Martialischen Salmiakblumen, mit Salpeter, haben ihm in Beförderung der monathlichen Reinigung sich am kräftigsten erwiesen. Bey der geilen Wuth glaubt er, es setze sich die scharfe Materie des weissen Flusses an die Haut der Mutter und des Mutterganges an. So viel von Hr. L.

H. Tissot setzt erst den Begriff der Gesundheit fest, zu der eine ursprüngliche Stärke der Fasern, ein gleicher Umlauf des Bluts, gute Verdauung, gleiche Ausdünstung und feste Nerven, die ja nicht zu empfindlich sind, erfordert werden. Und hiemit verträgt sich nicht das geschäftlose Leben, da man von einer Zeitverkürzung zur andern hüpfet und sich mit lauter Mitteln zum Vergnügen umgiebt, die einem schnell wieder schaal und eckel werden, und von denen man immer zu neuen und aber neuen fliehet. H. T. zeigt im Einzelnen, wie der Reiche nach der Mode in Speisen und Getränken, im Gebrauch der Luft, der Bewegung und der Ruhe, des Schlafes und Wachens, in den Leidenschaften und in Absicht der täglichen Auswürfe von der Richtschnur der Gesundheit abweiche.

Dieser Theil des Werks ist ein beständiger Parallelismus der Lebensart der Vornehmen und der Landleute, bey der jene sehr in Absicht der Gesundheit verliehrt. Freylich macht es H. T., wie ein geschickter Anwald. Jede Lebensart hat ihre anklebenden

Mäu-

Mängel und nachtheiligen Einflüsse auf die Gesundheit. Doch sind sie gering gegen diejenigen, so durch Uebertreibung jeder Lebensart und durch die Verderbniß der Sitten in jeder derselben veranlasset werden. Was diese nun in höhern Ständen für Schaden anrichten, bringt H. T. in Anschlag: nicht aber, was in niederern ähnliche Wirkung hat. *) Im Ganzen aber ist es doch gewiß, wie es einmal nun ist: so haben für die vielen Vergnügungen, worinn die Vornehmen gleichsam schwimmen, die Niederere zur Schadloshaltung die Gesundheit überkommen, das einige Gut, was unter der Menge der Güter der Reiche nicht hat.

Wir können H. T. in seinen Anmerkungen nicht folgen. Sehr richtig zeigt er bey jedem Schritte, den man von der Natur abweicht, wie man es nie ungestraft thut. Beyläufig wird auch der Schaden gerügt, der von der Kleidungsart, den Fächern, dem Puder, den Wohlgerüchen u. dgl. entsteht. Eine Anmerkung müssen wir indessen über die Beschreibung der Leidenschaften machen, die H. T. bey den Leuten von der großen Welt uns als ziemlich gewaltsam abbildet. Die Beyspiele von Fürsten und Kriegern, die H. T. anführt, zeigen freylich, wie Affekten plötzlich tödtlich werden: aber seine Fürsten sind aus der noch rohen alten Welt, wo die Verstellungskunst noch nicht so hoch getrieben war, und seine Krieger sind solche, deren Ehrgeitz sie an den Hof führte, dessen sie nicht gewohnt waren. Bey dem eigentlichen Hof- und Weltmanne sind der Leidenschaften viel; auch sind sie stark: aber

*) Man könnte wirklich die Münze umkehren und über die Vortheile der höhern Stände, wenn sie wollen und die Nachtheile der niedern, die sie nicht ändern können, eine gründliche Abhandlung schreiben.

aber in ihren Ausbrüchen sind sie selten heftig. Was vielleicht mehr, als die Heftigkeit, seine Nerven angreift und seine Gesundheit zerrüttet, ist dies, daß er viele Stunden nach einander in Aufwartungen, Feyerlichkeiten und solchen Geschäften zubringen muß, wozu eine stete Achtsamkeit auf sich, eine stete Bemühung, sich gefällig zu erweisen, immer Vorsicht für sich und Umhersehen auf andre erfodert wird. Die Nerven sind im Zustande des lange ausgestreckten Arms, der durch Nichtsthun, blos durchs Ausstrecken matt und zerschlagen wird. Der denkende Geist ist dabey äusserst ungeschäftig und auf das Geschäfte von Complimenten, Attentionen und einem Haufen Nichtigkeiten, die man sich wichtig seyn lassen muß, folgt Langeweile, Ueberdruß und Ermüdung. Es ist dem Recens. ein Herr bekannt, der es frey gestand, daß einige Ceremonienbesuche auf einander ihn mehr abmatteten, als die wichtigsten Berufsgeschäfte. Man setze zu diesem Zwange noch den, den das unterdrückte Lächeln, der verbißne Unwille, der untergehaltne Verdruß, die erstickte Empfindlichkeit, der nagende Neid u. a. Leidenschaften veranlassen. Gewiß, dieser Zwang und die Ueberspannung der Nerven sind es, so die zu große Empfindlichkeit verursachen und den Grundstoff des Lebens antasten. Es hat freylich alles dies Ehre, Eitelkeit, was man sein Glück nennt und dgl. starke Leidenschaften zum Grunde: aber sie sind nicht heftig, nicht ausbrechend, sie sind gleichsam schon Zustand, weil man von langer Hand sich auf seinen Zweck vorbereiten muß; sie sind mehr eine chronische, als eine hitzige Krankheit der Seele. Nicht leicht wird den Hofmann das Fieber einer Leidenschaft erschüttern, es möchte denn ein sehr plötzlicher Zufall seyn, für den seine Nerven nicht zurecht gespannt sind.

Nach

Nach der allgemeinen Abbildung folgen denn die diesem Stande eignen Krankheiten, und diese sind nach H. T. die zu große Empfindlichkeit, die leichte Erkältungen, Kopfschmerzen, schwache Augen, Hitzblattern, Gicht, Husten, Engbrüstigkeit, Lungenknoten, erschwächte Verdauung, Verstopfungen edler Theile, Stein, Hämorrhoiden, und der ganze Troß von Nervenkrankheiten und weiblichen Zufällen bey der Reinigung und Geburt, den weißen Fluß nicht zu vergessen. H. T. giebt dagegen zuletzt allgemeine Regeln der Erziehung und des Verhaltens, und begleitet jeden der Zufälle mit praktischen Lehren.

Hr. T. glaubt bemerkt zu haben, daß die Verstopfungen des zweyten Magenmundes und des Gekrößes häufiger werden. Noch vor vierzig Jahren waren die übeln Folgen der ausgetretnen Milch weniger bekannt, als jetzo, und noch sind sie es nicht genug. Die Hauptsache darüber wird hier sehr deutlich auseinander gesetzt; auch die nöthigsten Mittel angezeigt. Man muß die Säuren, alle heftige Mittel u. d. gl. vermeiden, und dagegen die Mittel, so die Säure brechen, auflösen, leicht laxiren, und immer Stärkungen dazwischen brauchen. Die Lebensordnung, die Hr. T. den höhern Ständen vorschreibt, ist vernünftig und nirgend übertrieben. Er will sie weder zu Wilden noch zu Bauern machen: aber sie sollen ihre Güter mit Maaße und ihre Vergnügungen mit Vernunft genießen. Schön sind die Anmerkungen über die Nervenkrankheiten und mit großer Erwartung sehen wir dem Werke, das Hr. T. davon verspricht, entgegen. In der Behandlung tritt er zwischen H. Pomme und dessen Gegnern mitten inne und zeigt, daß man nie auf eine Art allein einer Krankheit abhelfen könne, die aus so verschiednen Ursachen entspringt. Sehr wahr ist es, was er von den allge-

meinen Regeln und Methoden sagt: „sie sind gefährlich und bringen die größten Aerzte den Storchern nahe, die alles mit einem Mittel heilen wollen.„ *) Unter vielen Umständen ist es in Nervenkrankheiten auch gegen die gemeine Meynung nöthig, Blut zu lassen und Laxanze zu geben. Lehrreich ist es, was er von der chronischen Entzündung der Brust, von der Schwäche des Geäders, worinn Sackungen davon entstehen, und von den Lungenknoten sagt. Der Gebrauch des Quecksilbers in Hautausschlägen wird von ihm mit Recht vertheydigt. Warum nennt Hr. T. unsern Conring einen dänischen Arzt?

Die deutsche Uebersetzung ist so elend, daß man oft den gesunden Verstand vermisset, der doch dem Verf. in so hohem Maaße beywohnt. Sie ist noch mehr als das, sie ist auch falsch. Er sagt nicht nur Uebel des Herzens, (maux de coeur) ganze Milch (lait entier,) in der großen Luft (grand air) zubringen: sondern panades avec du paix recuit heissen bey ihm Kraftbrühen mit geriebnem Brod in Wein gekocht (ein medicinischer sowol, als ein Küchenunsinn, der nicht ärger seyn kann;) nouûre Lendenweh; aridité de peau Magerheit der Haut. In der Vorrede läßt der Uebersetzer H. T. bey Gelegenheit der medicina aulica des dänischen Leibarztes Carl etwas sagen, das, ich weis nicht, ob es für die Nation oder für H. T. mehr beschimpfend wäre, wenn es H. T. gesagt hätte. Es heißt: „Carls Hofarzneywissenschaft könne nur, weil sie deutsch geschrieben ist, von einer einigen Nation gebraucht werden, bey welcher man wenig genug von dieser Wissenschaft verstehe.„ Wir stutzten wirklich, da wir eine so ehrenrührige Beschul-

*) (Diese wahre Stelle hat Hrn. T. ein unangenehmes Schreiben von H. Pomme zugezogen, das er aber sehr glimpflich beantwortet hat.)

schuldigung nicht von einem Franzosen, sondern von Tissot lasen, der so viel Litteratur hat, und den die Deutschen so sehr studiert und geehrt haben. Wir schoben gleich die Schuld dem Uebersetzer zu, und H. T. sagt von dem Buche, da es nicht übersetzt sey, il n'est à l'usage que d'une seule nation, chez laquelle il est assez ignoré. Ist es nicht eine Schande, einem solchen Uebersetzer ein so vortrefliches Buch anzuvertrauen? Wir erfahren, daß H. T. eine neue Ausgabe dieses Werks veranstaltet hat und hoffen, es werde diese einem bessern Uebersetzer in die Hände fallen.

X.

XIX.

Herrn Michael Sarcone, M. D. obersten Spitalarztes bey einem Schweizerregimente in Neapel, Geschichte der Krankheiten, die durch das ganze Jahr 1764. in Neapel sind beobachtet worden. Erster Theil. Aus dem Italienischen übersetzt durch D. J. Th. Schmid von Bellikon. Zürich, bey Orell, Geßner, Fueßlin und Comp., 1770. in gr. 8. 16 Bogen.

Dies Werk verdiente unter uns bekannt zu werden, und die Uebersetzung ist mit Einsicht und Ueberlegung gemacht, wofür man hin und wieder den schweizerischen Ausdruck leicht übersehn kann. Obgleich der Inhalt übersetzter Schriften nicht eigentlich für unsre Bibl. gehört, so können wir uns doch nicht überwinden, ein wichtiges Werk

mit einer kahlen Anzeige abzufertigen. Das Jahr 1764. war für Neapel, wegen einer ungewöhnlichen Menge sehr verschiedener und theils mördlicher Krankheiten, höchstmerkwürdig. Herr S. bediente damals sein Hospital, die größten Aerzte in Neapel aber, welche dem übrigen Publiko mit unermüdeter Treue beystunden, theilten demselben ihre Beobachtungen mit, und dadurch ward er in Stand gesetzt, nicht etwa nur die Geschichte eines Hospitals, oder einer bloßen Gemeine, sondern die vollständige Beschreibung der Krankheiten von 1764., in einer so ungemein volkreichen Stadt, wie Neapel ist, und zwar mehr als die Arbeit einer ganzen medicinischen Gesellschaft, als blos wie das Resultat der eignen Beobachtungen eines Privatarztes, zu liefern. Das Werk wird aus dreyen Theilen bestehn. Der gegenwärtige Erste enthält, nach der Beschreibung der Lage, der Winde, und der Krankheiten, welche in Neapel am öftersten herrschen, besonders diejenigen Krankheiten, welche vom Jenner bis April 1764., den meisten Einwohnern von Neapel fatal gewesen. Im zweyten wird die große und tödliche Epidemie, die vom April bis September gewütet, beschrieben werden, und im letzten sollen die Herbst- und Winterkrankheiten folgen.

Im Anfange des Jahrs 1764. herrschte zu Neapel ein Durchlauf: diesem folgten im März und April rheumatische Fieber, welche sich mit Seitenstechen, Lungenentzündungen, und hitzigen Krankheiten des Unterleibes, besonders mit Leberentzündungen, gesellten; bis endlich, von der Mitte des Aprils an, die große Epidemie anfieng, wovon der zweyte Theil handeln wird. Dieser itzt beschriebenen Ordnung, in welcher die Krankheiten sich entwickelten, ist Hr. S. in seinem Vortrage gefolgt. Seine Beschreibungen sind genau, ohne weitläuftig zu seyn; die Beobachtungen,

rungen, worauf sie beruhen, zuverlässig und von Meistern der Kunst angestellt; der Vortrag ist der Würde des Inhalts angemessen: durchaus kein Geschwätz; aber ein immerwährendes Interesse für den Leser, der wenigstens mehr als die Anfangsgründe der praktischen Arzneykunst versteht; und desto gewisser für den grössern und erfahrnern Kenner. Die Curarten sind meisterhaft simpel, mit der scharfsinnigsten Vernunft angebracht, und für den Kenner hinlänglich und treu beschrieben. Wenn ein Schriftsteller von so grossen Vorzügen uns durch seine ungemeine Gelehrsamkeit, und durch die Schätze seiner gesamleten Erfahrung mit so vieler Bescheidenheit unterrichtet und bereichert, wie Herr S. thut, so muß er sich gewiß die Hochachtung, die Liebe und den Dank der größten Männer seiner Kunst erwerben. Welcher Arzt, er sey mittelmäßig oder groß, wird sich nicht durch das Lesen dieser Schrift für bereichert an Einsicht halten, wenn er mit dem Verfasser über die Natur und Verschiedenheit der Rheumatismen, §. 101. u. f. über den Sitz des Seitenstechens in der Lunge, §. 131. 2c. 2c. über den höchstwichtigen Unterschied seines Ursprungs, da unstreitig der Stich bey manchem die Folge, bey manchem aber sicherlich die Ursache der Entzündung, und der erste Sitz des Uebels allein in den Nerven ist, §. 154. 2c. 2c. über den hieraus folgenden sehr nothwendigen innern und äussern Gebrauch des Opium, gleich im Anfange des Seitenstichs, nach geschehenem Blutlassen, in Fällen dieser letzten Art, den Huxham schon erkannt hat, und dessen Fall, Bedingungen und kluge Anwendung der Hause der Aerzte noch gar nicht kennt, §. 162. 2c. 2c. über das höchstgefährliche krampfartige Seitenstechen und die Curart dagegen; §. 186. 2c. 2c. über die Bedingungen des Blutlassens bey der Lungenentzündung,

§. 211. ꝛc. und des innern und äussern Gebrauchs des Eißwassers, in Lungen- und Leberentzündungen; §. 218. ꝛc. 235. 263. ꝛc. über den wahren Gebrauch der Fieberrinde in dergleichen Krankheiten, §. 229. ꝛc. ꝛc. 233. ꝛc. 244. 267. ꝛc. über die Unterscheidungszeichen der Leber- und Lungenentzündung, §. 258. ꝛc. über die Oefnung der güldenen Adern in der Leberentzündung §. 262. ꝛc. und endlich über so viel andre wichtige Sachen nachgedacht hat, die der V. ihm stets aus einem sehr interessanten Gesichtspunkte, und immer so zeigt, daß sie ihn gewiß in Betrachtungen verwickeln müssen. Wir haben selten Bücher von solcher Güte anzuzeigen, und glauben unsern Beyfall an diesem Werke gar nicht zu übertreiben, wenn wir sagen, daß sichs jeder würdige Arzt zum Verdienste anrechnen müsse, es zu kennen.

B.

XX.

Praktischer Unterricht in der Vieharzneykunst von Jo. Christ. Polycarp Erxleben, Prof. der W. W. auf der Georgaug. Univers. s. w. Göttingen, Dieterich, 1771. 1 Alph. 5 B. 8.

Dies ist das Hauptwerk, dem H. E. die von uns angezeigte Einleitung voran schickte. Er zeigt zuerst, wie man bey äusserlichen Fehlern, als Wunden, Beulen, Geschwüren am Fuße des Pferdes, andern Geschwülsten und Krankheiten der Knochen und des Horns verfahren müsse. Es folgen die inneren Krankheiten, die Fieber, die Landseuchen, die Krankheiten vom Verderbniß der Säfte, von verletzter Empfindung und Bewegung, die Krankheiten

der Werkzeuge des Odemholens, der Verdauung, des Harnens, der Zeugung und Geburt. Unter diese Rubricken bringt er die Krankheiten der so nutzbaren Hausthiere, der Pferde, des Hornviehs, der Schafe und Schweine. Man hat ihn wohl mit Unrecht getadelt, daß er nicht die Krankheiten jeden Thieres abgesetzt habe, da selbe in der Cur übereinkommen. Einige Krankheiten, die er nicht recht kennt, hängt er besonders an, und zuletzt folgen die medicinische Vorschriften.

Von allen Schriften dieser Art, sie mögen von Deutschen oder Ausländern seyn, hat uns diese besonders gefallen. Die gute Ordnung, die genaue Beschreibung der Krankheiten, der kurze und doch deutliche Ausdruck, die vernünftige angemessene Heilart machen es zum ersten Buche in seiner Art. Freylich gesteht H. E. noch hie und da Unbequemlichkeiten und Mängel: aber da er sich ganz dieser Wissenschaft widmet: so wird er auch denen mit der Zeit abhelfen. Unter den Mitteln hat er bis dahin auf andrer Gewähr, eins und das andere aufgenommen, wo man aus der Zusammensetzung schwerlich eine richtige Indikation heraus bringt. Aber die Vereinfachung kommt erst mit der grössern Vollkommenheit einer Wissenschaft. Und bis dahin ist ein wenig Empirie besser, als zuviel Theorie.

Am meisten sind wir auf die Abhandlung von der Hornviehseuche achtsam gewesen, um so mehr, da H. E. besonders auf seiner Reise in die vereinigten Niederlande, wo sie seit ein paar Jähren ungemein gewütet hat, sehr viel Aufmerksamkeit darauf gewandt hat. Es frägt sich, sagt H. E., ob unter Pferden, Ziegen und Schweinen jemals eine wahre Seuche, wie unter Hornvieh und Schafen beobachtet worden. Wir glauben von Pferden besonders, dgl. gelesen zu

haben. Freylich, so allgemein, so pestartig, als die Hornviehseuche, nicht. Aber so epidemisch, wie unter Schafen, in ganzen Ländern wohl. Hr. E. unterscheidet sonst die Seuche mit Recht von andern graßirenden Krankheiten.

Die Hornviehseuche selbst in ihren Zufällen ist richtig und genau beschrieben. Ungeachtet die Oefnung Fehler der Leber und Galle offenbaret; so hält er diese doch mehr für Folgen, als Ursachen der Seuche. Alle Eingeweide des Vorder- sowol als Hinterleibes sind mit Entzündung, Brand oder gänzlicher Verderbniß und Fäulung behaftet, wenigstens ist keins derselben, das nicht bald bey einem, bald beym andern Thiere es wäre. H. E. hält die Seuche für ein anfangs inflammatorisches Fieber, das aber bald in ein faules und sehr bösartiges übergeht, welches einige daher zu dem bösartigen katarrhalischen zählen. Man weis was dies Wort in der Modepathologie der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts bedeutete. Uns ist indessen sehr merkwürdig, was H. E. hinzusetzt: „Es scheint das Nervensystem vorzüglich dabey zu leiden.„

Der Rec. hat sich ehemals sehr mit der Seuche und der Oefnung des verstorbenen Viehs beschäftigt: Er hat noch verschiedene Leichenöfnungen vor sich und das allgemeine Resultat war dies: Brand und Verderbniß behaften bald dieses bald jenes Eingeweide mehr oder weniger. Am beständigsten zeigen sich die Verderbniß in den Mägen und die Fehler der Galle, über die er doch mit H. E. sehr einig ist. Sollte da nicht bey der grossen Verschiedenheit der Fehler, das Allgemeine dies seyn: es wird das Nervensystem vorzüglich behaftet, und es werden dadurch die natürlichen Lebensgeschäfte des Körpers in Stocken gebracht; am ersten leiden dabey, wie leicht zu begreifen, die Werkzeuge

zeuge der Verdauung, übrigens übt die Seuche ihre Gewalt bald an diesem, bald an jenem Eingeweide aus, ja nachdem dieses oder jenes der natürlich schwächere oder vorhin schon behaftete Theil des Thieres war? der Rec., der übrigens seine Theorie andern zu beurtheilen übergiebt, hat seitdem die Seuche für ein blos bösartiges Fieber gehalten, dessen Wesen im behafteten Nervensystem bestehe. Ihn dünkt, alle Zufälle treffen am nächsten damit zu. Selbst die aufhörende Oefnung zeigt aufhörende Naturkräfte und das Gegentheil, der Durchfall, bey dem das Vieh den Abgang von sich sprützt, mit einem Krampfe behaftete Därme. Die Analogie mit der Pest ist groß und das Wesen davon ist dasselbe, so verschieden sie sich auch, nach dem Chenot, bey Menschen artet. Der Brand kann bey diesem Fieber, auch ohne Entzündung, blos eine Folge der Stockung seyn, dergleichen es in menschlichen Krankheiten, besonders bey Alten und Entnervten, genug giebt. Er leugnet nicht, daß nach der besondern körperlichen Beschaffenheit des Viehs, auch anfangs hie und da Entzündung vorwalten könne, da es dergleichen auch bey bösartigen Fiebern unter den Menschen giebt: aber beym Wesentlichen der Seuche würde er die Entzündung nicht mit einbringen und in der Cur wenig darauf sehen, wo er nicht sichtbare Andeutungen darauf wahrnähme. Die H. Schouten und Bicker sind derselben Meynung. Der Rec. würde daher, weil alles andre bey den vernichtigten Naturkräften nichts verfängt, sein meistes Vertrauen auf Campher setzen, welches ihm auch unter vielen vergeblich versuchten Arzeneyen noch am wirksamsten geschienen hat, und dessen durchdringende Kraft das unthätige Nervensystem noch am ersten wieder belebt. Andre Geschäfte hinderten ihn an weitern Versuchen, die er sonst ausser dem

dem Campher, mit flüchtigen Salzen und Zugpflastern gemacht haben würde. Blos Klystiere dünken ihn während der Stärke; aber erst bey Abnahme der Krankheit Purganzen nöthig, obwohl sie auch in den ersten Anfängen nöthig seyn möchten.

Doch wieder zu H. E. In der Cur weis er noch nichts bestimmtes zu empfehlen: doch hoft er, man werde noch Mittel finden und scheint dem Campher gewogen zu seyn. Aderlässen und Abführungen im Anfange rühmt er, und nachher Säuren, selbst Mineralsäuren. (Diese würden bey faulen Fiebern freylich sehr dienen: aber bey bösartigen würden wir dem Eßig den Vorzug geben. Am besten ist es, die Seuche abwehren, und wenn sie schon da ist, das Vieh tödten und mit Haut, Futter s. w. tief begraben und bekalchen.) Zur Präservation rühmt er Salz und Räuchern: auch lobt er das Lüften der Ställe, selbst dann, wann das Vieh krank ist. (Wir haben in Hütten mehr Vieh durchseuchen sehen, wenn es nur wohl bedeckt war, als in den wärmsten Ställen.)

In den vereinigten Niederlanden hat man berechnet, von 9 Stück Vieh sterben an der natürlichen Seuche 7; an der inoculirten 4. Daß inoculirtes Vieh nicht leicht wieder befallen wird, bestätigt die sechsmonatliche Gewähr, so die zur Inoculation zu Gröningen, wie an andern Orten, zusammengetretne Gesellschaft übernimmt. Er glaubt, Vieh von durchgeseuchten Müttern kranke gelinder. Erwachsenes Vieh soll nach den neusten Erfahrungen besser durchkommen, als zu junges. (An andern Orten will man das Gegentheil erfahren haben und läßt das unterjährige Vieh gerne seuchen.) H. E. bereitet zur Inoculation nicht vor, macht die Einschnitte am Fleische der Hinterbacken (am Buge setzt durch das Anriechen in Gefahr natürlicher Ansteckung.) Nach des H.

van

van Doeveren Nachricht ist die neuste Inoculation sehr mißrathen und man kommt davon zurück. (Dagegen ist, nach einigen Nachrichten aus dem Holsteinischen, die Einimpfung der Seuche seit einiger Zeit sehr glücklich ausgefallen.) H. E. glaubt, es könnte auch das Belzen der Schafpocken von Nutzen seyn. Was er bey Gelegenheit der Schafegeln von H. Schäfers Schriften sagt, ist sehr wahr.

X.

XXI.

Medicina ex pulsu sive systema doctrinae sphygmicae. Vindobon., Graeffer, 1770. 268 Seiten 8.

Es ist bekannt, was die Vorhersagungen aus dem Aderschlage, ehemals des Solano und jetzo einiger neuern Franzosen, besonders, des Bordeu, Fouquet, Coulas, Michel, Menûret, le Camûs, Balme u. a., wozu auch die Engländer Floyer und Cox und unser Strack gehören, für Aufsehen gemacht. Man hatte schon lange die häufigen Unterschiede des alten Galenus für zu fein und zu unpraktisch gehalten, und nun erschien eine Theorie, die noch feiner, noch bestimmter, als alles war, was Galenus gesagt hatte. Man las in Schriften und Journalen von organischen Pulsen, d. i. von Pulsarten, die eine Vormahnung geben sollten, daß dieses oder jedes Eingeweide des Körpers behaftet sey, vom Kählpulse, Milz- Leber- Blasen- und Mutterpulse. Man las Wunder von eingetroffenen Vorhersagungen, und über der zu großen Genauigkeit glaubte man nicht recht daran. Der in seiner Theorie begraute

Sag-

Satzfeste Arzt verwarf sie, und der bescheidne Zweifler achtete die Regeln zu positiv und die gepriesne Gewißheit zu verwegen.

Den Verf. dieses Buchs, H. Wetsch, trieb seine Lernbegierde auch nach Montpellier und Paris zu reisen, um dort vom Fouquet und Coulas, hier vom Borden und Michel die Kunst zu lernen, wie man die organischen Pulse unterscheiden sollte. Und aus dem, was er gelesen und gesehen, hat er dieses Werk zusammen getragen, in dem er sowol die Unterschiede des Galenus, als die Beschreibungen der gedachten Verfasser so deutlich vorträgt, daß man mit leichter Mühe das ganze System übersehen kann. Dies Verdienst wird dadurch noch größer, da man in Deutschland die Schriften der französischen Verfasser so selten zu sehn bekommt. Er hat auch aus den Schriften des Fernel, Sennert, Senac, Morgagni, Lieutaud u. a. das beygebracht, was zur Bestätigung der Sätze dient, von denen H. W. so voll ist, als irgend derselben Urheber seyn können. Es gereicht indessen seiner Aufrichtigkeit zur Ehre, daß er nicht nur gesteht, es fehle dieser Theorie noch vieles an ihrer Gewißheit und Vollständigkeit, sondern auch, daß er selbst beym Tasten des Pulses viele Merkmale, die man ihm angegeben, nicht spüren können, obgleich er sehr geneigt ist, es sich selbst und dem Mangel an Gedächtniß und feinem Gefühle beyzumessen.

Es liege indessen an H. W. oder an der Sache: so verdient die Sache doch weiter bekannt und näher untersucht zu werden. Wer des Aderschlags in Fieberanwandlungen, wie er erst gedrungen und eingezwängt, dann mehr entwickelt, schnell, stark und hart, endlich langsamer, völler und weicher ist, sich erinnert, den wird der Puls im Stande der Reitzung und Kochung, der kritische und unkritische dieser Verfasser

nicht

nicht befremden. Wer es weis, daß der Aderschlag beym Zuge nach dem Haupte, nach der Brust oder dem Unterleibe sich verschieden verhält; wer sich entsinnt, daß bey Entzündungen in der Brust und im Unterleibe der Puls eine andre Art Härte hat, der wird geneigt seyn, zu glauben, Aufmerksamkeit und Uebung dürfte die Unterschiede noch höher treiben und noch fühlbarer machen.

Vielleicht wird derselbe zugleich gedenken: die Regeln, wie sie da schon stehen, seyn vielleicht zu früh, zu allgemein, und aus zu wenig Erfahrungen gezogen. Vielleicht, da er nach der Anzeige des Pulses seine Mittel verordnen soll, dauert es ihn, wenn er Praktikus ist, zu lange, den Wink des Pulses abzuwarten und in der Bräune erst nach vielen Tagen eine Laxanz zu geben, weil erst dann der Darmpuls sich einstellte. Vielleicht, da so viel Complicirtes in Krankheiten ist, denkt er, es müsse dies auch den Puls treffen und das Urtheil davon und mithin auch seine Praxis unsicherer machen. Und ob er gleich sieht, daß die Verfasser des Systems auch schon dafür gesorgt und von complicirten Pulsen, Merkzeichen und Regeln gegeben haben; so wird er vielleicht zugleich gewahr werden, daß diese, wie die von einfachen Pulsen, so genau, so scharfsinnig, so tabellarisch und so contradistinguirt von Anfang zu Ende fortlaufen, daß Einem dabey die Spitzfindigkeit der Schule eher, als die Natur einfällt, die in ihrem Gange immer etwas einträchtig und nie so abspringend ist. Ihre selbstgelaßnen Bewegungen sind selten so hart und auffallend; so wie ihre ungewaltsamen Anlagen nicht leicht jähe und schroff sind, und daher sind auch ihre Linien nie so scharf und ihre Regeln nie so abstechend, als sie die Kunst macht. Vielleicht denkt er noch gar, den Erfindern dieses Zweiges der Semiotik gehe es, wie vielen

len andern, daß sie in der Fülle des Vergnügens über der Erfindung das Neue, auch wohl auf Kosten des Alten, zu hoch anschlagen.

Allein es mögen alle diese und noch mehrere vielleicht dem Leser beyfallen: so wird es doch vermuthlich hier, wie sonst oft gehen. Die weitere Erfahrung wird das Uebertriebene abschneiden und den Rest der wahren Wissenschaft als einen wichtigen Zuwachs einverleiben. Ohnehin hat in unsern Tagen die Semiotik eher verlohren, als gewonnen. Die thörichte Uromantie hat alte gewisse Beobachtungen fast ins Vergessen gebracht, und mancher Charlatan weis oft mehr noch davon, als ein sonst guter Arzt.

Wir selbst wagen es nicht, den völligen Werth der Entdeckung zu schätzen. Wir wünschen, daß H. W. fortfahre, uns noch immer weiter, was bemerkt und in so vielen kleinen Schriften zerstreuet ist, anzuzeigen. Wir wünschen, daß viele Aerzte sein Werk lesen und jeder derselben, der weniger warme Einbildung als kalten Prüfungsgeist bey sich spüret, am Krankenbette das System untersuchen, einschränken und berichtigen möge, von dem man mit dem H. v. Haller sagen muß: id structurae genus experimentorum iteratione oportet aut stare aut everti.

Herr de Haen hat nicht völlig so gedacht. Es ist bekannt, daß er im XII. B. seiner Ratio medendi dieses System als eine gefährliche medicinische Ketzerey beschrieben hat, und dies hat folgende Schrift veranlaßt, die zuerst stückweise im Journal encyclopédique und in der Gazette salutaire eingerückt war:

D. Soleilhet D. Med. Monspel. epistola ad clariss. *Roux* D. Med. Parisi. circa annotationes novas pul-

pulsuum doctrinae utiles, quas nuper publici juris fecit cl. de *Haen*, e Gallica in latinam versa cum praefatione *Iosephi Hüttenbacher*, D. Med. Vienn. Vindob. Graeffer, 1770. 9 B. 8.

Herr S. verfolgt die Haenischen Behauptungen Schritt für Schritt, und zeigt ihm, daß er den Morgagni ausgeschrieben, sich widerspreche, die Stellen in den Schriften seiner Gegner verfälsche, die Hauptschriften nicht kenne u. s. w. Man giebt ihm Schuld, seine so gerühmten Beobachtungen könnten nicht richtig ausfallen, da bey dem Gewühle der vielen Zuhörer um ihm her, bey dem unaufhörlichen Pulsfühlen der Schüler und dem Dociren des Lehrers dabey, der Puls der Kranken sich nothwendig ändern müsse. Den armen Leuten würde bey dem Latein und stundenlangem Widerlegen andrer zu Muthe, als ob sie ihr Urtheil empfangen sollten. Man wirft ihm vor, sein Hospital sey leer und man scheue es: er aber mache mit vielem Geräusche es öffentlich kund, nun wolle man ans Beobachten gehn, und zwar nach Hippokratischer Methode. Die Schrift des H. S. ist hart und oftmals hämisch. Die Proben davon sind nur zu häufig. de Haen hatte indessen H. Bordeu u. a. auch nicht fein behandelt und ihre Sätze cerebelli deliramenta genannt. Für die Sache selbst finden wir sonst wenig wichtiges darinn, als die Namen vieler Aerzte, die dem neuen System beytreten, und daß selbes in Frankreich wenig Widerspruch mehr finde.

In H. Hüttenbachers Vorrede sehen wir, H. Henr. Collin, H. Störks Nachfolger, habe in seinem Hospitale die Richtigkeit der organischen Pulse bestätigt gefunden, und werde seine Beobachtungen bekannt machen, und eben das versichert er von Gandini, der

 auch

sen. Hierüber hat er die freye Verfügung. Und wann der türkische Hof eine Schatzung fordert, wird solche von den Unterthanen erpreßt, und der Fürst ist nicht verbunden dazu etwas beyzutragen. Als der Fürst Bogdan III. die Moldau der türkischen Herrschaft unterwarf, wurden jährlich nur 4000 Dukaten, nebst 40 Pferden und 24 Falken, als eine Lehnserkenntlichkeit entrichtet; aber mit der Zeit sind dieselben zu einem Tribut von 12000 Dukaten, und dieser endlich bis zu 65000 Thaler erhöhet worden. Ausser dem muß die Moldau bey gewissen Gelegenheiten dem Sultan, seiner Walide oder Mutter, dem Großvezier und andern Staats- und Hofbedienten so viele Geschenke geben, daß sie öfters auf 300000 Löwenthaler ausmachen, welche das Land, ohne daß der Fürst dazu etwas giebt, aufbringen muß. Von den Moldauischen Staats- und Hofbeamten, die in der Landessprache Bojaren und insgemein Baronen genannt werden, von dem Kriegsstaate, dem Hofceremoniel, den Gesetzen und Gerichten, dem Adel und den übrigen Einwohnern und ihren Sitten und Gebräuchen erzählet der Verfasser viel merkwürdiges und sonderbares, aber wir können ihm hierinn, weil wir zu weitläuftig werden würden, nicht folgen. Die Moldauer bekennen sich zur Griechischen Religion, die aber bey dem Pöbel noch mit vielem alten heidnischen Aberglauben vermengt ist. Das Kirchenregiment führt der Metropolit, unter welchem drey Bischöffe stehen. Der Patriarch zu Constantinopel hat über die Moldauische Kirche nichts zu sagen. Nur wird er, wenn ein Metropolit erwählt und von den Bischöffen eingeweihet und von dem Fürsten bestätigt ist, ersucht, ihn durch seinen Seegen in seinem Amte zu bestätigen; welches er nicht abschlagen darf. Sonst sind sowol der Metropolit als die Bischöffe der Gewalt

walt des Fürsten vollkommen unterworfen. Grosse Klöster, die Archimandriten zu Vorstehern haben, sind in der Moldau nur vier, der kleinern aber, die unter Igumenen d. i. Aebten stehen, über 200. Alle beobachten die Regel des heiligen Basilius. Sie werden wegen ihrer Gastfreyheit gelobt, welche so groß ist, daß jeder Fremder, er mag ein Rechtgläubiger oder Jude, Türke oder Armenier seyn, nach dem Vermögen des Klosters, wenn er auch ein ganzes Jahr da bleiben wollte, höflich, anständig und ohne Murren verpfleget werden muß. Die Moldauische Sprache halten einige für verdorbenes Latein; andere leiten sie aus der Italienischen her; und der Verfasser will darinn nicht entscheiden. Er führt verschiedene Wörter an, die offenbar lateinisch, und andere, die ganz Italienisch sind. Die Walachen und Siebenbürger haben einerley Sprache mit den Moldauern: aber ihre Aussprache ist etwas härter. Vor der Florentinischen Kirchenversammlung, die 1439. gehalten ward, brauchten die Moldauer lateinische Buchstaben. Aber weil auf derselben der damaligen Moldauische Metropolit zu der römischen Kirche übertrat, so brachte es sein Nachfolger Theoctistus, in der Absicht, die Moldauische Kirche von dem lateinischen Sauerteige gänzlich zu reinigen, bey dem Fürsten Alexander dem Guten dahin, daß er nicht nur die Leute, die in der Religion anderer Meynung waren, sondern auch die lateinischen Buchstaben aus seinem Fürstenthum vertrieb, und die Slavonischen, die insgesamt mit den Rußischen übereinkommen, an ihre Stelle setzte; durch welchen Eifer er, sagt der Verfasser, der erste Urheber der Barbarey geworden ist, in welcher nun die Moldau stecket. Seitdem sind die Slavonischen Buchstaben in gottesdienstlichen Büchern, in fürstlichen Briefen und andern Hofschriften

dem Campher, mit flüchtigen Salzen und Zugpflastern gemacht haben würde. Blos Klystiere dünken ihn während der Stärke; aber erst bey Abnahme der Krankheit Purganzen nöthig, obwohl sie auch in den ersten Anfängen nöthig seyn möchten.

Doch wieder zu H. E. In der Cur weis er noch nichts bestimmtes zu empfehlen: doch hoft er, man werde noch Mittel finden und scheint dem Campher gewogen zu seyn. Aderlässen und Abführungen im Anfange rühmt er, und nachher Säuren, selbst Mineralsäuren. (Diese würden bey faulen Fiebern freylich sehr dienen: aber bey bösartigen würden wir dem Eßig den Vorzug geben. Am besten ist es, die Seuche abwehren, und wenn sie schon da ist, das Vieh tödten und mit Haut, Futter s. w. tief begraben und bekalchen.) Zur Präservation rühmt er Salz und Räuchern: auch lobt er das Lüften der Ställe, selbst dann, wann das Vieh krank ist. (Wir haben in Hütten mehr Vieh durchseuchen sehen, wenn es nur wohl bedeckt war, als in den wärmsten Ställen.)

In den vereinigten Niederlanden hat man berechnet, von 9 Stück Vieh sterben an der natürlichen Seuche 7; an der inoculirten 4. Daß inoculirtes Vieh nicht leicht wieder befallen wird, bestätigt die sechsmonatliche Gewähr, so die zur Inoculation zu Gröningen, wie an andern Orten, zusammengetretne Gesellschaft übernimmt. Er glaubt, Vieh von durchgeseuchten Müttern kranke gelinder. Erwachsenes Vieh soll nach den neusten Erfahrungen besser durchkommen, als zu junges. (An andern Orten will man das Gegentheil erfahren haben und läßt das unterjährige Vieh gerne seuchen.) H. E. bereitet zur Inoculation nicht vor, macht die Einschnitte am Fleische der Hinterbacken (am Buge setzt durch das Anriechen in Gefahr natürlicher Ansteckung.) Nach des H.

van

van Doeveren Nachricht ist die neuste Inoculation sehr mißrathen und man kommt davon zurück. (Dagegen ist, nach einigen Nachrichten aus dem Holsteinischen, die Einimpfung der Seuche seit einiger Zeit sehr glücklich ausgefallen.) H. E. glaubt, es könnte auch das Belzen der Schafpocken von Nutzen seyn. Was er bey Gelegenheit der Schafegeln von H. Schäfers Schriften sagt, ist sehr wahr.

X.

XXI.

Medicina ex pulsu sive systema doctrinae sphygmicae. Vindobon., Graeffer, 1770. 268 Seiten 8.

Es ist bekannt, was die Vorhersagungen aus dem Aderschlage, ehemals des Solano und jetzo einiger neuern Franzosen, besonders, des Bordeu, Fouquet, Coulas, Michel, Menüret, le Camus, Balme u. a., wozu auch die Engländer Floyer und Cox und unser Strack gehören, für Aufsehen gemacht. Man hatte schon lange die häufigen Unterschiede des alten Galenus für zu fein und zu unpraktisch gehalten, und nun erschien eine Theorie, die noch feiner, noch bestimmter, als alles war, was Galenus gesagt hatte. Man las in Schriften und Journalen von organischen Pulsen, d. i. von Pulsarten, die eine Vormahnung geben sollten, daß dieses oder jedes Eingeweide des Körpers behaftet sey, vom Kählpulse, Milz- Leber- Blasen- und Mutterpulse. Man las Wunder von eingetroffenen Vorhersagungen, und über der zu großen Genauigkeit glaubte man nicht recht daran. Der in seiner Theorie begraute

Saß-

Satzfeste Arzt verwarf sie, und der bescheidne Zweifler achtete die Regeln zu positiv und die gepriesne Gewißheit zu verwegen.

Den Verf. dieses Buchs, H. Wetsch, trieb seine Lernbegierde auch nach Montpellier und Paris zu reisen, um dort vom Fouquet und Coulas, hier vom Bordeu und Michel die Kunst zu lernen, wie man die organischen Pulse unterscheiden sollte. Und aus dem, was er gelesen und gesehen, hat er dieses Werk zusammen getragen, in dem er sowol die Unterschiede des Galenus, als die Beschreibungen der gedachten Verfasser so deutlich vorträgt, daß man mit leichter Mühe das ganze System übersehen kann. Dies Verdienst wird dadurch noch größer, da man in Deutschland die Schriften der französischen Verfasser so selten zu sehn bekommt. Er hat auch aus den Schriften des Fernel, Sennert, Senac, Morgagni, Lieutaud u. a. das beygebracht, was zur Bestätigung der Sätze dient, von denen H. W. so voll ist, als irgend derselben Urheber seyn können. Es gereicht indessen seiner Aufrichtigkeit zur Ehre, daß er nicht nur gesteht, es fehle dieser Theorie noch vieles an ihrer Gewißheit und Vollständigkeit, sondern auch, daß er selbst beym Tasten des Pulses viele Merkmale, die man ihm angegeben, nicht spüren können, obgleich er sehr geneigt ist, es sich selbst und dem Mangel an Gedächtniß und feinem Gefühle beyzumessen.

Es liege indessen an H. W. oder an der Sache: so verdient die Sache doch weiter bekannt und näher untersucht zu werden. Wer des Aderschlags in Fieberanwandlungen, wie er erst gedrungen und eingezwängt, dann mehr entwickelt, schnell, stark und hart, endlich langsamer, völler und weicher ist, sich erinnert, den wird der Puls im Stande der Reitzung und Kochung, der kritische und unkritische dieser Verfasser

nicht

nicht befremden. Wer es weis, daß der Aderschlag beym Zuge nach dem Haupte, nach der Brust oder dem Unterleibe sich verschieden verhält; wer sich entsinnt, daß bey Entzündungen in der Brust und im Unterleibe der Puls eine andre Art Härte hat; der wird geneigt seyn, zu glauben, Aufmerksamkeit und Uebung dürfte die Unterschiede noch höher treiben und noch fühlbarer machen.

Vielleicht wird derselbe zugleich gedenken: die Regeln, wie sie da schon stehen, seyn vielleicht zu früh, zu allgemein, und aus zu wenig Erfahrungen gezogen. Vielleicht, da er nach der Anzeige des Pulses seine Mittel verordnen soll, dauert es ihn, wenn er Praktikus ist, zu lange, den Wink des Pulses abzuwarten und in der Bräune erst nach vielen Tagen eine Laxanz zu geben, weil erst dann der Darmpuls sich einstellte. Vielleicht, da so viel Complicirtes in Krankheiten ist, denkt er, es müsse dies auch den Puls treffen und das Urtheil davon und mithin auch seine Praxis unsicherer machen. Und ob er gleich sieht, daß die Verfasser des Systems auch schon dafür gesorgt und von complicirten Pulsen, Merkzeichen und Regeln gegeben haben; so wird er vielleicht zugleich gewahr werden, daß diese, wie die von einfachen Pulsen, so genau, so scharfsinnig, so tabellarisch und so contradistinguirt von Anfang zu Ende fortlaufen, daß Einem dabey die Spitzfindigkeit der Schule eher, als die Natur einfällt, die in ihrem Gange immer etwas einträchtig und nie so abspringend ist. Ihre selbstgelaßnen Bewegungen sind selten so hart und auffallend; so wie ihre ungewaltsamen Anlagen nicht leicht jähe und schroff sind, und daher sind auch ihre Linien nie so scharf und ihre Regeln nie so abstechend, als sie die Kunst macht. Vielleicht denkt er noch gar, den Erfindern dieses Zweiges der Semiotik gehe es, wie vie-

len

len andern, daß sie in der Fülle des Vergnügens über der Erfindung das Neue, auch wohl auf Kosten des Alten, zu hoch anschlagen.

Allein es mögen alle diese und noch mehrere vielleicht dem Leser beyfallen: so wird es doch vermuthlich hier, wie sonst oft gehen. Die weitere Erfahrung wird das Uebertriebene abschneiden und den Rest der wahren Wissenschaft als einen wichtigen Zuwachs einverleiben. Ohnehin hat in unsern Tagen die Semiotik eher verlohren, als gewonnen. Die thörichte Uromantie hat alte gewisse Beobachtungen fast ins Vergessen gebracht, und mancher Charlatan weis oft mehr noch davon, als ein sonst guter Arzt.

Wir selbst wagen es nicht, den völligen Werth der Entdeckung zu schätzen. Wir wünschen, daß H. W. fortfahre, uns noch immer weiter, was bemerkt und in so vielen kleinen Schriften zerstreuet ist, anzuzeigen. Wir wünschen, daß viele Aerzte sein Werk lesen und jeder derselben, der weniger warme Einbildung als kalten Prüfungsgeist bey sich spüret, am Krankenbette das System untersuchen, einschränken und berichtigen möge, von dem man mit dem H. v. Haller sagen muß: id structurae genus experimentorum iteratione oportet aut stare aut everti.

Herr de Haen hat nicht völlig so gedacht. Es ist bekannt, daß er im XII. B. seiner Ratio medendi dieses System als eine gefährliche medicinische Ketzerey beschrieben hat, und dies hat folgende Schrift veranlaßt, die zuerst stückweise im Journal encyclopédique und in der Gazette salutaire eingerückt war:

D. Soleilhet D. Med. Monspel. epistola ad clariss. *Roux* D. Med. Parif. circa annotationes novas

pul-

pulsuum doctrinae utiles, quas nuper publici juris fecit cl. de *Haen*, e Gallica in latinam versa cum praefatione *Iosephi Hüttenbacher*, D. Med. Vienn. Vindob. Graeffer, 1770. 9 B. 8.

Herr S. verfolgt die Haenischen Behauptungen Schritt für Schritt, und zeigt ihm, daß er den Morgagni ausgeschrieben, sich widerspreche, die Stellen in den Schriften seiner Gegner verfälsche, die Hauptschriften nicht kenne u. s. w. Man giebt ihm Schuld, seine so gerühmten Beobachtungen könnten nicht richtig ausfallen, da bey dem Gewühle der vielen Zuhörer um ihm her, bey dem unaufhörlichen Pulsfühlen der Schüler und dem Dociren des Lehrers dabey, der Puls der Kranken sich nothwendig ändern müsse. Den armen Leuten würde bey dem Latein und stundenlangem Widerlegen andrer zu Muthe, als ob sie ihr Urtheil empfangen sollten. Man wirft ihm vor, sein Hospital sey leer und man scheue es: er aber mache mit vielem Geräusche es öffentlich kund, nun wolle man ans Beobachten gehn, und zwar nach Hippokratischer Methode. Die Schrift des H. S. ist hart und oftmals hämisch. Die Proben davon sind nur zu häufig. de Haen hatte indessen H. Bordeu u. a. auch nicht fein behandelt und ihre Sätze cerebelli deliramenta genannt. Für die Sache selbst finden wir sonst wenig wichtiges darinn, als die Namen vieler Aerzte, die dem neuen System beytreten, und daß selbes in Frankreich wenig Widerspruch mehr finde.

In H. Hüttenbachers Vorrede sehen wir, H. Henr. Collin, H. Störks Nachfolger, habe in seinem Hospitale die Richtigkeit der organischen Pulse bestätigt gefunden, und werde seine Beobachtungen bekannt machen, und eben das versichert er von Gandini, der

auch italienisch die ersten Anfangsgründe dieser Kunst herausgegeben hat.

Die Uebersetzung ist übrigens abscheulich. Quidam sagt H. H. ad experiundum se resolvebant. S. 24. heißt es: nunc judica, an nimium tibi faciam, si a te petam, ut mihi diceres, an tuam historiam pulsus tam absolutam credas, ac videris nobis de ea spem facere velle? Und so geht das Schulerercitium immer fort.

X.

XXII.

Magazin für die neue Historie und Geographie, angelegt von D. Anton Friederich Büsching, Königl. Preuß. Oberconsistorialrath ꝛc. ꝛc. Vierter Theil. Mit Kupfern. Hamburg, 1770. mit Titel und Inhalte 2 Alphab. 19 Bogen in 4.

Die in dem dritten Theile dieses Magazins angefangene Beschreibung der Moldau des Fürsten Demetrius Kantemir wird in dem gegenwärtigen vierten fortgesetzt, und in zween Abschnitten S. 1-120. 1) von der Staatsverfassung, und 2) von dem kirchlichen und gelehrten Zustande dieses Fürstenthums gehandelt. Die Moldauischen Fürsten waren anfänglich von aller fremden Oberherrschaft unabhängig, und regierten mit einer despotischen Gewalt. Krieg, Friede, Leben, Tod und das Vermögen aller ihrer Unterthanen hiengen allein von ihrem Willen ab. Aber nachdem der Fürst Bogdan III. sich der Oberherrschaft der Türken unterworfen hat; so haben diese das Recht Krieg anzufangen,

gen, Frieden zu machen, Bündnisse zu schliessen und Gesandten zu schicken, den Fürsten genommen, dagegen aber ihnen die Gewalt Gesetze zu geben, die Unterthanen zu strafen, Edelleute zu machen, oder ihnen den Adel zu nehmen, Steuren aufzulegen, ja auch Bischöffe einzusetzen, gelassen. Jedoch, wenn der Fürst bey dem Großvezier wegen unschuldig vergossenen Bluts angeklagt wird, und das ganze Land sich über die allzugroßen Auflagen beschweret; so wird er gemeiniglich mit der Verweisung ins Elend, oder mit Einziehung seiner Güter, bestraft. Durch Aufruhr, oder durch Weigerung des Tributs ziehet er sich die Todesstrafe zu. Die Abkömmlinge des ersten Fürsten der Moldau, Dragosch, besaßen das Fürstenthum erblich, auch noch zu der Zeit, da es schon unter der türkischen Herrschaft stund. Nach Erlöschung dieses Geschlechts ließen die Türken den Moldauischen Ständen die freye Wahl, Kraft welcher sie einen von des verstorbenen Fürsten Söhnen oder Anverwandten zum Fürsten machten. Aber nachher zogen die Türken erst die Bestätigung, und endlich die Wahl selbst an sich. Seitdem hängt die Würde eines Fürsten der Moldau von dem Großvezier ab, der sie gemeiniglich demjenigen, der ihm das meiste Geld bietet, ertheilt, und der ihn, aus gerechten oder ungerechten Ursachen, wieder absetzen kann. Ein solcher neuernannter Fürst wird zu Constantinopel mit vielen Ceremonien, die ihm aber auch vieles Geld kosten, eingeweihet. Sonst leugnet der Verfasser, daß die Moldau jemals den Polen unterworfen gewesen sey; welches doch, nach den Polnischen Geschichtschreibern und Staatskundigen, gewiß genug zu seyn scheinet. Die Einkünfte des Fürsten beliefen sich vormals jährlich über 600000 Thaler, sie sind aber in neuern Zeiten bis auf 100000 Thaler, und etwas darüber, gefal-

ten. Hierüber hat er die freye Verfügung. Und wann der türkische Hof eine Schatzung fordert, wird solche von den Unterthanen erpreßt, und der Fürst ist nicht verbunden dazu etwas beyzutragen. Als der Fürst Bogdan III. die Moldau der türkischen Herrschaft unterwarf, wurden jährlich nur 4000 Dukaten, nebst 40 Pferden und 24 Falken, als eine Lehnserkenntlichkeit entrichtet; aber mit der Zeit sind dieselben zu einem Tribut von 12000 Dukaten, und dieser endlich bis zu 65000 Thaler erhöhet worden. Ausser dem muß die Moldau bey gewissen Gelegenheiten dem Sultan, seiner Walide oder Mutter, dem Großvezier und andern Staats- und Hofbedienten so viele Geschenke geben, daß sie öfters auf 300000 Löwenthaler ausmachen, welche das Land, ohne daß der Fürst dazu etwas giebt, aufbringen muß. Von den Moldauischen Staats- und Hofbeamten, die in der Landessprache Bojaren und insgemein Baronen genannt werden, von dem Kriegsstaate, dem Hofceremoniel, den Gesetzen und Gerichten, dem Adel und den übrigen Einwohnern und ihren Sitten und Gebräuchen erzählet der Verfasser viel merkwürdiges und sonderbares, aber wir können ihm hierinn, weil wir zu weitläuftig werden würden, nicht folgen. Die Moldauer bekennen sich zur Griechischen Religion, die aber bey dem Pöbel noch mit vielem alten heidnischen Aberglauben vermengt ist. Das Kirchenregiment führt der Metropolit, unter welchem drey Bischöffe stehen. Der Patriarch zu Constantinopel hat über die Moldauische Kirche nichts zu sagen. Nur wird er, wenn ein Metropolit erwählt und von den Bischöffen eingeweihet und von dem Fürsten bestätigt ist, ersucht, ihn durch seinen Seegen in seinem Amte zu bestätigen; welches er nicht abschlagen darf. Sonst sind sowol der Metropolit als die Bischöffe der Gewalt

walt des Fürsten vollkommen unterworfen. Grosse Klöster, die Archimandriten zu Vorstehern haben, sind in der Moldau nur vier, der kleinern aber, die unter Igumenen d. i. Aebten stehen, über 200. Alle beobachten die Regel des heiligen Basilius. Sie werden wegen ihrer Gastfreyheit gelobt, welche so groß ist, daß jeder Fremder, er mag ein Rechtgläubiger oder Jude, Türke oder Armenier seyn, nach dem Vermögen des Klosters, wenn er auch ein ganzes Jahr da bleiben wollte, höflich, anständig und ohne Murren verpfleget werden muß. Die Moldauische Sprache halten einige für verdorbenes Latein; andere leiten sie aus der Italienischen her; und der Verfasser will darinn nicht entscheiden. Er führt verschiedene Wörter an, die offenbar lateinisch, und andere, die ganz Italienisch sind. Die Walachen und Siebenbürger haben einerley Sprache mit den Moldauern: aber ihre Aussprache ist etwas härter. Vor der Florentinischen Kirchenversammlung, die 1439. gehalten ward, brauchten die Moldauer lateinische Buchstaben. Aber weil auf derselben der damaligen Moldauische Metropolit zu der römischen Kirche übertrat, so brachte es sein Nachfolger Theoctistus, in der Absicht, die Moldauische Kirche von dem lateinischen Sauerteige gänzlich zu reinigen, bey dem Fürsten Alexander dem Guten dahin, daß er nicht nur die Leute, die in der Religion anderer Meynung waren, sondern auch die lateinischen Buchstaben aus seinem Fürstenthum vertrieb, und die Slavonischen, die insgesamt mit den Rußischen übereinkommen, an ihre Stelle setzte; durch welchen Eifer er, sagt der Verfasser, der erste Urheber der Barbarey geworden ist, in welcher nun die Moldau stecket. Seitdem sind die Slavonischen Buchstaben in gottesdienstlichen Büchern, in fürstlichen Briefen und andern Hofschrif-

ten immer gebraucht worden. Daher lerneten auch die Söhne der Edelleute keine andere als die Slavonische Sprache, in welcher aber die Wissenschaften nicht gelehrt werden konnten. Im vorigen Jahrhunderte stiftete der Fürst Basilius der Albanier die erste Griechische Schule zu Jaßy, und hernach auch eine Griechische und Moldauische Buchdruckerey, und ließ darinn Kirchenbücher und Gesetze drucken. Am Ende des vorigen Jahrhunderts fiengen endlich einige Moldauer an, sich auf die lateinische Sprache und Wissenschaften zu legen; worinn ihnen die Fürsten Duca und Constantinus Kantemir, des Verfassers Vater, mit guten Beyspielen vorgiengen, indem sie auswärtige gelehrte Männer, zu Unterrichtung ihrer Kinder, beriefen; und seitdem haben viele Moldauer einen Geschmack an der Griechischen, lateinischen und Italienischen Litteratur bekommen.

Nach dieser Beschreibung der Moldau folgt S. 121-298. *Abilfedae Opus Geographicum*. Der Hr. Prof. Reiske in Leipzig hat es schon 1746. auf Verlangen des Herrn Dorville, der es drucken lassen wollte, aus dem Arabischen in das Lateinische übersetzt. Weil er aber keinen Verleger dazu fand, gab er ihm die Uebersetzung, nebst einem Geschenke von 300. holländischen Gulden zurück. Hr. Reiske sagt in seiner Vorrede selbst, daß diese Uebersetzung ein jugendliches Werk sey, und daß er sie in 45 Tagen verfertigt habe. Er entschuldiget die darinn befindlichen Fehler, weil er weder Lust noch Zeit gehabt hätte, sie auszubessern und vollkommener zu machen, als er von dem Herrn Herausgeber bewogen worden, sie ihm zum Abdrucke in das Magazin zu überlassen. Diese Erdbeschreibung des Abilfeda besteht in einer Einleitung und 28 Hauptstücken, die folgendermassen überschrieben sind: 1. Insula Arabum, 2. Aegy-

ptus,

ptus; 3. Africa, 4. Hispania, 5. Insulae maris mediterranei et atlantici, 6. Syria, 7. Mesopotamia, 8. al Iraka, 9. Churestan, 10. Persia, 11. Kerman, 12. Segestan, 13. Sendia, 14. India, 15. Sina, 16. Insulae maris orientalis, 17. er Rum seu Natolia, 18. Armenia, Arran (Iran) et Adzerbeigan, 19. ol Gabalo, seu regio montana seu Iraka Persica, 20. od Dailom, et ol Gil seu Kilan, 21. Thabarestan, Mazanderan et Kumas, 22. Chorasan, 23. Zablestan et ol Gur, 24. Thocharestan et Badzachschan, 25. Chawarezmia, 26. Transoxana, 27. Mundi latus australe, seu terrae Nigrorum, 28. Mundi latus septentrionale, ut terrae Francorum, Turcarum, aliorum. Die 15. ersten Hauptstücke sind in diesem vierten Theile des Magazins nur enthalten; die übrigen sollen in dem fünften folgen. Hr. Reiske macht, nach seinem eigenen Geständnisse, aus dem *Abilfeda*, als einem Erdbeschreiber, nicht viel. Indessen, da er sich entschlossen hat, ihn abdrucken zu lassen; so wäre zu wünschen, daß er ihn ganz lieferte. Denn er hat das 1ste und 6te Hauptstück ausgelassen, und in dem zu erwartenden Reste will er auch das 25. und 26ste weglassen, weil das 6te von dem Hrn. Prof. Koeler und die übrigen drey von dem englischen Mathematicker Greaves schon längst herausgegeben sind. Allein da diese Bücher nicht in jedermanns Händen, und die letzteren schwer zu haben sind; so würde der Hr. Prof. Reiske den gemeinen Dank verdienen, wenn er seine Uebersetzung dieses alten Erdbeschreibers ganz herausgäbe, damit die Käufer des Magazins ihn, ob er gleich mehr zu den seltenen als nützlichen Büchern gehört, doch völlig und nicht verstümmelt bekommen mögen.

Die übrigen merkwürdigen Aufsätze in diesem Bande des Magazins sind folgende:

S. 303-308. Berechnungen der Einnahme und Ausgabe bey dem großen See- und Landzoll in Schweden für das Jahr 1766. Die ganze Einnahme betrug 1,608690 Thaler, 14 Oer, 5 Pf. Silbermünze.

S. 309-350. Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der vornehmsten Erzgebürge und Bergwerke in Schweden. Diese Nachricht ist ein Auszug aus dem Berichte von dem Zustande der Erzgebürge und der Bergwerke, welchen das Bergcollegium auf dem Reichstage 1769. eingegeben hat, und also desto zuverläßiger. Da man von den ältesten Zeiten her Metalle und Mineralien in Schweden gesucht hat; so sind die reichsten Erzschächte ausgebrochen; und man hat daher in neueren Zeiten die von den Vorfahren nachgelassenen Ueberbleibsel aufspüren, und in den Ruinen alter Gruben Erz aufsuchen müssen. Man hat ferner solche Einrichtungen gemacht, wodurch man die großen Kosten, wenn die Schachten sehr tief herunter gehen, ersparen könnte, und endlich, durch verbesserte Schmelzprocesse, auch sonst nicht reichhaltige Erzarten zu nutzen gesucht. In dergleichen Versuchen und Arbeiten und andern Anstalten, um die rohen Materien zu einer dienlichen Handelswaare zu bereiten, haben die schwedischen Bergsocietäten und Bergwerksinhaber einen solchen Eifer bewiesen, daß davon sehr große Vortheile für sie und für den Staat gehoft werden konnten. Allein, da man sich eben freuete, daß die Bergwerkshanthierung in Ordnung und recht in Gang gekommen war; so folgeten gleich auf einander die großen Veränderungen mit dem Gelde. Die starke Vermehrung desselben durch die Ausleihen der Bank und ihre häufig aus-

ausgegebenen Geldzettel, nebst dem dadurch, besonders in dem pommerschen Kriege, verursachten ausserordentlichen Steigen des Wechselcourses, war anfänglich zwar den Bergwerkseigenthümern ungemein vortheilhaft, weil mit dem Cours auch die Preise ihrer zubereiteten Waaren stiegen. Allein es dauerte nicht lange, so stiegen auch die Preise der Materialien und Lebensmittel, nicht nur in der Verhältniß, als die zubereiteten Waaren, sondern noch weit höher. Daher fanden viele Bergswerkseigenthümer ihre Umstände zuletzt mehr verschlimmert, als verbessert, ob sie gleich ihre Waaren zu einem hohen Preise verkauften. Nun brachte zwar hernach die von den Reichsständen verfügte Einschränkung der Bankanleihen und der theils durch ihre Verordnungen, theils durch sein eigenes Fallen verminderte hohe Wechselcours die Sachen in eine neue, aber zugleich den Gewerben und Nahrungen sehr nachtheilige Stellung. Denn der Werth der repräsentativen oder Papiermünze, ward in kurzem, sogar über die Verhältniß in den Preisen des Silbers und Kupfers erhöhet, so daß die Bankzettel, anstatt Kupfermünze zu repräsentiren, gegen Silber in einem höhern Werthe stunden, als das Kupfer hatte. Hieraus sind alle die schweren Folgen entstanden, welche das Bergwesen in Schweden eine Zeitlang gedrukt, und den König bewogen haben, auf die letzte Zusammenkunft der Reichsstände zu bringen. Und hieraus wird man auch sehen, welchen großen Einfluß das schwedische Finanzwesen in den Bergwerksbau habe.

Nun folgt die eigentliche Nachricht von den Bergwerken, woraus wir aber nur etwas weniges anmerken können. Das Goldbergwerk Adelfors, welches für Rechnung der Krone gebauet wird, und zu dessen Unterhaltung jährlich 8000 Thaler Silbermünze ausgesetzet sind, hat 1665. 16 Mark 2 Loth und etwas

darüber geliefert, ausser dem vorräthigen Schlich, der auch noch 10. bis 12 Mark Gold enthielte.

Silberbergwerke sind vier. Das zu Sahla ist das beträchtlichste, und daraus sind in vier Jahren 1765-1768., 5696 Mark gewonnen worden.

„Kupferbergwerke, die bearbeitet werden, giebt es über zwanzig. Das größte und vornehmste darunter ist das zu Fahlun, insgemein das große Kupferbergwerk genannt, welches seit alten Zeiten schon berühmt, aber gegenwärtig, wegen verschiedener Unglücksfälle, bey weitem nicht so ergiebig, als vormals, ist. Die Ausbeute desselben ist in vier Jahren 1765-1768. 17196 Schiffpf. 18 Lispf. gewesen.

Fünf Meßingswerke haben, in den gedachten vier Jahren, ungefehr 12170. Schiffpf. geliefert.

Die Eisenwerke, die den größten Theil des Bergwerksbetriebes in Schweden ausmachen, haben durch den Fall des Wechselcours 1767. und die darauf gefallenen Preise alles Eisens, einen schmerzhaften Stoß gelitten. Um die betrübten Folgen hievon, die sich schon in der verminderten Menge der Eisen- und Stahlfabrickarbeiten und des Gußeisens zeigeten, abzuwenden, ist die Regierung den Bergorten und Bergleuten, auf allerley Weise, um ihre Noth zu erleichtern, zu Hülfe gekommen. Sonst sind in den mehr gedachten vier Jahren 1765-1768. in den vornehmsten Kanonen- und Ammunitionsgiessereyen ungefehr 21328 Schiffpfunde gegossen worden. Was hernach von groben Eisen- und Stahlfabrickwaaren, von Kobold- Schwefel- Vitriol- und Alaunwerken, imgleichen von Steinkohlen- und Marmorbrüchen gemeldet wird, müssen wir, der Kürze wegen, übergehen.

S. 353-372. Beschreibung des Fürstenthums Asturias, von einem Asturianer im Jahr 1764. Sowol diesen als die folgenden Spanien betreffenden Arti-

Artikel, hat der Herr O. C. R. Büsching von dem gelehrten Herrn M. Plüer in Altona bekommen. — Diese Beschreibung enthält nur einige ohne Ordnung niedergeschriebene Anmerkungen, und ist nicht vollständig, vielleicht auch nicht immer zuverläßig. Denn der Verfasser derselben zählt in Asturien 1202 Kirchspiele; dahingegen in dem, dieser Beschreibung beygefügten Anhange, nur 765 angegeben werden, welche Zahl Herr P. selbst für richtiger als die erstere hält. Der Verfasser macht ferner Asturien 54 bis 58 Meilen (vermuthlich spanische) lang und 18 bis 20 Meilen breit; nach einer zuverläßigern Nachricht, die H. P. in einer Anmerkung giebt, ist dieses Fürstenthum nur 40 Meilen lang und 15 Meilen breit. Sonst ist es sehr volkreich, und kann seine Einwohner nicht ernähren. Viele gehen daher nach Castilien, und halten sich darinn einige Monate auf, um etwas Geld zu verdienen. Ihre Anzahl wird ungefehr auf 300000 geschätzet. Der ganze jährliche Ertrag der Ländereyen, der Nutzung der Heerden, der Industrie, der Handlung, der Handwerke, der Besoldungen und des Tagelohns macht 60,821352 Reales de Vellon. Es fallen also auf jede Person zu ihrem jährlichen Unterhalte 200 Reales oder 10 Reichsthaler.

S. 378-410. Reise von Madrid nach dem Escorial. Dieses Kloster wird von dem eine Viertelstunde davon liegenden Dorfe Escorial so genannt, und dieses soll den Namen von den Eisenschlacken haben, weil in den dortigen Gebirgen vormals Eisengruben gewesen sind. Herr P. unternahm die Reise, um die dasige Bibliothek zu besehen. Der Anfang zu derselben ist die Büchersammlung des berühmten Königs von Aragonien und Neapel, Alfonsus V. gewesen, welche nach seinem Tode an des Kaisers Carls V. Secretair Gonzalez Perez, und nach die-

ses Absterben in das Escurial gekommen ist. Nachher ist sie durch die Bibliotheken des Don Diego Hurtado de Mendoza, des gelehrten Erzbischofs Anton Augustins, des berühmten Benedict. Arias Montanus, des Bischofs zu Plasencia, Don Pedro Ponu de Leon, und des Cardinals Sirleti, vermehrt worden. Seit der Regierung der Borbonischen Könige hat sie keinen Zuwachs bekommen; welches kein Schade ist, weil die Mönche sie doch nicht gebrauchen. Dagegen hat die königliche Bibliothek zu Madrid den Anfang genommen, welche an gedruckten Büchern, die auf 60000 geschätzt werden, die Bibliothek des Escorials schon weit übertrift. Aber alte Handschriften hat sie nicht, deren Anzahl desto grösser in dem Escorial ist. Der geschriebenen arabischen Bücher werden allein 1800 gezählt, und alle Handschriften zusammen auf 6000 Stück geschätzt, welche aber ohne Ordnung und Wahl aufgestellt sind. Die gedruckten Bücher zeigen nicht, wie sonst gewöhnlich, den Rücken, sondern die Vorderseite, gleich als wenn sie die Augen der Zuschauer durch ihren vergoldeten Schnitt blenden sollten.

Unter den geschriebenen Büchern, die dem Hrn. P. in die Hände fielen, war ein Band, der, unter andern, den Proceß des falschen Königs von Portugall Sebastian, welchen der Beichtvater der österreichischen Prinzeßin Anna erdichtet haben soll, und das Leben des falschen Nuncius enthielt. Der spanische Titel der letzten Schrift war: La Vida i Trabajos de Sahavedra, por cuya industria se metiò la Inquisicion en Portugal: d. i. das Leben und die Trübsalen des Sahavedra, durch dessen Geschicklichkeit die Inquisition in Portugal errichtet worden ist. Die Lebensbeschreibung ist in Form eines Briefes, den Sahavedra selbst geschrieben haben soll, abgefaßt.

gefaßt. Hr. P. hat daraus, weil es eine ganz sonderbare Begebenheit ist, einen Auszug gemacht, dessen wesentlicher Inhalt auf folgendes hinaus läuft: Sahavedra, der sehr geschickt in der Feder und im Siegelstechen war, kam, nach seines Vaters frühem Tode, nach Madrid, wo viele Großen sich seiner Feder bedienten. Er ahmte alle Unterschriften der Herren des königlichen Raths, und selbst Carls V. und Philipps II. nach, und erwarb sich durch falsche Befehle viel Geld, ja gar eine Commende des Ritterordens von St. Jago mit 3500 Ducaten Einkommens. Nachdem er solchergestalt sein Brod 17 Jahre ruhig genossen hatte, machte er sich zum Cardinal. In dieser Würde verrichtete er verschiedene königliche Commißionen, und nahm an einem Orte 25000 Dukaten auf. Auf einer Reise in Portugal kam er zufälliger Weise mit einem von Rom gekommenen Theatinermönche zusammen, der ihm ein päbstliches Breve zeigete. Er nahm davon eine Abschrift, und verfertigte sich darauf eine Bulle, worin er zum Cardinal (Legato) à Latere, mit dem Auftrage die Inquisition in Portugal einzuführen, ernannt war. In Sevilla machte er seine Anstalten zu dieser Gesandtschaft, und nahm über 100 Bedienten an, die sich zu Badajos versammleten, wohin er ihnen nachfolgete. Er ward in Lissabon prächtig empfangen, und man war seiner Bulle gehorsam. Er spielte seine Rolle in Portugal einige Monate, da er die Schwachheit begieng, sich jemanden, den er für seinen Freund hielte, zu entdecken. Dieser aber ward ein Verräther, und lockte ihn auf die Grenzen von Castilien, wo er in Verhaft genommen, und nach Madrid vor den Erzbischof von Toledo, Don Juan Tavera, gebracht ward. Der Papst Paul III, welchen der Bericht von seiner Unternehmung in Erstaunen

nen setzte, schrieb an den Erzbischof, ihm eine gelinde Strafe aufzulegen, und ihm die Freyheit zu lassen, einen Richter zu wählen. Der D. Arias, Inquisitor zu Llerena*) den er wählte, verurtheilte ihn auf zehn Jahre zu den Galeeren, und auf Verlangen des königlichen Raths ward ihm das Schreiben bey Lebensstrafe verbothen. Der königliche Rath wollte ihm an den Kopf, weil er, durch untergeschobene Befehle, an 3 Millionen aus den königlichen Kassen gehoben hatte. Er blieb 18 Jahre auf den Galeeren, bis ihn der Pabst in Freyheit setzen ließ. — So weit gehet der Brief des Saavedra, der aber ohne Jahr und Tag ist. Herr P. hält die ganze in diesem Briefe enthaltene Erzählung für eine Fabel, und setzt hinzu, daß vielleicht eben der Mönch Michael, der Prinzeßinn Anna, Schwester Philipps II. (Beichtvater)**), von welchem er bereits oben angemerket hat, daß derselbe den Proceß des falschen Königs von Portugal erdichtet hätte, diese Fabel ausgebrütet habe. — Hierinn ist eine kleine Unrichtigkeit, die ich anzeigen will. Philipp II. hatte keine Schwester, die Anna hieß, sondern diese Anna war eine natürliche Tochter des bekannten Don Juan de Austria, welche zu Madrigal im Kloster lebete. Der Beichtvater derselben, Michael dos Santos, ein portugiesischer Mönch Augustinerordens, und eifriger Anhänger des Don Antonio, der sich König von Portugal nannte, stiftete, aus Hasse wider Philipp II. einen aus Toledo gebürtigen Pastetenbecker, Gabriel de Espinosa, an,

*) Herr P. hat übersetzt: Inquisitor der Königinn; welches aus der Undeutlichkeit der Handschrift herrühren mag, so daß er, statt de Llerena, de la Reina gelesen hat.

**) Dies Wort ist durch einen Schreib- oder Druckfehler ausgelassen.

an, die Person des 1578. in Afrika getödteten Königs Sebastian zu spielen, und bildete der Donna Anna ein, daß derselbe der wahre König Sebastian wäre. Nachdem der Handel entdeckt war, ward sowol dem P. Michael, als dem Espinosa der Proceß gemacht; und man ließ beyde hinrichten.*) Und dies ist vermuthlich der Proceß, welchen Herr P. in der obgemeldeten Handschrift gesehen hat. Der P. Michael hat also den falschen Sebastian selbst aufgestellt, und keinesweges eine Erzählung von ihm erdichtet, wie Hr. P. anzuzeigen scheint, und daher auch die Lebensbeschreibung des Sahavedra für eine Erdichtung eben dieses Mönchs halten will. Dieses beyläufig. — Hr. P. forschte der Geschichte des Sahavedra weiter nach, und fand in der Historia Pontificial des Illescas, der um diese Zeit gelebt hat, dieselbe und die von ihm in Portugal errichtete Inquisition gleichfalls erwähnt. Ja Illescas sagt, daß er ihn selbst auf den Galeren gesehen habe. Dies ist also ein von der Escorialischen Handschrift verschiedenes Zeugniß. Paramo de Origine et Progressu Inquisitionis und Don Pedro Salazar de Mendoza in dem Leben des Cardinals von Tavera, Erzbischofs von Toledo, nahmen die Sache auch als wahr an; aber sie erzählen sie, wie Herr P. anmerkt, blos aus der Escorialischen Handschrift. Weil der berühmte Benediktiner Feijoo die Geschichte der von Sahavedra in Portugal eingeführten Inquisition in seinem Theatro Critico untersucht hat; so zog Herr P. auch diesen zu Rathe. Feijoo widerlegt sie weitläuftig. Er erzählt die Einführung der Inquisition in Portugal mit ganz andern Umständen, und erklärt die Gesandtschaft des Sahavedra für eine Fabel. —

Das

*) Ferreras in der allgem. Hist. von Spanien, Band X. S. 467. 475. 478.

Die übrigen merkwürdigen Aufsätze in diesem Bande des Magazins sind folgende:

S. 303-308. Berechnungen der Einnahme und Ausgabe bey dem großen See- und Landzoll in Schweden für das Jahr 1766. Die ganze Einnahme betrug 1,608690 Thaler, 14 Oer, 5 Pf. Silbermünze.

S. 309-350. Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der vornehmsten Erzgebürge und Bergwerke in Schweden. Diese Nachricht ist ein Auszug aus dem Berichte von dem Zustande der Erzgebürge und der Bergwerke, welchen das Bergcollegium auf dem Reichstage 1769. eingegeben hat, und also desto zuverläßiger. Da man von den ältesten Zeiten her Metalle und Mineralien in Schweden gesucht hat; so sind die reichsten Erzschächte ausgebrochen; und man hat daher in neueren Zeiten die von den Vorfahren nachgelassenen Ueberbleibsel aufspüren, und in den Ruinen alter Gruben Erz aufsuchen müssen. Man hat ferner solche Einrichtungen gemacht, wodurch man die großen Kosten, wenn die Schachten sehr tief herunter gehen, ersparen könnte, und endlich, durch verbesserte Schmelzprocesse, auch sonst nicht reichhaltige Erzarten zu nutzen gesucht. In dergleichen Versuchen und Arbeiten und andern Anstalten, um die rohen Materien zu einer dienlichen Handelswaare zu bereiten, haben die schwedischen Bergsocietäten und Bergwerksinhaber einen solchen Eifer bewiesen, daß davon sehr große Vortheile für sie und für den Staat gehoft werden konnten. Allein, da man sich eben freuete, daß die Bergwerkshanthierung in Ordnung und recht in Gang gekommen war; so folgeten gleich auf einander die großen Veränderungen mit dem Gelde. Die starke Vermehrung desselben durch die Ausleihen der Bank und ihre häufig

aus-

ausgegebenen Geldzettel, nebst dem dadurch, besonders in dem pommerschen Kriege, verursachten ausserordentlichen Steigen des Wechselcourses, war anfänglich zwar den Bergwerkseigenthümern ungemein vortheilhaft, weil mit dem Cours auch die Preise ihrer zubereiteten Waaren stiegen. Allein es dauerte nicht lange, so stiegen auch die Preise der Materialien und Lebensmittel, nicht nur in der Verhältniß, als die zubereiteten Waaren, sondern noch weit höher. Daher fanden viele Bergswerkseigenthümer ihre Umstände zuletzt mehr verschlimmert, als verbessert, ob sie gleich ihre Waaren zu einem hohen Preise verkauften. Nun brachte zwar hernach die von den Reichsständen verfügte Einschränkung der Bankanleihen und der theils durch ihre Verordnungen, theils durch sein eigenes Fallen verminderte hohe Wechselcours die Sachen in eine neue, aber zugleich den Gewerben und Nahrungen sehr nachtheilige Stellung. Denn der Werth der repräsentativen oder Papiermünze, ward in kurzem, sogar über die Verhältniß in den Preisen des Silbers und Kupfers erhöhet, so daß die Bankzettel, anstatt Kupfermünze zu repräsentiren, gegen Silber in einem höhern Werthe stunden, als das Kupfer hatte. Hieraus sind alle die schweren Folgen entstanden, welche das Bergwesen in Schweden eine Zeitlang gedrukkt, und den König bewogen haben, auf die letzte Zusammenkunft der Reichsstände zu bringen. Und hieraus wird man auch sehen, welchen großen Einfluß das schwedische Finanzwesen in den Bergwerksbau habe.

Nun folgt die eigentliche Nachricht von den Bergwerken, woraus wir aber nur etwas weniges anmerken können. Das Goldbergwerk Adelfors, welches für Rechnung der Krone gebauet wird, und zu dessen Unterhaltung jährlich 8000 Thaler Silbermünze ausgesetzet sind, hat 1665. 16 Mark 2 Loth und etwas

darüber geliefert, ausser dem vorräthigen Schlich, der auch noch 10. bis 12 Mark Gold enthielte.

Silberbergwerke sind vier. Das zu Sahla ist das beträchtlichste, und daraus sind in vier Jahren 1765-1768., 5696 Mark gewonnen worden.

Kupferbergwerke, die bearbeitet werden, giebt es über zwanzig. Das größte und vornehmste darunter ist das zu Fahlun, insgemein das große Kupferbergwerk genannt, welches seit alten Zeiten schon berühmt, aber gegenwärtig, wegen verschiedener Unglücksfälle, bey weitem nicht so ergiebig, als vormals, ist. Die Ausbeute desselben ist in vier Jahren 1765-1768. 17196 Schiffpf. 18 Liepf. gewesen.

Fünf Meßingswerke haben, in den gedachten vier Jahren, ungefehr 12170. Schiffpf. geliefert.

Die Eisenwerke, die den größten Theil des Bergwerksbetriebes in Schweden ausmachen, haben durch den Fall des Wechselcours 1767. und die darauf gefallenen Preise alles Eisens, einen schmerzhaften Stoß gelitten. Um die betrübten Folgen hievon, die sich schon in der verminderten Menge der Eisen- und Stahlfabrickarbeiten und des Gußeisens zeigeten, abzuwenden, ist die Regierung den Bergarten und Bergleuten, auf allerley Weise, um ihre Noth zu erleichtern, zu Hülfe gekommen. Sonst sind in den mehr gedachten vier Jahren 1765-1768. in den vornehmsten Kanonen- und Ammunitionsgiessereyen ungefehr 21328 Schiffpfunde gegossen worden. Was hernach von groben Eisen- und Stahlfabrickwaaren, von Kobold- Schwefel- Vitriol- und Alaunwerken, imgleichen von Steinkohlen- und Marmorbrüchen gemeldet wird, müssen wir, der Kürze wegen, übergehen.

S. 353-372. Beschreibung des Fürstenthums Asturias, von einem Asturianer im Jahr 1764. Sowol diesen als die folgenden Spanien betreffenden

Arti-

Artikel, hat der Herr O. C. R. Büsching von dem gelehrten Herrn M. Plüer in Altona bekommen. — Diese Beschreibung enthält nur einige ohne Ordnung niedergeschriebene Anmerkungen, und ist nicht vollständig, vielleicht auch nicht immer zuverläßig. Denn der Verfasser derselben zählt in Asturien 1202 Kirchspiele; dahingegen in dem, dieser Beschreibung beygefügten Anhange, nur 765 angegeben werden, welche Zahl Herr P. selbst für richtiger als die erstere hält. Der Verfasser macht ferner Asturien 54 bis 58 Meilen (vermuthlich spanische) lang und 18 bis 20 Meilen breit; nach einer zuverläßigern Nachricht, die H. P. in einer Anmerkung giebt, ist dieses Fürstenthum nur 40 Meilen lang und 15 Meilen breit. Sonst ist es sehr volkreich, und kann seine Einwohner nicht ernähren. Viele gehen daher nach Castilien, und halten sich darinn einige Monate auf, um etwas Geld zu verdienen. Ihre Anzahl wird ungefehr auf 300000 geschätzet. Der ganze jährliche Ertrag der Ländereyen, der Nutzung der Heerden, der Industrie, der Handlung, der Handwerke, der Besoldungen und des Tagelohns macht 60,821352 Reales de Vellon. Es fallen also auf jede Person zu ihrem jährlichen Unterhalte 200 Reales oder 10 Reichsthaler.

S. 378-410. Reise von Madrid nach dem Escorial. Dieses Kloster wird von dem eine Viertelstunde davon liegenden Dorfe Escorial so genannt, und dieses soll den Namen von den Eisenschlacken haben, weil in den dortigen Gebirgen vormals Eisengruben gewesen sind. Herr P. unternahm die Reise, um die dasige Bibliothek zu besehen. Der Anfang zu derselben ist die Büchersammlung des berühmten Königs von Aragonien und Neapel, Alfonsus V. gewesen, welche nach seinem Tode an des Kaisers Carls V. Secretair Gonzalez Perez, und nach die-

ses Absterben in das Escurial gekommen ist. Nachher ist sie durch die Bibliotheken des Don Diego Hurtado de Mendoza, des gelehrten Erzbischofs Anton Augustins, des berühmten Benedict. Arias Montanus, des Bischofs zu Plasencia, Don Pedro Ponu de Leon, und des Cardinals Sirleti, vermehret worden. Seit der Regierung der Borbonischen Könige hat sie keinen Zuwachs bekommen; welches kein Schade ist, weil die Mönche sie doch nicht gebrauchen. Dagegen hat die königliche Bibliothek zu Madrid den Anfang genommen, welche an gedruckten Büchern, die auf 60000 geschätzt werden, die Bibliothek des Escorials schon weit übertrift. Aber alte Handschriften hat sie nicht, deren Anzahl desto grösser in dem Escorial ist. Der geschriebenen arabischen Bücher werden allein 1800 gezählt, und alle Handschriften zusammen auf 6000 Stück geschätzt, welche aber ohne Ordnung und Wahl aufgestellt sind. Die gedruckten Bücher zeigen nicht, wie sonst gewöhnlich, den Rücken, sondern die Vorderseite, gleich als wenn sie die Augen der Zuschauer durch ihren vergoldeten Schnitt blenden sollten.

Unter den geschriebenen Büchern, die dem Hrn. P. in die Hände fielen, war ein Band, der, unter andern, den Proceß des falschen Königs von Portugall Sebastian, welchen der Beichtvater der österreichischen Prinzeßin Anna erdichtet haben soll, und das Leben des falschen Nuncius enthielt. Der spanische Titel der letzten Schrift war: La Vida i Trabajos de Sahavedra, por cuya industria se metiò la Inquisicion en Portugal: d. i. das Leben und die Trübsalen des Sahavedra, durch dessen Geschicklichkeit die Inquisition in Portugal errichtet worden ist. Die Lebensbeschreibung ist in Form eines Briefes, den Sahavedra selbst geschrieben haben soll, abgefaßt.

gefaßt. Hr. P. hat daraus, weil es eine ganz sonderbare Begebenheit ist, einen Auszug gemacht, dessen wesentlicher Inhalt auf folgendes hinaus läuft: Sahavedra, der sehr geschickt in der Feder und im Siegelstechen war, kam, nach seines Vaters frühem Tode, nach Madrid, wo viele Großen sich seiner Feder bedienten. Er ahmte alle Unterschriften der Herren des königlichen Raths, und selbst Carls V. und Philipps II. nach, und erwarb sich durch falsche Befehle viel Geld, ja gar eine Commende des Ritterordens von St. Jago mit 3500 Ducaten Einkommens. Nachdem er solchergestalt sein Brod 17 Jahre ruhig genossen hatte, machte er sich zum Cardinal. In dieser Würde verrichtete er verschiedene königliche Commißionen, und nahm an einem Orte 25000 Dukaten auf. Auf einer Reise in Portugal kam er zufälliger Weise mit einem von Rom gekommenen Theatinermönche zusammen, der ihm ein päbstliches Breve zeigete. Er nahm davon eine Abschrift, und verfertigte sich darauf eine Bulle, worin er zum Cardinal (Legato) à Latere, mit dem Auftrage die Inquisition in Portugal einzuführen, ernannt war. In Sevilla machte er seine Anstalten zu dieser Gesandtschaft, und nahm über 100 Bedienten an, die sich zu Badajos versammleten, wohin er ihnen nachfolgete. Er ward in Lissabon prächtig empfangen, und man war seiner Bulle gehorsam. Er spielte seine Rolle in Portugal einige Monate, da er die Schwachheit begieng, sich jemanden, den er für seinen Freund hielte, zu entdecken. Dieser aber ward ein Verräther, und lockte ihn auf die Grenzen von Castilien, wo er in Verhaft genommen, und nach Madrid vor den Erzbischof von Toledo, Don Juan Tavera, gebracht ward. Der Papst Paul III, welchen der Bericht von seiner Unternehmung in Erstaunen

nen setzte, schrieb an den Erzbischof, ihm eine gelinde Strafe aufzulegen, und ihm die Freyheit zu lassen, einen Richter zu wählen. Der D. Arias, Inquisitor zu Llerena*) den er wählte, verurtheilte ihn auf zehn Jahre zu den Galeeren, und auf Verlangen des königlichen Raths ward ihm das Schreiben bey Lebensstrafe verbothen. Der königliche Rath wollte ihm an den Kopf, weil er, durch untergeschobene Befehle, an 3 Millionen aus den königlichen Kassen gehoben hatte. Er blieb 18 Jahre auf den Galeeren, bis ihn der Pabst in Freyheit setzen ließ. — So weit gehet der Brief des Sahavedra, der aber ohne Jahr und Tag ist. Herr P. hält die ganze in diesem Briefe enthaltene Erzählung für eine Fabel, und setzt hinzu, daß vielleicht eben der Mönch Michael, der Prinzeßinn Anna, Schwester Philipps II. (Beichtvater)**), von welchem er bereits oben angemerket hat, daß derselbe den Proceß des falschen Königs von Portugal erdichtet hätte, diese Fabel ausgebrütet habe. — Hierinn ist eine kleine Unrichtigkeit, die ich anzeigen will. Philipp II. hatte keine Schwester, die Anna hieß, sondern diese Anna war eine natürliche Tochter des bekannten Don Juan de Austria, welche zu Madrigal im Kloster lebete. Der Beichtvater derselben, Michael dos Santos, ein portugiesischer Mönch Augustinerordens, und eifriger Anhänger des Don Antonio, der sich König von Portugal nannte, stiftete, aus Hasse wider Philipp II. einen aus Toledo gebürtigen Pastetenbecker, Gabriel de Espinosa,

an,

*) Herr P. hat übersetzt: Inquisitor der Königinn, welches aus der Undeutlichkeit der Handschrift herrühren mag, so daß er, statt de Llerena, de la Reina gelesen hat.

**) Dies Wort ist durch einen Schreib- oder Druckfehler ausgelassen.

an, die Person des 1578. in Afrika getödteten Königs Sebastian zu spielen, und bildete der Donna Anna ein, daß derselbe der wahre König Sebastian wäre. Nachdem der Handel entdeckt war, ward sowol dem P. Michael, als dem Espinosa der Proceß gemacht; und man ließ beyde hinrichten. *) Und dies ist vermuthlich der Proceß, welchen Herr P. in der obgemeldeten Handschrift gesehen hat. Der P. Michael hat also den falschen Sebastian selbst aufgestellt, und keinesweges eine Erzählung von ihm erdichtet, wie Hr. P. anzuzeigen scheint, und daher auch die Lebensbeschreibung des Sahavedra für eine Erdichtung eben dieses Mönchs halten will. Dieses beyläufig. — Hr. P. forschte der Geschichte des Sahavedra weiter nach, und fand in der Historia Pontificial des Illescas, der um diese Zeit gelebt hat, dieselbe und die von ihm in Portugal errichtete Inquisition gleichfalls erwähnt. Ja Illescas sagt, daß er ihn selbst auf den Galeren gesehen habe. Dies ist also ein von der Escorialischen Handschrift verschiedenes Zeugniß. Paramo de Origine et Progressu Inquisitionis und Don Pedro Salazar de Mendoza in dem Leben des Cardinals von Tavera, Erzbischofs von Toledo, nahmen die Sache auch als wahr an; aber sie erzählen sie, wie Herr P. anmerkt, blos aus der Escorialischen Handschrift. Weil der berühmte Benediktiner Feijoo die Geschichte der von Sahavedra in Portugal eingeführten Inquisition in seinem Theatro Critico untersucht hat; so zog Herr P. auch diesen zu Rathe. Feijoo widerlegt sie weitläuftig. Er erzählt die Einführung der Inquisition in Portugal mit ganz andern Umständen, und erklärt die Gesandtschaft des Sahavedra für eine Fabel. —

Da

*) Ferreras in der allgem. Hist. von Spanien, Band X. S. 467. 475. 478.

Dagegen hält, (welches der Recensent noch hinzusetzen will,) der bekannte Portugiesische Geschichtschreiber Manoel de Faria y Sousa *) diese Begebenheit für wirklich geschehen. Er bewundert sie, und ruft dabey aus: „Man betrachte die Wege, wodurch Gott „die Sachen zum Guten, obgleich nicht durch eine „gute Hand, leitet, wie er schon mit dem Propheten „Balaam, der ein Bösewicht war, zu seinen Absichten gethan hatte!„ Er erzählt die Geschichte des Juan de Saavedra (so nennt er ihn, und meldet dabey, daß dessen Vater gleiches Namens ein Capitain in der Gegend von Jaen gewesen sey) in den wesentlichen Umständen gleichstimmig mit der Escorialischen Handschrift. Nur bemerkt er am Ende noch diese Besonderheiten, daß ausser der zehnjährigen Galeerenstrafe, ihm noch eine andere, nemlich die Abhauung der Hand, damit er nicht mehr schreiben könnte, zuerkannt worden sey; daß ihn hernach der Kaiser Carl V. zu sehen verlangt, und ihn, nachdem er ihn gesehen und gehört, mit einer Rente von 2000 Dukaten begnadiget habe, weil, wegen des Nutzens, sagt Faria y Sousa, der aus seiner Kühnheit für die Kirche entstanden wäre, der Kaiser es für billiger gehalten hätte, einen so kühnen Mann zu belohnen, als eine so frevelhafte Kühnheit zu strafen. Eben diese Erzählung des Faria y Sousa findet man auch in den Noticias reconditas y posthumas del Procedimiento delas Inquisiciones de Espanna y Portugal **) und in den Memoires de Portugal du Chevalier d'Oliveyra ***) ist eine der Escorialischen Handschrift fast gleichlautende Nachricht, die

sich

*) Europa Portuguesa, Tom. II. P. IV. Cap. 2. und 34. etc.

**) P. II. p. 28. etc. etc.

***) Tom. II. Ch. XI. p. 301.

sich mit dem Umstande endiget, da Saavedra, im Jahre 1556., auf ein Breve des Pabstes Paul IV. von den Galeeren frey gelassen sey. Er führt die Chronica del Cardinal de Tavera und Aubery Histoire des Cardinaux zum Beweise an. Dem ungeachtet bleibt die Sache manchen und starken Zweifeln unterworfen. Die Portugiesische Akademie der Historie hat in der Sammlung ihrer Schriften*) eine kurze Nachricht von der Inquisition in Portugal gegeben. Nach derselben ist das Ketzergericht zu Evora von dem Könige Johann III. auf Anrathen seines Beichtvaters Diogo da Sylva, Bischofs von Ceuta, das zu Lissabon, zu Coimbra und zu Goa aber von des Königs Bruder, dem Cardinal Henrich, errichtet worden. Des Betrügers Saavedra und seiner Gesandschaft hat die Akademie mit keinem Worte gedacht.

S. 411 - 470. Auszug aus Don PEDRO GOMEZ DE BEDOYA Y PAREDES *Historia Universal delas Fuentes minerales de España, sitios en que se hallan, principios de que constan, analyses y virtudes de sus aguas — descripcion de los Lugares de su situacion, con una buena parte de la Historia natural del termino de cada pueblo y explicacion de las curiosidades que contiene. En Santiago* 1764. 4. *Tomo I.* Der Verfasser dieses Werkes ist erster Arzt des Dechanten und Kapitels zu Santiago, und Professor der Chirurgie und Anatomie auf der hohen Schule daselbst. Im Jahre 1750. machte er den Anfang zu diesem patriotischen Unternehmen, und ließ 3000. gedruckte Briefe gleiches Inhalts an alle Apotheker, Aerzte und Wund-

*) Colleccam dos Documentos e Memorias da Academia Real da Hist. Port. de anno 1723. p. 379. &c.

Wundärzte, in allen Städten Spaniens, abgehen, worinn er sie um die Beschreibung des Orts, ihres Aufenthalts; der Einwohner, Stiftung, Gerichtsbarkeit, Berge, Ebenen, Flüsse, Bäume, Pflanzen, Vögel, Thiere, Steine, Mineralien rc. und besonders der mineralischen Quellen und ihrer Tugenden und Wirkungen ersuchte, und sich zu Tragung aller Kosten verbindlich machte. Er empfieng bald darauf wöchentlich 300. bis 400 Briefe, und von verschiedenen Orten theils den getrockneten Bodensatz des Wassers, theils Flaschen mit dem Wasser selbst. Er hatte nun eine Menge Papiere. Allein mit allen war er nicht zufrieden; er fand noch viele Mängel. Er ließ also zween Aerzte, auf seine Kosten, in Spanien herumreisen, und verschafte sich, auf diese Weise, die richtigen Beschreibungen, die er verlangte. Es sind in Spanien 1500. mineralische Quellen. Der Titel des Buches zeigt schon an, daß darinn nicht blos diese, sondern zugleich der natürliche und politische Zustand der Oerter, wo sie sich befinden, beschrieben seyn. Man wird also sehr vieles darinn antreffen, welches zur Erweiterung und Berichtigung der Kenntniß von Spanien etwas beytragen kann. Der Verfasser hat die alphabetische Ordnung erwählt. Dieser erste Theil enthält nur die Buchstaben *A* und *B*, und das Werk wird solchergestalt sehr groß und weitläuftig werden.

S. 473. 474. Des Dänischen Reichsraths ausgestellete Versicherung, daß Christina Munk, Königs Christian des Vierten*) rechtmäßige Gesellin gewesen sey, 1648. Es ist eine bekannte Sache, daß der König von Dänemark, Christian IV. sich die Christina Munk, weil sie nicht seine Maitresse wer-

*) Durch einen Schreib- oder Druckfehler stehet hier Christian des Fünften.

werden wollte, zur linken Hand, 1615. habe antrauen lassen, mit der Bedingung, daß sie nur den Titel: des Königs Gemahlinn, nicht aber Königinn führen sollte. Gleich nach des Königs Tode hat der Dänische Reichsrath die hier abgedrukte Urkunde, welche auch Holberg*) anführt, herausgegeben, um die Wahrheit dieser Ehe zu bezeugen.

S. 477-496. Kurze Beschreibung der Kymenegorodischen Provinz im Wiburgischen Gouvernement des Rußischen Reichs. Aufgesetzt 1764. Das Wiburgische Gouvernement ist in die Wiburgische und Kymenegorodische Provinz getheilt, und jede hat einen Statthalter. Für beyde Provinzen ist ein Lagman oder Oberlandrichter, und in jeder ein Heradshöfding oder Landrichter bestellt. Zu der Kymenegorodischen Provinz gehören die Städte Friedrichshaven, Nyslot und Wilmamirand. In der leztern befindet sich der Statthalter und die Kanzeley. Alle Sachen werden nach den schwedischen Gesetzen abgehandelt, so wie vor der Abtretung der Provinz an Rußland, und in der Kanzeley wird auch die schwedische Sprache gebraucht; obwol wenige Finnen Schwedisch verstehen. Es sind in dieser Provinz 16 Kirchspiele, deren jedes 100. bis 150 Heimathen hat. Dörfer sind es nicht. Denn jeder Bauer wohnt mit seiner Familie besonders auf den Bergen und Hügeln, und hat seinen Acker, Wiesen und Wald um sich her; und das heißt eine Heimath. Die Finnen haben es unter der rußischen Herrschaft nicht so schwer, als unter der schwedischen. Sie stellen keine Recruten, und das jährliche Kopfgeld besteht in 16 Kopeken, welche Manns- und Weibspersonen vom 15ten Jahr an, bis zum 65sten bezahlen. Sonst aber sind die Finnischen Bauern freye Leute, und nicht leibei-

 gene,

*) Dän. Reichshist. Th. II. S. 871.

gene, wie die Ingermanländischen. Einige haben 600. bis 1000 Rubel im Vermögen. Die Finnen sind keine Liebhaber musikalischer Instrumente; sie tanzen und singen auch nicht in ihren Zusammenkünften. Nur geistliche Lieder singen sie in ihren Häusern, und zuweilen auf dem Wege. Gegen Nyslott sind drey Kirchspiele, wo die Grenze, in Ansehung gewisser Heimathen, noch nicht abgemacht ist. Die Bauern in diesen Heimathen bezahlen also weder an Rußland noch an Schweden Steuren. Die Rußischen Kroneinkünfte an Renten und Kopfgeldern betragen auf 12000 Rubel, und die Besoldungen der Kronbedienten auf 5000. Uebrigens findet man in dieser Schrift auch die Beschaffenheit des Landes und die Lebensart und Sitten der Einwohner gut und genau beschrieben.

S. 498-512. Nachrichten von der Stadt Archangel und umliegenden Gegend. Aufgesetzt 1764. Daß Archangel eine Stadt (Gorod) heißt, kommt von dem Gasthofe oder Kaufhause her, welches von allen weit und breit, Gorod, ohne Zusatz von Archangel, genannt wird. Im Jahre 1668. ist der Bau desselben angefangen und in 16 Jahren vollendet worden. Es wurden dazu viele 1000 gefangene Tatarn gebraucht. Es ist ein starkes und weitläuftiges viereckigtes Gebäude, von weißen glatten Steinen und Ziegeln, mit sechs starken Thürmen, und einem Walle und Pallisaden an der Wasserseite. Die Gewölber für die Kaufmannsgüter sind aber wegen des verminderten Handels meistens leer, und theils verfallen. Hier ist auch ein Comtoir zum Werfte der Kronschiffe. Der Ort heißt Solombal, und die Quartiere der Kronbedienten auf demselben machen schon eine regelmäßige und nicht kleine Stadt aus. Archangel hat auf 1200 Häuser und ist längst der Dwina gebauet.

Die

Die Länge mag aufs höchste 5 Werste und die Breite kaum eine betragen. Die Stadt hat 1739. und 1753. großen Brandschaden, doch nur in dem schlechtesten Theile, erlitten, und ist zierlicher wieder aufgebauet worden. Es sind darinn 11 Rußische Kirchen, nebst einer lutherischen und reformirten. Die lutherische Gemeine ist ungefähr von 150., die reformirte nur von 50 Personen. Diese zwo Kirchen und die Schulen und Armen haben ihren guten Unterhalt, weil vor 15 Jahren die auswärtigen Kaufleute ½ Procent von allen ihren Waaren dazu bewilligt haben. Der Handel der ausländischen Comtoire hat sich sehr vermindert, und der Rußischen sehr vermehrt. Man rechnet nur 40 jährlich ausgehende Schiffe; sie sind aber alle von 150 bis 300 Lasten und darüber. Den größten Theil der Frachten machen Leinsaat, Thran und Theer aus. Es wird aber auch eine Menge Talglichter, allerley Pelzwerk, Wachs, Honig, Matten, viele tausend Ellen Tafelzeug und Leinwand, und zuweilen viele tausend Lasten Korn und eine gute Ladung Stangeneisen ausgeführt. Die Samojeden pflegten sonst gegen die Fastenzeit zu hunderten mit ihren Rennthieren nach Archangel zu kommen; welches seit etlichen Jahren nicht geschehen ist, weil der Schnee nicht stark genug gefroren war, daß die Rennthiere darüber hätten laufen können. Bey dem Anblick dieser Thiere werden die Pferde scheu, und nehmen das Reißaus, so daß man sie nicht halten kann. Ob das fürchterliche Geweih der Rennthiere, oder ein sonderbarer Geruch derselben, daran Ursache sey, vermag der Verfasser nicht zu entscheiden. — Andere Merkwürdigkeiten der Stadt und der dortigen Gegend verbietet der Raum zu erwähnen.

S. 513-516. Knigi sjitij sjw'atych ꝛc. ꝛc. d. i. Bücher der Leben der Heiligen, nach den zwölf

Monaten, nemlich Sept. Oct. x. x. Verbesserte und zuverläßigere zweyte Auflage. Moskau im Jahre nach Erschaffung der Welt 7270., nach Christi Geburt 1762. Indict. 10. im Märzmonat. 4 Bände in Folio, 1000 Bogen, ohne Titel, Vorrede und Register. Der Verfasser ist Dimitrij von Rostow, der 1709. als Metropolit von Rostow und Jaroslaw gestorben, und wegen der bey seinem Grabe geschehenen Wunder, am 9ten April 1757. canonisiret worden ist. Der erste Band der ersten Auflage ist 1689. der 2te 1695. der 3te 1700. und der 4te 1705. zu Kiew im Petscherskischen Kloster gedruckt worden. Eine andere verbesserte Ausgabe ward in den Jahren 1711. 1714. 1716. und 1718. in eben dem Kloster besorget. Aber als der vierte Band erst angefangen war, gieng alles, was davon abgedruckt war, durch eine Feuersbrunst verlohren. — Vermuthlich wird sie daher nicht in der Anzahl der Auflagen mit gerechnet. — Die Kaiserin Elisabeth befahl 1745. daß diese Leben der Heiligen wieder gedruckt werden sollten. Es verzog sich damit, wegen einiger von dem Synod darinn vorgenommenen Verbesserungen sehr lange; endlich aber ward das Werk 1762. fertig. Es begreift nicht allein die Rußischen, sondern auch die ausländischen Heiligen. Jeder Band enthält 3 Monate, und der September macht den Anfang. Auf jeden Tag kommen gemeiniglich mehr als ein Heiliger, oft 5. zuweilen 40. und einmal 3618. Vor dem ersten und 2ten Bande, nicht aber vor dem 3ten und 4ten stehen Verzeichnisse der Römischen, Griechischen und Rußischen Schriftsteller, aus deren Büchern und Handschriften die Lebensbeschreibungen genommen sind. In dieser neuen Auflage hat der Verfasser selbst eine Stelle bekommen. Ausser den in den Lebensbeschreibungen selbst zerstreueten histori-

schen

schen Merkwürdigkeiten steht in dem 3ten Bande eine besondere Abhandlung von den Kosaren oder Chosaren.

Kl.

XXIII.

Des Elementarbuchs für die Jugend und für ihre Lehrer und Freunde in gesitteten Ständen. Von J. B. Basedow, P. P. Erstes Stück, 384 Seiten. Zweytes Stück, 308 Seiten. Drittes Stück, 152 Seiten, 8. Nebst einer Sammlung von 53 Kupfern, in 4. 1770.

Einen Auszug, aus welchem unsere Leser die Anlage und Ausarbeitung dieses merkwürdigen Werkes abnehmen können, wollen wir nach Möglichkeit vorlegen, und mit der größten Aufrichtigkeit unsere Meynung sagen. Daß diese mit den bereits gefällten oder noch zu fällenden Urtheilen anderer immer übereintreffen werde, versprechen wir uns selbst nicht, und man wird es auch nicht von uns fordern. Daß das Elementarbuch zu demjenigen Unterrichte, der, nach den erweiterten und gebesserten Einsichten, und der sonstigen Beschaffenheit unserer Zeiten das Gemeinnützigste für Personen aus gesitteten Ständen enthält, und in der Zeit, bis einer eine besondere Lebensart wählet, also ohngefehr bis ins 15te Jahr ertheilet werden kann, ein Handbuch seyn soll, welches alle andere, die zum Unterrichte in einer besondern Religion gehörigen ausgenommen, bis dorthin entbehrlich machen kann; daß zum manchfaltigen Vergnügen, und manchfaltigem Nutzen die Kupfer

 Da-

dabey dienen sollen: setzen wir als bekannt voraus. Daß noch kein Buch von der Art, auch keine dazu bestimmte, gehörig zusammenpassende Folge von Büchern vorhanden, wird wohl schwerlich jemand in Zweifel ziehen, wenigstens kann es der Recensent mit Grunde nicht. Und daß ein dieser Absicht entsprechender, so viel möglich, vollständiger, gründlicher, deutlicher, wohlgeordneter encyklopädischer Unterricht etwas erwünschtes wäre, aber keine leichte Sache seyn könne, muß jeder, der nur einigen Begriff von der Sache hat, bald einsehen. Dies alles aber muß man vor Augen haben, um mit Vernunft und Billigkeit ein Werk von der Art zu beurtheilen; indem man dabey auf der andern Seite versichert seyn kann, daß, wenn ein solches Werk möglich ist, es einem Manne von dem philosophischen Genie, der durch lange Prüfung und oft wiederholte Versuche geläuterten Einsichten in die Psychologie, Moral und Erziehungskunst, wie unpartheyische beym H. B. nicht verkennen werden, wenn dieser sich zumal ein ganz eigenes Geschäfte daraus machet, vorzüglich gelingen muß. Voreilige Urtheile wenigstens hiebey zurück zu halten, befiehlt die gesunde Vernunft einem jeden, und räth die Klugheit besonders denenjenigen, die sich nicht gleicher Vorzüge bewußt sind, damit sie sich nicht bey Verständigen und Billiggesinnten verhaßt oder lächerlich machen. Alles dieses aber erinnern wir nicht, um ein Vorurtheil für das Buch zu erschleichen, welches, bey der hier zu erwartenden Aufmerksamkeit des Publikums, gegen die genauere Untersuchung sich doch nicht behaupten würde; sondern vielmehr nur, um aufrichtig sehen zu lassen, mit welchen Gesinnungen wir selbst diese Untersuchung unternommen haben, und itzt wieder vorzunehmen uns verpflichtet halten. Zur Sache also. S. 1-67. Gespräche. Die Absicht

sicht dieser Gespräche ist nicht sowol, kleine Kinder darinne redend vorzustellen, recht natürlich, oder so wie die meisten reden; sondern vielmehr sie zu vernünftigen Reden und guten Gedanken, deren dieses Alter fähig ist, anzugewöhnen, und den Eltern zu zeigen, wie dieses ohngefehr geschehen könne. Und wenn man sie nun aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, so wird man bald den Werth und die Wichtigkeit dieser Gespräche einsehen, die gewiß auch nicht das Stück sind, welches dem V. die wenigste Mühe gekostet hat. Sie betreffen die Nahrungsmittel, das Eigenthum, den Ursprung der Pflanzen, Thiere und Menschen, Ordnung, Leben, Tod, und viele andere Dinge, die wir nicht alle anführen können, um die Grunderkenntnisse, die elementarischen Begriffe davon beyzubringen. Hier ist eine kleine Probe „S. 8. die Mutter — Hat man auch wohl Nahrungsmittel vom Menschen, mein Kind? Knabe. Pfuy, die möchte ich nicht zu mir nehmen. M. Du hast es doch vor diesem gerne gethan. K. Niemals, niemals Mama. M. Du mußt denen, die klüger sind, wie du, nicht so zuversichtlich widersprechen. Hast du nicht mit großem Vergnügen meine Milch gesogen, wie dieser Säugling an der Brust seiner Mutter? K. O süsse Mama, ich habe geirrt. M. Der Irrthum ist der gewöhnliche Zustand der Kinder; eben darum müssen sie andern nicht mit Zuversicht widersprechen, von vielen Dingen nur mit Ungewißheit reden, und sich gern belehren lassen.„ Wie wenn der Knabe geantwortet hätte, daß er sich nicht erinnere? — Wir machen diesen Einwurf, weil wir manchen von der Art haben machen hören. Aber fürwahr, wer solche Einwürfe im Ernste machet, für den können keine Bücher, zumal keine Gespräche, geschrieben werden. Aber wider die Unterredung über

den Ursprung der Menschen haben wir einen Einwurf zu machen, wenigstens den, daß der B. mit diesem Unterrichte, wir wissen nicht warum, so sehr eilt. Wir räumen ein, daß die Kinder oft frühe dergleichen Fragen aufwerfen, und daß man ihnen nicht immer völlig ausweichen kann. Wir sind gar nicht der Meynung, daß man ihnen bey der Gelegenheit eine Unwahrheit sagen soll. Aber wozu der umständliche Bericht S. 11. f. schon nöthig ist, sehen wir nicht ein. Im Ernste, warum wollen wir so bemüht seyn, Kindern eine Sache zu erklären, die allen Naturforschern bis diese Stunde noch ein Geheimniß ist? Daß das Kind seiner Mutter und seinem Vater das Leben zu danken hat, daß es erst in seiner Mutter Leib gewesen ist, und bey seiner Geburt ihr viele Schmerzen verursachet hat, kann man ihm, sobald es nützlich scheint, sagen. Es wird es halb verstanden glauben, wie es viele andere Dinge glaubt und glauben muß. Weitere Fragen nach der Art und Weise werde ich nicht veranlassen, oft zu vermeiden wissen, und oft mit der Versicherung, daß wir es alle nicht wissen, oder daß das Kind es noch nicht begreifen könne, abweisen. Das Verbot S. 12. von der Geburt und Erzeugung etwas zu reden, ausser mit dem Vater oder der Mutter alleine, könnte leicht eine üble Wirkung haben. — Unterdessen ob der Recensent gleich diese Stelle würde weggelassen haben, so findet er doch nichts so anstößiges darinne, daß er sie unleserlich zu machen für nöthig fände in dem Exemplare seiner Kinder, wie der B. selbst vorschlägt, auf den Fall, daß sie jemanden anstößig seyn sollte. Und überhaupt wünschen wir, daß, ehe jemand unserem Tadel beypflichtet, er, was B. in dem Methodenbuche für seine Meynung gesagt hat, wohl erwägen möge. — Die Begriffe, die in diesem Haupt-

stücke

stücke vorkommen, sind noch keine eigentlichen Definitionen, wodurch die Sache immer auf das genauste bezeichnet, und unterschieden würde. Die Verständlichkeit, die die Hauptsache war, litte es nicht. Und wird man dies hier verlangen, da eine Definition, die ohne alle Ausnahme richtig sich befände, so schwer ist, wenn man gleich mehrere Freyheit hat? Wenn ein besonderer Fall kömmt, der Gelegenheit dazu giebt, erkläret man sich weiter. So denken wir auch in Ansehung etlicher der Regeln in Versen S. 21. und 22. Hingegen ist es viel werth, daß der V. einen Fehler so geschickt zu vermeiden gewußt hat, in den man so leicht fällt, zumal wenn man nur Kinder vor sich hat, den Fehler des ungemessenen Tadels. Z. B. S. 63. Viel Vergnügen versprechen wir unsern Lesern vom XVIten Gespräche, in welchem dem Knaben auf sein Verlangen der Nutzen eines Degens erklärt wird, und welches mit einer angemessenen Erwähnung des andern Lebens sich schließet, welchen Gedanken lebhaft zu machen, der V. bey aller Gelegenheit bedacht ist. Ueberhaupt erkennen wir die Meisterhand in den Uebergängen zu moralischen Gegenständen und der Einstreuung guter Lehren. 2) Vermischte Lehren in mancherley Schreibart S. 67. a) Redensarten zur Aussprache und Unterscheidung ähnlich klingender Worte. b) Von Buchstaben und Sylben. c) Einige Regeln des Lesens, alle in Beyspielen gezeigt und daraus gefolgert. Im Methodenbuch werden weitere Vortheile angezeigt, um die Kinder leicht lesen zu lehren. 3) Uebung im Lesen S. 87. Was das Kind hier zu lesen bekömmt, enthält die Erklärung einiger Kupfertafeln von angenehmen Inhalte. Vermuthlich werden Kinder dies lieber lesen, als Dinge die sie nicht verstehen, oder nicht achten. Der Vortrag ist darnach eingerichtet. Gelegentlich sind hier nütz-

liche

liche Erinnerungen wegen der Rechtschaffenheit bey den Kinderspielen eingestreut, oder eine nützliche Wißbegierde wird erwecket; und unvermuthet sieht sich (S. 97.) das Kind genöthiget, die lateinischen Buchstaben zu lernen, wenn es weiter im Texte kommen will. Der Tadel: O Mode, du bist oft nicht klug, kömmt etlichemale vor. Wir verstehen den Verfasser wohl; aber was soll das Kind sich eigentlich dabey gedenken? Freylich es kann ihm erklärt werden; und der Grundsatz, daß man aus Gefälligkeit für die Gewohnheit der meisten manche Unbequemlichkeit übernehmen muß, auf welche diese Erklärung etwa fortführen möchte, muß dem Kinde doch wohl bald bekannt gemacht werden. Bey den Regeln des Wohlanständigen, die hie und da beygebracht sind, ist uns der Gedanke aufgestiegen, daß es vielleicht bey manchem Kinde einen guten Dienst thun möchte, daß es in seinem Buche die Regeln vorgeschrieben findet, von welchen es den Grund nicht immer einsehen kann, noch auch die Nothwendigkeit kraft der Naturtriebe fühlt, wie bey den vornehmsten Pflichten der Liebe und Gerechtigkeit. In einem, von ihm nicht anders zu erwartenden vorsichtigen Tone und Vortrage, macht der V. den Kindern die Laster bekannt, auf die er in seinem Unterrichte stösset. Z. B. S. 110. 4) Von Thieren und dem menschlichen Körper S. 111. Hier fängt sich Unterricht an, der auch Erwachsenen, wir dürfen wohl sagen Gelehrten, nützlich, wenigstens eine angenehme Erinnerung seyn kann; ob er gleich noch eigentlich für Kinder eingerichtet, nicht vollständig systematisch ist. Was vorzüglich die Neugierde zu mehrerer Erkenntniß reizen, nachfolgende Theorien zu erläutern, die Wunder der Schöpfung zu merken, zur Erkenntniß der Weisheit und Güte des Schöpfers gründlich vorzubereiten, Zweifel dagegen aufzulösen,

sen, dienlich seyn kann, ist in einen reichhaltigen Auszug gebracht. Einigen möchte der V. vielleicht zu sehr für die bekannte Hypothese eingenommen scheinen, daß die Menschen diese oder jene Kunst, von den Thieren möchten erlernet haben. Er kömmt verschiedenemale darauf; jedoch immer mit einem vielleicht. Einige merkwürdige Geschichten von listigen Streichen der Thiere erzählt der V. von denen er selbst ein Zeuge seyn kann. Was er von dem Papagey und seinem Plaudern sagt, ist, wie alles, was er hier und da von den Seelen der Thiere in Vergleichung mit den menschlichen äussert, mit einer Genauigkeit, Vorsicht und Deutlichkeit abgefasset, die man nicht leicht findet. Bey der Zergliederung des menschlichen Körpers ist hier der V. noch nicht so umständlich geworden, als mancher etwa fürchtet. Ganz kurz und trocken, just so, wie es uns recht dünket, sagt er, da er so weit gekommen ist, „die Schaamtheile sind der Ehrbarkeit wegen, mit der Hand bedecket. (Der Begriff von der Ehrbarkeit ist durch den vorhergehenden Unterricht schon hinlänglich gegründet.) Vom Gehör und vom Sehen, von Krankheiten und der Diät, kommen beym Beschluß dieses Hauptstückes die hieher schicklichen Bemerkungen vor. 5) Etwas von Seelenkräften S. 191. Hier ist unser Philosoph schon zu bekannt, als daß wir uns dabey aufhalten dürften. Compendia der Logick hat er dabey nicht ausgeschrieben, und die Vergleichung mit denselben wird ihm auf keine Weise schaden. Wir wollen doch die Verse hersetzen, in welchen er die vorher erklärten Begriffe zusammengereimt hat.„

Die Seele hat Verstand und Willen
Und Kraft den Vorsatz zu erfüllen
In dem Verstand ist Sinneskraft
Die uns durch Glieder Kenntniß schaft

(für

(für durch Glieder, hätten wir vielleicht gesetzt. Die erste.)

Doch folgt Aufmerksamkeit nicht nach;
So bleibet diese Kenntniß schwach.
Durch das Gedächtniß fällt uns bey
Was ehmals uns geschehen (vielleicht besser begegnet) sey.
So wächset die Erfahrung an,
Die der Versuch vermehren kann.
Weit mehr und feiner als ein Thier
Vergleicht und unterscheidet ihr.
Drum wächst der Menschen Kenntniß fort
Durch andrer Menschen Mien' und Wort.
Dann denken wir mit Urtheils-Kraft,
Gewiß, vermuthend, zweifelhaft;
So wie die Sinneskraft uns zwingt,
Wies die Erfahrung mit sich bringt,
Was uns ein Weiser lehrt, erzählt,
Wenn uns der Einsicht Stärke (wir: die eigne Einsicht) fehlt
Und endlich können wir aus Schlüssen
Durch alte Dinge neue wissen.
Noch eins: die Phantasie stellt vor,
Was anders war dem Aug und Ohr.

Im zweyten Theile kommen diese Verse festgesetzt und hie und da verändert vor. Die Triebe des Willens oder der Willkühr werden im folgenden erklärt, nicht ohne Erinnerungen fürs Herz. Wir sind doch gewiß, daß mancher redliche und verständige Mann B. hochschätzen muß, und ihn segnen wird, um dieses Hauptstückes willen. Wir haben auch nichts gegen die Erklärung der Neigung der Geschlechter gegen einander S. 234. f. Es folgt nun 6) Einige sinnliche Erkenntniß der Körperwelt, oder Grundlehren der Physick. Der V. hat es selbsten bemerket,

ket, daß er hiebey an einigen Orten weiter gegangen ist, als es der Absicht und Fähigkeit vieler seiner Lehrlinge angemessen seyn durfte. Aber da doch einige vielleicht so viel wünschen möchten, und andere ja nicht genöthiget sind, alles alsbald vorzunehmen und zu erschöpfen, so wird er wohl eben so leicht deswegen entschuldiget als getadelt werden können. Und obgleich hier der Unterricht, um nicht allzu weitläuftig zu werden, schon ziemlich akroamatisch geworden ist: so erinnert sich doch der V. von Zeit zu Zeit an seine Lehrlinge. Proben abzuschreiben dürfen wir uns nun nicht wohl mehr erlauben. 7) Angenehme Uebungen im Lesen und Denken S. 289. a) Sprichwörtliche Redensarten, α) lehrreiche, β) solche die leicht gemisbrauchet werden können, γ) noch andere zum Theil fehlerhafte und unnütze. — Man muß sie nach ihrer Bestimmung, als Uebungen im Denken, beurtheilen. Ob aber doch nicht einige darunter sind, die besser hätten wegbleiben können, weil wo nicht böse, doch poßierliche Ideen dadurch erzeuget werden könnten, die ausser dem so leicht nicht zu befürchten wären: wollen wir dem V. selbst zur nochmaligen Ueberlegung empfehlen. b) Erzählungen und Lehren. Daß diese erst auf einen solchen Unterricht in der Physick und Seelen-Lehre folgen, als vorhergegangen ist, kam uns etwas bedenklich vor. Doch wir wissen uns auch etwas darauf zu antworten. Was dort zusammen genommen worden ist, weil es sich nicht füglich trennen und vertheilen ließ, soll nicht beym ersten Unterrichte völlig verstanden werden; und wenn es nöthig scheint aus subjektivischen Gründen, kann ja ein jeder die Ordnung nach seinem Gutdünken einrichten. c) Fabeln und Erzählungen in Prosa und Versen, meist aus unsern besten Dichtern gewählt, doch nicht ohne Abänderungen; weswegen

wegen der B. auch nicht ihre Namen jedesmal beysetzen, sondern sie nur überhaupt in dem dahin gehörigen Stücke des Methodenbuches anzeigen wollte. d) Einige moralische Denksprüche; die uns nicht sonderlich gefallen haben, wenigstens von Seite der Versifikation. Es sind ihrer nicht viele e) Lieder für Kinder.

Wir kommen zum zweyten Stücke; können uns aber dabey nicht lange aufhalten, aus Mangel des Raumes, und der Zeit. Auch ist der Recensent nicht im Stande über den größten Theil der darinne enthaltenen Materien, nemlich diejenigen, die zur Naturhistorie und Kenntniß der Handwerker, Künste und Gewerbe gehören, so zuversichtlich zu urtheilen, als er es wohl wagen darf in Ansehung dessen, was zur eigentlichen Philosophie und den schönen Wissenschaften gehöret. Wir begnügen uns also nur anzumerken, daß in Ansehung dieser Kenntnisse der Unterricht uns faßlich, zweckmäßig, ausführlich und gründlich scheinet; daß bey Beschreibung der natürlichen Produkte die Benutzung derselben meist angemerket, Aufmerksamkeit gegen das Bewundernswürdige erreget, und manche wichtige Erinnerung an die Pflicht an jedwedem gelegenen Orte beygebracht ist, mit der schon gerühmten Geschicklichkeit des B. Denn daß dergleichen Züge vom Herr B. auch hier herkommen, vermuthen wir doch; obgleich angezeigt ist, daß Physick und Naturhistorie von einem andern Manne herkommen, nemlich Hn. Wolke, der ehemals des Unterrichtes eines Kästners und Hollmanns genossen, schon seit mehrern Jahren in diesem Fache sich geübt, und die Mitarbeit am Elementarwerke unter der Direktion des Herrn B. übernommen hat. Etwas zur Probe müssen wir doch wohl auch aus diesem Theil abschreiben. Also von den Winterarbeiten S. 34. f.

„Auf

„Auf dem vierten Vierthel (der 16ten Kupfertafel) wird ein Gehölze und einige Lustbarkeit und Arbeit des Winters vorgestellt. Etwas in der Ferne seht ihr eine Hirschjagd. Die Begierde ein einziges Wild zu erlegen, zu fangen oder todtzujagen, ist bisweilen so groß, daß die Liebhaber der Jagd sehr vieles daran wagen; kostbare Hunde, die ihnen sehr lieb sind; Pferde, die bisweilen zu todte geritten werden; viel Unkosten und viel Zeit, ja bisweilen Leib und Leben ihrer selbst, und derer, die mit ihnen auf die Jagd gehn. Solche gefährliche Jagden itzund anzustellen, zwingt niemanden die Noth. Ich habe einmal gehört, es solle ein Land seyn, wo man nur den Officieren und Soldaten erlaubt, auf solche Art zu jagen. Denn diese müssen gewohnt werden, bey Lebensgefahr gleich muthig zu bleiben, mit Pferden über niedrige Zäune und Graben zu setzen, durch Gebüsch sich durch zu drängen, und durch Wasser zu schwimmen, steile Anhöhen zu ersteigen, durch die schlimmsten Wege durch zu kommen, alle Witterungen zu ertragen, und bisweilen Hunger und Durst und andere solche Beschwerlichkeiten eine Zeitlang zu leiden, welche die Liebhaber der Jagd sich ohne Noth zu erwählen pflegen. Nützlicher und rühmlicher ist also das Geschäft jener braven Landmänner dort zur Linken in der Scheune. Sie dreschen mit Dreschflegeln das Getraide aus den Aehren und dem Stroh. Viele dreschen in Gesellschaft, Schlag auf Schlag, nach dem Takte und mit gehöriger Zwischenzeit. Sonst würden die Dreschflegel zusammenstossen, und wider ihre Absicht die Köpfe der Drescher zerschlagen. Das Ohr würde auch die unordentliche Wiederholung des Schalles nicht leicht aushalten. Denn der Mensch liebt von Natur die Harmonie und den Takt, welches man bey allen Schmieden hören kann. Wenn die

Körner ausgedroschen sind, werden sie aus dem Stroh geschüttelt. Das Stroh aber wird in Bündel gebunden und aufgehoben, entweder dem Vieh zum Futter, oder zum Dachdecken der Bauerhäuser, oder zur Feurung, oder endlich allerley Sachen, als Strohhüte, Matten, Seile und Körbe daraus zu machen. Die Erfahrung lehrt das menschliche Geschlecht nach und nach, aus manchen Dingen einen Nutzen ziehen, der vorher unbekannt war. Die ausgedroschnen Körner werden auf der Tenne zusammengefegt, hernach mit der Wurfschaufel gegen den Wind geworfen, daß die leichte Spreu davon zurück fliege, endlich auf der Wanne geschwungen, u. s. w.„ Es ist aber auch noch in diesem zweyten Stücke das übrige aus der Logick und Moral, und etwas aus dem Rechte der Natur und der Staatslehre anzutreffen, viel vortrefliches, was der Recensent wohl gern besonders anpreisen möchte, einiges, wogegen er Erinnerungen machen könnte: aber beydes lässet sich hier nicht wohl mehr thun. Das dritte Stück enthält den Religions-Unterricht, den wir auch denen in die Hände wünschen möchten, die das übrige nicht gebrauchen wollen. Etwas späte kömmt dieser Unterricht, wird vielleicht mancher denken. Aber der V. kann antworten, daß dasjenige, was er hier sagen wollte, und so wie er es sagen wollte, nicht eher gesagt werden konnte. Er bemerket ja auch ausdrücklich in der Vorrede, daß er gar nicht der Meynung sey, als ob man schlechterdings nichts von Gott und der Religion vorher mit den Kindern reden sollte. Man lese bey ihm selbst, wie er sich weiter darüber erklärt. Es bestehe aber dieses Stück theils aus einem zur Ueberzeugung und Rührung eingerichteten Unterrichte von der natürlichen Religion; theils in einem elementarischen, und wie uns dünket, unpartheyschen Berichte von

den verschiedenen Religionen, die unter uns genannt werden; theils in einer erweckenden Vorstellung der mancherley Wirkungen der Religion. — Und nun glauben wir genug gesagt zu haben, um auch an unserem Theile dem Publikum unpartheysche Aufmerksamkeit gegen das Elementarbuch zu erregen. Daß es noch Mängel und Fehler an sich habe, gesteht der V. selbst. Von der vorzüglichen Brauchbarkeit desselben, so wie es itzt ist, für Junge und Alte, ist der Recensent nichtsdestoweniger hinlänglich überzeugt. Und gewiß werden es bald viele seyn; so daß es wenigstens niemand mehr wird wagen dürfen, ein unglimpfliches Urtheil öffentlich zu fällen, ohne daß er das Buch noch gesehen hat, wie bisher häufig genug geschehen ist.

Von den Kupfern wollen wir nur noch ein paar Worte beyfügen. Daß sie größtentheils über Erwartung gut ausgefallen, haben wir doch von vielen gehöret, die dem V. nicht günstig sind. Ueber einige haben wir auch sehr lustige Kriticken gehöret, Kriticken, die aus übereilten Suppositionen entstunden, die man nicht würde gemacht haben, wenn man den Text vorher zu Rathe gezogen hätte. Einige Versehen könnten wir wohl auch anmerken, als daß etlichemal auf die linke Seite gekommen, was ohne Zweifel auf der rechten stehen sollte, ein nicht ungewöhnliches Versehen bey Kupferstichen. Und noch weit mehr könnten wir tadeln, wenn wir die Bestimmung des Buches ausser Augen setzen wollten. Aber diesen Tadel wollen wir andern überlassen. Uns erlaubt ihn der Begriff — vom rechtschaffenen Manne — nicht.

E.

XXIV.

Vorschlag und Nachricht von bevorstehender Verbesserung des Schulwesens durch das Elementarwerk, durch Schulcabinette, Educationshandlung und ein elementarisches Institut; von J. B. Basedow, P. P. in Altona. Altona und Bremen, 1770. 76 Seiten, 8.

In dieser kleinen Schrift findet man ausser einer nochmaligen kurzen Anzeige seiner Absichten, und des V. eigener Recension, von den fertigen Theilen der Elementarischen Bibliothek, einige neue Vorschläge zur Beförderung der Verbesserungen des Schulwesens und der Erziehung. Nemlich erstlich projektirt der V. eine Educationshandlung, welche, wo man will, und an mehreren Orten zugleich errichtet werden möchte, aus welcher, ausser andern, zum Schreiben, Zeichnen u. s. w. nöthigen und noch einiger Verbesserung fähigen Hülfsmitteln, vornemlich Schulcabinette zu bekommen wären, oder Sammlungen von allerhand Naturalien und Kunstsachen, die man aus bloßen Zeichnungen nicht genug kennen lernet, von verschiedenen Preiße. Der V. giebt eine ausführliche Beschreibung davon, die jedweder nach Belieben beurtheilen und nutzen darf, wenn er auch nicht Lust hat etwas zur Errichtung der Handlung beyzutragen. Ferner sollte dieselbe die Kinderfreunde mit allerhand lehrreichen und unschädlichen Spielzeugen versehen. Das zweyte Projekt des V. ist ein Elementar-Institut, oder eine Schule, in welcher unter seiner Aufsicht Lehrer gebildet werden sollten, zu dieser verbesserten Art des Unterrichtes und der Er-

ziehung.

ziehung. Den Entwurf und die Gründe findet man in dem Buche hinlänglich ausgeführt. Aber ein kleiner Umstand ist dabey, der manchen wackern Mann gleich wider diese Ideen einnehmen wird. Herr B. ist wieder nicht im Stande ohne Geld, oder mit seinem eigenen, sie auszuführen. Zwar verlangt er fürs erste kein baares Geld, sondern nur hinlängliche Versicherungen. Aber dies ist schon eine Sache, welche die besagten wackern Leute höchlich befremden und aufbringen wird. In der That muß Hr. B. eine bessere Meynung von der Welt haben, als wir, wenn er — ohne einen eben so unerwarteten Beystand gekrönter Häupter, als er beym Elementarwerke zu finden endlich das Glück gehabt hat — diese neuen Ideen auszuführen, sich Hofnung machet. Doch dies Zutrauen haben wir noch, daß es wenigstens redlichgesinnte geben wird, die es der Mühe werth finden, die Sache weiter zu untersuchen.

E.

XXV.

Christliche Kirchengeschichte von Johann Matthias Schroekh, ordentlichem Lehrer der Dichtkunst auf der Universität Wittenberg. Zweyter Theil. Leipzig, bey E. B. Schwickert, 1770. 1 Alph. 4 Bogen in 8.

Wir wissen nicht, sind wir mit mehrerer Erwartung, oder mit einer andern Idee, zu diesem Theil von H. Schroekhs Kirchengeschichte gekommen: er hat uns nicht so befriediget, als wir gehoft hatten. Die Erzählung scheint uns nicht recht aus dem eigentlichen Stoff der Begeben-

heiten hergenommen zu seyn, und sich oft mehr bey Nebenumständen und ausserwesentlichen Veränderungen der christlichen Kirche zu verweilen, als ihren Wachsthum und die Art ihrer Ausbildung aus dem damaligen Zustande der Welt und der Menschen anschauend vor Augen zu stellen. Das letztere wäre aber doch für die Christen insgemein, und besonders für den nachdenkenden Theil der Leser, am interessantesten gewesen. Soll das Werk alle Christen in der Geschichte ihrer Kirche und ihres Glaubens unterrichten: so kömmt es nicht sowol darauf an, daß sie wissen, was dieser oder jener christliche Lehrer gethan oder geschrieben, was die Irrlehrer für seltsame Meynungen gehegt haben u. s. w.; als vielmehr, wie sich eine so sonderbare Religion, als die christliche ist, mitten in einer theils verwilderten, theils raisonirenden Welt habe befestigen und ausbreiten können; was dazu nach der damaligen Lage der Welt beförderlich gewesen, welche Hindernisse ihr entgegen gestanden, durch welche Mittel sie gehoben worden, ja wie die Kirche selbst durch die Hindernisse gewachsen; wie endlich aus einer unterdruckten und verfolgten Religion nach und nach die herrschende entstanden sey. Auf eben die Art möchten wir auch ihre innere Ausbildung, wie und durch welche Ursachen sie theils vollkommener, theils unvollkommener geworden, in welche Verwirrungen sie gerathen sey und wodurch, was innerlich ihrem Wachsthum entgegen gestanden u. s. w. nach der Zeitordnung der Ursachen und Wirkungen vor Augen haben: damit wir von der Beschaffenheit und dem Aufkommen des Christenthums zuverläßig urtheilen könnten. Und das alles in einer simpeln Erzählung, wo mehr die Data als der Geschichtschreiber redete, ohne gesuchte Betrachtungen und ohne Hang zur Declamation gegen den man hier

beson-

besonders zu wachen hat: mit strenger Uebergehung hingegen alles dessen, was zu diesem bestimmten Zweck nicht dienen kann.

Des Verf. Kirchengeschichte geht in diesem Theil bis auf die Zeiten Adrians; und man sieht schon hieraus, daß sie viel zu umständlich sey, jenen Zweck zu erreichen. Fast die Hälfte desselben beschäftiget sich noch mit der Geschichte Jesu, seiner Apostel, und der Gründung der Kirche: man erwartet es auch von dem Verf. schon, daß er hier zu nützlichen Untersuchungen und brauchbaren Anmerkungen Stoff genung finden wird. Er fängt mit Beweisen für die Lehre J. C. an, die man zwar in einer Geschichte nicht suchen sollte, aber um deswillen lesenswürdig sind, weil S. 7. f. auch solche unter denselben vorkommen, an welche man gewöhnlich nicht zu denken pflegt. Die Schilderung der Lehrart Jesu S. 14. gehört mehr hieher: sie verdient aber noch genauer untersucht zu werden, da sie sich so sehr von allen gewöhnlichen unterscheidet, und die vollständige und richtige Kenntniß derselben auch dogmatische Folgerungen veranlassen würde. Was hierauf S. 18. von der Aufnahme und Ausbreitung der Lehre Jesu folgt, ist mehr eine chronologische Erzählung von Jesu Predigten im jüdischen Lande und ihrer nächsten Wirkung, wo zuletzt ein paar allgemeine Betrachtungen angehängt sind, als eine pragmatische Anzeige der Ursachen und Hindernisse, welche die Aufnahme derselben gehabt hat. Von dem angeblichen Briefe Jesu an den Abgarus S. 32. konnte mit wenigern Worten geredet werden. Ein gleiches urtheilen wir von der Geschichte der Ketzerpartheyen dieser Zeit, vom Simon Magus an bis auf die verschiedenen Arten der Gnosticker. In einem solchen Werke als dieses ist, mußte nur überhaupt von ihren Irrthümern, deren wahrscheinlichen Veran-

lassung und Einfluß eine richtige Vorstellung gemacht werden: eine weitläuftige Erzählung derselben ist für den ungelehrten unverständlich und unnütz, und für den Gelehrten doch unzulänglich. Unsre Schriftsteller wissen noch gar nicht recht den Gelehrten zu verläugnen, wenn sie für das allgemeine Publikum schreiben wollen.

Doch wir können dem Verf. nicht Schritt vor Schritt folgen: wir begnügen uns also einige merkwürdige Züge auszuzeichnen. Die Ursachen, warum Jesus sich gar nicht, und seine Apostel nur langsam von der jüdischen Kirche getrennet haben, verdienten noch genauer entwickelt zu werden, als es S. 50. u. a. O. geschehn ist. Es erregt Verwunderung, daß uns die Geschichte der ersten Stiftung des Christenthums so unvollständig in der Bibel hinterlassen worden ist; wir hätten gern mehr darüber von dem Verf. gehört, als er S. 122. in wenigen Worten gesagt hat. S. 168. ist die Anmerkung sehr lehrreich, wie weise sich die Apostel in Absicht der zum Theil groben Irthümer der Heyden in ihren Predigten verhalten, und wie sehr sie selbst den Götzendienst derselben mit schimpflichen und verspottenden Ausdrücken verschont haben: eben so dient uns auch S. 171. das weise und gütige Nachgeben der Apostel in Absicht jüdischer Meynungen, in ähnlichen Fällen zum Muster.

Einer der besten Abschnitte ist S. 182. vom Ursprung der heiligen Schriften der Christen. Es wird richtig angemerkt S. 183., daß sie größtentheils aus den Bedürfnissen der ersten Gemeinen entstanden sind; daher auch viele Lehren und Umständen darinn vorkommen müssen, welche nur für die ersten Lehrer und Gemeinen gehören. S. 186. (Hier wäre es nicht undienlich gewesen, für den heutigen Leser ein paar Unterscheidungsregeln anzuführen.) Nicht alle, sondern

nur

nur einige dieser Schriften sind anfangs in den christlichen Gemeinen gebraucht worden, und waren doch zulänglich zu ihrem Unterricht S. 187. 188. f. wird der vornehmste Inhalt der Schriften N. T. kurz und lesenswürdig dargestellt, und mit H. Thalemann S. 208. nicht ohne Wahrscheinlichkeit Paulo die griechische Gelehrsamkeit abgesprochen, die man ihm gewöhnlich beyzulegen pflegt.

Die ausgestandenen Verfolgungen der Christen beurtheilt man fast immer zu einseitig. Der Verf. ist weit davon entfernt, den Erzählungen Glauben beyzumessen, womit man sich sonst von der Größe und Menge derselben getragen hat. Er berührt auch S. 224. die natürlichen Veranlassungen derselben, aber er berührt sie nur. Eine ausführliche Untersuchung, woher es gekommen, daß die Christen nur allein von den Römern verfolgt worden, die sonst niemand um der Religion willen verfolgten, würde hier sehr an ihrer Stelle gewesen seyn. Dafür hätten wir wenigstens ihm die kritische Erörterung über das apostolische Symbolum S. 124. f. und ähnliche gelehrte Abhandlungen gern geschenkt.

Wer den Ahnherrn aller folgenden Voltaire kennen lernen will, dessen Spott und dreiste Lügen seine Nachfolger immer wieder, bald in natura bald in veränderter Gestalt an den Mann zu bringen gesucht haben; der lese den Auszug, den der Verf. S. 379. f. aus dem Werke des Celsus wider die Christen mitgetheilt hat: so wird er sich wundern, daß Leute, die auf ihren Verstand so stolz sind, nichts bessers wider das Christenthum zu sagen wissen, als was sie einem Celsus nachsprechen können.

Sp.

XXVI.

D. Anton Friedr. Büschings, Königl. Preuß. Oberconsistorialraths und Direktors des Gymnasii im grauen Kloster. Allgemeine Anmerkungen über die symbolischen Schriften der evangelisch-lutherschen Kirche und besondre Erläuterungen der Augspurgischen Confeßion. Ein Buch, über welches Vorlesungen gehalten werden können. Hamburg, verlegt von Buchenröder und Ritter, 1770. 8. 128 Seiten.

Diese Anmerkungen unterscheiden sich von andern Einleitungen in die symbolischen Bücher hauptsächlich durch die Freymüthigkeit, womit der Verf. von diesen Vorschriften der Rechtgläubigkeit in der lutherschen Kirche urtheilet. Er siehet Mängel und Fehler in denselben, und er entdeckt dieselbe zwar offenherzig, aber dennoch auf eine bescheidene Weise. Er betrachtet sie als menschliche und unvollkommne Versuche, die in der heil. Schrift enthaltene Religionswahrheiten zu bestimmen und festzusetzen. Ueberhaupt und im Allgemeinen genommen, wird man dies Urtheil über die symbolischen Bücher, ob man es gleich nicht gerne höret, schwerlich mißbilligen können, man müßte denn die Verfasser derselben geradezu für unfehlbar halten oder behaupten, daß sie die Religionsbegriffe nicht etwa blos in Rücksicht auf gewisse Zeitumstände, Streitigkeiten und Denkarten, (denn dies möchte hingehen) sondern auf immer durchgehends und schlechthin genauer und richtiger bestimmt haben, als es die heil. Schrift selbst thun können.

Allein die Anwendung, die der Hr. D. Büsching von diesem allgemeinen Urtheile macht, und sein Versuch einige Unrichtigkeiten der symbolischen Bücher zu rügen, wird ihm von dem größten Theil der Gottesgelehrten als ein unverzeihlicher Unfug ausgelegt werden. Man wird sich nicht begnügen, diese angeblichen Fehler zu retten und zu rechtfertigen, sondern man wird ihm die gehäßigsten Vorwürfe machen. Er verdienet Dank, daß er sich durch die Furcht vor solchen Mißhandlungen nicht abschrecken lassen, seine Anmerkungen bekannt zu machen. Denn wenn gleich die Unrichtigkeiten, die er in den S. B. zu finden meynet, nicht alle wirklich erwiesen und wahre Fehler seyn sollten: so hat selbst seine freymüthige, unpartheyische und bescheidne Untersuchung einen großen Nutzen. Auch die eifrigsten Verehrer der symbolischen Bücher, wenn es ihnen um eine wahre Ueberzeugung zu thun ist, sollten seine Anmerkungen ohne Unwillen und mit Gelassenheit prüfen. Vielleicht ist ihre Anhänglichkeit nichts als ein Vorurtheil, und es ist ihnen daran gelegen, entweder davon befreyet zu werden, oder es in eine vernünftige sichere Ueberzeugung zu verwandeln. Zu einem von beyden kann ein Untersucher, der weder ein erklärter Vertheydiger, noch ein Gegner der von ihnen verehrten Schriften ist, ihnen Gelegenheit geben, wenn sie seine Gründe mit eben der kühlen und unpartheyischen Wahrheitsliebe prüfen wollen. Er allein kann der Wahrheit Dienste leisten, die sie weder von offenbaren Freunden noch Feinden der symbol. B. erwarten kann. Beyde übertreiben, beyde stellen die Sache nicht nach ihrer wahren Beschaffenheit, sondern nach Absichten vor. Bey den Vertheydigungen der ersten ist man nie sicher, und gegen die Einwürfe der letztern verhärtet man sich zu leicht. Wir werden weder einen

Aus-

Auszug aus diesem merkwürdigen Buche machen, noch uns in eine Beurtheilung der besondern Sätze des V. einlassen. Nur müssen wir bemerken, daß die Kürze und abgebrochne Schreibart, und wie es uns scheinen will, eine gewisse Flüchtigkeit, womit der V. seine vielleicht nicht immer genug überdachten und gehörig in Uebereinstimmung gebrachten Gedanken mittheilet, einen Mangel der nöthigen Bestimmung und Deutlichkeit im Vortrage verursachen, und daß der V. sich nicht genugsame Mühe gegeben, Mißdeutungen und anscheinenden Widersprüchen vorzubeugen. Daher er denen, die anders als er denken, nicht selten zu viel Vortheile über sich gegeben hat. Und er hat auch wirklich einen Gegner gefunden, der scharfsichtig und eifrig genug war, sich eine jede Blöße, die ihm gegeben worden, zu Nutze zu machen. Es ist der Verfasser des nachstehenden Buches:

Johann Melchior Götzens, Past. zu St. Catharinen in Hamburg, nothwendige Erinnerungen zu des Hrn. D. Büschings allgemeinen Anmerkungen über die symbolischen Schriften der evangelisch-lutherschen Kirche. Eine Schrift, welche als eine Beylage zu des Verfassers Traktat vom wahrem Religionseifer angesehen werden kann. Hamburg, bey Johann Joachim Christoph Bode, 1770. 8. 248 Seiten.

Herr Götze, der keiner besondern Veranlassung oder Aufmunterung bedarf, das festgesetzte System mit Eifer zu vertheydigen, hatte diesmal zu dieser Arbeit einen nähern Beruf. Herr D. Büsching hatte ihm, wir wissen nicht in welcher Absicht,

sicht, doch auf eine freundschaftliche Art, seine Anmerkungen zugeschickt, und ihn ersucht, dieselben in einem recensirenden Journal, daran er arbeite, etwa in den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, zu beurtheilen. Allein H. G., der hier eine zu reiche Materie zur Kritick fand, hielt es nicht rathsam, dieselbe in die engen Grenzen einer Recension einzuschliessen, worinn er seinen Tadel und Widerspruch weder in der gehörigen Ausführlichkeit, noch mit den nöthigen Beweisgründen vorlegen konnte. Er glaubte auch, daß eine eigentliche ausführliche Widerlegung sich nicht so leicht verachten lasse, als eine tadelnde Recension. Er entschloß sich also, ein Buch wider die Anmerkungen zu schreiben, und eignet dasselbe dem Hrn. Dr. Büsching zu. Diese Zueignungsschrift ließ uns einen gemäßigtern, sanftmüthigern Ton hoffen, als man in den Streitschriften des H. G. sonst gewohnt ist, allein wir fanden uns in dieser Hofnung betrogen. Vielleicht ist es durch eine lange Gewohnheit diesem Polemicker unmöglich geworden, seine bittere, heftige und anzügliche Schreibart ganz zu verläugnen, vielleicht war er auch durch eine ihm sehr ärgerliche Recension der Büschingschen Anmerkungen in dem Hamburgischen Correspondenten zu sehr aus der gelassenen Fassung gesetzet worden, in welcher er, wie wir gerne glauben möchten, sich vorgenommen hatte, den Hrn. Dr. B. zu widerlegen. Gleich in dem Vorberichte, worinn er dieser anstößigen Recension gedenkt, geräth er in den gewöhnlichen Eifer. „Es ist doch zum Erstaunen,„ ruft er aus, „daß ein nahmenloser Zeitungsschreiber, „ein terrae Filius, auf solche Art die ganze evange„lische Kirche, nicht allein die Lehrer derselben, son„dern auch die höchsten und hohen Obrigkeiten, welche „die ganze Kirchenverfassung auf unsre symbolischen

„Bü-

„Bücher gegründet haben, und durch deren Autorität „die Lehrer auf dieselben verpflichtet werden, auf diese „Art vor den Augen der Welt ins Angesicht schmä„het, u. s. w.„ Der nahmenlose Zeitungsschreiber hatte nemlich gesagt: „Ein jeder wird aus den ge„sammleten, dem Hrn. D. eigenen Lehrmeynungen „ersehen, daß derselbe zu den Gottlob! immer mehr „anwachsenden Anzahl selbst denkenden Gottesge„lehrten gehöre, die von dem kindischen Vorurtheile „für die Untrüglichkeit des einmal angenommenen „Systems zurückgekommen sind.„ Großmüthig hätte, wie uns dünkt, H. G. dies unanständig ausgedrückte Urtheil verachten, nicht aber den Urheber desselben des Hochverraths zeihen sollen. Indessen ist von diesem seinem Eifer sehr vieles in die Erinnerungen gegen den H. D. B. geflossen, und ein animus coelestis tadelt ihn desto heftiger und bitterer, weil ein terrae Filius ihn vielleicht zu unbedachtsam gelobt hatte.

Ausser dieser Bitterkeit, womit H. G. seinen Gegner bestreitet, bemerken wir mit Mißfallen einen gewissen prahlerischen und übermüthigen Ton, der einem Schriftsteller, sollte er auch als der Apologete einer ganzen Kirche auftreten, und mit einem Gegner von nicht so entschiedenen Verdiensten, als d. H. D. B. zu thun haben, niemals kleidet. Dahin gehören die Grossprechereyen, von den immer glücklich abgeschlagnen Stürmen, so auf die symbolischen Bücher geschehen, von der Feuerprobe, die sie ausgehalten u. d. m. Die symbolischen Bücher der lutherschen Kirche haben ja nicht mehr Stürme ausgehalten, als die Lehrvorschriften andrer Kirchpartheyen, und mit eben dem Rechte, womit die Lutheraner rühmen, diese Stürme abgeschlagen zu haben, können andre Kirchen sich gleiche Siege zuschreiben. Daß die lutherschen

symbolischen Bücher noch eine Richtschnur der Lehre sind, beweiset für ihre Wahrheit eben so wenig, als es für die Wahrheit der Schlüsse des trident. Conciliums beweiset, daß sie noch immer das Glaubensbuch der römischen Kirche sind. Wenn Lehrvorschriften, durch das Ansehen der Obrigkeit unterstützt, über Widersprecher siegen, so läßt sich von diesem Siege auf ihre Wahrheit und Richtigkeit kein Schluß machen, zumal wenn uns die Erfahrung lehret, daß alle diese Schriften zu der Unbeträchtlichkeit hinabsinken, die allen menschlichen Lehrbestimmungen in Vergleichung mit Gotteswort gebühret, und daß sie nur diejenige Achtung bey prüfenden Gottesgelehrten behalten, die eines jeden eigner Ueberzeugung von ihrer Uebereinstimmung mit Vernunft und Schrift proportionirt ist, so bald die Obrigkeit die symbolischen Bücher durch keine Zwanggesetze stützet und sie ihrem eignem Werthe überläßt. Da wir diese Erfahrung auch von den symbolischen Büchern der lutherschen Kirche haben, so ist es uns um so weniger erlaubt, wofern wir nicht allen übrigen Religionspartheyen ein gleiches Recht zugestehen wollen, das bisher behauptete Ansehen derselben als einen Beweis ihres innern Werthes anzuführen. Es verstehet sich von selbst, daß wir hirdurch den Werth derselben selbst nicht läugnen, wir entfernen nur einen zweydeutigen und untauglichen Beweis desselben.

Man erlaube uns noch einige allgemeine Anmerkungen über Hrn. G. Erinnerungen. Hr. G. ziehet in seine bittere Kritick, alle diejenigen Gottesgelehrten, die ihm der Heterodoxie verdächtig sind, oder mit denen er sonst nicht zufrieden ist. Das mag er thun. So wie diese Männer ihre Gedanken freymüthig vortragen, so müssen sie es auch ihm erlauben, daß er offenherzig von ihnen urtheilet. Allein wenn er sich

als-

alsdann berechtigt hält, sie zu verketzern, zu verdammen, und vor Gottes Gericht zu fordern, so sollte er sich doch billig scheuen, ihnen ganz widersinnige und ungereimte Dinge und Absichten aufzubürden. Dies thut er indessen, wenn er sie beschuldigt, daß sie gerne den Heydelbergischen und Rakauischen Catechismus statt des Lutherschen einführen, oder neue symb. Bücher verfertigen wollten. Dies letzte Vorhaben kann offenbar mit den Grundsätzen, warum er selbst diese Männer verketzert, nicht bestehen. Sie, die über den Zwang menschlicher Lehrbestimmungen klagen, insofern dadurch die freye Untersuchung der biblischen Wahrheit gehindert, und der weitere Anbau derselben gehemmet wird, sehen die unwiderrufliche Festsetzung irgend eines Lehrbegriffs, als höchst schädlich an, insonderheit wenn derselbe, nach Art aller bisher bekannten symb. Schriften, acroamatisch seyn, und Fragen, die in die gelehrte Theologie einschlagen, unwiderruflich entscheiden sollte. Wenn es zweifelhaft ist, ob sie oder ihre orthodoxern Vorfahren mehr Gelehrsamkeit und Einsicht haben sollten, so haben sie doch unstreitig diese auf richtige Erfahrung und Einsicht gegründete Bescheidenheit zum voraus, daß sie es sich nicht anmaßen, ewig geltende und alle künftige Forscher der Wahrheit präcludirende Aussprüche zu thun. Hr. Büsching erklärt sich freylich nicht deutlich genug, was er durch die nöthige, von Zeit zu Zeit vorzunehmende Veränderung und Berichtigung der symbol. Bücher verstehet; allein wir können dennoch nicht glauben, daß er wirklich neue verbesserte und mit eben dem verbindenden Ansehen festgesetzte symb. Bücher eingeführt haben wollte. Vermuthlich will er nur, daß man dem Gottesgelehrten die Freyheit lassen solle, die er sich selbst genommen hat, das was seiner Einsicht nach, in diesen Büchern unrichtig bestimmt, richtiger

tiger zu fassen, die Religionswahrheiten, ohne Rücksicht auf das festgesetzte System aus der Schrift zu suchen, und es denn der Zeit zu überlassen, ob sich die alten oder neuen Bestimmungen, als Wahrheit erhalten werden. Aber auch dies ist dem Hrn. G. ein höchst strafbares und wider göttliche und menschliche Rechte lauffendes Unternehmen. Und freylich, so lange er die symb. Schriften der L. K. für ganz vollkommen hält, kann er nicht anders als einem solchen Vorhaben sich widersetzen, aber widerlegen kann er einen anders denkenden nicht, denn dazu würde erfordert, daß er mit seinem Gegner wenigstens über einen gemeinschaftlichen Grundsatz sich vergliche. H. B. setzet als einen solchen diesen Ausspruch fest: alle Arten der menschlichen Erkenntniß kommen erst nach und nach zur größern, niemals aber zur völligen Vollkommenheit. H. G. gestehet den Grundsatz zu; wenn er aber die Anwendung desselben auf die Religionserkenntniß aus dem Grunde leugnet, weil diese nicht gleich andern Erkenntnissen, von der menschlichen Vernunft erfunden, oder durch Erfahrung, Uebung und durch den Lauf der Zeit entdeckt, bestätiget, und in ein größeres Licht gesetzt worden, so nimmt er entweder das, was er beweisen sollte, schon als bewiesen an, oder er verwechselt auch Dinge mit einander, die sehr verschieden sind, nemlich den in der heil. Schrift enthaltenen und von Gott geoffenbarten Lehrbegriff, mit dem Lehrbegriff, den Menschen, nach dem Maaß ihrer Geschicklichkeit die Schrift auszulegen, sich aus derselben bilden. Daß der erstere vollkommen sey, ist freylich unleugbar, aber daß der letztere unrichtig und mangelhaft seyn könne, und unter andern auch in dem Verhältnisse unrichtig und mangelhaft seyn müsse, als es den Schrifterklärern mehr oder weniger an den nöthigen Hülfsmitteln zur Aus-

legung mangelt, wie läßt sich dies leugnen? Will H. G. behaupten, daß der Religionsbegriff der Schrift, in derselben so deutlich vor Augen liege, daß kein redlicher Forscher der Wahrheit denselben verfehlen könne, so bald er nur die Schrift öfnet; so würde er selbst diesen so faßlichen Religionsbegriff nur auf die wenigen ersten und allgemeinsten Religionswahrheiten einschränken, nicht aber auf alle die gelehrten Lehrbestimmungen, so die symb. Bücher enthalten, ausdehnen wollen. Und wenn denn jene nur zur Seeligkeit nöthig und dabey so ausnehmend deutlich in der Schrift vorgetragen sind, wozu bedarf es alsdann noch überall symb. Bücher, etwa um Misdeutungen und vorsetzlichen Verdrehungen deutlicher Schriftstellen vorzubeugen? gerade als wenn die authentischen Erklärungen derselben, sie mögen in gemeiner oder wissentschaftlicher Sprache ausgedruckt seyn, nicht einer gleichen Misdeutung und Verdrehung ausgesetzt sind, und als wenn symb. Bücher, ein bewährtes Hülfsmittel gegen gewissenlose Unredlichkeit wären.

H. G. muß in der That beweisen, daß man jetzt nicht mehr Kenntnisse und Hülfsmittel zur Auslegung der h. S. hat, als vor zweyhundert Jahren, oder daß diese Ueberlegenheit unsrer Zeiten zur bessern Auslegung nichts helfe, oder auch, daß diese Vortheile neuerer Zeiten durch gewisse Nachtheile überwogen werden. Und es scheint wirklich, daß er, so hart und lieblos auch dieses Urtheil ist, behaupten wolle, daß alle diejenigen, die durch das hellere Licht der Philologie und Philosophie unsers Jahrhunderts geleitet, in ihren Schrifterklärungen, von den alten abweichen, meineydige, durch Eitelkeit und sträfliche Absichten getriebne Neulinge sind, denen es an Redlichkeit und folglich an dem Beystande Gottes bey ihren biblischen Untersuchungen mangelt. Kann er

aber

aber [redacted] diesem verdammenden allgemeinen Urtheil einen andern Grund haben, als diesen, daß diese Männer das nicht in der Schrift finden, was sie seiner Einsicht nach, wenn sie redlich zu Werk giengen, darinn finden müßten? Wenn er es aber voraussetzt, daß die ersten Erbauer des lutherschen Lehrgebäudes, in allen den Stücken, worinn ihnen von neuern widersprochen wird, Recht haben müssen, hat er denn wohl unpartheyisch diejenigen Nachtheile und der Wahrheit ungünstigere Umstände überlegt, worinn sie selbst und ihre nächstfolgende Nachsprecher, (wir wollen dies Wort hier in keinem übeln Sinne genommen haben,) vor eben diesen Neulingen und freyen Forschern sich befunden haben? Indessen ist es wahr, daß sich die ersten Bekenner nicht auf einmal von allen im Pabstthum eingesognen Vorurtheilen losmachten und nicht losmachen konnten, wahr, daß sie noch übertriebne Hochachtung für die Kirchenväter, die Conciliensprüche der ersten sogenannten rechtgläubigen Kirche und Jahrhunderte beybehielten, obgleich in diesen allen sehr viel Abergläubiges, Unvernünftiges und Unschriftmäßiges, und der erste Saame der in den finstern Jahrhunderten ausgebrüteten Verderbnisse schon anzutreffen war. — Ihre nächsten Nachfolger erbten diese Vorurtheile von ihnen, und dazu hatten sie noch das Vorurtheil des Ansehens ihrer Glaubensväter und deren Unfehlbarkeit. Diesem zufolge hielten sie die ihnen in den symb. Schriften überlieferte Sammlung von Lehrsätzen, für unverletzlich, wandten alle ihre natürliche und erworbne Geschicklichkeit an, diese Sätze in Ordnung zu bringen, sie zu entwickeln, zu verbinden und zu beweisen. Sie studirten die Schrift aber mit dem einem Auge auf die symb. Bücher, und so fanden sie immer Beweise für deren Sätze, wo die Systematiker andrer Partheyen Beweise für das Gegentheil zu entdecken

 glaub-

glaubten. Alle Schriftstellen, die denselben zu widersprechen schienen, waren ihnen dunkele, und alle die das System begünstigten, deutliche Stellen, und jene wurden aus und nach diesen erkläret. Ward ihnen ein scheinbarer Einwurf gemacht, so hielten sie in der redlichen Ueberzeugung, daß er bey allem Scheine dennoch unstatthaft seyn müsse, ihre Aufmerksamkeit von dem zu starkem Lichte ab, und suchten nur wie sie sich auf die eine oder andre Weise retten möchten. Um sich dies desto mehr zu erleichtern, trieben sie das principiis obsta, so weit als möglich, und bestritten auch ganz unschädliche Sätze, blos darum, weil sie von ihren Gegnern, oft durch sehr unrichtige Folgerungen gegen sie gebraucht wurden. Hiebey konnten diese Männer redlich nach ihrem Gewissen verfahren, sie konnten vorzügliche Gelehrsamkeit und Geistes Gaben besitzen, indessen mußten diese Vorurtheile, in so fern eine freye Untersuchung dadurch gehindert ward, ihren Fortgang in der Erkenntniß nothwendig hemmen. Zwar in dem Wege, den ihre Untersuchung genommen hatte, konnten sie sehr weit gehen, aber wenn dies nun unglücklicher Weise nicht der richtige war, so konnte sie unter diesen Umständen auch nichts von demselben auf die richtigere Straße zurück bringen. Will man dies leugnen, so muß man behaupten, daß bey einem jeden Anhänger eines überlieferten Systems, zu welcher Kirchenparthey er auch immer gehören mag, (denn was bisher gesagt ist, gilt von allen christlichen Partheyen) eine vernünftige gegründete Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Confeßion, vor aller Bekanntschaft mit derselben, von der frühesten Kindheit an, vorangegangen sey. — H. G. will zwar, daß man die Religionserkenntniß nicht aus den symb. Büchern, sondern aus der Schrift schöpfen und den Inhalt der letztern mit dem was man

in der Schrift gefunden vergleichen, und darnach prüfen soll. Die Regel ist ganz gut, nur daß sie nie befolgt ist und nie kann befolgt werden. In der That, wenn der Lehrling sich selbst überlassen, aus der Schrift seine Religionssätze sammlen könnte und müßte, so würde es ein erstaunliches Wunder seyn, daß er im Lutherthum immer nur den lutherschen, in der Reformirten Kirche immer nur den reformirten Lehrbegriff u. s. w. so ganz vollständig und ohne die geringste Abweichung entdecken sollte. Wie wäre es möglich, daß so viele gleich einsichtsvolle, gelehrte und redliche Männer von allen Kirchenpartheyen, bey ihrer Bemühung sich einen Religionsbegriff aus der Schrift zu bilden, gerade immer auf das System ihrer Kirche verfallen sollten? woraus anders als aus der Macht und dem unmerklichem Einflusse der Vorurtheile wird H. B. selbst es erklären, daß ein Bellarmin, ein Crell, ein Wolzogen, bey aller der aufrichtigen Hochachtung für die heil. Schrift, die er ihnen zugestehet, dennoch so viele Irrthümer in derselben finden, oder hinein bringen könnten. Und sollte nur bey dem Lutheraner, kein solches Vorurtheil wirken, nicht der frühe vor den Jahren der Unterscheidung und Prüfung empfangne und ganz dem Sinn der symb. Bücher gemäß eingerichtete Unterricht zum Vortheil derselben sein Urtheil bestimmen? Und kann er so unterrichtet, wie er unterrichtet wird, jemals mit einem freyen Geiste zur Prüfung der S. B. und zur unpartheyischen Vergleichung derselben mit der h. S. kommen? Sie haben, ehe er sie gekannt, ehe er jemals ihren Namen gehört, schon Besitz von seinem Kopfe und Herzen genommen. Man überlege aber ferner, wie viele Abschreckungen der Untersucher in seinen innern und äussern Umständen finden muß, das ja nicht zu genau zu prüfen, woran er ohne Verletzung seiner

Gemüthsruhe nicht zweifeln, was er nicht leugnen darf, ohne alle Früchte und Kosten seiner Erziehung aufzugeben, und sich Verlegenheiten, Kränkungen und Verfolgungen zuzuziehen. Man setze, daß ihm dann ein strenger Eifrer für die väterlichen Satzungen die äusserste Gefahr, seinem eignem verkehrten Urtheile zu folgen, und die hohe Verpflichtung seines Religionseydes mit donnernder Stimme vorhalte — man urtheile, wie frey wohl unter diesen Umständen, die Prüfung ausfallen könne, oder vielmehr wie wenig die Wahrheit mit ihren Gründen, unter dem lauten betäubenden Geschrey fremder Bestimmungsgründe bey Abfassung des Urtheils werde gehöret werden. Wird unter diesen Umständen zum Vortheil der Wahrheit entschieden, so geschicht es von ohngefehr, und der Richter kann zwar von der Zuträglichkeit, nicht aber von der Rechtmäßigkeit seines Spruchs, eine gegründete Ueberzeugung haben. —

Vermuthlich wird H. G. dies alles nicht zugestehen, sobald von dem Lutherschen System und dessen Prüfung die Rede ist, hingegen wird er gerne einräumen, daß Catholicken und Reformirte u. s. w. das helle Licht der Wahrheit darum nicht sehen, weil sie dasselbe durch die gefärbten Gläser ihrer Systeme beschauen. Die strengen Eiferer in der Römischen und Reformirten Kirche urtheilen aber von dem Lutheraner eben dasselbe. Ohne zu untersuchen, ob einer oder keiner von allen Recht habe, von den andern, nicht aber von sich selbst, so zu urtheilen, schließe ich nur daraus, daß diejenige Situation, die eine jede Kirchenparthey der abweichenden wünschet, und nöthig achtet, damit sie zur Erkenntniß der Wahrheit komme, und das was die Schrift saget, darinn finde, daß diese Situation wirklich die vortheilhafteste zur Erkenntniß der Wahrheit sey. Zwar ist man auch bey einer

freyen

freyen Untersuchung vor Irthümern nicht gesichert: auch der Richter, der mit eignen Augen siehet, und auf eigentliche Entscheidungsgründe siehet, kann fehlen, aber gewiß wird er weniger fehlen, als wenn er sich durch das Ansehen der Partheyen, oder durch die Betrachtung seines Nutzens einnehmen läßt. Bey allen den Irthümern, denen der Mensch bey eigner freyen Untersuchung unterworfen ist, bleibt sie doch das einzige Mittel, so wie alle Erkenntnisse, also auch die Religiöse zu vervollkommen. Diese Irthümer werden auch nur alsdann schädlich, wenn derjenige, der sie vorbringet, andre zur Annehmung derselben verpflichten will, oder sich zur Empfehlung derselben andrer, als eigentlicher Wahrheitsgründe bedienet, oder wenn er das unwissende Volk über solche Lehrsätze, deren Einsicht und Entscheidung dessen Fähigkeit übersteiget, zum Richter macht, und mit gelehrten und spitzfündigen Fragen die Gemeinde verwirret, oder wenn irgend ein gelehrtes Religionssystem so heilig und unverletzlich festgesetzt ist, daß alle weitere Untersuchungen, wofern sie nicht dasselbige in allen seinen Bestimmungen bestätigen, als Eingriffe in göttliche und menschliche Rechte angesehen werden. Wenn nichts von allen diesen statt findet, werden solche Irthümer keinen Schaden anrichten, sondern einer unpartheyischen und kühlen Prüfung überlassen, werden sie der Wahrheit weichen müssen, aber nicht eher, als bis sie ihr selbst nützlich geworden, zur Aufklärung, Berichtigung und Bestätigung derselben etwas beygetragen haben.

So dünkt uns, hätte H. G. auch die seiner Meynung nach, in den Büschingschen Anmerkungen befindlichen Irthümer ansehen, sie mit ruhigem, gesetzten Gemüthe prüfen und bestreiten sollen. Keiner andern, als eigentlicher Wahrheitsgründe hätte er sich

„Bücher gegründet haben, und durch deren Autorität „die Lehrer auf dieselben verpflichtet werden, auf diese „Art vor den Augen der Welt ins Angesicht schmä„het u. s. w.„ Der nahmenlose Zeitungsschreiber hatte nemlich gesagt: „Ein jeder wird aus den ge„sammleten, dem Hrn. D. eigenen Lehrmeynungen „ersehen, daß derselbe zu den Gottlob! immer mehr „anwachsenden Anzahl selbst denkenden Gottesge„lehrten gehöre, die von dem kindischen Vorurtheile „für die Untrüglichkeit des einmal angenommenen „Systems zurückgekommen sind.„ Großmüthig hätte, wie uns dünkt, H. G. dies unanständig ausgedrückte Urtheil verachten, nicht aber den Urheber desselben des Hochverraths zeihen sollen. Indessen ist von diesem seinem Eifer sehr vieles in die Erinnerungen gegen den H. D. B. geflossen, und ein animus coelestis tadelt ihn desto heftiger und bitterer, weil ein terrae Filius ihn vielleicht zu unbedachtsam gelobt hatte.

Ausser dieser Bitterkeit, womit H. G. seinen Gegner bestreitet, bemerken wir mit Mißfallen einen gewissen prahlerischen und übermüthigen Ton, der einem Schriftsteller, sollte er auch als der Apologete einer ganzen Kirche auftreten, und mit einem Gegner von nicht so entschiedenen Verdiensten, als d. H. D. B. zu thun haben, niemals kleidet. Dahin gehören die Grossprechereyen, von den immer glücklich abgeschlagenen Stürmen, so auf die symbolischen Bücher geschehen, von der Feuerprobe, die sie ausgehalten u. d. m. Die symbolischen Bücher der lutherschen Kirche haben ja nicht mehr Stürme ausgehalten, als die Lehrvorschriften andrer Kirchpartheyen, und mit eben dem Rechte, womit die Lutheraner rühmen, diese Stürme abgeschlagen zu haben, können andre Kirchen sich gleiche Siege zuschreiben. Daß die lutherschen sym-

symbolischen Bücher noch eine Richtschnur der Lehre sind, beweiset für ihre Wahrheit eben so wenig, als es für die Wahrheit der Schlüsse des trident. Conciliums beweiset, daß sie noch immer das Glaubensbuch der römischen Kirche sind. Wenn Lehrvorschriften, durch das Ansehen der Obrigkeit unterstützt, über Widersprecher siegen, so läßt sich von diesem Siege auf ihre Wahrheit und Richtigkeit kein Schluß machen, zumal wenn uns die Erfahrung lehret, daß alle diese Schriften zu der Unbeträchtlichkeit hinabsinken, die allen menschlichen Lehrbestimmungen in Vergleichung mit Gotteswort gebühret, und daß sie nur diejenige Achtung bey prüfenden Gottesgelehrten behalten, die eines jeden eigner Ueberzeugung von ihrer Uebereinstimmung mit Vernunft und Schrift proportionirt ist, so bald die Obrigkeit die symbolischen Bücher durch keine Zwanggesetze stützet und sie ihrem eignem Werthe überläßt. Da wir diese Erfahrung auch von den symbolischen Büchern der lutherschen Kirche haben, so ist es uns um so weniger erlaubt, wofern wir nicht allen übrigen Religionspartheyen ein gleiches Recht zugestehen wollen, das bisher behauptete Ansehen derselben als einen Beweis ihres innern Werthes anzuführen. Es verstehet sich von selbst, daß wir hiedurch den Werth derselben selbst nicht läugnen, wir entfernen nur einen zweydeutigen und untauglichen Beweis desselben.

Man erlaube uns noch einige allgemeine Anmerkungen über Hrn. G. Erinnerungen. Hr. G. ziehet in seine bittere Kritick, alle diejenigen Gottesgelehrten, die ihm der Heterodoxie verdächtig sind, oder mit denen er sonst nicht zufrieden ist. Das mag er thun. So wie diese Männer ihre Gedanken freymüthig vortragen, so müssen sie es auch ihm erlauben, daß er offenherzig von ihnen urtheilet. Allein wenn er sich

als-

alsdann berechtigt hält, sie zu verketzern, zu verdammen, und vor Gottes Gericht zu fordern, so sollte er sich doch billig scheuen, ihnen ganz widersinnige und ungereimte Dinge und Absichten aufzubürden. Dies thut er indessen, wenn er sie beschuldigt, daß sie gerne den Heydelbergischen und Rakauischen Catechismus statt des Lutherschen einführen, oder neue symb. Bücher verfertigen wollten. Dies letzte Vorhaben kann offenbar mit den Grundsätzen, warum er selbst diese Männer verketzert, nicht bestehen. Sie, die über den Zwang menschlicher Lehrbestimmungen klagen, insofern dadurch die freye Untersuchung der biblischen Wahrheit gehindert, und der weitere Anbau derselben gehemmet wird, sehen die unwiderrufliche Festsetzung irgend eines Lehrbegriffs, als höchst schädlich an, insonderheit wenn derselbe, nach Art aller bisher bekannten symb. Schriften, acroamatisch seyn, und Fragen, die in die gelehrte Theologie einschlagen, unwiderruflich entscheiden sollte. Wenn es zweifelhaft ist, ob sie oder ihre orthodoxern Vorfahren mehr Gelehrsamkeit und Einsicht haben sollten, so haben sie doch unstreitig diese auf richtige Erfahrung und Einsicht gegründete Bescheidenheit zum voraus, daß sie es sich nicht anmaßen, ewig geltende und alle künftige Forscher der Wahrheit präcludirende Aussprüche zu thun. Hr. Büsching erklärt sich freylich nicht deutlich genug, was er durch die nöthige, von Zeit zu Zeit vorzunehmende Veränderung und Berichtigung der symbol. Bücher verstehet; allein wir können dennoch nicht glauben, daß er wirklich neue verbesserte und mit eben dem verbindenden Ansehen festgesetzte symb. Bücher eingeführt haben wollte. Vermuthlich will er nur, daß man dem Gottesgelehrten die Freyheit lassen solle, die er sich selbst genommen hat, das was seiner Einsicht nach, in diesen Büchern unrichtig bestimmt, rich-

tiger

tiger zu fassen, die Religionswahrheiten, ohne Rücksicht auf das festgesetzte System aus der Schrift zu suchen, und es denn der Zeit zu überlassen, ob sich die alten oder neuen Bestimmungen, als Wahrheit erhalten werden. Aber auch dies ist dem Hrn. G. ein höchst strafbares und wider göttliche und menschliche Rechte lauffendes Unternehmen. Und freylich, so lange er die symb. Schriften der L. K. für ganz vollkommen hält, kann er nicht anders als einem solchen Vorhaben sich widersetzen, aber widerlegen kann er einen anders denkenden nicht, denn dazu würde erfordert, daß er mit seinem Gegner wenigstens über einen gemeinschäftlichen Grundsatz sich vergliche. H. B. setzet als einen solchen diesen Ausspruch fest: alle Arten der menschlichen Erkenntniß kommen erst nach und nach zur größern, niemals aber zur völligen Vollkommenheit. H. G. gestehet den Grundsatz zu; wenn er aber die Anwendung desselben auf die Religionserkenntniß aus dem Grunde leugnet, weil diese nicht gleich andern Erkenntnissen, von der menschlichen Vernunft erfunden, oder durch Erfahrung, Uebung und durch den Lauf der Zeit entdeckt, bestätiget, und in ein größeres Licht gesetzt worden, so nimmt er entweder das, was er beweisen sollte, schon als bewiesen an, oder er verwechselt auch Dinge mit einander, die sehr verschieden sind, nemlich den in der heil. Schrift enthaltenen und von Gott geoffenbarten Lehrbegriff, mit dem Lehrbegriff, den Menschen, nach dem Maaß ihrer Geschicklichkeit die Schrift auszulegen, sich aus derselben bilden. Daß der erstere vollkommen sey, ist freylich unleugbar, aber daß der letztere unrichtig und mangelhaft seyn könne, und unter andern auch in dem Verhältnisse unrichtig und mangelhaft seyn müsse, als es den Schrifterklärern mehr oder weniger an den nöthigen Hülfsmitteln zur Aus-

 legung

legung mangelt, wie läßt sich dies leugnen? Will H. G. behaupten, daß der Religionsbegriff der Schrift, in derselben so deutlich vor Augen liege, daß kein redlicher Forscher der Wahrheit denselben verfehlen könne, so bald er nur die Schrift öfnet; so würde er selbst diesen so faßlichen Religionsbegriff nur auf die wenigen ersten und allgemeinsten Religionswahrheiten einschränken, nicht aber auf alle die gelehrten Lehrbestimmungen, so die symb. Bücher enthalten, ausdehnen wollen. Und wenn denn jene nur zur Seeligkeit nöthig und dabey so ausnehmend deutlich in der Schrift vorgetragen sind, wozu bedarf es alsdann noch überall symb. Bücher, etwa um Misdeutungen und vorsetzlichen Verdrehungen deutlicher Schriftstellen vorzubeugen? gerade als wenn die authentischen Erklärungen derselben, sie mögen in gemeiner oder wissenschaftlicher Sprache ausgedruckt seyn, nicht einer gleichen Misdeutung und Verdrehung ausgesetzt sind, und als wenn symb. Bücher, ein bewährtes Hülfsmittel gegen gewissenlose Unredlichkeit wären.

H. G. muß in der That beweisen, daß man jetzt nicht mehr Kenntnisse und Hülfsmittel zur Auslegung der h. S. hat, als vor zweyhundert Jahren, oder daß diese Ueberlegenheit unsrer Zeiten zur bessern Auslegung nichts helfe, oder auch, daß diese Vortheile neuerer Zeiten durch gewisse Nachtheile überwogen werden. Und es scheint wirklich, daß er, so hart und lieblos auch dieses Urtheil ist, behaupten wolle, daß alle diejenigen, die durch das hellere Licht der Philologie und Philosophie unsers Jahrhunderts geleitet, in ihren Schrifterklärungen, von den alten abweichen, meineydige, durch Eitelkeit und sträfliche Absichten getriebne Neulinge sind, denen es an Redlichkeit und folglich an dem Beystande Gottes bey ihren biblischen Untersuchungen mangelt. Kann er

aber

aber [illegible] diesem verdammenden allgemeinen Urtheil einen andern Grund haben, als diesen, daß diese Männer das nicht in der Schrift finden, was sie seiner Einsicht nach, wenn sie redlich zu Werk giengen, darinn finden müßten? Wenn er es aber voraussetzt, daß die ersten Erbauer des lutherschen Lehrgebäudes, in allen den Stücken, worinn ihnen von neuern widersprochen wird, Recht haben müssen, hat er denn wohl unpartheyisch diejenigen Nachtheile und der Wahrheit ungünstigere Umstände überlegt, worinn sie selbst und ihre nächstfolgende Nachsprecher, (wir wollen dies Wort hier in keinem übeln Sinne genommen haben,) vor eben diesen Neulingen und freyen Forschern sich befunden haben? Indessen ist es wahr, daß sich die ersten Bekenner nicht auf einmal von allen im Pabstthum eingesognen Vorurtheilen losmachten und nicht losmachen konnten, wahr, daß sie noch übertriebne Hochachtung für die Kirchenväter, die Conciliensprüche der ersten sogenannten rechtgläubigen Kirche und Jahrhunderte beybehielten, obgleich in diesen allen sehr viel Abergläubiges, Unvernünftiges und Unschriftmäßiges, und der erste Saame der in den finstern Jahrhunderten ausgebrüteten Verderbnisse schon anzutreffen war. — Ihre nächsten Nachfolger erbten diese Vorurtheile von ihnen, und dazu hatten sie noch das Vorurtheil des Ansehens ihrer Glaubensväter und deren Unfehlbarkeit. Diesem zufolge hielten sie die ihnen in den symb. Schriften überlieferte Sammlung von Lehrsätzen, für unverletzlich, wandten alle ihre natürliche und erworbne Geschicklichkeit an, diese Sätze in Ordnung zu bringen, sie zu entwickeln, zu verbinden und zu beweisen. Sie studirten die Schrift aber mit dem einem Auge auf die symb. Bücher, und so fanden sie immer Beweise für deren Sätze, wo die Systematiker andrer Partheyen Beweise für das Gegentheil zu entdecken

 glaub-

glaubten. Alle Schriftstellen, die denselben zu widersprechen schienen, waren ihnen dunkele, und alle die das System begünstigten, deutliche Stellen, und jene wurden aus und nach diesen erkläret. Ward ihnen ein scheinbarer Einwurf gemacht, so hielten sie in der redlichen Ueberzeugung, daß er bey allem Scheine dennoch unstatthaft seyn müsse, ihre Aufmerksamkeit von dem zu starkem Lichte ab, und suchten nur wie sie sich auf die eine oder andre Weise retten möchten. Um sich dies desto mehr zu erleichtern, trieben sie das principiis obsta, so weit als möglich, und bestritten auch ganz unschädliche Sätze, blos darum, weil sie von ihren Gegnern, oft durch sehr unrichtige Folgerungen gegen sie gebraucht wurden. Hiebey konnten diese Männer redlich nach ihrem Gewissen verfahren, sie konnten vorzügliche Gelehrsamkeit und Geistes Gaben besitzen, indessen mußten diese Vorurtheile, in so fern eine freye Untersuchung dadurch gehindert ward, ihren Fortgang in der Erkenntniß nothwendig hemmen. Zwar in dem Wege, den ihre Untersuchung genommen hatte, konnten sie sehr weit gehen, aber wenn dies nun unglücklicher Weise nicht der richtige war, so konnte sie unter diesen Umständen auch nichts von demselben auf die richtigere Straße zurück bringen. Will man dies leugnen, so muß man behaupten, daß bey einem jeden Anhänger eines überlieferten Systems, zu welcher Kirchenparthey er auch immer gehören mag, (denn was bisher gesagt ist, gilt von allen christlichen Partheyen) eine vernünftige gegründete Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Confeßion, vor aller Bekanntschaft mit derselben, von der frühesten Kindheit an, vorangegangen sey. — H. G. will zwar, daß man die Religionserkenntniß nicht aus den symb. Büchern, sondern aus der Schrift schöpfen und den Inhalt der letztern mit dem was man

in

in der Schrift gefunden vergleichen, und darnach prüfen soll. Die Regel ist ganz gut, nur daß sie nie befolgt ist und nie kann befolgt werden. In der That, wenn der Lehrling sich selbst überlassen, aus der Schrift seine Religionssätze sammlen könnte und müßte, so würde es ein erstaunliches Wunder seyn, daß er im Lutherthum immer nur den lutherschen, in der Reformirten Kirche immer nur den reformirten Lehrbegriff u. s. w. so ganz vollständig und ohne die geringste Abweichung entdecken sollte. Wie wäre es möglich, daß so viele gleich einsichtsvolle, gelehrte und redliche Männer von allen Kirchenpartheyen, bey ihrer Bemühung sich einen Religionsbegriff aus der Schrift zu bilden, gerade immer auf das System ihrer Kirche verfallen sollten? woraus anders als aus der Macht und dem unmerklichem Einflusse der Vorurtheile wird H. B. selbst es erklären, daß ein Bellarmin, ein Crell, ein Wolzogen, bey aller der aufrichtigen Hochachtung für die heil. Schrift, die er ihnen zugestehet, dennoch so viele Irrthümer in derselben finden, oder hinein bringen könnten. Und sollte nur bey dem Lutheraner, kein solches Vorurtheil wirken, nicht der frühe vor den Jahren der Unterscheidung und Prüfung empfangne und ganz dem Sinn der symb. Bücher gemäß eingerichtete Unterricht zum Vortheil derselben sein Urtheil bestimmen? Und kann er so unterrichtet, wie er unterrichtet wird, jemals mit einem freyen Geiste zur Prüfung der S. B. und zur unpartheyischen Vergleichung derselben mit der h. S. kommen? Sie haben, ehe er sie gekannt, ehe er jemals ihren Namen gehört, schon Besitz von seinem Kopfe und Herzen genommen. Man überlege aber ferner, wie viele Abschreckungen der Untersucher in seinen innern und äussern Umständen finden muß, das ja nicht zu genau zu prüfen, woran er ohne Verletzung seiner

Gemüthsruhe nicht zweifeln, was er nicht leugnen darf, ohne alle Früchte und Kosten seiner Erziehung aufzugeben, und sich Verlegenheiten, Kränkungen und Verfolgungen zuzuziehen. Man setze, daß ihm dann ein strenger Eifrer für die väterlichen Satzungen die äusserste Gefahr, seinem eignem verkehrten Urtheile zu folgen, und die hohe Verpflichtung seines Religionseydes mit donnernder Stimme vorhalte — man urtheile, wie frey wohl unter diesen Umständen, die Prüfung ausfallen könne, oder vielmehr wie wenig die Wahrheit mit ihren Gründen, unter dem lauten betäubenden Geschrey fremder Bestimmungsgründe bey Abfassung des Urtheils werde gehöret werden. Wird unter diesen Umständen zum Vortheil der Wahrheit entschieden, so geschicht es von ohngefehr, und der Richter kann zwar von der Zuträglichkeit, nicht aber von der Rechtmäßigkeit seines Spruchs, eine gegründete Ueberzeugung haben. —

Vermuthlich wird H. G. dies alles nicht zugestehen, sobald von dem Lutherschen System und dessen Prüfung die Rede ist, hingegen wird er gerne einräumen, daß Catholicken und Reformirte u. s. w. das helle Licht der Wahrheit darum nicht sehen, weil sie dasselbe durch die gefärbten Gläser ihrer Systeme beschauen. Die strengen Eiferer in der Römischen und Reformirten Kirche urtheilen aber von dem Lutheraner eben dasselbe. Ohne zu untersuchen, ob einer oder keiner von allen Recht habe, von den andern, nicht aber von sich selbst, so zu urtheilen, schließe ich nur daraus, daß diejenige Situation, die eine jede Kirchenparthey der abweichenden wünschet, und nöthig achtet, damit sie zur Erkenntniß der Wahrheit komme, und das was die Schrift saget, darinn finde, daß diese Situation wirklich die vortheilhafteste zur Erkenntniß der Wahrheit sey. Zwar ist man auch bey einer

freyen Untersuchung vor Irthümern nicht gesichert: auch der Richter, der mit eignen Augen siehet, und auf eigentliche Entscheidungsgründe siehet, kann fehlen, aber gewiß wird er weniger fehlen, als wenn er sich durch das Ansehen der Partheyen, oder durch die Betrachtung seines Nutzens einnehmen läßt. Bey allen den Irthümern, denen der Mensch bey eigner freyen Untersuchung unterworfen ist, bleibt sie doch das einzige Mittel, so wie alle Erkenntnisse, also auch die Religiöse zu vervollkommen. Diese Irthümer werden auch nur alsdann schädlich, wenn derjenige, der sie vorbringet, andre zur Annehmung derselben verpflichten will, oder sich zur Empfehlung derselben andrer, als eigentlicher Wahrheitsgründe bedienet, oder wenn er das unwissende Volk über solche Lehrsätze, deren Einsicht und Entscheidung dessen Fähigkeit übersteiget, zum Richter macht, und mit gelehrten und spitzfündigen Fragen die Gemeinde verwirret, oder wenn irgend ein gelehrtes Religionssystem so heilig und unverletzlich festgesetzt ist, daß alle weitere Untersuchungen, wofern sie nicht dasselbige in allen seinen Bestimmungen bestätigen, als Eingriffe in göttliche und menschliche Rechte angesehen werden. Wenn nichts von allen diesen statt findet, werden solche Irthümer keinen Schaden anrichten, sondern einer unpartheyischen und kühlen Prüfung überlassen, werden sie der Wahrheit weichen müssen, aber nicht eher, als bis sie ihr selbst nützlich geworden, zur Aufklärung, Berichtigung und Bestätigung derselben etwas beygetragen haben.

So dünkt uns, hätte H. G. auch die seiner Meynung nach, in den Büschingschen Anmerkungen befindlichen Irthümer ansehen, sie mit ruhigem, gesetzten Gemüthe prüfen und bestreiten sollen. Keiner andern, als eigentlicher Wahrheitsgründe hätte er sich

 hie-

hiebey erlauben sollen. Dann würden seine oft richtigen und treffenden Erinnerungen bey Unpartheyischen mehr Eingang gefunden haben. Auf eine gewisse Art von Lesern können seine declamatorische Beweise, und die ganz fremden Betrachtungen vom Religionseyde, vom Westphälischen Frieden, von Landesconstitutionen u. d. g. Eindruck machen; aber bey denen, die es wissen, daß der Irthum sich hiedurch eben so gut vertheydigen läßt, als die Wahrheit, thut es ihm gewiß Schaden, daß er der Wahrheit so ganz untaugliche Waffen leihet. Er macht ihnen den Weg, worauf er selbst zu einer so unüberwindlichen Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit der symb. Bücher gelanget, verdächtig und veranlaßt die nicht ungegründete Vermuthung, daß er selbst unter einem Gewissenszwange stehe, und es nöthig finde, ihn andern, um sie zu seiner Meynung zu bringen, aufzulegen. — Bey dieser Gelegenheit müssen wir noch einer besondern Retorsion des Hrn. G. gedenken. Er ists müde, sich und seiner Parthey immer die Beförderung des Gewissenzwangs vorwerfen zu lassen. Er ist auf den Einfall gerathen, diesen Vorwurf seinen Gegnern, das ist allen Freunden und Vertheydigern der wahren protestantischen Grundsätze zurück zuschieben. Sie sollen nemlich seinem Vorgeben nach, wenn sie ihren Gemeinden abweichende Lehren vortragen, und dennoch ihr Lehramt behalten, eines gar abscheulichen Gewissenzwanges sich schuldig machen. Wie aber? wenn sie aufrichtig anzeigen, wie und warum sie abweichen, die Gemeinden auffordern, ihren Vortrag aus Gottes Wort zu beurtheilen, und die Gemeinde ist damit zufrieden, will sie nicht missen; ist es alsdann noch Gewissenszwang, daß sie Lehrer solcher Gemeinden bleiben? Wenn jemand mit gutem Willen und durch Gründe zu einer Lehrmeynung, sollte sie auch ein Irthum

thum seyn aber weder von ihm, noch seinem Lehrer dafür gehalten werden, überredet wird, so soll dies ein Gewissenszwang seyn? Wie widersinnig! H. G. darf doch nicht, wofern er nicht eine petitionem principii begehen und mit Worten spielen will, voraussetzen, daß eine jede solche Neuerung nothwendig ein Irthum seyn, ja was noch wunderbarer ist, von dem Lehrer selbst, der sie nach seiner Einsicht als wahr vorträgt, nach seinem Gewissen für falsch gehalten und unterdrückt werden müsse. Sollte aber ein abweichender Lehrer der reinern Gemeinde wider ihren Willen aufgedrungen werden, so könnte dies eher ein Gewissenszwang genannt werden, wiewol doch ein solcher Lehrer niemanden zur Annehmung seiner Lehrsätze zwingt, und derjenige, der ihn für einen Irlehrer hält, am wenigsten in Gefahr ist, von ihm verführt zu werden, und immer die Freyheit hat, sich zu einem reinerm Lehrer zu halten.

Wenn wir auch nicht schon zu weitläuftig gewesen wären und des Raums schonen müßten, so würden wir es doch mit diesen allgemeinen Anmerkungen bewenden lassen, ohne über die Lehrsätze, die H. G. gegen den Hr. D. B. vertheydigt, und über seine Vertheydigung derselben zu urtheilen. Wir wollen vielmehr, so weit es thunlich ist, die weise Vorsichtigkeit desselben nachahmen, (denn ein eignes Buch über diese Streitigkeit zu schreiben, dazu haben wir keinen Beruf und es würde sich auch der Mühe nicht verlohnen) und weil wir in einer Recension nicht alles, wenigstens nicht genug, sagen können, lieber gar nichts sagen.

Eben da wir dieses geschrieben haben, erhalten wir:

D. Anton Fr. Büschings, Königl. Preußl. O. C. R. ꝛc. allgemeine Anmerkungen über die symbol. Schriften der evangelisch-lutherischen Kirche und besondere Erläuterungen der Augsburgischen Confeßion. Zwote, verbesserte und vermehrte Ausgabe. Hamburg, verlegts von Buchenröder und Ritter, 1771. 8. 189 Seiten.

Diese Ausgabe unterscheidet sich von der ersten durch einige ganz kürze Zusätze oder kleine Veränderungen, welche der V. hie und da, wo er eine nähere Erläuterung seiner Gedanken nöthig fand, eingeschaltet hat. Hauptsächlich scheint es ihm um die Bestätigung seines ganz richtigen Urtheils von der *Formula Concordiae* zu thun gewesen zu seyn. Und dann findet sich bey dieser Ausgabe ein Anhang, aus folgenden drey Stücken bestehend. 1. Das Schreiben eines ungenannten Gottesgelehrten zur Antwort an einen seiner Freunde über die Frage: Ob eine Kirche oder Religionspartheу, die christlich heißen will, das Recht habe, ihre Glieder und besonders ihre Lehrer, noch ausser der heiligen Schrift auf symbolische Bücher zu verpflichten; und diejenigen, die ihr Glaubensbekenntniß und ihren Lehrvortrag nicht darnach einrichten, von ihrer Kirchengemeinschaft auszuschließen? Sie wird, wie leicht zu erachten, mit Nein beantwortet. 2. Der Doktoreyd der theologischen Facultät zu Göttingen, in welchem nur veritates sacrae ad salutem aeternam necessariae, e *sola scriptura sacra* in tribus symbolis oecumenicis *repetitae* beschworen werden. 3. Ein Auszug aus dem gedruckten Formular der Vocationen für die Prediger auf Königl. Pfarren in der Churmark

Bran-

Brandenburg, wie sie das Königl. Oberconsistorium ertheilet. Es wird darinn, wie wir sehen, doch noch immer der Gebrauch des Catechismus Lutheri beym Unterricht der Jugend ausdrücklich vorgeschrieben, obgleich Hr. B. urtheilt, „daß Luther, wenn er itzt „wieder aufstünde, es der Kirche, die sich nach ihm „nennen läßt, verdenken würde, daß sie aus übertrie„bener Anhänglichkeit an ihn, ihren Kindern noch im„mer seinen kleinen Catechismum, als das erste Buch, „aus welchem sie die christliche Lehre erlernen soll, „in die Hände giebt.„ Wir halten es auch dafür, glauben aber, daß Hr. G. diesen Umstand wider den V. brauchen und sagen wird: Wie kann Hr. B. Luthers Catechismus als mangelhaft und unvollkommen für unsre Zeiten erklären, da ein Landescollegium, von dem er selbst ein Mitglied ist, gleichwohl den Predigern der Churmark rechtskräftig anbefiehlt, die Jugend nach demselben zu unterrichten? Wenn das K. O. C. eben so davon urtheilte, würde ja das wohl nicht geschehen.

Wir wollen nur noch anzeigen, daß die Besitzer der ersten Ausgabe die neuen Zusätze auch unter folgendem Titel:

D. A. F. Büschings Zusätze und Veränderungen zu und in seinen Anmerkungen über die symbol. Schriften der evangel. luther. Kirche. Zum Nutzen der Besitzer der ersten Ausgabe ꝛc. 1771. 8. 48 Seiten.

besonders haben können.

Kl.

XXVII.

Historia juris Cimbrici, speciatim Slesuicensis et Holsatici, primis lineis consignata a *Io. Guil. Gadendam*, D. Caesar. Celsitud. (Russ.) a consil. justit. juris antecess. (in acad. Kilon.) Hamburgi sumt. Berthii, 1770. 8. 14½ Bog.

Ohnerachtet das gemeine deutsche Privatrecht durch die Bemühungen so vieler Männer, vom Beyer an, bis zu dem großen Göttingischen Rechtsgelehrten, den Herrn v. Selchow, zu unsern Zeiten sehr empor gebracht und von den Mißbräuchen fremder Rechte gereiniget ist: so ist dennoch kein Zweifel, daß es um die Hälfte gewinnen würde, wenn gelehrte und erfahrne Männer sich mehr, als bisher geschehen, an die Cultur einzelner Provincialrechte wagten. Ein für die einheimischen Rechte patriotischer Wunsch, welchen man täglich hört und der auch vorzüglich die Herzogthümer Schleßwig und Holstein, das ursprüngliche Vaterland der alten Friesen und Sachsen, trift. Die Arbeit des gelehrten Herrn Verfassers, welcher uns eine Rechtsgeschichte dieser Herzogthümer liefert, verdienet daher besonders Lob. Nur wäre zu wünschen, daß er auf den Schultern seiner Vorgänger, eines Lackmanns, von Cronhelms, Dreyers und anderer höher zu steigen sich bemühet, die Quellen, welche jene gezeigt, mehr gebraucht, ihre Sätze näher geprüft und kurz, eine weitere Bahn gebrochen hätte. Der Leser wird hier keinen Auszug erwarten, Wir wollen nur den Hauptplan vorlegen. Die **erste Section** enthält die Geschichte des Schleßwigischen Rechts. Hier wird 1) von dem Jütischen Lowbuche gehandelt, welches Uffo, Erzbischof

bischof zu Lunden und Gunnarus, Bischof zu Wiburg, in dänischer Sprache entworfen und König Woldemar von Dännemark auf dem Reichstage zu Werdingburg 1240. promulgirt hat. Der Wiburgische Bischof Canut hat davon am Ende des 15ten Jahrhunderts eine lateinische, Blasius Eckenberger eine sehr genaue niedersächsische, welche gesetzliches Ansehen erhalten hat, und Erich Krabba 1557. eine hochdeutsche Uebersetzung geliefert. Das Ansehen dieses Gesetzbuchs war vormals in Norden sehr ausgebreitet, bis es unter K. Christian V. durch den Cod. leg. Dan. 1683. auf das Herzogthum Schleßwig eingeschränkt wurde. Hierauf werden die Quellen des Lowbuchs angezeigt. Es begreift die innländischen Gewohnheitsregeln, welche mit den sächsischen vieles gemein haben. Der Sachsenspiegel kommt daher mit selbigem in manchen Stellen überein, ohne daß man sagen kann, daß dieses aus jenem, oder jener aus diesem geschöpft sey. Vom Canonischen Rechte hat es viele Spuren, aus dem Römischen Rechte aber soll nach der Westphalschen Meynung, welche der Herr V. annimmt, gar nichts entlehnt seyn. Unter die Ausleger gehört Peter Resen, Eckenberger, Joach. Bluting und einigermaßen auch Christian Osterson (vielleicht Christian Osterson Weylle.) Blutings Glosse, welche die Erklärung sogleich aus dem römischen Rechte hernimmt, wird getadelt. Es ist verschiedentlich und zuletzt zu Flensburg 1717. edirt und durch verschiedene königlich-dänische Verordnungen in einigen Stellen abgeändert worden. Am Ende wird eines flensburgischen Manuscripts erwehnt, welches der Hr. V. der Promulgation sehr nahe setzt, und aus selbigem eine Stelle im Abdruck beyfügt. Sodann wird 2) ohne weitere Abtheilung die Geschichte des frisischen Rechts in Jütland, welches

ches 1426. schriftlich verfaßt und in den Jahren 1512. 1551. durch 29. neue Artickel vermehrt worden, 3) die Geschichte des 1572. vom Herzog Johann dem ältern confirmirten und 1670. durch Anton Heinrich wiederhergestellten Nordstrandischen Rechts, 4) des Rechts derer im Tunderischen Distrikte belegenen 4. friesischen Hirden, 5) des 1426. abgefaßten und 1591. durch Herzog Johann Adolph reformirten Eyderstädtischen und 6) des Stachelholmischen Rechts von 1623. erzählt, und diesem werden 7) die Rechte der Schleßwigischen Inseln und Städte, von welchen letztern Tundern und Bury auf Femarn Lübischen Rechtens sind, beygefügt. In der **zweyten Section** wird die Geschichte des Holsteinischen Rechts vorgetragen. Das Sachsenrecht hat in Holstein seinen Ursprung. Unter die Sächsischen Gebräuche gehört vorzüglich die Art der Untergerichte, das sogenannte Ding und Recht. Johann Fuchs hat die vormals heilig und geheim gehaltene Gerichtsformuln unter dem Titel: das Holsten Landrecht 1649. zuerst edirt und Gottfr. Lehmann hat sie 1735. mit Anmerkungen herausgegeben. Selbige kommen mit dem Sächsischen Richtsteig sehr überein. Der in spätern Zeiten verfertigte Sachsenspiegel ist in Holstein 1522. und 1573. von dem Landesherrn ausdrücklich confirmirt worden. In dem eigentlichen Holstein gilt der Text des Sachsenspiegels; Die Glosse hat keine Autorität. Dithmarsen scheint das sächsische Ding und Recht nicht gehabt zu haben. Das alte Dithmarsische Landrecht ist 1447. abgefaßt. Das neuere Recht, welches die Dithmarsen 1567. von ihren Landesherrn bekommen haben, hat viel Römisches und wo es aufhört, tritt das Sächsische und Römische Recht ein. In Stormarn beobachtet die Herrschaft Pinneberg die von ihren ehemaligen Landesherrn

1639.

1639. ihnen vorgeschriebene Holstein-Schaumburgische Gerichtsordnung, welche das sächsische Gewohnheitsrecht billigt, den Sachsenspiegel verwirft und das römische Recht bestätigt. Die Wagrier, welche slavischen Ursprungs sind, haben das sächsische Ding und Recht niemals gehabt. Bey den Bauern gilt das Sachsenrecht hin und wieder, bey dem Adel aber ist es durchgängig im Gebrauch. Das Stift Lübeck hat seine landesherrliche Verordnungen und nach selbigen tritt sogleich das römische Recht ein. Die Holsteinischen Städte insbesondere haben das lübische Recht angenommen. Die **dritte Section** handelt von denen, beyden Herzogthümern Schleßwig und Holstein gemeinen, Rechten. Prälaten und die Ritterschaft in beyden Herzogthümern, stehen unter gemeinschaftlicher königlicher und herzoglicher Gerichtbarkeit, um deren Ursprung der Hr. V. sich weiter nicht bekümmert. Genug, daß ihrer zuerst im Vertrage zwischen König Christian II. und Herzog Friedrich I. zu Bordisholm 1522. Erwehnung geschiehet. Der flensburgische Receß von 1564. hat dem gemeinschaftlichen Gerichte zuerst eine Ordnung vorgeschrieben, bis 1573. die erste Landgerichtsordnung und 1636. unter König Christian IV. und Herzog Friedrich III. die revidirte Landgerichtsordnung promulgirt ist. Zuletzt wird der 1636. ergangenen gemeinschaftlichen Policeyverordnung erwehnt. Wider alle Erwartung hat der Hr. V. das peinliche Recht, das Kriegsrecht, das berüchtigte holsteinische Einlager, die alten häraldischen Rechte, die Hollischen Rechte, das einheimische und sächsische Lehnrecht, insbesondere bey den lehnbaren holsteinischen Vesthengütern, das Seerecht u. s. w. gänzlich übergangen. Der Geschichte ist eine Dissertation de forma antiqua civitatum Juticae et Saxonicae vorausgeschickt.

XXVIII.

Joh. Fried. Hansens, Ober- und Landgerichtsadvokaten im Herzogthum Schleßwig, wie auch Bürgermeisters und Stadtsekretairs zu Sonderburg, vollständigere Staatsbeschreibung des Herzogthums Schleßwig. Flensburg, bey Joh. Christoph Korte, 1770. 2 Alph. 8 Bogen gr. 8.

Wenige Provinzen erhalten aus so geschickten Händen ihre mit Fleiß ausgearbeiteten besondern Beschreibungen, als das Herzogthum Schleßwig aufzuweisen hat. Die erste Veranlassung und Unterstützung zu diesem Unternehmen ist dem großen dänischen Monarchen Christian IV. zuzuschreiben, welcher einem fleißigen und geschickten Meßkünstler aus Husum, Joh. Meyer auftrug, von den beyden Fürstenthümern Schleßwig und Holstein nicht nur, sondern auch von ganz Dänemark Charten aufzunehmen. Er fieng im Jahr 1638. seine Arbeit an, und brachte mit den Ausmessungen der beyden Fürstenthümer zehn Jahre zu. Mittlerweile starb der hohe Beförderer dieses Unternehmens, der König Christian IV. den 28ten Febr. 1648. und die Ausführung desselben in Ansehung Dänemarks gerieth ins Stecken. Mit Joh. Meyer hatte sich indessen der D. Caspar Danckwerth dahin vereiniget, daß dieser letztere die Landesbeschreibung zu den fertig gewordenen Charten von Schleßwig und Holstein zu entwerfen, übernahm. Daraus ist endlich die ausführliche Beschreibung dieser Provinzen erwachsen, welche im Jahr 1652. in groß Folio ans Licht trat, und

und dem Könige Friedrich III. und dem Herzoge von Holstein Friedrich IV. von beyden Verfassern gewidmet ist.

Der erste geographische Versuch des Herrn D. und Oberconsistorialraths Büsching war eine 1752. in 8. ans Licht getretene kurzgefaßte Staatsbeschreibung der Herzogthümer Holstein und Schleßwig, wobey er die Dankwerthische Beschreibung zum Grunde legte, und sein großes Vorhaben, eine ganz neue Erdbeschreibung auszuarbeiten, zuerst bekannt machte. Dienstfertige Männer unterstützten ihn jetzt von allen Seiten mit Nachrichten, und er sahe ein, daß er nicht den alten Dankwerthischen, sondern einen neuen Grund hätte legen sollen, weil sich seit Dankwerths Zeit die politische Verfassung dieser Länder sehr geändert habe. Er veränderte also seinen Plan. Die Beschreibung von Schleßwig wurde dadurch zwar kürzer als sie in dem ersten Versuche war, allein merklich vollkommener; und so wurde sie der ersten Ausgabe des ersten Theils der Erdbeschreibung einverleibet. Um die Beschreibung von Schleßwig aber noch vollständiger und richtiger zu machen, schickte er die Bogen der Erdbeschreibung, die von diesem Herzogthum handelten, in die vornehmsten Städte desselben an gelehrte und dienstfertige Männer, und dadurch brachte er so viele gute Nachrichten zusammen, daß er darauf denken konnte, von demselben eine besondere Beschreibung drucken zu lassen. Weil er aber um eben die Zeit nach Göttingen als Professor berufen wurde, und nun bey vielen andern Geschäften nicht so bald an die völlige Ausarbeitung dieser besondern Staatsbeschreibung denken konnte: so überließ er die Ausführung seines Vorhabens Herrn Joh. Fried. Hansen, damaligen Rechtsgelehrten und Sachwalter in seiner Vaterstadt Flensburg, und über-

schickte ihm alle seine gesammleten Nachrichten. Sie konnten in keine bessere Hände gerathen als des Hrn. Hansens, welcher dem Hrn. B. die mehresten und erheblichsten Nachrichten selbst geliefert hatte, und zu dieser Arbeit aus eigenem Trieb sehr aufgeleget war. Als der Hr. H. sie in Ordnung gebracht und dem Hrn. B. wieder zugeschickt hatte, fand selbiger diese Arbeit so wohl gerathen, daß er sie ganz unverändert der Königl. dänischen deutschen Kanzley zur Prüfung übergab, deren hohe Genehmigung auch mit einigen Veränderungen bald erfolgte. So trat diese Hansensche Staatsbeschreibung von Schleßwig, durch die Besorgung des Hrn. B., welcher sie mit einer Vorrede begleitete, zuerst 1758. in 4. zu Hamburg bey Joh. Carl Bohn ans Licht. Sie ist nach dem Plan eingerichtet, welchen der Hr. B. in seiner Beschreibung der Länder, zur Richtschnur gewählet hat. Nach einem vorausgeschickten allgemeinen geographischen, historischen und politischen Begriff vom ganzen Lande, unter dem Titel der Einleitung, werden hernach die Städte, Aemter und Landschaften, mit den dazu gehörigen Harden und Kirchspielen beschrieben.

Seit der Zeit hat der Hr. H. sich noch unabläßig bemühet sein Werk zu vervollkommenen: und die jetzige neue Ausgabe, die wir vor uns haben, ist die Frucht von einem zwölfjährigen verbessernden Fleiße dieses geschickten Mannes. Nun wollen wir den Hrn. H. aus seinem Vorbericht selbst reden lassen. Das jetzige Werk, sagt er, besteht aus zweyen Theilen. Was vormals eine Einleitung zur Beschreibung des Herzogthums Schleßwig hieß, ist ganz neu umgearbeitet, in zwölf Hauptstücke getheilet worden, und macht jetzt den ersten Theil des Werks aus, der die allgemeine Staatsbeschreibung Schleswigs enthält, und etwa fünfmal größer ist, als die oberwehnte Ein-

leitung

leitung. Die Staatsgeschichte des Herzogthums im siebenten Hauptstück, machet die Hälfte des ersten Theiles aus. Die physikalische Beschreibung ist sehr erweitert. Die Materien von der Kirchengeschichte und Kirchenverfassung, von den Ober- und Untergerichten, imgleichen von den Rechten und Gesetzen des Landes, haben beträchtliche Vermehrungen erhalten. Die kurze geographische und physikalische Beschreibung des alten Nordfrießlandes, welche man im sechsten Hauptstück antrift, ist in Ansehung der vorigen Arbeit ganz neu. — Der zweyte Theil, welcher die besondere Staatsbeschreibung des Herzogthums enthält, ist gleichfalls sehr erweitert worden. In dem ersten und zweyten Hauptstück sind die Beschreibungen der Städte Schleßwig, Flensburg, Tondern und Friderichsstadt, wie auch der Königl. Aemter, Hadersleben, Lügumkloster, Tondern und Sonderburg, nichtweniger der Landschaft Bredstedt und Stiftsvogtey Borkum, neu umgearbeitet und die Beschreibungen der übrigen Städte, Königl. Aemter, Landschaften und Inseln durch erhebliche Zusätze verbessert worden. Das dritte Hauptstück enthält, mit Ausschliessung des Erblandes des Herzoges zu Glücksburg, den Distrikt des Herzoges zu Augustenburg, die Grafschaft Reventlau und die übrigen adelichen Distrikte; welche letztere vorher das vierte Hauptstück ausmachten. Bey allen diesen werden beträchtliche Vermehrungen angetroffen. Im vierten Hauptstück wird zuerst von dem adelichen Fräuleinkloster zu Schleßwig geredet, dessen Beschreibung man in der vorigen Ausgabe an diesem Orte nicht antraf. Das fünfte Hauptstück begreift eine viel umständlichere Abhandlung der octroyrten Köge und Kanzleygüter, deren Zahl seit zwölf Jahren stärker geworden ist.

Weil der Herzog zu Glücksburg in seinem kleinen Erblande regierender Landesherr ist, und dieser Distrikt, wie alle vorher beschriebene Theile des Herzogthums, von den höchsten königl. Gerichten zu Gottorf nicht abhängt: so wird davon im sechsten Hauptstück besonders gehandelt. Hernächst ist der Anhang von den im Herzogthum Schleswig liegenden, aber zu Jütland gehörigen Stücken verbessert und vermehret. — Der dritte Theil enthält 35. zur Staatsgeschichte dieses Herzogthums gehörige wichtigste Urkunden, wovon in der vorigen Beschreibung nichts vorhanden war. Die zwölfte und fünf und dreyßigste sind aus unbeglaubten Abschriften genommen, und die übrigen aus gedruckten Exemplaren abgeschrieben. Die drey Urkunden, deren der Herr H. nicht habhaft werden können, liegen ohne Zweifel in den Archiven begraben. Wir wünschten, daß ein gefälliger Archivarius sie zum Gebrauch des forschenden Verfassers noch aufsuchen möchte; denn gegenwärtig enthalten sie doch keine nachtheilige Geheimnisse mehr. Es sind selbige der zwischen dem Könige von Dänemark Friederich II. und dem Herzoge Johann dem jüngern zu Sonderburg am 23 April 1582. in Flensburg errichtete Theilungsbrief, wovon man bey der sonderburgischen Apologie wider C. Dankwerth nur einen Auszug antrift; auch der zwischen diesen beyden Fürsten am 6 März 1584 zu Colding geschlossener Tauschbrief; und der Tauschcontrakt zwischen dem Könige Christian V. und dem Herzog Christian Albrecht zu Gottorf vom Jahr 1693. — In den beyden ersten Theilen sind die Quellen, woraus der Verfasser geschöpfet, an gehörigen Orten angezeiget. Dankwerth erhält das verdiente Lob, daß er sowol bey der allgemeinen als besondern Beschreibung die besten Dienste geleistet habe. Von allen hiebey gebrauchten

Schrif-

Schriften ist ein von dem Verfasser selbst ausgearbeitetes Register angehängt; das zweyte Register der Sachen aber ist in Leipzig verfertiget worden. Daß zwischen T. und U. der Bogen V. eingeschaltet und zugleich jede Seite von T. und V. verdoppelt und mit a und b unterschieden worden, ist ein der Buchdruckeren zu Schulden kommender Fehler.

Da wir dies Buch für ein nachahmungswürdiges Muster einer guten Landesbeschreibung halten; so haben wir Ursache, es in der Ordnung und Verbindung seiner Theile und ihrer Bearbeitung, in nähern Betracht zu ziehen.

Nichts ist natürlicher bey einer Landesbeschreibung als das Allgemeine von dem Besondern zu trennen; dadurch zerfällt sie also von selbst in zwey Theile. Und wenn die Materien und Sachen in jedem Theile gehäuft und verschieden sind, und also wieder eine Ordnung und Absonderung nicht nur schicklich, sondern auch nöthig ist; so müssen sie in gehörige Fächer gebracht und in ihrer eigenen abgesonderten Verbindung abgehandelt werden. Bey der allgemeinen Beschreibung kommt erstlich das Land überhaupt in Betracht, in Ansehung seines Namens, Gränzen, Lage, Grösse und natürlichen Beschaffenheit, Produkte, Anbau und Bevölkerung. Zweytens muß von den Einwohnern selbst alles ausgezeichnet werden, was sie ingemein angeht: als ihre Sprachen, Sitten, verschiedene Classen, Manufakturen, Fabriken, Handlung, Münze, Maaß, Gewicht, Postwesen, Anstalten zur Erhaltung der Gesundheit und für die Armen, Gelehrsamkeit und allgemeiner Unterricht, Religions- und Staatsverfassung, wobey ein Abriß der Geschichte schicklich hinzugefüget werden kann. In dem zweyten Theile müssen die in der Landesverfassung und Regierung abgesonderten Theile oder Distrikte, wieder

die Hauptstücke werden, die Stückweise zu beschreiben sind. Nach diesem Grundrisse, wovon wir hier nur die Hauptzüge angegeben haben, hat der Herr D. Büsching sein großes Gebäude der Erdbeschreibung aufgeführet, und von diesem musterhaften Original ist des Herr H. Werk in seiner ganzen Einrichtung und Ausbildung der glücklichste und beste Abdruck.

Jetzt wollen wir sehen, wie der Verfasser selbst nach seinem Plan gearbeitet und was er geleistet habe. Die besten Charten von Schleßwig sind noch die meyerschen, deren 22. im Dankwerth stehen, doch leiden sie noch manche Verbesserungen, die auch durch nachher erfolgte Veränderungen nothwendig geworden sind. Eine 1763. gestochene allgemeine Charte von Dännemark, ist dem ersten Theile von des verstorbenen Prokanzlers Erich Pontoppidans Danske Atlas beygefüget und die richtigste, die wir von diesem Reiche haben, in Ansehung Schleßwigs aber hat sie noch mehr Fehler als die meyersche, der sie gefolget ist. Wir können hiebey anzeigen, daß die ungedruckten meyerschen Charten von Dännemark, hiebey noch die meisten Dienste geleistet haben, so wie bey den Specialcharten dieses Atlas. Sie kamen mit der gottorfischen Bibliothek 1713. nach Kopenhagen in die Königl. Bibliothek, und ihrer sind 32. Die Königl. Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen liefert jetzt noch bessere Charten von Dännemark. Der König von Dännemark ist seit 1720. allein souverainer Herzog von Schleßwig, da er den gottorfischen Antheil durch Recht des Krieges an sich gebracht hat. Nur der kleine Glücksburgische Antheil ist bey diesem herzoglichen Hause als ein Lehn geblieben. Das Wappen des Herzogthums Schleßwig ließ König Friederich IV. aus dem Mittelschilde, wo es bey dem holsteinischen Nesselblatte stand, ins fünfte Quartier

-ter des Hauptschildes versetzen. Es besteht in zween blauen mit aufgesperretem Rachen im Laufe begriffenen gekrönten Löwen, im goldenen Felde. Nach Joh. Meyers Bestimmung liegt das Herzogthum zwischen 54 Grad 20 Minuten, und 55 Grad 30 Minuten nördlicher Breite. Es erstreckt sich von Rendsburg bis Coldingen 17½ Meilen, (in der vorigen Ausgabe und beym Büsching stehen 18 Meilen) von Friderichsstadt aber bis an die schottburger Aue fast eine Meile nordwärts Ripen auf 15. geographische Meilen. Die Breite von Osten nach Westen, ohne die Inseln, ist ungleich, von 8. 10. 11. 13 Meilen. Im 1200. Jahr und vorher ist dies Land größer gewesen, allein die Ueberschwemmungen der Westsee haben davon ganze Strecken weggerissen. Joh. Meyer hat das Herzogthum zu 144 Quadratmeilen berechnet; Hr. H. schätzet es, wie er glaubt, richtiger auf 162 Meilen, die Inseln mit eingeschlossen. Zum Herzogthum gehören 13 Städte, 2 Königl. und 5 Fürstliche Schlösser, eine Menge adelicher Güter und ohngefehr 1500 Dörfer, Eyderstedt ungerechnet. In diesem Anschlage haben wir einige Verschiedenheit von Büsching und der vorigen Ausgabe des Verfassers bemerkt. Die physikalische Beschreibung, der mit Recht ein ganzes Hauptstück gewidmet ist, da sie vorhin nur berühret war, verdienet eine genaue Anzeige. Das Herzogthum ist, ausser einigen Hügeln bey Flensburg und Apenrade ein ebenes Land. Die niedrigen an der Westseite belegenen Ländereyen heissen Marschen, die höhern Ländereyen bis an die Ostsee, welche den größten Theil ausmachen, nennet man in der Provinz die Geest. Die Marschen oder Marschländer sind mit Gräben durchschnitten und wider die hohen Fluthen der See durch Deiche oder Dämme gesichert. Ihre dicke,

 neblichte

neblichte Luft und schlechtes Wasser macht sie ungesund und im August und September rafft die sogenannte Marschkrankheit, ein bösartiges, hitziges Fieber, viele Leute weg. Besonders ist diese Krankheit den fremden Feldarbeitern gefährlich. Wenn gleich die Schreibart Teich für Deich, in der Bezeichnung eines Damms, sich durch die Gründe rechtfertigen läßt, die der Herr Verfasser anführet, so deucht uns doch die letztere Schreibart Deich verdiene den Vorzug, weil die Deutlichkeit dadurch gewinnet. Die Erhöhungen für die Wohnsitze der Einwohner heissen Warfen, Wurthe, Wurte oder Worte. Wir können zu den angeführten Zeugnissen des Verfassers noch das Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch Band 5. unter dem Worte Wuurt hinzufügen, welches in der alten Sprache einen von Natur erhöheten Ort bedeutete. Daher hat das Land Würden und Wursten den Namen erhalten, weil sie beyde etwas hoch liegen. Das obere Erdreich in den Marschen ist eine graue und zähe Kleyerde, und je höher selbige liegt, desto fruchtbarer ist der Boden. Die Fruchtbarkeit ist so groß, daß ein Korn Wintergerste, Waitzen und Haber dreyßig- bis sechzigfältige Frucht giebt, und daß von einer ausgesäeten Kanne Rübesaat bisweilen 12. 16. bis 24. Tonnen wieder eingeerndtet werden. Die Viehzucht schlägt eben so gut ein, als der Ackerbau. Eine gute Kuh giebt täglich im Winter 4. bis 6., im Sommer aber vom Maymonate bis Jacobstage 12. bis 16. auch wohl 18. bis 20. Kannen Milch. Das niemals gepflügte Land giebt die beste Viehweide, und je länger das Vieh darauf gegangen ist, desto besser wird sie. Gut Weideland wird nicht leicht zur Heuwindung gebraucht. Hechte, Aale, Karauschen und Weißfische sind die allgemeinen nützlichen Fischarten der Marsch. In manchen Gräben

kom-

kommen auch Karpen, Bärsche, Schleyen und andere Fische gut fort. Die Bienenzucht hat gut Gedeyen. Seevögel sind im Ueberfluß und im Herbst nähren sich manche davon, welche sie schießen. Es giebt See- oder Hafdeiche und Mitteldeiche. Die letztern sind ehemals Seedeiche gewesen, nun aber liegen sie landwerts hinein, und sind Zeugen, wie weit die See ehemals gegangen. Die Deiche erstrecken sich von Hoyer bis an die Eyder. Die starken Sturmwinde, welche zuerst aus Südwesten wehen, und hierauf sich plötzlich bey Springfluthen nach Nordwesten wenden, erregen die größten Wasserfluthen. Von den nordstrandischen unbedeichten kleinen Inseln reißt die Westsee jährlich kleine Stücke ab und setzet sie an andern Gegenden wieder an. Sie wirft auch an die Deiche und an das Ufer im Herbste mit Westwinden viel Meergras, Tang genannt, an, welches zur Dämpfung des fliegenden Sandes auf den Dünen sehr nützlich ist, aber aus Mangel an Arbeitern nicht dazu angewandt wird. Auf Sylt mengen die Einwohner den Tang unter den Mist und bedienen sich dessen zur Düngung ihrer Aecker.

Die sogenannte Geest, welche den größten Theil des Herzogthums ausmacht, besteht theils aus Heide und sandichtem, auch geringem leimichten Erdreiche, theils aus Mooren, aber aus guten fruchtbaren Gegenden. Durch die seit 1765. geschehene Verkaufung königlicher Ländereyen und zwar in kleinen Theilen; und durch die 1766. verordnete Aufhebung der gemeinen Huth und Weide der Dorfschaften hat der Anbau viel gewonnen. Die Heiden und Moore laufen mitten durch das Herzogthum. In einigen Heiden findet sich Hölzung, daher wird es dem Verfasser mit Recht wahrscheinlich, daß der Fleiß mehr Waldungen erzeugen könnte; ja im Amt Hütten ist der

vor nicht langen Jahren gemachte Versuch, einen Tannenwald anzulegen, gut geglückt. In manchen Heidegegenden kommt Buchweitzen, Roggen und Haber fort. Hiebey führet er an, wie der König Friderich V. mit vielen Kosten diese Gegenden mit deutschen Kolonisten besetzt gehabt, die aber mehrentheils wieder davon gelaufen. Wir haben von diesen Kolonien eine umständliche Nachricht in dem zweyten Bande des fünften Theils des Danske Atlas gelesen, welcher verwichenes Jahr ans Licht getreten ist. Die verlassenen Stellen und Höfe sind durch dänische Anbauer wieder mit Nutzen besetzet worden. Die Moore wachsen in 30. bis 50. Jahre wieder zu, wenn man sie nicht zu tief bis auf den Sand abgräbt; aber auch den Abfluß des Wassers befördert. Hierauf macht Herr H. einen Abriß von der wieder fruchtbaren Ostseite des Herzogthums, die schöne Hölzungen, Ackerbau und Viehzucht hat. Das von der Ostsee im Herbste angetriebene Meergras wird auch zur Düngung gebrauchet. Im 46. §. folgt eine allgemeine Beschreibung des Ackerbaues und der Viehzucht des ganzen Herzogthums. Die eyderstedtischen und tügstrupper Käse, sind die besten. Von zahmen und wilden Federvieh, Wild und Fischen, wird §. 48. gehandelt. Von wilden Federvieh ist besonders in den Marschländern ein Ueberfluß vorhanden, als Reb- und Birkhüner, Schnepfen, wilde Gänse und Enten. Zur Ausrottung der Raubvögel und Wölfe wird durch Belohnungen ermuntert. Hirsche, Dammwild, wilde Schweine, Rehe und Hasen sind auch häufig. Die Fischerey ist ansehnlich, sowol in den süßen Wassern, als in der See, und eine Menge wird ausgeführet. Die Austerbänke auf der Westseite sind zwischen den Inseln und festem Lande. Sie liegen gemeiniglich 2 bis 4 Ellen, auch wohl tiefer unter dem Wasser,

wann

wann es am niedrigsten ist. Ihr Boden ist mehr sandicht, als schlammicht. Der harte Frost 1740. hatte sie verringert, sie haben sich aber hernach wieder erholet. Die Nachricht von den Salzsiedereyen, welche in der alten Ausgabe nur kurz war, ist hier ganz ausführlich, so, daß gezeiget wird, wie die Einwohner der Westseite aus Moorerde gutes Salz verfertigen. Allerdings hat der Verfasser recht, daß dies Hauptstück noch vermehret werden könnte, und er verdienet es, daß man ihn mit Beyträgen zu Hülfe komme. Ueberhaupt wünschen wir, daß der gegenwärtige Zustand der Landwirthschaft von ihm in helleres Licht gesetzet werden könnte.

Aus dem dritten Hauptstück von den jetzigen Einwohnern merken wir blos an, daß sie Niedersachsen, Dänen und Friesen sind, daß ihre Anzahl zu 277000 geschätzet wird, daß der Landmann in der Marsch und auf Femern Hof und Land erbeigenthümlich besitzet, auf der Geest aber noch viele Bauern unter dem Joch der Leibeigenschaft sich befinden.

Im vierten Hauptstück von der Kirchengeschichte und Kirchenverfassung führet Herr H. an, daß unter Knut dem Grossen, welcher in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts König von England, Dänemark und Norwegen war, manche Kirchen von Dufsteinen, die nebst andern Waaren aus England ins Herzogthum gebracht wurden, aufgeführet worden wären. Wir finden S. 463. noch einmal erwähnet, daß die Engländer zu der Zeit zu Hollingstedt ein Packhaus aus Dufstein erbauet, welches jetzt noch die Kirche dieses Orts ist. Wir gestehen, daß wir nicht wissen, was Dufstein sey. Sollte es etwa Tuffstein (Tophus) heissen? Das wäre viel, daraus große und dauerhafte Gebäude aufzuführen. Im ganzen Herzogthum sind 278. evangelisch-lutherische Pfarrkirchen,

kirchen, woran 315. Prediger stehen; anderer gottesdienstlichen Gemeinen giebt es nicht viele.

Im fünften Hauptstück ist der erste §. der Gelehrsamkeit gewidmet, und die nahmhaft gemachten gelehrten Anstalten, sind 10. lateinische Schulen, etliche Buchdruckereyen und eine Buchhandlung zu Flensburg. Die Manufakturen und Fabriken könnten, wie der Verfasser sagt, und auch aus seiner Beschreibung erhellet, besser seyn. Aus Muschelschalen wird Kalk gebrannt. Die Nachrichten von der Handlung hätten wir bis zur Balance der aus- und eingehenden Waaren erweitert gewünscht. Die Münze übergehen wir, sie sind dänischen Gepräges. Maaß und Gewicht sind seit dem 1ten May 1769. überall auf gleichem Fuß gesetzet. Das Landmaaß in der Marsch bleibt von dem in der Geest verschieden. Der Artickel von den Posten ist für Reisende unterrichtend. Zehn Aerzte sind in bestimmten Distrikten Stadt- und Landphysici, und zu Flensburg ist seit 1765. eine Hebammenschule.

Die Untersuchung über das alte Nordfriesland hat uns gefallen, wiewol darinn manches mehr vermuthlich als gewiß ist. Ums Jahr 1200. sollen darinn über 162 Kirchspiele gewesen seyn; jetzt zählet man in dem von der See übrig gelassenen Lande nur 67. evangelische und eine katholische Pfarrkirche.

Wir müssen gestehen, daß Hr. H. auf die Staatsgeschichte im 7ten Hauptstück sehr glücklichen Fleiß verwandt habe. Es hat unsern Beyfall, daß diese Geschichte mit dem neunten Jahrhundert anhebt, dann will man weiter gehen, so tappet man doch im Dunkeln. Sie ist zusammenhängend bis auf unsere Zeit fortgeführet. Ums Jahr 1395. ist der Name des Herzogthums Schleßwig, welches vorher allein Süderjütland hieß, aufgekommen. Man kann diese

Ab-

Abhandlung als einen Abriß der dänischen Reichsgeschichte brauchen, wobey der Verfasser auf Schleßwig nur sein Hauptaugenmerk gerichtet hat. Wenn der Verf. auch an dieser Stelle zu ausführlich gewesen wäre, so würden wir es doch bedauren, daß wir durch eine abgemessene Kürze ein ausgearbeitetes Ganze verliehren sollten. Wie! wenn der Hr. H. das Publikum mit einem besondern Handbuche der dänischen Geschichte beschenkte. Es kann ihm jetzt nicht mehr schwer fallen. Hojers dänische Geschichte ist selten geworden, reicht nicht bis auf unsere Zeiten und bedarf Verbesserungen.

Nach einer in 8 Hauptstück vorangeschickten Nachricht von den hohen königlichen Collegien in Dännemark, wird im 9ten Hauptstück von den Ober- und Untergerichten des Herzogthums, und den dabey bestellten Personen so gehandelt, daß man nichts dabey vermissen wird; eben so genau werden die jetzigen Rechte und Gesetze des Landes im 10ten Hauptstück beschrieben.

Im 11ten Hauptstück hätten wir ausser der Anzeige der Quellen der königl. Einkünfte und der Hebungsbedienten noch mehr erwartet. Der Hr. H. würde auch gewiß mehr gesagt haben, wenn ihn nicht Bedenklichkeiten und der Mangel an guten Nachrichten zurückgehalten hätten. Die alten Landesmatrickeln aus dem vorigen Jahrhundert, worinn das Land nach Pflügen angeschlagen ist, hat er billig weggelassen, da sie nicht mehr gilt; allein der gegenwärtige Contributionsfuß und der jetzige Pfluganschloß ist ihm nicht bekannt geworden, und fehlet hier also. Wir wissen, daß von dem königlichen Cassirer in Rendsburg mit Erlaubniß der königl. Rentkammer der gegenwärtige Contributionsanschlag dem H. Justitzrath Langebeck in Kopenhagen zum Behuf des dänischen

schen Atlas mitgetheilet sey; denn zur Vollständigkeit desselben gehöret noch die Beschreibung von Süderjütland oder Schleßwig. Wir sollten also hoffen, daß dem Hrn. H. jetzt eine gleiche Gefälligkeit nicht würde versaget werden. Den Beschluß dieses Theiles macht eine kurze Nachricht von der Verfassung des Kriegeswesens im Herzogthum. Noch eine kleine Bemerkung, die der Verfasser nicht hat, wollen wir hier hinzusetzen, daß die Waysenhäuser in Schleßwig, Flensburg und Tondern, Antheil an den Verlag des in beyden Herzogthümern eingeführten Catechismi und Gesangbuches haben, und daß zu Schleßwig die Direktion der dazu privilegirten Corporum piorum ist. Der zweyte Theil des Werks ist nicht so sehr umgeschmolzen, als der erste. Die in der vorigen Ausgabe befolgte Ordnung ist fast ganz beybehalten worden. Ein Auszug läßt sich nicht daraus machen, wir müssen es also bey einigen Bemerkungen, die uns aufstossen, bewenden lassen. Eine hieher gehörige Erklärung des Verfassers steht an einem andern Orte S. 74. im 4ten Hauptst. des 1ten Th. „Die politische Abtheilung, nach welcher die Regierung besorget wird, soll zwar in der besondern Staatsbeschreibung des Herzogthums, so viel als es thunlich ist, beobachtet werden. Weil aber insonderheit die nähere Eintheilung der Harden, Birken und Vogteyen und Landschaften, welche den größten Theil des Herzogthums ausmachen, am besten und bequemsten nach der Aufsicht der Kirchenvisitatoren über die Kirchen geschehen kann: so wird dieselbe zugleich darnach vornemlich eingerichtet, und also nicht darauf gesehen werden, ob wenige oder viele, oder die meisten Einwohner dieses oder jenes Kirchspieles unter einem andern Amte stehen.„ Die willkührliche Aushebung der Städte aus den Aemtern worinn sie liegen, ist

hier

hier beybehalten, wie sie in der ersten Ausgabe war, und ihre Beschreibung macht das erste Hauptstück aus. Nachher kommen die dazu gehörigen Aemter u. s. w. besonders. In der Büschingischen Erdbeschreibung ist Stadt und Amt als etwas zusammenhängendes mit einander verbunden.

Wenn man auf einigen Titeln des Hansenschen Werks 1769. auf andern 1770. sieht, so ist dies doch eine und dieselbige Auflage.

Der salpetrichte Boden S. 449. wird den Naturforschern vielleicht nicht genau genug seyn, die Salpeter für ein Produktum der Natur, aber für kein Eduktum halten.

Br.

XXIX.

Musikalische Gedichte von S. (D. Schiebeler) Hamburg, bey M. C. Bock, 1770. 14 Bogen, 8.

Der Titel dieser Sammlung ist von den meisten Stücken hergenommen, welche darinn enthalten sind. Wir finden hier nemlich: ein Oratorium; vier musikalische Schauspiele; einige italiänische Lieder und Cantaten; deutsche Kirchengesänge; vermischte Lieder und Romanzen. Mitten im Buche steht noch ein Anhang zwoer Heroiden. Beynahe alle diese Gedichte sind schon einzeln oder in den Unterhaltungen bekannt gemacht worden; allein sie erscheinen hier mit vielen Verbesserungen.

Unter den Deutschen kennen wir keinen Dichter der so viel Beruf hätte, für die Musick zu schreiben, als Hr. S. Man sieht, daß er den Metastasio studiert

diert hat, und ihr, wenn er will, so weit unsre Sprache es irgend leidet, im Harmonischen und in der Wahl musikalischer Sylbenmaaße nachzuahmen weis. Für die ernsthafte Musick hat er viel Empfindung, einen ziemlich kurzen Ausdruck, eine edle Sprache, und hält ein glückliches Mittel zwischen dem hohen Fluge der Ode, welchem die Musick nur selten sich nachschwingen kann, und dem Tone des Liedes, wobey sie nichts auszudrücken findet. Auch das verdient Lob, daß er kein Freund von den sentenzenreichen Arien ist, die mit der Sprache des Affekts selten bestehen, und daß er auch die Gleichnißarien nicht so sehr, als die Italiäner, liebet, die dadurch nur allzuoft ins Gezwungene fallen, und den Componisten ins Spielende verleiten. Zur Poesie für die komische Musick hat der V. auch große Talente. Er verachtet die Possen, welche man in den komischen Opern der Franzosen und Italiäner oft bis zum Eckel hören muß, und verlangt von keinem rechtschafnen Tonkünstler, daß er das Tricktrackspielen, Geldzählen, Buchstabieren, Glockenläuten, Kickiricki u. d. gl. Sächelchen in Musick setzen soll, die unter der Würde der Musick sind, und zu keinem wahrhaftig komischen Ausdrücken Gelegenheit geben können. Dafür giebt er Anlaß zu komischen stark markirten Deklamationen, zu lebhaften Mahlereyen und zu drolligen Zergliederungen der Worte, worinn vornehmlich die Stärke der guten komischen Musick besteht, wenn sie nicht blos die lebhafte Sprache des lustigen Affektes redet.

Das Oratorium, die Israeliten in der Wüste, ist völlig nach Art der Oratorien des Metastasio eingerichtet, und soll von Hr. Bach in Hamburg vortreflich in Musick gesetzt seyn. Wir wünschten mehr solche Stücke von dem V. weil es noch sehr an guten Texten zu Kirchenmusicken fehlt. In dem Gegenwärtigen

neh-

nehmen sich vornemlich die unter das Recitativ des Moses gemischten kurzen Chöre aus: Wir vergehen. — Wir sterben! — Entsetzliches Geschick! — Es ist um uns geschehen. Von den Arien wollen wir eine zur Probe geben:

Vor des Mittags heißen Strahlen
Senkt ihr Haupt die Blume nieder.
Kühler Thau bedeckt das Land;
Und die Blume hebt sich wieder
Duftet, und erfreut den Blick.

Gott sah gnädig auf die Qualen
Die sein armes Volk empfand;
Und aus seiner Wunderhand
Floß in unsre matten Glieder
Die verlohrne Kraft zurück.

Was uns nicht gefällt, sind einige zu matte Stellen, und Wiederhohlungen, die zu häufig vorkommen, und oftmals blos den Vers ausfüllen helfen. Z. E. S. 7.

Welch ein Geschrey tönt in mein Ohr
Tönt zu dem Thron des Herrn empor.

Das Spielende:

Izt, da wir unser Glück verlohren
Erkennen wir erst unser Glück

Vater der Erbarmung merke,
Merk auf mein Flehn.

O bringet uns zu jenen Mauren
O bringt zu ihnen uns zurück

Der schleppende Anhang bey der schönen Stelle S. 11.

O betet, betet, betet
Den Gott der Gnaden an, ihn, der mein Flehen hört.

Ueberhaupt liebt der V. diese Construktion allzusehr.

Der Schluß S. 14. ist auch zu gedehnt. Ferner möchten wir einige unrichtige Scansionen tadeln, die unser Dichter sonst zu vermeiden sucht. Ein Paar haben wir schon angezeigt; hier sind mehrere:

Sink, sink in Demuth hin.
Merk auf mein Flehn.
Glaub daß sonst nichts rc.

Die Wendung, wodurch Moses auf den künftigen Erlöser kömmt, ist die gewöhnliche der Italiäner und zu gezwungen.

Es folgt eine romantisch-komische Operette in drey Akten, Lisuart und Dariolette, wozu die bekannte Erzählung: ce qui plait aux Dames, den Stoff hergegeben hat. Wie vortreflich der musikalische Theil dieses Stücks sey, der Herr Hillern zu so vielen starken Zügen und lebhaften Ausdrücken Anlaß gegeben, ist schon im 2. St. des 10. Th. der A. B. gezeigt worden. Der Dichter hat die Feerey gebraucht, welches wir ihm bey einer Operette gern vergeben, vornemlich da ers mit Maße gethan hat; wenigstens läßt er sie nur bey der Auflösung des Knotens sehen, und die intus digna geri blos erzählen. (S. d. 60. f. S.) Sonst ist das Stück, als Schauspiel betrachtet, zu leer an Handlung und Leben. Zwar ist die zweyfache Hauptgeschichte überaus gut in ein Interesse gebracht worden; allein sie hat doch einen allzuschleichenden Gang. Die irrende Ritterschaft wird an sich wenig unterhalten, weil wenige Zuschauer sich so in die Zeiten versetzen können, daß sie ernsthaften Antheil an solchen Begebenheiten nehmen, die ihnen durch die gewöhnlich eingemischte zu häufige Feenmythologie, unwahrscheinlich, und vornemlich durch den Don Quixotte lächerlich sind, und zwar desto mehr lächer-

lich

sich sind, je ernsthafter sie der Dichter behandelt. Also hätte der Dichter sein Stück durch die Verwickelung, durch starke Charaktere, durch Nebenepisoden, vielleicht am besten durch komische, anziehender machen sollen. So wie die Geschichte da ist, deucht sie uns zu nackt. Im ersten Akte ist gar keine Handlung, man hört blos einige vorläufige Umstände, und erfährt von Derwin, daß sein Herr die aufgegebene Frage nicht zu beantworten weis. Im zweyten Akt geht die Geschichte fast eben so wenig vorwärts. Der dritte enthält die Verwickelung und Auflösung. Diese ist recht gut angelegt, und da fängt das Stück an zu gefallen. Kurz, ein oder zwey Akte wären besser gewesen, als drey. Die Gabe der Exposition der vorläufigen Geschichte hat der V. auch nicht recht. Er sucht zu ängstlich den Zuhörer damit bekannt zu machen; wie sonderlich die langweilige 2. Scene des 2. Aufzugs beweisen kann, die blos um des Zuschauers willen da ist. Einigemal sieht man auch, daß der V. wegen der Abwechselung der Auftritte verlegen gewesen, z. E. beym Ende der 2. Scene des 1. Akts. Daß im Anfange des zweyten Auszugs der Waffenträger die unerwünschte Dazukunft seines Herrn vermuthet, schwächt eine sonst gute Situation. Die Charaktere haben nichts hervorstechendes; etwa einige Züge in des Ritters und Derwins seinen ausgenommen.

An dem Dialoge ist nun wohl das meiste auszusetzen. Er geht geraden Wegs auf das Ziel der Unterredung los, und ist ohne alle Abwechselung und Lebhaftigkeit. Von den schnellen, oft durch ein Wort, durch einen Mißverstand rc. veranlaßten Abweichungen von dem Hauptgespräche, und von natürlichen oder überraschenden Einlenkungen in dasselbe, findet man hier fast gar nichts. Der Sprache fehlt es auch

an Kürze und Feuer der Ausdrücke; die Perioden sind nicht die des gemeinen Lebens, sondern des Buchs. Wir müssen jedoch Derwins Reden zum Theil davon ausnehmen, der auch manchmal einen ganz drolligten Witz hat, welcher ihn nur lebhafter handeln lassen sollte. So bald der V. in Versen schreibt, so ist es ganz anders: dann hat er Affekt, und einen dem gemäßen Ausdruck; dann hat er auch Vorrath genug an komischen Einfällen. Wir glauben daher, man müsse dem Dichter (den wir durchaus nicht vom Theater abschrecken wollen) rathen, den Dialog und die Sprache des menschlichen Lebens sich bekannter zu machen, oder doch in Leßings, Molierens u. a. Werken zu studieren.

Die 3. und 4te Scene des 1ten Aufzugs, und die zwote des dritten sind noch die lebhaftesten. Daß S. 47., nachdem die Königinn die Auflösung des Räthsels gebilligt hat, Derwin zufährt, ehe sein Ritter nur ein paar Worte des Danks gesagt hat, und einen Commentar über das Räthsel giebt, scheint uns nicht natürlich. Doch wollen wir deswegen die vortrefliche, dem Machiavell nacherzählte Romanze nicht aufopfern. Die Episode mit Derwins Barte hat uns nie gefallen. Das Komische, das darinn liegen soll, paßt gar nicht zu der Situation aller übrigen Personen, und am wenigsten erwartet man von der Fee Serena, die wir uns doch nicht als muthwillig denken, daß sie ihm einen Streich spiele. Ja, wenn noch Olinde das Urtheil der Fee gelesen, und aus altem Haß gegen Derwin das ihn betreffende hinzugesetzt hätte, so liessen wirs eher gelten. Bey der darauf folgenden Entzauberung der Prinzeßinn hat der V. einen starken Zug angebracht, den wir deswegen bemerken, weil er selbst dem Componisten entwischt ist. Er läßt die staunende Prinzeßinn nichts reden, sondern gleich

nach

nach den Worten Theureste Mutter (die auch wegbleiben könnten) in eine feurige Arie ausbrechen:

Laß Mutter, laß mich voll Entzücken
Den Mund auf deine Lippen drücken.
(Zum Ritter) Und Du, der mich so zärtlich liebet,
Wie dank ich Dir, mein bester Freund!

In der Musick haben wir erst ein langes Ritornell zu hören, wodurch die Wirkung sehr geschwächet wird. Hr. Hiller weis sonst von dem Opernschlendrian abzugehen, und er hätte es auch hier thun sollen. Sonst finden wir bey den Arien wenig zu erinnern.

Olindens Arie S. 18. wäre wohl besser der Königinn in den Mund gelegt. Es klingt die Fürbitte hier so sonderbar. Den locus communis, welcher S. 55. zur Arie wird:

Kleine Seelen, (o der Schande,)
Lieben in dem Gegenstande
Ihrer Wünsche sich allein.

würde man kaum dulden, wenn es nicht der Ritter wäre, der ihn absänge. Doch der V. wollte seinem Helden wohl keinen komischen Anstrich geben, und so muß die Sentenz dennoch weg. Charakteristisch ists, daß der Dichter, der sonst mit Liedern billig sparsam ist, eben die Akte keine Arien, sondern zwey Lieder singen läßt.

Die Muse, eine Comödie in einem Akte, hat zwar eine guterfundene, angenehme Fabel, und den Vorzug, daß der Gesang auf das natürlichste durch das Subjekt des Stücks selbst hereingebracht wird: aber ist dennoch als Drama weniger unterhaltend, als Lisuart.

Der Plan ist nicht gut ausgeführt; und einen simpeln Plan gefällig zu machen, ist freylich so leicht nicht. Saintfoix verstund es. Wozu muß Monime

erst zu einen gewissen Achates, Chremes Bruder geführt werden? Am Ende der dritten Scene erwartet man die List der Bedienten, woraus die Verwickelung entsteht, zu erfahren; der Alte frägt sie darum: doch, um die Zuschauer nicht zu tief in die Verwickelung sehen zu lassen, wird abgebrochen. Natürlich war das nicht, und auch nicht nothwendig. Dialog und Sprache ist hier völlig kalt und steif; besonders ist Phädria in seinen Monologen ein tüchtiger Pedant. (S. d. 74. und 76. S.) Der poetische Theil ist wieder schön und musikalisch. Das

Schau, Jüngling, schau, Urania
Die Du gerufen, sie ist da.

klingt uns doch zu gemein und gedehnt.

Dank sey der Liebe Macht
Laß Theure dich umfangen

ist auch nicht recht scandirt, obgleich dem Componisten minder beschwerlich, weil es im Anfange eines Satzes steht.

Das Lied S. 82. paßt gar nicht hieher, weder Monime noch Euphrosine können es singen, da sie vor Endigung des Stücks nicht aus ihrem Charakter herausgehen dürfen. Der Dichter hat wohl ein sogenanntes Divertissement anbringen wollen, welches wir aber bey einem griechischen Stücke und überhaupt jederzeit gern entbehren.

Scipio, ein dramatisches Singgedicht, ganz in Versen, ist wohl mehr für die Kammer, als fürs Theater gemacht. Inzwischen wird es auch als ein kleines Stück auf der Bühne gefallen können. Der Plan ist einfach und natürlich. Die herrschenden edlen Gesinnungen sind gut ausgedrückt und am rechten Orte geäussert. Die Sprache ist poetisch; besonders

ders sind die Monologen des Scipio stark. Ausgemahlte Charaktere kann man hier nicht erwarten. Die Arien sind vorzüglich gut, z. E. folgende:

Umstrahlet vom Glanze
Beglückender Tage
In Kummer sich hüllen
Mit Lippen voll Klage,
Beleidigt der Götter
Uns segnende Macht.
Sie schaun in die Herzen
Der Sterblichen nieder,
Und sind wir nicht dankbar,
So decken sie wieder
Die lächelnde Sonne
Des Glückes mit Nacht.

Einige zu langen Perioden im Recitativ, und einige unmusikalische Stellen wird der Dichter noch verbessern. Z. E. S. 91.

Grausamer Freund, betrübe
Mein zärtlich Herz durch strenge Lehren nicht.

S. 93. in einer Arie:

Daß, (eh ihr Reiz mein Herz bezwungen)
Dies Herz die Liebe nie gekannt.

S. 99. ist zweydeutig:

Laßt dies Blut, das mich gezeuget
Meine Schwachheit nicht entweihn.

Wäre das, freylich sehr schwere Sylbenmaß in der Arie S. 100. genauer beobachtet, so wäre sie vortreflich.

Glühender Dankbarkeit
Brennende Zähren
Ströme dein zu Ehren,
Der mit Zufriedenheit
Mein Herz beglückt.

Mit welchen Freuden
Gütige Götter
Lohnt ihr die Leiden
Die uns gedrückt.

In einer andern Arie S. 93. Ihr nahmt mir Reich und Krone rc. sollte der Hauptgedanke nicht in den zweyten Theil geworfen seyn, oder besser: der Componist, muß sie nicht über den gewöhnlichen Leisten schlagen.

Das Schlußchor wäre erhaben, wenn ein matter Vers weggeworfen würde:

Groß ist der Held, indem vor ihm
Ergrimmter Schaaren Ungestüm
Im Staub gebeuget liegt;
Doch größer, größer ist sein Muth,
Wenn er der Leidenschaften Wuth,
Sein eignes Herz besiegt.
„Die Götter sehn aus ihrer Ruh
„Des edlen Streiters Kampfe zu,
„Der ihren Blick vergnügt.

Basilio und Quiteria, ein dramatisches Singgedicht, über die bekannte Hochzeit des Gamacho beym Cervantes. Es ist Schade, daß der V. die alten ziemlich unmusikalischen Arien nicht umgearbeitet hat. Die komische Musick verstattet ihm mehr Freyheit, aber eine so ganz willkührliche Zusammensetzung der Sylbenmaaße in eine gute Musick zu formen, dazu gehört mehr als Telemanns Geduld und Kunst. Die Entschuldigung, daß dieser Tonkünstler das Drama, so wie es hier ist, gesetzt habe, dünkt uns nicht hinlänglich. Wie wenigen Lesern wird die Musick bekannt seyn? Und wird man es nie ohne Musick lesen? Wirklich verdient dies Stück die Umarbeitung. Es ist durchgehends viel Feuer und Lebhaftigkeit, wo nicht

in

in der Erfindung, doch in der Sprache. Die Fabel, so wie sie Cervantes lieferte, war schon dramatisch. Don Quixotts und Sanchos Charaktere sind gut getroffen. Nur muß das allegorische Ballet mit dem Intermezzo weg; sie verderben das Interesse des Ganzen, und das Ballet, welches uns schon beym Cervantes nicht gefällt, taugt für die Bühne gar nichts. Es ist poßirlich, nicht belustigend.

Die folgenden sechs geistlichen Lieder, kennen wir schon aus dem Zollikoferischen Gesangbuche; sie sind recht gut, nur nicht reichhaltig genug an Gedanken. Die Anrede an das Flehen seiner Seele S. 160. ist wohl etwas seltsam.

Die vermischten Lieder sind viel besser. Die Sprache der sanften Empfindungen, ernsthaft ohne Galanterie und Scherz gesagt, glückt dem V. ungemein. Seine Versifikation hat hier auch vielen Wohlklang.

Die Romanzen, welche schon einzeln gedruckt sind, erhalten wir itzt viel vermehrter. Ohne des V. Genie einschränken zu wollen, müssen wir ihn bitten, mehr in dieser Dichtungsart zu arbeiten; denn hier haben wir ihn am stärksten und originalsten gefunden. Die Wahl des Gegenstandes, nemlich meistens ovidische Verwandlungen, und die Manier, wodurch er sich von Gleims traurigen und Löwens poßirlichen Tone unterscheidet, sind neu und unserm Dichter eigen. Die Verwandlungen des Ovid an sich, von seinen Mahlereyen und ernsthaften Erzählungen entblößt, haben schon ein komisches Ansehn. Nun noch dazu, den Contrast der neumodischen mit einigen Brocken von alten deutschen vermischten Erzählungen, zu den uralten Fabeln; die Reflexionen und naiven Anmerkungen, welche oft bey dem ernsthaftesten Ansehen voller Schalkheit sind; die lustigen Gleichnisse; son-

derbaren Reime; Sprichwörter; die komischen Beschreibungen der Verwandlungen; und überhaupt die Person des Mordgeschichtensängers, die unser Dichter zuweilen äussert; die passenden, manchmal boshaften Nutzanwendungen; eine Gabe leicht zu erzählen — alles empfiehlt diese Romanzen. Will man Proben von dem allen, so wird es leicht seyn, sie zu finden.

Die beyden Heroiden gehören zu den guten, deren wir noch wenige haben. Die erste ist ernsthaft, und hat einige gut erfundene Situation zum Grunde. Ein Märtyrer schreibt aus seinem Kerker, an seinen Sohn, der anfieng im Glauben zu wanken, und dessen Geliebte kurz vorher schon den Märtyrertod ausgestanden hatte. Wir erinnern uns einer schönen Antwort darauf, einzeln gedruckt gelesen zu haben. Die andere Heroide ist originaler, nemlich tragikomisch. Der Inhalt ist aus dem Gulliver. Glumdalklitsch schreibt an Grildrich. Der Dichter hat sich gut in die Lage der Brobdignackerinn zu versetzen gewußt, und ihre Klagen thun keine widrige Wirkung, da das Komische blos in den Umständen der redenden Person, nicht in ihrer Sprache und Gesinnungen liegt.

In den italienischen Gedichten, glauben wir eine glückliche Nachahmung des Metastasio zu bemerken. Die erste Cantate, und die Uebersetzung der Ode an die Schauspielerin Dem. S. sind vorzüglich. Letztere gefällt uns besser, als das S. 174. befindliche Original. Vor allen schön, ist das komische Lied, an die Buffasängerin Catalti. Die kleine Cantate S. 134. enthält nur einen einzigen gewöhnlichen Gedanken. In der Cantate an Daphnen spricht wohl blos der Dichter, nicht der Verfasser: sonst wüßten wir nicht, was der Ausfall auf seine Vaterstadt da

sollte.

sollte. Für einen so ganz abscheulichen Ort, muß der Dichter sie doch eben nicht halten. Die demüthige Verachtung seiner Muttersprache S. 140.

Perdona ad un, che nato
Degli Alamanni al favellar selvaggio u. s. w.

ist unter der Würde eines Deutschen der an eine Italienerin schreibt.

***

XXX.

Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen. Zweyter Theil, mit vielen Kupfern. Leipzig, bey Krauß, 1769. 1 Alph. 14 Bogen gr. 8.

Dieser Band enthält zuerst eine Beschreibung einer Reise nach Niedersachsen, Westphalen und Holland, hauptsächlich in Betrachtung der Kunstwerke und Künstler. Es ist zu bedauren, daß das Brauchbare in dieser Reisebeschreibung unter so vielen unnützen Kleinigkeiten, die vielleicht von Smollet oder Willebrandt nicht einmal bemerkt würden, und unter manchem allgemein bekannten versteckt lieget. Hie und da sind gute Nachrichten von itzt lebenden oder neulichst verstorbenen Künstlern, wie auch (jedoch seltener) von Kunstsachen. Allein diese Nachrichten sind mit vielen unbeträchtlichen untermischt worden, wie z. E. von den Kupferstechern Gründler, Beck u. d. gl. Die Liebhaber seltener Bücher werden verschiedenes antreffen, das sie unterrichten kann; denn der V. hat, so viel es sich thun ließ, besondern Fleiß auf die Durchsuchung der Bibliotheken gewandt. Wir bemerken besonders S.

27. die Beschreibung des von Faust und Schöffer 1457. gedruckten Psalteriums, wo man vieles von andern, die darüber geschrieben haben, noch nicht gesagtes antrift. Das S. 21. angeführte gedruckte Fabelbuch aus der Wolfenbüttelischen Bibliothek, welches am Ende die Worte hat

Zu Bamberg dies puchleyn geendet ist
Nach der gepurt unsers Herrn jhesu crist
Do man zalt tausend vnd vierhundert jar
Vnd ym einundsechzigsten das ist war etc. etc.

ist wohl nicht erst in dem Jahre 1461. geendigt d. i. von dem Verfasser fertig gemacht worden. Es enthält die Fabeln der alten Minnesinger, die Bodmer herausgegeben hat, nur nach der Art des 15 u. f. Jahrhunderts etwas modernisirt. Indessen möchten wir das geendigt doch nicht von der Vollendung des Drucks verstehen; denn es scheint uns nicht glaublich, daß vor der Eroberung der Stadt Maynz im J. 1462. sich schon die Buchdruckerkunst nach Bamberg ausgebreitet habe. Wir nehmen es also für einen Zusatz desjenigen, der den Codex abschrieb, welchen man völlig unverändert hat abdrucken lassen; wovon man mehrere Exempel hat.

S. 23. erwarteten wir von der vortreflichen Salzdahler Gallerie etwas mehr, als ein paar historische Nachrichten, besonders, da man bisher nicht einmal einen Catalogus darüber hat. Hier hätte der V. das Versprechen seines Titelblatts erfüllen können; aber nicht einmal die vornehmsten Gemählde in dieser so schätzbaren Sammlung werden angezeigt. So sind auch einige nicht unbeträchtliche Privatsammlungen von Schildereyen in Hannover, Bremen und Hamburg vergessen worden.

Die folgende kurze Abhandlung von der Erfindung der Figuren in Holz zu schneiden, ist etwas unordent-

ordentlich geschrieben; doch enthält sie in den beyläufigen Anmerkungen verschiedne gute Nachrichten, und es werden manche Fehler angesehner Schriftsteller berichtiget.

Der V. macht zuerst einige allgemeine Anmerkungen über die Erfindung der Formschneiderey, welche bekanntermaßen vor der Buchdruckerkunst vorhergieng. Er leitet sie, nebst andern, von den Chartenmachern her. Hier, kommen in den Noten einige anderswo noch nicht zu findende Nachrichten vor. Die Formschneider, welche für die Briefmahler d. i. Chartenmacher arbeiteten, fielen darauf Bilder der Heiligen zu machen. Der V. führt zum Beweise die alten gedruckten Leben der Heiligen an, worinn man solche Bilder, dergleichen vermuthlich die Geistlichen im 14. und 15. Jahrhundert viele machen ließen, aufgenommen hat. Von diesen Bildern, denen man anfangs eine geschriebene Erklärung beyfügte, leitet er den Ursprung der mit hölzernen Tafeln gedruckten Bücher her. Doch dies alles ist nur Conjektur; wiewol ganz wahrscheinliche.

Daß Coster in Harlem nicht der Erfinder der Holzschnitte sey, wird sonderlich gegen Herr Meermann aus dem Stillschweigen des van Mander, der doch in Harlem seine Künstlerhisterie schrieb, erwiesen. Der Beweis, insofern ihn der V. auf die ihm abzusprechende Erfindung der Buchdruckerkunst ausdehnt, ist unsers Erachtens nicht völlig so bündig, als er meynt. Van Mander sagt: die seer nutte Const van Boeck-drucken daer Haerlem *met genoech bescheyt* har vermelt den roem van d'eerste vindinghe te hebben — das met genoech bescheyt worauf der V. gar nicht achtet, heißt so wie wirs verstehn, aus guten Nachrichten oder Gründen. Dann wäre v. M. doch der Meynung,

daß

daß die Buchdruckerkunst in Harlem erfunden sey. Allein da er übrigens nie des Costers weder als ersten Formschneiders, noch als ersten Buchdruckers, auch der Figuren im speculo salvationis u. s. w. im geringsten nicht erwähnt: so scheint er doch weiter keine Beweise für Harlem zu haben, als das hören sagen und die Liebe für sein Vaterland.

Der V. findet die ersten Formschneider nicht, glaubt aber daß es Deutsche seyn, weil wir von den andern Nationen aus diesen Zeiten gute Kunstnachrichten haben, und diese sichs nicht zueignen können; da von den Deutschen hingegen ihre älteste Künstlergeschichte sehr vernachläßigt worden. Die ersten, die er namentlich kennt, sind Wilhelm Pleydenwurf, und Michael Wohlgemuth, welche um 1435. zu Nürnberg arbeiteten. Er hat Stücke eines J. V. gesehn, der vor Dürern lebte. Nach diesen folgte Joh. Schnitzer von Areshem zu Ulm, und Sebald Gallendorfer zu Nürnberg, der am Ende des 15 Jahrh. lebte.

Papillons Traité historique et pratique de la gravure en bois hat der V. nicht dabey gebraucht. Er lernte es zu spät kennen, und erwähnt seiner daher erst in der Vorrede, doch in Ansehung des historischen Theils eben nicht rühmlich. Ein sonderbarer Fehler ists, wenn unser V. um Papillon zu widerlegen statt Pabst Urban IV. gelesen wissen will Urban IX. Man hat nur acht Urbane unter den Päbsten.

Die Beschreibung der mit hölzernen Tafeln und mit Figuren gedruckten Bücher, so viel man deren bisher kennt, ist ein wichtiger Beytrag zur Bücherkenntniß, ungeachtet man von vielen zerstreute Nachrichten davon bey denen findet, die von raren Büchern geschrieben haben. Sie ist mit der äussersten Genauigkeit und Umständlichkeit bearbeitet; aus den

mei-

meisten dieser Bücher sind Blätter zur Probe abgezeichnet und im Kupferstiche beygefügt. Diese nach den Originalen gemachte Copien sind mit sorgfältiger Beybehaltung der Manier jedes Formschneiders verfertigt worden. Die verschiednen Ausgaben und Uebersetzungen jedes Buchs werden angezeigt, und die Bibliotheken benamt, wo Exemplare davon vorhanden sind. Durchgehends sieht man, daß Nachsuchen, Sammlen und Vergleichungen anzustellen, des V. Sache sey.

Die beschriebnen Bücher sind folgende 1) Biblia pauperum. Hievon kennt der V. drey Ausgaben und eben soviel deutsche Uebersetzungen. Von dem wolfenbüttelischen Mspte, wird S. 147. auch kürzlich geredet. Daß Ansgarius der Verfasser sey, wird wohl aus zu schwachen Gründen gemuthmaßet. Hr. Meermanns zu voreilige Schlüsse werden auch hier S. 156. in ein neues Licht gesetzt. 2) Historia Sti Ioannis Evangelistae, ejusque visiones Apocalypticae. Hievon hat der V. fünf Ausgaben entdeckt. 3) Historia seu providentia B. M. V. ex Cantico Canticorum. Es wird deutlich bewiesen, daß das Harlemer Exemplar eine etwa zu Ende des 15 Jahrhunderts verfertigte Copie sey. 4) Der Endkrist 5) *memoriale quatuor Evangelistarum.* Von diesen Buche, welches zu den allerersten gehört, die einen besondern Text haben, werden zwey Ausgaben angeführt. 6) Ars moriendi, wovon hauptsächlich sieben Ausgaben dem V. bekannt sind. S. 210. wird eine Betrügerey entdeckt, die jemand zu Kosters Ehren hat spielen wollen. Er hat nemlich in das Harlemsche Exemplar auf das zuletzt gebundene Blatt mit einem Stempel ein K gedruckt, aber sich nicht davor gehütet, daß dies Exemplar verbunden und das eigentliche letzte Blatt vorne zu suchen war.

7)

7) *Speculum humanae salvationis.* Hier wird erwiesen, daß die lateinische Ausgabe, welche halb mit hölzernen Tafeln, halb mit beweglichen Buchstaben gedruckt ist, die erste sey. Die zweyte lateinische ist ganz mit beweglichen Buchstaben gedruckt; so wie die niederländischen, deren der V. drey zählt. Aus diesen und andern Bemerkungen werden ganz natürliche Folgen gegen die Ansprüche der Harlemer gezogen. 8) Die Kunst Cyromantia. Wir können hinzusetzen, daß sich hievon auch ein Exemplar in der gräfl. windhagischen Bibliothek bey den Dominikanern zu Wien befindet, welches dem wolfenbüttelischen völlig gleich ist.

Eine Beschreibung der Bücher, die vom Anfange der Buchdruckerkunst bis 1517. mit Holzschnitten herausgekommen, haben wir noch zu gewarten; und wir versprechen uns vieles davon.

Die Anmerkungen über die Beweisthümer, welche die holländischen Scribenten anführen, daß Laurenz Janson Coster die Buchdruckerkunst erfunden habe, sind vorzüglich durch die Widerlegung der Meermannischen Scheingründe merkwürdig. Schade, daß der V. nicht ordentlicher, präciser und mit besserer Auswahl zu schreiben weis. Aus der vorhergehenden Beschreibung der alten gedruckten Bücher, sollte vieles seyn hieher genommen worden. Man sehe S. 114. 156. 186. 208. Insbesondere hätte das S. 192. angeführte Argument von der verschiedenen Manier der Holzschnitte in einigen Kostern beygelegten Büchern weiter getrieben, und alle zu Harlem befindliche kosterische Bücher in diesem Betracht verglichen werden können. Ehe der V. auf Meermanns Schutzschrift kömmt, geht er die bekannten Argumente für Harlem durch, und zeigt, wie viele andre schon gethan haben, die Falschheit der

ju-

juniußischen Fabel. Hr. Meermann weicht in seiner Geschichte von seinen Gewährsmännern ab, woraus Widersprüche gegen ihre Erzählungen entstehen, die ziemlich arg sind, und von unsern Schriftsteller deutlich genug gezeigt werden. S. 262. ff. wird bewiesen, daß die bekannte Stelle aus der cölnischen Chronick gerade gegen Meermann ist. Atkyns Zeugnisse wird ein anderes viel älteres von Mathäus Parker entgegengesetzt, welches für Strasburg ist.

Ferner werden Hn. Meermann offenbare petitiones principii, und Widersinnigkeiten in seiner Zeitrechnung, verglichen mit den Schöpflinischen Documenten, Schuld gegeben. (S. 281. ff.) Auch wird das Argument urgirt, daß in Guttenbergs und Fausts Contrakten eines ältern Bruders Johann Gensefleisch (dies ist nemlich Meermannen zufolge der Johann, welcher Costern die Kunst gestohlen und nach Maynz soll gebracht haben) gar nicht gedacht worden.

Der Henne Geinsfleisch *) welcher in den von Köhlern beygebrachten Documenten so vielmal vorkömmt, kann nicht Guttenbergs Bruder, und eben so wenig der Costerische diebische Druckerjunge seyn. Die triftigen Gründe hier sehe man S. 285-293. Die Köhlerische Genealogie der Gensfleische wird hier etwas verbessert; bleibt aber immer noch sehr mangelhaft.

Wir übergehen, was sonst gegen Hrn. Meermanns Beweise angeführt wird. Uns wundert, daß dieser Gelehrte so elende, wie die aus den Chronicken beym

*) Der V. hätte wohl weiter untersuchen mögen, ob Henne, Johann oder Heinrich bedeute. Ists das letzte, wie uns deucht, so fällt Meermanns Meinung auf einmal weg.

beym Schilter, die noch dazu vielmehr wider ihn sind, habe der Anführung werth achten können.

Das Resultat der ganzen Widerlegung ist dieses, daß die Hauptsachen, welche Hr. M. erzählt, und für Harlem anführt, durch kein einziges Document erwiesen werden, daß vieles blos seine Erdichtung oder Conjektur sey, (S. 302. 309.) und des Schöpflins Erweis für Strasburg noch immer fest stehe. Ja der V. geht beynahe so weit zu zweifeln, ob sich erweisen lasse, daß Coster jemals ein Buch gedruckt habe; welche Behauptung nun freylich mit Urkunden nicht belegt werden kann. Daraus, daß die übrigen ältesten Buchdrucker in den Niederlanden doch alle Deutsche waren, hat der V. keine Argumente genommen, und doch deucht uns, daß welche drinnen liegen. Zuletzt wird *de Bruyn* der holländische Epitomator des meermannischen Werks widerlegt, welcher sogar will, daß Coster auch die gegossenen Buchstaben erfunden haben soll.

Bey allem Fleiße ist dem V. dennoch ein wichtiges Zeugniß entgangen, welches das juniußische sehr schwächet, da es von einem Holländer, und zwar zu Ende des 15. Jahrhunderts, geschrieben ist. Es befindet sich in einem zu Delft gedruckten Buche: Oracio querulosa contra invasores sacerdotum, welches man aus Götzens Merkwürdigkeiten der Dresdenschen Bibliothek, 2 B. S. 366. näher kennen lernen kann. Dieser Schriftsteller sagt, constat — nostris jam temporibus tachographiam hoc est impressoriam artem in nobilissima germaniae urbe *Moguntia* fuisse repertam.

S. 313. setzt der V. Guttenbergs Tod in das Jahr 1468; unsers Wissens läßt sich dies nicht ganz genau bestimmen.

Das

Das Verzeichniß der Kupferstiche, welche nach Raphael Urbin gestochen worden, nebst der Einleitung dazu, ist auf eben die Art gemacht, wie das von Michael Angelo in ersten Bande, und von gleicher Brauchbarkeit.

In der 38 Seiten langen Vorrede zankt sich der V. mit allen denen herum, die ihn zu beurtheilen gewagt haben. Der Mr. *Versuck* des Basan wird noch immer hartnäckigt vertheydigt; auf Winkelmann, von Hagedorn, Oeser, sonderlich auf die beyden letzten sieht der V. mit einer verächtlichen Miene herab. Unsere Beurtheilung des ersten Bandes seiner Nachrichten in des IX. Bandes I. Stück d. a. d. B. nennt er anzüglich, grob, und ihre Schreibart schändlich. — Wir wünschen, daß der V. sich selbst und andere Leute besser kennen lerne, so würde er sich nicht oft durch unbedachtsame Urtheile verächtlich machen.

T.

XXXI.

Die Begebenheiten der Philippine Damien, von ihr selbst beschrieben und von dem Herausgeber der Jungfer Meyern besorgt. Frankfurt am Mayn, 1769. 1 Alphab. ungefehr in 8.

Pflichten des christl. Dichters in dem Dramatischen und Beurtheilung der Jungfer Meyern Philippine Damien und des Marmontelischen Belisaire von Joh. Balthas. Kölbele, beyder Rechte Doktorn und Ehrenmitglied

der Königl. Grosbrittann. deutschen Gesellschaft in Göttingen. Frankfurt am Mayn, 1769. 7 Bogen in 8.

Wir nehmen hier diese beyden Kölbelischen Schriften zusammen, weil die letztere sich auf die erste mit beziehet. Eine weitläuftigere Anzeige halten wir bey dieser für unnöthig, da wir darüber nichts zu sagen finden, als daß wir das von der Geschichte der Jungfer Meyern in dieser Bibliothek gefällte Urtheil*) hier bey den Begebenheiten der Philippine Damien wiederholen. Beyde Romanen sollen sich, wie der V. sagt, als gepaarte Gemählde verhalten, wie etwan zwey Stücke vom Herrn Trautmann, einem Frankfurter Mahler, das haben wir auch so befunden, Gedanken und Pinsel haben genaue Verbindung, das ist wahr, denn beyde sind gleich schlechte Carricaturen. Die Pflichten des christlichen Dichters aber charakterisiren den V. als ein Original, er will dieses seyn und ist es in der That mehr, als er denkt. Denkungsart, Ausdrück, Orthographie, selbst die Absicht dieser Bogen, ist höchst seltsam und lächerlich. Von dieser letztern wollen wir zuerst reden. Vor einigen Jahren schrieb der V. die Geschichte der Jungfer Meyern, dieser Roman hatte ungeachtet einer zwoten Auflage das Schicksal aller nichtsbedeutenden Schriften, daß es flüchtig durchblättert, aus der Hand gelegt und vergessen wurde. Unterdessen war wieder ein neuer Roman fertig, die Philippine Damien, eben so unwichtig, als der erste, für den der V. gleiches befürchten mußte. Um beyde also bey Ehren zu erhalten, kommt er ihnen hier mit einer Theorie zu Hülfe, und hüllt sich in die Tracht eines strengen Orthodoxen ein, diesen Schriften dadurch meh-

*) Im 6ten Bande 2ten Stück, S. 256.

mehreres Gewichte zu geben. Doch wenn wir auch so gefällig sind, zu glauben, daß der V. nicht aus politischen Absichten eine fromme Miene annimmt, sondern wirklich mit dem Vorsatz Romanen schreibt, der Religion, wie er sagt, zu dienen, und Juden und Religionsspötter dadurch zu bekehren: so ist dies doch der seltsamste Einfall, den man haben kann. Diese gute Absicht beweiset ein ganz gutes Herz, aber schwache Urtheilskraft, vernünftige, oder wie sie der V. nennt, gesetzte Leute müssen über solche thörichte Projekte vom Herzensgrunde lachen, und höchstens bedauren sie ihn, wenn er in einem verworrenen fieberhaften Geschwätze auf vielen Seiten seinen Lesern vorrechnet, mit welcher Dichtermühe der Plan zu diesen seichten Romanen entworfen sey, wie er aus allen möglichen Anlagen mit unglaublicher Scharfsinnigkeit die beste ausgewählet, und was für eine Menge kritischer Regeln er dabey angewendet hat. Der V. mag nur die gesetzten Leute, auf deren Urtheil er sich so sehr stützt, befragen, die werden ihm alle die Versicherung geben, daß weder die Jungfer Meyern, noch Philippine Damien, jemals Proselyten machen. Der mißlungene Erfolg also von der guten Absicht abgezogen, bleibt wohlberechnet von der ganzen Dichtermühe des V. nichts übrig, als zween magre Romanen, wofür sie das Publikum gleich anfangs erkannt hat, und aller Theorien ungeachtet auch in Zukunft erkennen wird.

Wir kommen nun auf die Schrift selbst, diese bestehet aus zween Abschnitten, in dem ersten will Hr. K. zeigen, worinn überhaupt die Pflichten eines christlichen Dichters bestehen, und im zweeten beweißt er, daß seine Romanen nach diesen Vorschriften sind bearbeitet worden. Zugleich wird der Belisar des Herrn Marmontel nach Kölbelischen Grundsätzen beurtheilt, daraus unmittelbar folgt, daß Hr. Mar-

montel alle Pflichten eines christlichen Dichters eben so leichtsinnig übertreten, als sie Hr. K. gewissenhaft erfüllet hat. Aus dieser Schrift einen Auszug zu machen, oder anzuzeigen, was der V. in einem jeden einzelnen Hauptstück eigentlich hat sagen wollen, ist nicht wohl möglich; alles liegt so verworren durcheinander, wie die Ruinen eines eingefallenen Gebäudes. Solche Husarensprünge, wie der V. dem Hrn. Marmontel beymißt, macht er auf allen Seiten, demungeachtet will er ein mathematischer Kopf seyn. Zur Probe wollen wir nur unsern Lesern einige Fragmente vorlegen, wie sie uns beym Durchblättern in die Augen fallen. Der Mühe, zu wählen, können wir überhoben seyn, da jeder einzelne Satz schon vor sich ein seltsames Ansehen hat. Nachdem der V. in lapidarischem Styl alle Schriftsteller, die durch witzige Schriften ihr Christenthum verscherzet haben, dem obersten Richter überlassen und für ihre Bekehrung geflehet hat, sagt er

S. 6. Ich meide durch göttliche Hülfe ihre verderbte Wege. Und ich finde dennoch mein Vergnügen in der Dichtkunst. — Ich selber treibe am liebsten die christl. Dichtkunst. Die Religion machte mich zum Dichter. Der Religion dienet auch meine Muse. Wer sollte hier nicht glauben Hr. K. wäre ein mächtiger Psalmodist? Doch zu dieser hohen Begeisterung hat ihn die Religion noch nicht gebracht, das will er auch hier gar nicht sagen: unter dem Dichter versteht er den Romandichter, folglich heißen diese Worte nichts mehr, als die Religion machte mich zum Romanschreiber und der Religion diene ich auch nun mit meinen Romanen.

S. 80. wird die wichtige Frage aufgeworfen: ob ein Christ dramatisch dichten dürfe, und nachdem sie der V. bejahet, fährt er fort: da ich beständig das

Dra-

Dramatische vorzüglich liebte, so war ich auch immer sehr sorgfältig, nach welchen Regeln des Christenthums ich dabey handeln durfte. Ein merkliches Theil dieser Regeln siehet der Leser in der Folge meiner Arbeit, und ich gehe zur Sache. Ich verstehe aber unter dem Dramatischen alle Arten von Heldengedichten, Romanen, Schauspielen, und dergleichen. Haben andre noch andre Begriffe, so meide ich die Wortstreite. Wir haben freylich von dem Dramatischen andre Begriffe. Weil aber Hr. K., der Romanschreiber, durchaus dramatischer Dichter seyn will, und sogar von der Religion dazu gebildet worden ist, so wollen wir ihm diese Ehre nicht streitig machen, wir haben nur diese Zeilen hier zur Erklärung des Titels abgeschrieben, damit man weis, was der V. unter den Pflichten des christlichen Dichters in dem Dramatischen verstehet. Dieser obigen Erklärung von dem Dramatischen zufolge untersucht nun der V. in den folgenden Hauptstücken, ob es rathsam sey, daß ein christlicher Dichter Heldengedichte oder Lustspiele verfertige, beydes scheinet seinem zarten Gewissen bedenklich zu seyn: denn die großen Geister Milton und Klopstock sind auf Religionsabwege gerathen, und aus der Schaubühne bildet man vergebens eine christliche Tugendschule, folglich bleibt dem christlichen Dichter nichts übrig, als Romanen zu schreiben.

S. 32. Vor den Christlichen Dichter so wenig vortheilhaftes in dem Heldengedichte und in der Schaubüne? Was erwartet nun die Romane? Vielleicht das allerbeste, weil ich selber Romanen schreibe? Ich könte meine Romanen eben so füglich unterdrücken, wie ich meine Schauspiele unterdrücket habe. Das wäre wohl der beste Rath gewesen. Aber ich finde die Romane sehr nützlich.

Sie ist eine lebhafte Geschichte des menschlichen Herzens, und zeiget, wie schöne Tugend sich füglich üben lässet. Sie schildert die Tugend liebenswürdig, und reizet den Leser zur Nachahmung. Welch fades Geschwätz! Thut denn dieses das Heldengedicht oder das Schauspiel nicht auch? Aber auf die Schaubühne ist der V. sehr übel zu sprechen, er redet darwider so eifrig, wie ein Kirchenvater; aber nur hier mit vielem Unverstande. Ueberhaupt ist in diesem ganzen Hauptstück auch nicht ein einziger gesunder Gedanke. Nur einen Satz hieraus zum Beyspiele.

S. 31. ganz vergebens bildet man aus der Schaubüne eine Christliche Tugendschule. Dies verhindern die meiste Zuschauer, die meiste Dichter und die mehreste Schauspieler. Das ist also die Ursache, warum der christl. Dichter keine Schauspiele schreiben darf? Aber auf diese Art hätte Hr. K. auch keine Romane schreiben sollen; denn dieser Satz paßt eben so gut auf den Romandichter. Ganz vergebens bildet Hr. K., könnte man sagen, aus den Romanen eine christliche Tugendschule, das verhindern die meisten Romanschreiber, die meisten Leser und die meisten Romanen selber. Das übrige dieses Abschnitts überschlagen wir, es ist ein Gewirre seltsamer Einfälle, die der V. für Regeln ausgiebt, und von denen er sehr scharfsinnig beweißt, daß er sie bey seinen Romanen alle beobachtet, daß aber alle andere Romandichter, so viel ihrer vor dem V. gewesen sind, darwider verstoßen haben. Höchst abgeschmackt finden wir S. 33. die Parallele zwischen den berühmtesten Romanen die wir haben und den Kölbelischen: wie man leicht denken kann, wird diese zum Vortheile der letztern gezogen. Kein Marktschreyer kann seine Tinkturen so herausstreichen als Hr. K. seine Schriften. Zu

An-

Anfange des zweyten Abschnittes charakterisirt sich der V. als Romandichter, er handelt hier nicht wie Voltaire. Er handelt wie Pondoppidan in seinem Menoza. Die Flüchtlinge nach der Mode dürfen ihn tadeln. Viele gesetzte Leute gönnen ihm schon ihren Beyfall. Daß der V. nicht wie Voltaire handelt, das ist gewiß; aber daß er auch nicht wie Pontoppidan in seinem Menoza handelt, ist eben so gewiß. Um ihn hiervon gleich sinnlich zu überzeugen, gedenken wir nur dieses einzige, dem Leser des Menoza fällt die Absicht seines Verfassers die Scheinchristen zu beschämen, sogleich in die Augen, aber der Leser der kölbelischen Romane bedarf erstlich einen Commentar dazu, wenn er das seltsame Projekt Juden und Religionsspötter dadurch zu bekehren merken soll. Unter den gesetzten Leuten, die nach seiner Meynung ihm schon ihren Beyfall gönnen, stehet Herr Hofrath Kästner in Göttingen oben an; laut posaunet er auf vielen Seiten seiner Schrift den Beyfall dieses Gelehrten öffentlich aus; Hr. Kölbele würde recht haben, sich auf den Beyfall eines solchen Mannes, wie Hr. Kästner, recht viel zu gute zu thun, wenn es nur damit seine Richtigkeit hätte, daß Hr. Kästner ihm Beyfall gegeben; aber der Augenschein giebt es, daß er eine Nachsicht und Höflichkeit für Beyfall angenommen hat. Bey so vieler Eigenliebe, als Hr. K. besitzt, läßt sich ein solcher Irthum leichtlich begehen, und eben diese Bewandniß hat es vermuthlich auch mit dem Beyfall der vielen andern gesetzten Leute.

S. 46. beweißt der V. daß seine Jungfer, ein Original sey. Ist die Jungfer Meyern ein Originalstücke? Ihr Verfasser ist ein Schüler von andern Romandichtern. Aber er hat vermischte Manieren. Wäre die Jungfer Meyern deswegen kein Originalstücke? Sie ist keine Nachahmung von

einer Hauptfabel oder Zwischenfabel eines andern Gedichtes. Meine Leser suchen nur immer in ihrem Vorrathe. Ich plündere weder Hauptfabeln noch Episoden oder Auftritte eines andern. Das ist gerade das kleinste Verdienst eines Romandichters, wenn er nicht zehen Romanen plündert um einen neuen zu machen, die elendesten Romanen sind eigne Erfindungen seichter Köpfe, aber deswegen sind sie noch keine Originale in dem Verstande, daß das Wort eine vortheilhafte Bedeutung bekommt, in der es Hr. K. hier zu nehmen scheint. Mit schlechten Originalen sind wir ohnehin schon zu reichlich versehen, und solche Schriften, die durch ihre innere Güte sich vor andern so ausnehmen, daß sie Originale genennet zu werden verdienen, sind die kölbelischen Romanen gewiß nicht.

S. 47. Anfänglich war die Jungfer Meyern ein rührendes Lustspiel, das mir ein geliebter Freund verlore, daß nie im Drucke erschiene, daß auch nach meinen obigen Gründen nie erscheinen soll, das ich hier förmlich zurücke fodere, und dessen Bekanntmachung ich durchaus verbiete. Diese eifrige Protestation ist ganz überflüßig. Wir leisten dem V. die Gewähr, daß sein mißrathenes Lustspiel niemals das Tageslicht sehen wird. Aus allen Umständen ergiebt es sich, daß der geliebte Freund dieses Stück nicht verlohren, sondern nur zur Ehre des V. es unter diesen Vorwande wohlmeynend unterdruckt hat. Das wäre sehr hämisch gehandelt, wenn der geliebter Freund es nun erst zur Schande des V. wollte drucken lassen.

S. 50. Vergleicht sich der V. mit einem Gellert und Leßing, welcher Eigendünkel! Gellert und Kölbele, oder Leßing und Kölbele, sollen diese Namen sich etwan

wan so zusammen verhalten, wie zwey gepaarte Gemählde von dem Herrn Trautmann?

S. 72. Giebt er sich wieder eine wichtige Mine. Geschichte der Meyern und Philippine lassen sich eher tadeln als verfertigen. Welche Dichtermühe nach dem vorhergehenden. Und noch viele Kunstregeln verschweigen. Nach Natur zu malen. Seine Sachen kennen. Manchen Einfall unterdrücken der die Erbauung hindert. Aus keinen gehässigen Absichten schreiben. Keine Basquille liefern. Die Laster nicht reizend und lebhaft. Erbaulich und doch unterhaltend. Noch vieles andre. Vor den Christen und vor den Dichter. So sind die Sachen. Da sieht man es, was es für Schwierigkeiten hat, einen Roman zu schreiben, das ist ja Herculeus lator. Nur ein Kölbele kann sich durch diese gefährlichen Klippen hindurchwagen, ohne zu scheitern. Wie leicht hätte er uns anstatt eines Romans ein Pasquill liefern können? wie leicht hätten gehäßige Absichten seine Feder vergiften können? Was hätte noch alles mehr geschehen können, wenn es der V. nicht mit sauerer Dichtermühe vermieden hätte. Leibnizen kann auch seine Theodicee nicht mehrere Arbeit gekostet haben, als dem Hrn. K. eine Meyern.

S. 78. entschuldigt er seine seltsame Schreibart mit lächerlichen Prahlereyen. Die Sprache des Herrn Professor Gellerts erreichen nicht viele. Ich gewißlich nicht bey meinen Geschäften. Wer heißt es ihm denn ohne Noth sich den Kopf mit unnützen Geschäften verwirren? Fast immer nur ernsthafte Bücher. Bald in todten Sprachen bald in veralteten Deutschen. Ich lerne hier wichtige Sachen und keine zierliche Sprache. Meine Schreibart mißfället mir selber. Ich gewöhne mich wieder Willen an die rauhe Schreibart wichtiger Bücher.

Bey dem Niederschreiben eine Menge Gedancken und ich vergesse den Ausdruck. Ganze Blätter rauhe Sprache. Ob Hr. K. aus seinen wichtigen Büchern viel wichtige Sachen gelernet hat, und ob er in todten Sprachen stärker ist, als in seiner Muttersprache, das können wir noch nicht beurtheilen, wir müssen erst davon Proben sehen. Aber ist denn das so ausgemacht, daß wichtige Bücher eben allezeit in einer geradebrechten Sprache geschrieben sind? Wenn aber auch eine rauhe fehlerhafte Schreibart immer eine Eigenschaft wichtiger Bücher wäre, wie eckelhaft affektirt ist das nicht gerade, das fehlerhafte nachzuahmen! Aber meine gedruckten Schriften, fährt er fort, sind leichte Vortruppen. Schenket Gott Leben und Ruhe, so liefere ich noch viel wichtiges. Aber dazu ganz andere Zurüstung als deutsche Sprache. Und wer mich denn künftig lieset der fraget nach keiner Sprache. Und strenge Kunstrichter ändern künftig ihr Urtheil in der Stille, wenn sie meine überhäufte Arbeit haben. Die leichten Vortruppen des V. lassen eben keinen wichtigen Nachtrab vermuthen. Wenn er indessen anstatt mit unnöthiger Arbeit sich zu überhäufen, auf einen einzigen Gegenstand seinen Fleiß wendete und ein vollkommeneres Produkt, als die bißherigen, lieferte, so würden die Kunstrichter auch ihr strenges Urtheil gar gerne mildern.

Auf der 81sten Seite wird angemerkt, daß dem V. wenn er einen Roman ausgearbeitet hat, allemal eine geliebte Schwester gestorben ist. Die Sache scheint ominös zu seyn, wenn das bey den übrigen Schriften, die er noch alle unter der Feder hat, so fortgehet, so dürfte im kurzen die ganze Kölbelische Familie ausgestorben seyn.

Das

Das eilfte Hauptstück S. 82. führet die Ueberschrift: Vertheidigung der Jungfer Meyern gegen die allgemeine deutsche Bibliotheke. Der V. sagt hier nichts mehr, als daß seine Jungfer an vielen Orten gütigen Beyfall erhält, daß er aber im Grunde nichts gegen das Urtheil in dieser Bibliothek einzuwenden habe. Nur beschwert er sich über verschiedne Abschreibefehler in dem Titel seines Romans, und macht die schlaue Anmerkung, daß diese nicht unter seine Sprachfehler gehören. Um diesen Vorwurf nicht noch einmal zu hören, haben wir in den angeführten Stellen die Kölbelische Orthographie sorgfältig beybehalten, die er von seiner Amme entlehnt zu haben scheint.

Das zwölfte Hauptstück von der 82ten S. an, enthält die Beurtheilung des V. seiner Philippine Damien, das einzige, was wir hieraus anmerken, ist dieses, daß Hr. K. seine Romanen nach der Regel de Tri macht. Denn, wenn jemand fragt, auf welche Art die Geschichte der Philippine mag enstanden seyn, so antwortet der V. S. 83., daß dieses aus einen geometrischen Verhältniß geschehen ist, bey der Meyern hat er aus zwey gegebenen Proportionen die dritte, und bey der Philippine aus drey gegebenen, die vierte gefunden. Pamela Clarissa Meyern sind hier die gegebenen Dichterbilder, Philippine das gesuchte, und wie die Meyer zur Pamela, so Philippine zur Clarissa. Hier ziehen wir, nach dem beliebten Ausdruck des V. den Vorhang. Wenn Hr. K. fähig wäre, guten Rath anzunehmen, so würde er unserm Ermessen nach, sehr wohl thun, wenn er, alle Schriften die er unter der Feder hat, und von denen er nicht weis, wie bald sie fertig werden, namentlich die weitläuftige Beurtheilung des Apollonius von Tyana, seinen Antiphädon, nebst dem im Grundriß liegen-

den Lehrgedichte Sieg des Glaubens, nebst allen seinen übrigen Aufsätzen und Projekten, dem geliebten Freunde übersendete, der schon sein mißrathenes Lustspiel unterdruckt hat, vielleicht wäre dieser so gütig, diese sämtlichen Früchte der kölbelischen Muse auch wegzulegen, oder gar zu verlieren, so würde er seiner überhäuften Arbeiten auf einmal los, und könnte mit aller Bequemlichkeit derjenigen Ruhe pflegen, die der Gesundheit seines Körpers und seines Verstandes zugleich so unentbehrlich zu seyn scheinet.

Op.

XXXII.

M. Chr. Gottl. Steinbergs biblische Erzählungen, nebst ihrer Vertheydigung. Breßlau, bey Meier, 1769. 1 Alph. 1 B. in 8. Nebst Vorrede J. E. Rambachs, 2½ Bogen.

Die Lehren der christlichen Religion sind so schön, daß der Unglaube dieselben nicht verwerflich machen kann, er greift desto heftiger die biblische Geschichte an. Wir haben bereits viele Schriften zu deren Vertheydigung. Der V. hat sonderlich aus der Stackhusischen einen Auszug gemacht, um jungen Leuten und Unstudierten zu dienen. Er schließt diesen Theil mit dem Buch der Richter. Er erzählt die Geschichte im Zusammenhange, und hänget bey jeder die Einwürfe und Beantwortung an. Seine Absicht ist gut, und seine Arbeit nicht ohne Nutzen. Es sind viel Leute, die lesen, und zur Befestigung ihres Glaubens lesen, und denen grosse Werke zu weitläuftig sind. Indessen ist bey diesem Buche, wie bey vielen grösseren, zu bedauren, daß die Vertheydigung mehrentheils sehr schwach ist, und ihr oft die Gründlichkeit mangelt.

Kommt

Kommt es bey einer Begebenheit blos auf Gottes Wirkung an: so sagt ein überzeugter Verehrer Gottes dem Ungläubigen gerade in die Augen, daß Gott allmächtig sey. Der Gott, der den Weltkörpern Daseyn, und Bewegung gab, kann so leicht das Umdrehen einer Kugel hemmen, als der Künstler, die Uhr, die er gemacht, aufhält. So wird das Stillstehen der Sonne und des Monds zu Josua Zeiten leicht.

Wirkt Gott durch Neben-Ursachen, so müssen diese deutlich und lebhaft entwickelt werden, die Stärke Simsons war eine Gabe der Allmacht, aber diese Stärke übertraf nicht die Stärke von 1000. Mann. Das Schrecken der Philister hatte hier den größten Einfluß. Mit Stricken gebunden, ward Simson dem Heer der Philister geliefert. Sie jauchzen für Freuden, auf einmal zerreißt er die Stricke wie Faden. Welcher Schrecken! welche Verwirrung! die Philister sahen ihn nicht mehr als einen Menschen, sondern als einen Zauberer an. Niemand wollte sich an ihn wagen. Da sie dicht und gepreßt den gebundenen Held zu sehen sich in einander gedrenget hatten, stürzten sie zurück und fielen über einander. Simson mit dem frischen Eselskinbacken braucht nur zu schlagen. Ein jeder Schlag eines so starken Mannes auf dem Kopf ist tödtlich, und viele erdrücken sich selbst. Ferdinand Cordes gieng mit 500 Mann ins Kaiserthum Mexiko, welches etliche 100000 Mann stellen konnte. Einige Schüsse hatten dieses Volk erschreckt. Sie sahen sie für Götter an und empfangen sie auf den Knieen. Selbst die Wahrheit verliehret hier die Wahrscheinlichkeit, und ist doch Wahrheit. So geht es auch der Geschichte des Simsons.

Historische Umstände müssen bewiesen werden. Das umgerissene Haus Dagons stand auf 2 Pfeilern. Es ist nicht genug zu sagen, man habe dergleichen Bau auch

sonst gefunden, man muß zu mehrerer Beglaubigung ihn namentlich anführen.

Man muß keine Wunder machen, wo keine sind. Eure Schuhe sind nicht veraltet u. s. f. heißt nichts mehr, als es hat an Schuhen und Kleidern euch nicht gefehlet. Die Verwirrung der Lippen ist wohl nur eine Uneinigkeit unter den Bauleuten, und wenn nach verschiedenen Clima die Menschen so verschieden an Farbe und Bildung geworden, so hat die Sprache noch leichter sich so ändern können, zumal, da sie noch sehr arm an Worten und Wendungen war, und die getrenneten Menschen auf verschiedene Art sie vermehrten.

Die Egyptschen Zauberer sind eine Art Taschenspieler gewesen.

Wir müssen auch nur die Bibel, nicht aber alten Hypothesen vertheydigen. Dieses ist bey der Schöpfung und dem Fall insbesondere zu merken. Die Sonnen würden nicht am 4ten Tage geschaffen, sondern erst auf unserer Erde sichtbar. Was soll das Prüfe-Gebot im Paradiese, da Gott wußte, daß der Mensch sündigen würde? Warum ist der Regenwurm kein Elephant, nicht jede Blume eine Rose? Gott ist mannigfaltig in seinen Werken. Auf unserer Erdkugel sollte eben die Art vernünftiger Geschöpfe seyn, die darauf ist, Menschen mit Verstand, und sinnlichen Empfindungen. Sie hatten hinlänglich Vermögen, ihre Pflicht, und ihr bestes kennen zu lernen. Daß aber in der Frucht des einen Baums ein Gift steckte, der eine schädliche Gährung in ihrem Körper bringen würde, das konnten sie nicht riechen. Die Treue Gottes erforderte es, sie zu warnen: Ihr könnet von allen Bäumen essen, aber für diesen hütet euch, sonst werdet ihr sogleich euch verderben. Und doch ließ sich der Mensch durchs Sinnliche hinreißen. Dies war seine erste Sünde, und so entstehen die Sünden alle. So fallen viele unnütze Fragen weg. Der Mensch bleibt allezeit, auch im Stande der Unschuld, ein Mensch, und der Schöpfer bleibt heilig und gerecht. Wir bekennen ja doch alle, daß Gott Menschen erschaffen, die sündigen konnten, die sündigen würden, die Gott gewiß vorher sahe, daß sie sündigen würden, und die er durch eine wunderbare Erlösung dennoch zur Unschuld und Seligkeit zurück führen, und eben dadurch seine Weisheit und Güte verherrlichen wollte.

Der Hr. O. C. R. Rambach zeigt in der Vorrede, daß die biblische Geschichte, eine Geschichte der Religion sey.

Ka.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Der Geist und die Gesinnungen des vernunftmäßigen Christenthums zur Erbauung von Georg Friedrich Seiler. Coburg, verlegts Joh. Carl Findeisens sel. Wittib, 1769. 8. 360 Seiten.

Ein Erbauungsbuch, welches 106 Gespräche eines Christen mit Gott und sich selbst enthält, die so voller Wahrheit, Rührung und dringender Aufmunterungen zum Glauben, zur christlichen Gottseligkeit und Tugend sind, daß wir sie mit wahrer Erbauung, manche Stücke mehr als einmal, gelesen haben. Wenn die Zahl der Leser dadurch vermehret werden könnte, daß wir es anpriesen, so würden wir uns ein Vergnügen daraus machen, und jedermann, der nach Büchern zur Privatandacht fragt, dazu rathen. Blos in den Stücken, die sich auf das heilige Abendmahl beziehen, wünschten wir einige Vorstellungen von der geheimnißvollen Vereinigung der Seele mit Gott durch den Leib und das Blut Christi, anders, als sie sind, weil wir sie, wie den ganzen Begriff einer sakramentirlichen Vereinigung so gewiß für eine Menschenlehre halten, als kein Wort davon in der Bibel steht, und die Sache sich weder denken, noch empfinden läßt. Denn alle wahre Vereinigung der Seele mit Gott bey diesem heil. Gedächtnißmahl des Erlösers kann, soviel wir einsehen und nach unsern Empfindungen bey dessen jedesmaligem Genuß urtheilen, nur durch Erkenntniß, Gefühl der Wahrheit, Glauben, erneuerte gute Gesinnungen, fromme Entschließungen u. s. w. erfolgen. — Eben dieser Verfasser hat auch

Einige Predigten zur Befestigung im Glauben und heiligen Wandel von M. Johann Friedrich Seiler, Pastor zum heil. Kreuz zu Coburg. Bayreuth, verlegts Joh. Andreas Lübeck, 1769. 8. 288 Seiten

montel alle Pflichten eines christlichen Dichters eben so leichtsinnig übertreten, als sie Hr. K. gewissenhaft erfüllet hat. Aus dieser Schrift einen Auszug zu machen, oder anzuzeigen, was der V. in einem jeden einzelnen Hauptstück eigentlich hat sagen wollen, ist nicht wohl möglich; alles liegt so verworren durcheinander, wie die Ruinen eines eingefallenen Gebäudes. Solche Husarensprünge, wie der V. dem Hrn. Marmontel beymißt, macht er auf allen Seiten, demungeachtet will er ein mathematischer Kopf seyn. Zur Probe wollen wir nur unsern Lesern einige Fragmente vorlegen, wie sie uns beym Durchblättern in die Augen fallen. Der Mühe, zu wählen, können wir überhoben seyn, da jeder einzelne Satz schon vor sich ein seltsames Ansehen hat. Nachdem der V. in lapidarischem Styl alle Schriftsteller, die durch witzige Schriften ihr Christenthum verscherzet haben, dem obersten Richter überlassen und für ihre Bekehrung geflehet hat, sagt er

S. 6. Ich meide durch göttliche Hülfe ihre verderbte Wege. Und ich finde dennoch mein Vergnügen in der Dichtkunst. — Ich selber treibe am liebsten die christl. Dichtkunst. Die Religion machte mich zum Dichter. Der Religion dienet auch meine Muse. Wer sollte hier nicht glauben Hr. K. wäre ein mächtiger Psalmodist? Doch zu dieser hohen Begeisterung hat ihn die Religion noch nicht gebracht, das will er auch hier gar nicht sagen: unter dem Dichter versteht er den Romandichter, folglich heißen diese Worte nichts mehr, als die Religion machte mich zum Romanschreiber und der Religion diene ich auch nun mit meinen Romanen.

S. 80. wird die wichtige Frage aufgeworfen: ob ein Christ dramatisch dichten dürfe, und nachdem sie der V. bejahet, fährt er fort: da ich beständig das

Dra-

Dramatische vorzüglich liebte, so war ich auch immer sehr sorgfältig, nach welchen Regeln des Christenthums ich dabey handeln durfte. Ein merkliches Theil dieser Regeln siehet der Leser in der Folge meiner Arbeit, und ich gehe zur Sache. Ich verstehe aber unter dem Dramatischen alle Arten von Heldengedichten, Romanen, Schauspielen, und dergleichen. Haben andre noch andre Begriffe, so meide ich die Wortstreite. Wir haben freylich von dem Dramatischen andre Begriffe. Weil aber Hr. K., der Romanschreiber, durchaus dramatischer Dichter seyn will, und sogar von der Religion dazu gebildet worden ist, so wollen wir ihm diese Ehre nicht streitig machen, wir haben nur diese Zeilen hier zur Erklärung des Titels abgeschrieben, damit man weis, was der V. unter den Pflichten des christlichen Dichters in dem Dramatischen verstehet. Dieser obigen Erklärung von dem Dramatischen zufolge untersucht nun der V. in den folgenden Hauptstücken, ob es rathsam sey, daß ein christlicher Dichter Heldengedichte oder Lustspiele verfertige, beydes scheinet seinem zarten Gewissen bedenklich zu seyn: denn die grossen Geister Milton und Klopstock sind auf Religionsabwege gerathen, und aus der Schaubühne bildet man vergebens eine christliche Tugendschule, folglich bleibt dem christlichen Dichter nichts übrig, als Romanen zu schreiben.

§. 32. Vor den Christlichen Dichter so wenig vortheilhaftes in dem Heldengedichte und in der Schaubüne? Was erwartet nun die Romane? Vielleicht das allerbeste, weil ich selber Romanen schreibe? Ich könte meine Romanen eben so füglich unterdrücken, wie ich meine Schauspiele unterdrücket habe. Das wäre wohl der beste Rath gewesen. Aber ich finde die Romane sehr nützlich.

Sie ist eine lebhafte Geschichte des menschlichen Herzens, und zeiget, wie schöne Tugend sich füglich üben lässet. Sie schildert die Tugend liebenswürdig, und reizet den Leser zur Nachahmung. Welch fades Geschwätz! Thut denn dieses das Heldengedicht oder das Schauspiel nicht auch? Aber auf die Schaubühne ist der V. sehr übel zu sprechen, er redet darwider so eifrig, wie ein Kirchenvater; aber nur hier mit vielem Unverstande. Ueberhaupt ist in diesem ganzen Hauptstück auch nicht ein einziger gesunder Gedanke. Nur einen Satz hieraus zum Beyspiele.

S. 31. ganz vergebens bildet man aus der Schaubüne eine Christliche Tugendschule. Dies verhindern die meiste Zuschauer, die meiste Dichter und die mehreste Schauspieler. Das ist also die Ursache, warum der christl. Dichter keine Schauspiele schreiben darf? Aber auf diese Art hätte Hr. K. auch keine Romane schreiben sollen; denn dieser Satz paßt eben so gut auf den Romandichter. Ganz vergebens bildet Hr. K., könnte man sagen, aus den Romanen eine christliche Tugendschule, das verhindern die meisten Romanschreiber, die meisten Leser und die meisten Romanen selber. Das übrige dieses Abschnitts überschlagen wir, es ist ein Gewirre seltsamer Einfälle, die der V. für Regeln ausgiebt, und von denen er sehr scharfsinnig beweißt, daß er sie bey seinen Romanen alle beobachtet, daß aber alle andere Romandichter, so viel ihrer vor dem V. gewesen sind, darwider verstoßen haben. Höchst abgeschmackt finden wir S. 33. die Parallele zwischen den berühmtesten Romanen die wir haben und den Kölbelischen: wie man leicht denken kann, wird diese zum Vortheile der letztern gezogen. Kein Marktschreyer kann seine Tinkturen so herausstreichen als Hr. K. seine Schriften. Zu

An-

Anfange des zweyten Abschnittes charakterisirt sich der V. als Romandichter, er handelt hier nicht wie Voltaire. Er handelt wie Pondoppidan in seinem Menoza. Die Flüchtlinge nach der Mode dürfen ihn tadeln. Viele gesetzte Leute gönnen ihm schon ihren Beyfall. Daß der V. nicht wie Voltaire handelt, das ist gewiß; aber daß er auch nicht wie Pontoppidan in seinem Menoza handelt, ist eben so gewiß. Um ihn hiervon gleich sinnlich zu überzeugen, gedenken wir nur dieses einzige, dem Leser des Menoza fällt die Absicht seines Verfassers die Scheinchristen zu beschämen, sogleich in die Augen, aber der Leser der kölbelischen Romane bedarf erstlich einen Commentar dazu, wenn er das seltsame Projekt Juden und Religionsspötter dadurch zu bekehren merken soll. Unter den gesetzten Leuten, die nach seiner Meynung ihm schon ihren Beyfall gönnen, stehet Herr Hofrath Kästner in Göttingen oben an; laut posaunet er auf vielen Seiten seiner Schrift den Beyfall dieses Gelehrten öffentlich aus; Hr. Kölbele würde recht haben, sich auf den Beyfall eines solchen Mannes, wie Hr. Kästner, recht viel zu gute zu thun, wenn es nur damit seine Richtigkeit hätte, daß Hr. Kästner ihm Beyfall gegeben; aber der Augenschein giebt es, daß er eine Nachsicht und Höflichkeit für Beyfall angenommen hat. Bey so vieler Eigenliebe, als Hr. K. besitzt, läßt sich ein solcher Irthum leichtlich begehen, und eben diese Bewandniß hat es vermuthlich auch mit dem Beyfall der vielen andern gesetzten Leute.

S. 46. beweißt der V. daß seine Jungfer, ein Original sey. Ist die Jungfer Meyern ein Originalstücke? Ihr Verfasser ist ein Schüler von andern Romandichtern. Aber er hat vermischte Manieren. Wäre die Jungfer Meyern deswegen kein Originalstücke? Sie ist keine Nachahmung von

einer Hauptfabel oder Zwischenfabel eines andern Gedichtes. Meine Leser suchen nur immer in ihrem Vorrathe. Ich plündere weder Hauptfabeln noch Episoden oder Auftritte eines andern. Das ist gerade das kleinste Verdienst eines Romandichters, wenn er nicht zehen Romanen plündert um einen neuen zu machen, die elendesten Romanen sind eigne Erfindungen seichter Köpfe, aber deswegen sind sie noch keine Originale in dem Verstande, daß das Wort eine vortheilhafte Bedeutung bekommt, in der es Hr. K. hier zu nehmen scheint. Mit schlechten Originalen sind wir ohnehin schon zu reichlich versehen, und solche Schriften, die durch ihre innere Güte sich vor andern so ausnehmen, daß sie Originale genennet zu werden verdienen, sind die kölbelischen Romanen gewiß nicht.

S. 47. Anfänglich war die Jungfer Meyern ein rührendes Lustspiel, das mir ein geliebter Freund verlore, daß nie im Drucke erschiene, daß auch nach meinen obigen Gründen nie erscheinen soll, das ich hier förmlich zurücke fodere, und dessen Bekanntmachung ich durchaus verbiete. Diese eifrige Protestation ist ganz überflüßig. Wir leisten dem V. die Gewähr, daß sein mißrathenes Lustspiel niemals das Tageslicht sehen wird. Aus allen Umständen ergiebt es sich, daß der geliebte Freund dieses Stück nicht verlohren, sondern nur zur Ehre des V. es unter diesen Vorwande wohlmeynend unterdruckt hat. Das wäre sehr hämisch gehandelt, wenn der geliebter Freund es nun erst zur Schande des V. wollte drucken lassen.

S. 50. Vergleicht sich der V. mit einem Gellert und Leßing, welcher Eigendünkel! Gellert und Kölbele, oder Leßing und Kölbele, sollen diese Namen sich etwan

man so zusammen verhalten, wie zwey gepaarte Gemähld:e von dem Herrn Trautmann?

S. 72. Giebt er sich wieder eine wichtige Mine. Geschichte der Meyern und Philippine lassen sich eher tadeln als verfertigen. Welche Dichtermühe nach dem vorhergehenden. Und noch viele Kunstregeln verschweigen. Nach Natur zu malen. Seine Sachen kennen. Manchen Einfall unterdrücken der die Erbauung hindert. Aus keinen gehässigen Absichten schreiben. Keine Pasquille liefern. Die Laster nicht reizend und lebhaft. Erbaulich und doch unterhaltend. Noch vieles andre. Vor den Christen und vor den Dichter. So sind die Sachen. Da sieht man es, was es für Schwierigkeiten hat, einen Roman zu schreiben; das ist ja Herculeus labor. Nur ein Kölbele kann sich durch diese gefährlichen Klippen hindurchwagen, ohne zu scheitern. Wie leicht hätte er uns anstatt eines Romans ein Pasquill liefern können? wie leicht hätten gehäßige Absichten seine Feder vergiften können? Was hätte noch alles mehr geschehen können, wenn es der V. nicht mit sauerer Dichtermühe vermieden hätte. Leibnizen kann auch seine Theodicee nicht mehrere Arbeit gekostet haben, als dem Hrn. K. eine Meyern.

S. 78. entschuldigt er seine seltsame Schreibart mit lächerlichen Prahlereyen. Die Sprache des Herrn Professor Gellerts erreichen nicht viele. Ich gewißlich nicht bey meinen Geschäften. Wer heißt es ihm denn ohne Noth sich den Kopf mit unnützen Geschäften verwirren? Fast immer nur ernsthafte Bücher. Bald in todten Sprachen bald in veralteten Deutschen. Ich lerne hier wichtige Sachen und keine zierliche Sprache. Meine Schreibart mißfället mir selber. Ich gewöhne mich wieder Willen an die rauhe Schreibart wichtiger Bücher.

Bey

Bey dem Niederschreiben eine Menge Gedancken und ich vergesse den Ausdruck. Ganze Blätter rauhe Sprache. Ob Hr. K. aus seinen wichtigen Büchern viel wichtige Sachen gelernet hat, und ob er in todten Sprachen stärker ist, als in seiner Muttersprache, das können wir noch nicht beurtheilen, wir müssen erst davon Proben sehen. Aber ist denn das so ausgemacht, daß wichtige Bücher eben allezeit in einer geradebrechten Sprache geschrieben sind? Wenn aber auch eine rauhe fehlerhafte Schreibart immer eine Eigenschaft wichtiger Bücher wäre, wie eckelhaft affektirt ist das nicht gerade, das fehlerhafte nachzuahmen! Aber meine gedruckten Schriften, fährt er fort, sind leichte Vortruppen. Schenket Gott Leben und Ruhe, so liefere ich noch viel wichtiges. Aber dazu ganz andere Zurüstung als deutsche Sprache. Und wer mich denn künftig lieset der fraget nach keiner Sprache. Und strenge Kunstrichter ändern künftig ihr Urtheil in der Stille, wenn sie meine überhäufte Arbeit haben. Die leichten Vortruppen des V. lassen eben keinen wichtigen Nachtrab vermuthen. Wenn er indessen anstatt mit unnöthiger Arbeit sich zu überhäufen, auf einen einzigen Gegenstand seinen Fleiß wendete und ein vollkommeneres Produkt, als die bißherigen, lieferte, so würden die Kunstrichter auch ihr strenges Urtheil gar gerne mildern.

Auf der 81sten Seite wird angemerkt, daß dem V. wenn er einen Roman ausgearbeitet hat, allemal eine geliebte Schwester gestorben ist. Die Sache scheint ominös zu seyn, wenn das bey den übrigen Schriften, die er noch alle unter der Feder hat, so fortgehet, so dürfte im kurzen die ganze Kölbelische Familie ausgestorben seyn.

Das

Das eilfte Hauptstück S. 82. führet die Ueberschrift: Vertheidigung der Jungfer Meyern gegen die allgemeine deutsche Bibliotheke. Der V. sagt hier nichts mehr, als daß seine Jungfer an vielen Orten gütigen Beyfall erhält, daß er aber im Grunde nichts gegen das Urtheil in dieser Bibliothek einzuwenden habe. Nur beschwert er sich über verschiedne Abschreibefehler in dem Titel seines Romans, und macht die schlaue Anmerkung, daß diese nicht unter seine Sprachfehler gehören. Um diesen Vorwurf nicht noch einmal zu hören, haben wir in den angeführten Stellen die Kölbelische Orthographie sorgfältig beybehalten, die er von seiner Amme entlehnt zu haben scheint.

Das zwölfte Hauptstück von der 82ten S. an, enthält die Beurtheilung des V. seiner Philippine Damien, das einzige, was wir hieraus anmerken, ist dieses, daß Hr. K. seine Romanen nach der Regel de Tri macht. Denn, wenn jemand fragt, auf welche Art die Geschichte der Philippine mag enstanden seyn, so antwortet der V. S. 83., daß dieses aus einen geometrischen Verhältniß geschehen ist, bey der Meyern hat er aus zwey gegebenen Proportionen die dritte, und bey der Philippine aus drey gegebenen, die vierte gefunden. Pamela Clarissa Meyern sind hier die gegebenen Dichterbilder, Philippine das gesuchte, und wie die Meyer zur Pamela, so Philippine zur Clarissa. Hier ziehen wir, nach dem beliebten Ausdruck des V. den Vorhang. Wenn Hr. K. fähig wäre, guten Rath anzunehmen, so würde er unserm Ermessen nach, sehr wohl thun, wenn er, alle Schriften die er unter der Feder hat, und von denen er nicht weis, wie bald sie fertig werden, namentlich die weitläuftige Beurtheilung des Apollonius von Tyana, seinen Antiphädon, nebst dem im Grundriß liegen-

den Lehrgedichte Sieg des Glaubens, nebst allen seinen übrigen Aufsätzen und Projekten, dem geliebten Freunde übersendete, der schon sein mißrathenes Lustspiel unterdruckt hat, vielleicht wäre dieser so gütig, diese sämtlichen Früchte der kölbelischen Muse auch wegzulegen, oder gar zu verlieren, so würde er seiner überhäuften Arbeiten auf einmal los, und könnte mit aller Bequemlichkeit derjenigen Ruhe pflegen, die der Gesundheit seines Körpers und seines Verstandes zugleich so unentbehrlich zu seyn scheinet.

Op.

XXXII.

M. Chr. Gottl. Steinbergs biblische Erzählungen, nebst ihrer Vertheydigung. Breßlau, bey Meier, 1769. 1 Alph. 1 B. in 8. Nebst Vorrede J. E. Rambachs, 2½ Bogen.

Die Lehren der christlichen Religion sind so schön, daß der Unglaube dieselben nicht verwerflich machen kann, er greift desto heftiger die biblische Geschichte an. Wir haben bereits viele Schriften zu deren Vertheydigung. Der V. hat sonderlich aus der Stackhusischen einen Auszug gemacht, um jungen Leuten und Unstudierten zu dienen. Er schließt diesen Theil mit dem Buch der Richter. Er erzählt die Geschichte im Zusammenhange, und hänget bey jeder die Einwürfe und Beantwortung an. Seine Absicht ist gut, und seine Arbeit nicht ohne Nutzen. Es sind viel Leute, die lesen, und zur Befestigung ihres Glaubens lesen, und denen grosse Werke zu weitläuftig sind. Indessen ist bey diesem Buche, wie bey vielen grösseren, zu bedauren, daß die Vertheydigung mehrentheils sehr schwach ist, und ihr oft die Gründlichkeit mangelt.

Kommt

Kommt es bey einer Begebenheit blos auf Gottes Wirkung an: so sagt ein überzeugter Verehrer Gottes dem Ungläubigen gerade in die Augen, daß Gott allmächtig sey. Der Gott, der den Weltkörpern Daseyn, und Bewegung gab, kann so leicht das Umdrehen einer Kugel hemmen, als der Künstler, die Uhr, die er gemacht, aufhält. So wird das Stillstehen der Sonne und des Monds zu Josua Zeiten leicht.

Wirkt Gott durch Neben-Ursachen, so müssen diese deutlich und lebhaft entwickelt werden, die Stärke Simsons war eine Gabe der Allmacht, aber diese Stärke übertraf nicht die Stärke von 1000. Mann. Das Schrecken der Philister hatte hier den größten Einfluß. Mit Stricken gebunden, ward Simson dem Heer der Philister geliefert. Sie jauchzen für Freuden, auf einmal zerreißt er die Stricke wie Faden. Welcher Schrecken! welche Verwirrung! die Philister sahen ihn nicht mehr als einen Menschen, sondern als einen Zauberer an. Niemand wollte sich an ihn wagen. Da sie dicht und gepreßt den gebundenen Held zu sehen sich in einander gedrenget hatten, stürzten sie zurück und fielen über einander. Simson mit dem frischen Eselskinbacken braucht nur zu schlagen. Ein jeder Schlag eines so starken Mannes auf dem Kopf ist tödtlich, und viele erdrücken sich selbst. Ferdinand Cordes gieng mit 500 Mann ins Kaiserthum Mexiko, welches etliche 100000 Mann stellen konnte. Einige Schüsse hatten dieses Volk erschreckt. Sie sahen sie für Götter an und empfangen sie auf den Knieen. Selbst die Wahrheit verliehret hier die Wahrscheinlichkeit, und ist doch Wahrheit. So geht es auch der Geschichte des Simsons.

Historische Umstände müssen bewiesen werden. Das umgerissene Haus Dagons stand auf 2 Pfeilern. Es ist nicht genug zu sagen, man habe dergleichen Bau auch

sonst

sonst gefunden, man muß zu mehrerer Beglaubigung ihn namentlich anführen.

Man muß keine Wunder machen, wo keine sind. Eure Schuhe sind nicht veraltet u. s. f. heißt nichts mehr, als es hat an Schuhen und Kleidern euch nicht gefehlet. Die Verwirrung der Lippen ist wohl nur eine Uneinigkeit unter den Bauleuten, und wenn nach verschiedenen Clima die Menschen so verschieden an Farbe und Bildung geworden, so hat die Sprache noch leichter sich so ändern können, zumal, da sie noch sehr arm an Worten und Wendungen war, und die getrenneten Menschen auf verschiedene Art sie vermehrten.

Die Egyptschen Zauberer sind eine Art Taschenspieler gewesen.

Wir müssen auch nur die Bibel, nicht aber alten Hypothesen vertheydigen. Dieses ist bey der Schöpfung und dem Fall insbesondere zu merken. Die Sonnen würden nicht am 4ten Tage geschaffen, sondern erst auf unserer Erde sichtbar. Was soll das Prüfe-Gebot im Paradiese, da Gott wußte, daß der Mensch sündigen würde? Warum ist der Regenwurm kein Elephant, nicht jede Blume eine Rose? Gott ist mannigfaltig in seinen Werken. Auf unserer Erdkugel sollte eben die Art vernünftiger Geschöpfe seyn, die darauf ist, Menschen mit Verstand, und sinnlichen Empfindungen. Sie hatten hinlänglich Vermögen, ihre Pflicht, und ihr bestes kennen zu lernen. Daß aber in der Frucht des einen Baums ein Gift steckte, der eine schädliche Gährung in ihrem Körper bringen würde, das konnten sie nicht riechen. Die Treue Gottes erforderte es, sie zu warnen: Ihr könnet von allen Bäumen essen, aber für diesen hütet euch, sonst werdet ihr sogleich euch verderben. Und doch ließ sich der Mensch durchs Sinnliche hinreißen. Dies war seine erste Sünde, und so entstehen die Sünden alle. So fallen viele unnütze Fragen weg. Der Mensch bleibt allezeit, auch im Stande der Unschuld, ein Mensch, und der Schöpfer bleibt heilig und gerecht. Wir bekennen ja doch alle, daß Gott Menschen erschaffen, die sündigen konnten, die sündigen würden, die Gott gewiß vorher sahe, daß sie sündigen würden, und die er durch eine wunderbare Erlösung dennoch zur Unschuld und Seligkeit zurück führen, und eben dadurch seine Weisheit und Güte verherrlichen wollte.

Der Hr. O. C. R. Rambach zeigt in der Vorrede, daß die biblische Geschichte, eine Geschichte der Religion sey.

Ka.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Der Geist und die Gesinnungen des vernunftmäßigen Christenthums zur Erbauung von Georg Friedrich Seiler. Coburg, verlegts Joh. Carl Findeisens sel. Wittib, 1769. 8. 360 Seiten.

Ein Erbauungsbuch, welches 106 Gespräche eines Christen mit Gott und sich selbst enthält, die so voller Wahrheit, Rührung und dringender Aufmunterungen zum Glauben, zur christlichen Gottseligkeit und Tugend sind, daß wir sie mit wahrer Erbauung, manche Stücke mehr als einmal, gelesen haben. Wenn die Zahl der Leser dadurch vermehret werden könnte, daß wir es anpriesen, so würden wir uns ein Vergnügen daraus machen, und jedermann, der nach Büchern zur Privatandacht fragt, dazu rathen. Blos in den Stücken, die sich auf das heilige Abendmahl beziehen, wünschten wir einige Vorstellungen von der geheimnißvollen Vereinigung der Seele mit Gott durch den Leib und das Blut Christi, anders, als sie sind, weil wir sie, wie den ganzen Begriff einer sakramentirlichen Vereinigung so gewiß für eine Menschenlehre halten, als kein Wort davon in der Bibel steht, und die Sache sich weder denken, noch empfinden läßt. Denn alle wahre Vereinigung der Seele mit Gott bey diesem heil. Gedächtnißmahl des Erlösers kann, soviel wir einsehen und nach unseren Empfindungen bey dessen jedesmaligem Genuß urtheilen, nur durch Erkenntniß, Gefühl der Wahrheit, Glauben, erneuerte gute Gesinnungen, fromme Entschliessungen u. s. w. erfolgen. — Eben dieser Verfasser hat noch

Einige Predigten zur Befestigung im Glauben und heiligen Wandel von M. Johann Friedrich Seiler, Pastor zum heil. Kreuz zu Coburg. Bayreuth, verlegts Joh. Andreas Lübeck, 1769. 8. 288 Seiten

drucken lassen. Ohnfehlbar ist ihm durch einen Druckfehler statt des einen rechten Vornamens Georg, der Vorname Johann gegeben worden, denn in der Vorrede unterschreibt sich der V. Georg Friedrich, und unter zwoen besondern Predigten zur Beylage, die er am Bareuthschen Hofe gehalten hat, wohin er als Hofdiaconus und Professor der Gottesgelahrheit und Geschichte am dortigen Collegio illustri berufen worden, ebenfalls. Die Vorträge selbst sind auch in dem nemlichen Geiste des vernunftmäßigen Christenthums gehalten, in welchem jene Betrachtungen geschrieben sind. Das nemliche Gefühl der Wahrheit, welches sich dem Zuhörer und Leser mittheilet, ebendieselbe ungezwungene Sprache des Herzens, eben die Richtigkeit der Vernunftschlüsse, eben das helle Licht der Ueberzeugung, welches den menschlichen Verstand über die Lehren der Religion aufkläret, thut hier wie dort die abgezweckte Wirkung; nur da nicht, wo sich unvermerkt das ewig dunkle, undurchsichtige Gewölk undenkbarer, aber für orthodox gehaltener Lehrsätze vorzieht, und solche gute Wirkung bey nachdenkenden Wahrheitsforschern verhindert.

Die Predigten selbst handeln I. von der Beruhigung bey der Unbegreiflichkeit der Geheimnisse des Glaubens. — Der V. macht in dieser Predigt viel wahre und gründliche Anmerkungen über die Dinge, die uns in der Lehre Jesu dunkel bleiben. Nur wünschten wir, daß man doch einmal aufhören möchte, so manche theologische Hypothesen, welche einen unter gelehrten Kunstwörtern versteckten und dadurch blos verfeinerten Widerspruch in sich fassen, mit dem Namen der Geheimnisse zur Gottseligkeit zu belegen, die uns durch das Evangelium wären bekannt gemacht worden, und diese vorzuschützen, wenn jene von den Widersachern des Christenthums angegriffen werden. Hinter einer so schwachen Schutzwehr kann man sich doch nicht lange halten und es scheint immer, als ob wir ein zerbrochen Schwerdt hätten, wenn wir uns so oft dahinter verbergen. II. Von der Vernunftmäßigkeit der Selbstverleugnung. Eine trefliche Predigt. III. Von den Scheingründen, womit die Menschen sich in ihren gewöhnlichen Ungerechtigkeiten zu entschuldigen pflegen. IV. Von der Größe der Schuld, die uns Gott vergiebt. V. Von dem himmlischen Sinne der Christen. VI. Warum Gott den Menschen die Sünde nicht vergeben wollte, ohne den Tod eines göttlichen Mittlers. VII. Von einigen Nebenabsichten Gottes bey dem Tode Jesu. VIII. Von den Vortheilen eines keuschen Wandels. IX. Wie höchst nöthig

eine

eine sehr frühe Zubereitung zum Tode sey. — In der einen von den beyden zugegebenen und besonders gedruckten Predigten, werden einige der wichtigsten Ursachen, warum uns Gott das Gebet so nachdrücklich empfohlen hat; und in der zweyten: Die grossen Wirkungen des Zeugnisses des heiligen Geistes in den Gläubigen, abgehandelt. Wir haben die Sache, von der in der letztern die Rede ist, nicht leicht mit solcher Kürze deutlicher und richtiger in einer Predigt vorgestellt gelesen. Der V. gründet alles, was er darüber sagt, auf den ohnstreitig wahren Satz S. 43. „Es ist schwer, ja „meistens unmöglich zu entscheiden, was in diesem Zustande „lebhafter Empfindungen der Natur, und was der Gnade „zuzuschreiben ist. Die Richtigkeit unsers Glaubens zu beweisen, dazu werden nothwendig gründliche Vernunftschlüsse „erfordert. Und das Zeugniß des heiligen Geistes in dem „Herzen der Gläubigen ist, wie ich davor halte, nichts anders, als ein solcher richtiger Schluß einer erleuchteten Vernunft, ein Schluß von der guten Wirkung auf die Ursache.„

Wir stehen dafür, es werde niemand diese sämtlichen Predigten ohne Beyfall und Erbauung lesen, wenn er auch über etliche Dinge, die blos zur Theologie gehören, nicht völlig mit dem V. einstimmen sollte. Sie gehören gewiß unter der Menge von Predigten, womit das christliche Publikum Jahr aus Jahr ein versehen wird, zu den wenigen, die es verdienen, daß man sie lese.

V.

Ebenezer Erskine (Pred. zu Sterling in Schottland) evangelisch praktische Abhandlung über das erste Gebot 2 B. M. 20, 2. 3. ins Hochdeutsche übersetzet durch H. S. Fries Pred. zu Rheda. Magdeburg und Helmstädt, bey D. C. Hechtel, 1769. 6 Bogen in 8.

Eine deutlich und ordentlich mit vielem Fleiße abgefaßte Predigt, die zu einer Abhandlung erweitert ist. Sie führet den Titel einer evangelischen Abhandlung, weil die evangelische Wahrheiten von Christo und der Versöhnung zum Grunde geleget wird: sie ist praktisch, weil die meiste Vorstellung auf die thätige Anwendung zur Gottseligkeit gerichtet wird. Die polemischen Folgerungen gegen die Arianer und Socinianer, die der Verf. aus seinem Texte herauszuziehen

weis, dürfen nicht gar zu streng geprüfet werden: wenigstens hat er doch darinn vollkommen Recht, daß unter den Israeliten an dem Berge Sinai kein einziger ganzer noch halber Arianer, auch kein Socinianer sich befunden habe. Dergleichen übersiehet man leicht gegen das viele Gute. Die hauptsächlichste Absicht des Verf. ist gewesen zu zeigen: daß der Bund Gottes mit Israel kein Werkbund; sondern ein Gnadenbund gewesen sey. Es kommt hiebey wohl nur auf eine gute Erklärung an.

Predigten für junge Mannspersonen von Jon. Mayhew D. D. Erster Band. Aus dem englischen übersetzt. Hamburg, bey J. L. Gleditsch, 1769. in 8. 14 Bogen.

Es sind sieben Predigten über Tit. 2, 6. Sie handeln überhaupt von der christlichen Nüchternheit, oder derjenigen Geistesbeschaffenheit, die der Apostel Sophrosyne nennet. Die Einkleidung in Predigten verursachet manche sonst unnöthige Wiederholungen. Es kommen auch heftige Ausfälle gegen die Episcopalen darinn vor. Allgemeine Lehren des Christenthums für alle Christen, von dem Glauben an Gott und von der christlichen Offenbarung, von der Buße, dem Glauben, und einigen Pflichten der Gottseligkeit sind der Inhalt dieser Predigten: nur die beyden letzten enthalten einige besondre Warnungen an junge Mannspersonen gegen einige Sünden, die diesem Alter am gemeinsten sind. Kurz, dieser sehr alltägliche Predigten haben mit des Forbyce Predigten fürs junge Frauenzimmer nichts im geringsten ähnliches.

M. A. G. Kerzigs Pfarrers zu Jahndorf biblisch-historische Abhandlung von den Kenitern zur Erläuterung vieler Stellen heiliger Schrift. Chemnitz bey J. D. Stössels Erben und Putscher, 1769. 13 Bogen in 8.

Die Keniter, deren in der heiligen Schrift gedacht wird, sind zweyerley verschiedene Völker, das eine aus dem Geschlechte Kanaans, das andre aus dem Geschlechte Abrahams von Midian her. Das letzte ist dem Volke Israel einverleibet, nicht das erste. Die heidnischen Keniter sind von den Assyrern aus Kanaan vertrieben, und diese machten wieder

der den Israeliten Platz. Die jüdischen Keniter stammen von Jethro und von Kenan, einem Schwager Mosis, her: sie bekamen ihre Wohnplätze in der Wüste Juda. Dies ist der Hauptinhalt dieser mit vielem Fleiße geschriebenen Abhandlung. Es kommen auch einige Anmerkungen von dem Lobgesange der Debora gegen Teller darinn vor; wie auch etwas zur Rechtfertigung der That Jaels, welches aber schwerlich einen Zweifler befriedigen wird.

Freye Auslegung des Gebets des Herrn, aus historisch-kritisch- und philologischen Gründen. Frankfurt und Leipzig, 1769. 1 Alph. in 8.

Nicht eine Spur von historischen, kritischen und philologischen Gründen in der ganzen Schrift. Wie kommt dies auf dem Titelblatte? vielmehr schreibt der Verf. selbst im Vorberichte, er habe den Titel abgefasset: „mit gesunden philosophischen Augen betrachtet.„ Warum hat der Drucker dies eigenmächtig verändert? Wie gesund aber die philosophischen Augen des Verf. seyn müssen, kann man schon aus der Zueignung an D. Benner in Giessen abnehmen. Er erkläret sich als einen Freund der reinen mystischen Theologie, welche nichts anders als eine wahre und göttliche Philosophie ist, dagegen die heutige Philosophie der göttlichen Offenbarung entgegen und also verabscheuungswürdig ist. Alle Philosophen und Naturalisten sind Verächter des Gebets. Insonderheit sind ihm diejenigen Philosophen verhaßt, welche die Allgemeinheit des Satzes des zureichenden Grundes läugnen, und die Freyheit in einer besondern wesentlichen Kraft der Seelen zu willkührlichen Handlungen setzen. Daß er selbst gesunde Vernunftsaugen habe, versichert er sich daher, weil er nicht nur mit der heiligen Schrift, (die er doch gewiß wenig kennet) sondern auch mit Luthers, Arnds und Speners Schriften übereinstimme: wiewohl Luther seiner Philosophie gewiß das Wort nicht spricht. Einige seit 1762. zu Gotha von Philortho und Philotheoro herausgegebene mystische Schriften haben ihn zuerst zum Philosophen gemacht.

Bey allen diesen betrübten Aspekten muß man ihm doch das Zeugniß geben, daß er noch nicht zu den finstersten Mystickern gehöret, sondern zuweilen auf einem ganz guten Wege ist. Man überschlage seine verwirrte Begriffe von den göttlichen Eigenschaften: so ist doch in der zwoten Betrachtung seine Vorstellung von der Liebe gegen Gott; auch sogar sein

Bey dem Niederschreiben eine Menge Gedancken und ich vergesse den Ausdruck. Ganze Blätter rauhe Sprache. Ob Hr. K. aus seinen wichtigen Büchern viel wichtige Sachen gelernet hat, und ob er in todten Sprachen stärker ist, als in seiner Muttersprache, das können wir noch nicht beurtheilen, wir müssen erst davon Proben sehen. Aber ist denn das so ausgemacht, daß wichtige Bücher eben allezeit in einer geradebrechten Sprache geschrieben sind? Wenn aber auch eine rauhe fehlerhafte Schreibart immer eine Eigenschaft wichtiger Bücher wäre, wie eckelhaft affektirt ist das nicht gerade, das fehlerhafte nachzuahmen! Aber meine gedruckten Schriften, fährt er fort, sind leichte Vortruppen. Schenket Gott Leben und Ruhe, so liefere ich noch viel wichtiges. Aber dazu ganz andere Zurüstung als deutsche Sprache. Und wer mich denn künftig lieset der fraget nach keiner Sprache. Und strenge Kunstrichter ändern künftig ihr Urtheil in der Stille, wenn sie meine überhäufte Arbeit haben. Die leichten Vortruppen des V. lassen eben keinen wichtigen Nachtrab vermuthen. Wenn er indessen anstatt mit unnöthiger Arbeit sich zu überhäufen, auf einen einzigen Gegenstand seinen Fleiß wendete und ein vollkommeneres Produkt, als die bißherigen, lieferte, so würden die Kunstrichter auch ihr strenges Urtheil gar gerne mildern.

Auf der 81sten Seite wird angemerkt, daß dem V. wenn er einen Roman ausgearbeitet hat, allemal eine geliebte Schwester gestorben ist. Die Sache scheint ominös zu seyn, wenn das bey den übrigen Schriften, die er noch alle unter der Feder hat, so fortgehet, so dürfte im kurzen die ganze Kölbelische Familie ausgestorben seyn.

Das

Das eilfte Hauptstück S. 82. führet die Ueberschrift: Vertheidigung der Jungfer Meyern gegen die allgemeine deutsche Bibliotheke. Der V. sagt hier nichts mehr, als daß seine Jungfer an vielen Orten gütigen Beyfall erhält, daß er aber im Grunde nichts gegen das Urtheil in dieser Bibliothek einzuwenden habe. Nur beschwert er sich über verschiedne Abschreibefehler in dem Titel seines Romans, und macht die schlaue Anmerkung, daß diese nicht unter seine Sprachfehler gehören. Um diesen Vorwurf nicht noch einmal zu hören, haben wir in den angeführten Stellen die Kölbelische Orthographie sorgfältig beybehalten, die er von seiner Amme entlehnt zu haben scheint.

Das zwölfte Hauptstück von der 82ten S. an, enthält die Beurtheilung des V. seiner Philippine Damien, das einzige, was wir hieraus anmerken, ist dieses, daß Hr. K. seine Romanen nach der Regel de Tri macht. Denn, wenn jemand fragt, auf welche Art die Geschichte der Philippine mag enstanden seyn, so antwortet der V. S. 83., daß dieses aus einen geometrischen Verhältniß geschehen ist, bey der Meyern hat er aus zwey gegebenen Proportionen die dritte, und bey der Philippine aus drey gegebenen, die vierte gefunden. Pamela Clarissa Meyern sind hier die gegebenen Dichterbilder, Philippine das gesuchte, und wie die Meyer zur Pamela, so Philippine zur Clarissa. Hier ziehen wir, nach dem beliebten Ausdruck des V. den Vorhang. Wenn Hr. K. fähig wäre, guten Rath anzunehmen, so würde er unserm Ermessen nach, sehr wohl thun, wenn er, alle Schriften die er unter der Feder hat, und von denen er nicht weis, wie bald sie fertig werden, namentlich die weitläufige Beurtheilung des Apollonius von Tyana, seinen Antiphädon, nebst dem im Grundriß liegen-

den Lehrgedichte Sieg des Glaubens, nebst allen seinen übrigen Aufsätzen und Projekten, dem geliebten Freunde übersendete, der schon sein mißrathenes Lustspiel unterdruckt hat, vielleicht wäre dieser so gütig, diese sämtlichen Früchte der kölbelischen Muse auch wegzulegen, oder gar zu verlieren, so würde er seiner überhäuften Arbeiten auf einmal los, und könnte mit aller Bequemlichkeit derjenigen Ruhe pflegen, die der Gesundheit seines Körpers und seines Verstandes zugleich so unentbehrlich zu seyn scheinet.

Op.

XXXII.

M. Chr. Gottl. Steinbergs biblische Erzählungen, nebst ihrer Vertheydigung. Breßlau, bey Meier, 1769. 1 Alph. 1 B. in 8. Nebst Vorrede J. E. Rambachs, 2½ Bogen.

Die Lehren der christlichen Religion sind so schön, daß der Unglaube dieselben nicht verwerflich machen kann, er greift desto heftiger die biblische Geschichte an. Wir haben bereits viele Schriften zu deren Vertheydigung. Der V. hat sonderlich aus der Stackhusischen einen Auszug gemacht, um jungen Leuten und Unstudierten zu dienen. Er schließt diesen Theil mit dem Buch der Richter. Er erzählt die Geschichte im Zusammenhange, und hänget bey jeder die Einwürfe und Beantwortung an. Seine Absicht ist gut, und seine Arbeit nicht ohne Nutzen. Es sind viel Leute, die lesen, und zur Befestigung ihres Glaubens lesen, und denen große Werke zu weitläuftig sind. Indessen ist bey diesem Buche, wie bey vielen größeren, zu bedauren, daß die Vertheydigung mehrentheils sehr schwach ist, und ihr oft die Gründlichkeit mangelt.

Kommt

Kommt es bey einer Begebenheit blos auf Gottes Wirkung an: so sagt ein überzeugter Verehrer Gottes dem Ungläubigen gerade in die Augen, daß Gott allmächtig sey. Der Gott, der den Weltkörpern Daseyn, und Bewegung gab, kann so leicht das Umdrehen einer Kugel hemmen, als der Künstler, die Uhr, die er gemacht, aufhält. So wird das Stillstehen der Sonne und des Monds zu Josua Zeiten leicht.

Wirkt Gott durch Neben-Ursachen, so müssen diese deutlich und lebhaft entwickelt werden, die Stärke Simsons war eine Gabe der Allmacht, aber diese Stärke übertraf nicht die Stärke von 1000. Mann. Das Schrecken der Philister hatte hier den größten Einfluß. Mit Stricken gebunden, ward Simson dem Heer der Philister geliefert. Sie jauchzen für Freuden, auf einmal zerreißt er die Stricke wie Faden. Welcher Schrecken! welche Verwirrung! die Philister sahen ihn nicht mehr als einen Menschen, sondern als einen Zauberer an. Niemand wollte sich an ihn wagen. Da sie dicht und gepreßt den gebundenen Held zu sehen sich in einander gedrenget hatten, stürzten sie zurück und fielen über einander. Simson mit dem frischen Eselskinbacken braucht nur zu schlagen. Ein jeder Schlag eines so starken Mannes auf dem Kopf ist tödtlich, und viele erdrücken sich selbst. Ferdinand Cordes gieng mit 500 Mann ins Kaiserthum Mexiko, welches etliche 100000 Mann stellen konnte. Einige Schüsse hatten dieses Volk erschreckt. Sie sahen sie für Götter an und empfangen sie auf den Knieen. Selbst die Wahrheit verliehret hier die Wahrscheinlichkeit, und ist doch Wahrheit. So geht es auch der Geschichte des Simsons.

Historische Umstände müssen bewiesen werden. Das umgerissene Haus Dagons stand auf 2 Pfeilern. Es ist nicht genug zu sagen, man habe dergleichen Bau auch

sonst gefunden, man muß zu mehrerer Beglaubigung ihn namentlich anführen.

Man muß keine Wunder machen, wo keine sind. Eure Schuhe sind nicht veraltet u. s. f. heißt nichts mehr, als es hat an Schuhen und Kleidern euch nicht gefehlet. Die Verwirrung der Lippen ist wohl nur eine Uneinigkeit unter den Bauleuten, und wenn nach verschiedenen Clima die Menschen so verschieden an Farbe und Bildung geworden, so hat die Sprache noch leichter sich so ändern können, zumal, da sie noch sehr arm an Worten und Wendungen war, und die getrenneten Menschen auf verschiedene Art sie vermehreten.

Die Egyptischen Zauberer sind eine Art Taschenspieler gewesen.

Wir müssen auch nur die Bibel, nicht aber alten Hypothesen vertheydigen. Dieses ist bey der Schöpfung und dem Fall insbesondere zu merken. Die Sonnen wurden nicht am 4ten Tage geschaffen, sondern erst auf unserer Erde sichtbar. Was soll das Prüfe-Gebot im Paradiese, da Gott wußte, daß der Mensch sündigen würde? Warum ist der Regenwurm kein Elephant, nicht jede Blume eine Rose? Gott ist mannigfaltig in seinen Werken. Auf unserer Erdkugel sollte eben die Art vernünftiger Geschöpfe seyn, die darauf ist, Menschen mit Verstand, und sinnlichen Empfindungen. Sie hatten hinlänglich Vermögen, ihre Pflicht, und ihr bestes kennen zu lernen. Daß aber in der Frucht des einen Baums ein Gift steckte, der eine schädliche Gährung in ihrem Körper bringen würde, das konnten sie nicht riechen. Die Treue Gottes erforderte es, sie zu warnen: Ihr könnet von allen Bäumen essen, aber für diesen hütet euch, sonst werdet ihr sogleich euch verderben. Und doch ließ sich der Mensch durchs Sinnliche hinreißen. Dies war seine erste Sünde, und so entstehen die Sünden alle. So fallen viele unnütze Fragen weg. Der Mensch bleibt allezeit, auch im Stande der Unschuld, ein Mensch, und der Schöpfer bleibt heilig und gerecht. Wir bekennen ja doch alle, daß Gott Menschen erschaffen, die sündigen konnten, die sündigen würden, die Gott gewiß vorher sahe, daß sie sündigen würden, und die er durch eine wunderbare Erlösung dennoch zur Unschuld und Seligkeit zurück führen, und eben dadurch seine Weisheit und Güte verherrlichen wollte.

Der Hr. O. C. R. Rambach zeigt in der Vorrede, daß die biblische Geschichte, eine Geschichte der Religion sey.

Ka.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Der Geist und die Gesinnungen des vernunftmäßigen Christenthums zur Erbauung von Georg Friedrich Seiler. Coburg, verlegts Joh. Carl Findeisens sel. Wittib, 1769. 8. 360 Seiten.

Ein Erbauungsbuch, welches 106 Gespräche eines Christen mit Gott und sich selbst enthält, die so voller Wahrheit, Rührung und dringender Aufmunterungen zum Glauben, zur christlichen Gottseligkeit und Tugend sind, daß wir sie mit wahrer Erbauung, manche Stücke mehr als einmal, gelesen haben. Wenn die Zahl der Leser dadurch vermehret werden könnte, daß wir es anpriesen, so würden wir uns ein Vergnügen daraus machen, und jedermann, der nach Büchern zur Privatandacht fragt, dazu rathen. Blos in den Stücken, die sich auf das heilige Abendmahl beziehen, wünschten wir einige Vorstellungen von der geheimnißvollen Vereinigung der Seele mit Gott durch den Leib und das Blut Christi, anders, als sie sind, weil wir sie, wie den ganzen Begriff einer sakramentirlichen Vereinigung so gewiß für eine Menschenlehre halten, als kein Wort davon in der Bibel steht, und die Sache sich weder denken, noch empfinden läßt. Denn alle wahre Vereinigung der Seele mit Gott bey diesem heil. Gedächtnißmahl des Erlösers kann, soviel wir einsehen und nach unsern Empfindungen bey dessen jedesmaligem Genuß urtheilen, nur durch Erkenntniß, Gefühl der Wahrheit, Glauben, erneuerte gute Gesinnungen, fromme Entschließungen u. s. w. erfolgen. — Eben dieser Verfasser hat auch

Einige Predigten zur Befestigung im Glauben und heiligen Wandel von M. Johann Friedrich Seiler, Pastor zum heil. Kreuz zu Coburg. Bayreuth, verlegts Joh. Andreas Lübeck, 1769. 8. 288 Seiten

drucken lassen. Ohnfehlbar ist ihm durch einen Druckfehler statt des einen rechten Vornamens Georg, der Vorname Johann gegeben worden, denn in der Vorrede unterschreibt sich der V. Georg Friedrich, und unter zwoen besondern Predigten zur Beylage, die er am Bareuthschen Hofe gehalten hat, wohin er als Hofdiaconus und Professor der Gottesgelahrheit und Geschichte am dortigen Collegio illustri berufen worden, ebenfalls. Die Vorträge selbst sind auch in dem nemlichen Geiste des vernunftmäßigen Christenthums gehalten, in welchem jene Betrachtungen geschrieben sind. Das nemliche Gefühl der Wahrheit, welches sich dem Zuhörer und Leser mittheilet, ebendieselbe ungezwungene Sprache des Herzens, eben die Richtigkeit der Vernunftschlüsse, eben das helle Licht der Ueberzeugung, welches den menschlichen Verstand über die Lehren der Religion aufkläret, thut hier wie dort die abgezweckte Wirkung; nur da nicht, wo sich unvermerkt das ewig dunkle, undurchsichtige Gewölk undenkbarer, aber für orthodox gehaltener Lehrsätze vorzieht, und solche gute Wirkung bey nachdenkenden Wahrheitsforschern verhindert.

Die Predigten selbst handeln I. von der Beruhigung bey der Unbegreiflichkeit der Geheimnisse des Glaubens. — Der V. macht in dieser Predigt viel wahre und gründliche Anmerkungen über die Dinge, die uns in der Lehre Jesu dunkel bleiben. Nur wünschten wir, daß man doch einmal aufhören möchte, so manche theologische Hypothesen, welche einen unter gelehrten Kunstwörtern versteckten und dadurch blos verfeinerten Widerspruch in sich fassen, mit dem Namen der Geheimnisse zur Gottseligkeit zu belegen, die uns durch das Evangelium wären bekannt gemacht worden, und diese vorzuschützen, wenn jene von den Widersachern des Christenthums angegriffen werden. Hinter einer so schwachen Schutzwehr kann man sich doch nicht lange halten und es scheint immer, als ob wir ein zerbrochen Schwerdt hätten, wenn wir uns so oft dahinter verbergen. II. Von der Vernunftmäßigkeit der Selbstverleugnung. Eine trefliche Predigt. III. Von den Scheingründen, womit die Menschen sich in ihren gewöhnlichen Ungerechtigkeiten zu entschuldigen pflegen. IV. Von der Größe der Schuld, die uns Gott vergiebt. V. Von dem himmlischen Sinne der Christen. VI. Warum Gott dem Menschen die Sünde nicht vergeben wollte, ohne den Tod eines göttlichen Mittlers. VII. Von einigen Nebenabsichten Gottes bey dem Tode Jesu. VIII. Von den Vortheilen eines keuschen Wandels. IX. Wie höchst nöthig

eine

eine sehr frühe Zubereitung zum Tode sey. — In der einen von den beyden zugegebenen und besonders gedruckten Predigten, werden einige der wichtigsten Ursachen, warum uns Gott das Gebet so nachdrücklich empfohlen hat; und in der zweyten: Die großen Wirkungen des Zeugnisses des heiligen Geistes in den Gläubigen, abgehandelt. Wir haben die Sache, von der in der letztern die Rede ist, nicht leicht mit solcher Kürze deutlicher und richtiger in einer Predigt vorgestellt gelesen. Der V. gründet alles, was er darüber sagt, auf den ohnstreitig wahren Satz S. 43. „Es ist schwer, ja „meistens unmöglich zu entscheiden, was in diesem Zustande „lebhafter Empfindungen der Natur, und was der Gnade „zuzuschreiben ist. Die Richtigkeit unsers Glaubens zu beweisen, dazu werden nothwendig gründliche Vernunftschlüsse „erfordert. Und das Zeugniß des heiligen Geistes in dem „Herzen der Gläubigen ist, wie ich davor halte, nichts anders, als ein solcher richtiger Schluß einer erleuchteten Vernunft, ein Schluß von der guten Wirkung auf die Ursache.„

Wir stehen dafür, es werde niemand diese sämtlichen Predigten ohne Beyfall und Erbauung lesen, wenn er auch über etliche Dinge, die blos zur Theologie gehören, nicht völlig mit dem V. einstimmen sollte. Sie gehören gewiß unter der Menge von Predigten, womit das christliche Publikum Jahr aus Jahr ein versehen wird, zu den wenigen, die es verdienen, daß man sie lese.

V.

Ebenezer Erskine (Pred. zu Sterling in Schottland) evangelisch praktische Abhandlung über das erste Gebot 2 B. M. 20, 2. 3. ins Hochdeutsche übersetzet durch H. S. Fries Pred. zu Rheda. Magdeburg und Helmstädt, bey D. C. Hechtel, 1769. 6 Bogen in 8.

Eine deutlich und ordentlich mit vielem Fleiße abgefaßte Predigt, die zu einer Abhandlung erweitert ist. Sie führet den Titel einer evangelischen Abhandlung, weil die evangelische Wahrheiten von Christo und der Versöhnung zum Grunde geleget wird: sie ist praktisch, weil die meiste Vorstellung auf die thätige Anwendung zur Gottseligkeit gerichtet wird. Die polemischen Folgerungen gegen die Arianer und Socinianer, die der Verf. aus seinem Texte herauszuziehen weis,

weis, dürfen nicht gar zu streng geprüfet werden: wenigstens hat er doch darinn vollkommen Recht, daß unter den Israeliten an dem Berge Sinai kein einziger ganzer noch halber Arianer, auch kein Socinianer sich befunden habe. Dergleichen übersiehet man leicht gegen das viele Gute. Die hauptsächlichste Absicht des Verf. ist gewesen zu zeigen: daß der Bund Gottes mit Israel kein Werkbund; sondern ein Gnadenbund gewesen sey. Es kommt hiebey wohl nur auf eine gute Erklärung an.

Predigten für junge Mannspersonen von Jon. Mayhew D. D. Erster Band. Aus dem englischen übersetzt. Hamburg, bey J. L. Gleditsch, 1769. in 8. 14 Bogen.

Es sind sieben Predigten über Tit. 2, 6. Sie handeln überhaupt von der christlichen Nüchternheit, oder derjenigen Geistesbeschaffenheit, die der Apostel Sophrosyne nennet. Die Einkleidung in Predigten verursachet manche sonst unnöthige Wiederholungen. Es kommen auch heftige Ausfälle gegen die Episcopalen darinn vor. Allgemeine Lehren des Christenthums für alle Christen, von dem Glauben an Gott und von der christlichen Offenbarung, von der Buße, dem Glauben, und einigen Pflichten der Gottseligkeit sind der Inhalt dieser Predigten: nur die beyden letzten enthalten einige besondre Warnungen an junge Mannspersonen gegen einige Sünden, die diesem Alter am gemeinsten sind. Kurz, dieser sehr alltägliche Predigten haben mit des Fordyce Predigten fürs junge Frauenzimmer nichts im geringsten ähnliches.

M. A. G. Kerzigs Pfarrers zu Jahndorf biblisch-historische Abhandlung von den Kenitern zur Erläuterung vieler Stellen heiliger Schrift. Chemnitz bey J. D. Stössels Erben und Putscher, 1769. 13 Bogen in 8.

Die Keniter, deren in der heiligen Schrift gedacht wird, sind zweyerley verschiedene Völker, das eine aus dem Geschlechte Kanaans, das andre aus dem Geschlechte Abrahams von Midian her. Das letzte ist dem Volke Israel einverleibet, nicht das erste. Die heidnischen Keniter sind von den Assyrern aus Kanaan vertrieben, und diese machten wieder

der den Israeliten Platz. Die jüdischen Keniter stammen von Jethro und von Kenan, einem Schwager Mosis, her: sie bekamen ihre Wohnplätze in der Wüste Juda. Dies ist der Hauptinhalt dieser mit vielem Fleiße geschriebenen Abhandlung. Es kommen auch einige Anmerkungen von dem Lobgesange der Debora gegen Teller darinn vor; wie auch etwas zur Rechtfertigung der That Jaels, welches aber schwerlich einen Zweifler befriedigen wird.

Freye Auslegung des Gebets des Herrn, aus historisch- kritisch- und philologischen Gründen. Frankfurt und Leipzig, 1769. 1 Alph. in 8.

Nicht eine Spur von historischen, kritischen und philologischen Gründen in der ganzen Schrift. Wie kommt dies auf dem Titelblatte? vielmehr schreibt der Verf. selbst im Vorberichte, er habe den Titel abgefasset: „mit gesunden philo„sophischen Augen betrachtet.„ Warum hat der Drucker dies eigenmächtig verändert? Wie gesund aber die philosophischen Augen des Verf. seyn müssen, kann man schon aus der Zueignung an D. Benner in Giessen abnehmen. Er erkläret sich als einen Freund der reinen mystischen Theologie, welche nichts anders als eine wahre und göttliche Philosophie ist, dagegen die heutige Philosophie der göttlichen Offenbarung entgegen und also verabscheuungswürdig ist. Alle Philosophen und Naturalisten sind Verächter des Gebets. Insonderheit sind ihm diejenigen Philosophen verhaßt, welche die Allgemeinheit des Satzes des zureichenden Grundes läugnen, und die Freyheit in einer besondern wesentlichen Kraft der Seelen zu willkührlichen Handlungen setzen. Daß er selbst gesunde Vernunftsaugen habe, versichert er sich daher, weil er nicht nur mit der heiligen Schrift, (die er doch gewiß wenig kennet) sondern auch mit Luthers, Arnds und Speners Schriften übereinstimme: wiewohl Luther seiner Philosophie gewiß das Wort nicht spricht. Einige seit 1762. zu Gotha von Philortho und Philotheoro herausgegebene mystische Schriften haben ihn zuerst zum Philosophen gemacht.

Bey allen diesen betrübten Aspekten muß man ihm doch das Zeugniß geben, daß er noch nicht zu den finstersten Mystickern gehöret, sondern zuweilen auf einem ganz guten Wege ist. Man überschlage seine verwirrte Begriffe von den göttlichen Eigenschaften: so ist doch in der zwoten Betrachtung seine Vorstellung von der Liebe gegen Gott; auch sogar sein

Begriff von der Vereinigung mit Gott richtiger als man bey ihm hätte suchen sollen. Daß alle vernünftige Geschöpfe ihre Glückseligkeit allein in der göttlichen Vollkommenheit und Seligkeit erkennen, und die Liebe gegen sich und andre aus der Liebe Gottes herleiten müssen, das sind die eigentlichen Grundsätze des Verf., welche er nur nicht zu entwickeln und zu gebrauchen gewußt hat. Die Vereinigung mit Gott setzt er auch anfänglich in nichts weiter als in einer Gleichförmigkeit unsrer Neigungen und Absichten mit dem Willen Gottes: und so weit schreibet er davon ganz vernünftig. Zwar schweifet er hernach etwas aus, von der vollkommnen Ruhe und Stille eines Menschen dessen Geist in Gott lebet: u. s. w. aber die Kunstredensarten seiner Freunde von der spiegelebnen Meeresstille der Seelen und dergleichen hat er noch nicht gekannt. Auch die Gottesgelehrten werden es nicht für Luthers Lehre erkennen, daß er S. 297. läugnet, daß die wahre Liebe gegen Gott und den Nächsten aus dem Glauben an Christum herzuleiten sey: vielmehr, sagt er, muß die wahre Liebe gegen Gott vorhergehen und muß der Grund des Glaubens an Christum seyn. Man wird die Verwirrung dieser Begriffe bald bemerken. Zur Probe seiner Auslegungswissenschaft führen wir das einzige an, daß er durch das tägliche Brod in der vierten Bitte das geistliche Brod insonderheit, und Christum selbst, verstehet. Wir wünschen dem Verf. von Herzen etwas bessern Unterricht in den ersten Gründen der Philosophie, und dann auch etwas mehr Bekanntschaft mit der heiligen Schrift. Um einiger seiner guten moralischen Grundsätze willen würden wir ihn bedauren, wenn er sich tiefer in mystische Grillen verwickeln und ganz verwirren sollte.

Jm.

Neue Sammlung einiger Predigten von D. Johann Andreas Cramer. Zehnter Theil. Kopenhagen, 1769. gr. 8. 476 Seiten.

Evangelische Nachahmungen der Psalmen Davids, und andere geistliche Lieder von ebendemselben. Kopenhagen, 1769. gr. 8. 296 Seiten.

Abermals ein Band Predigten von Hrn. Cr., bey dem wir uns nicht aufhalten wollen. Man kennt seine Art des Vortrages, die wir eben so wenig über ihren Werth zu erhöhen,

hen, als unter denselben herab zu würdigen jemal willens gewesen sind. Doch läugnen wir nicht, die Sammlung der nachgeahmten Psalmen und der geistlichen Lieder ist uns wichtiger gewesen. Ein Gesang von Cramern und eine Predigt von Cramern! es ist ganz zweyerley damit. Wir gestehn es offenherzig, diese ermüdet uns bisweilen, jener weckt uns auf und erhebt die Seele zu Empfindungen einer wahren Andacht. Der geistreiche V. fiel darauf, die Wohlthaten, welche uns durch Christum und seine Erlösung zu Theil worden sind, so zu besingen, wie David andere Wohlthaten Gottes besungen hat. Daher nennt er sie evangelische Nachahmungen der Psalmen Davids, dessen Gedanken er im Grunde beybehalten, aber allemal nach seiner Absicht auf Jesum gezogen hat. Es sind ihrer 34 an der Zahl. Wir wollen zur Probe den Anfang des ersten Liedes nach dem ersten Psalm hersetzen:

Wohl dem, der Jesu Christo treu
An seiner Lehre hält,
Voll Abscheu an der Spötterey
Und an der Lust der Welt.

Der durch das Evangelium
Erleuchtet, Gott sich weiht,
Durch ihn gerecht, und durch den Ruhm
Der wahren Heiligkeit.

Er ist dem Baum am Bache gleich,
Der tiefe Wurzeln schlägt,
Grün, schattend und an Früchten reich
Durch keinen Sturm bewegt.

Zu sterben zittert er nun nicht,
Und nicht einst aufzustehn;
Sein freudig Herz begehrt das Licht,
Das nie verlöscht zu sehn.

Nicht so sind die, die Jesum schmähn,
Sie, jedes Schreckens Raub;
Kein Sturm, ein Hauch der Luft darf wehn:
So zittern sie, wie Laub. u. s. w.

In der zwoten Strophe vom Ende hat die dritte Zeile eine so undeutsche Wortfügung, als man sich wohl schwerlich erlauben kann.

Wie zittern sie, zu sterben! Wie
Vom Tode zu erstehn!
Nicht sterben, oder sterben sie,
So möchten sie vergehn.

Man lese die dritte Zeile rückwerts, so ist die Construction recht, aber dann fehlt der Reim.

Gut ist es, daß die Psalmen nach bekannten Melodien eingerichtet und also in noch künftig zu sammelnden vollständig guten Gesangbüchern zu nutzen sind. Die übrigen Lieder des V., die sonst schon hie und da gedruckt gewesen, hat man nun an vielen Stellen verbessert, und mit verschiedenen neuen Gesängen vermehrt, in diesem Buche beysammen, welches den Freunden der Cramerischen Gedichte nicht anders als angenehm seyn kann. Ihre Anzahl belauft sich zusammen auf 45. — Des V. und vieler andern Wunsch in Ansehung des Hannöverschen geistlichen Liederdichters ist erfüllt worden durch die

Zweyte Sammlung geistlicher Gesänge zur Beförderung der Erbauung, von Johann Adolph Schlegel, Past. an der Marktkirche der Altstadt Hannover. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich, 1769. gr. 8. 7 Bogen und 3 Bogen Vorrede.

Sie enthält XXIX. theils neue, theils verbesserte Kirchengesänge und eine Cantate auf das Christfest. Es würde uns schwer werden zu sagen, welche am vorzüglichsten gerathen wären, denn Kenner der geistlichen Poesie werden sie dem größten Theil nach ihres Beyfalls würdig finden. Die Güte Gottes, das Morgenlied, die Geduld Jesu bey seinem Leiden, der Sterbetag eines sterbenden Glaubigen! lauter Vortrefliche Stücke, die bey jeder unverdorbenen Seele des Dichters Absicht nicht verfehlen werden. Bey Verfertigung des VIIIten Ges. das Seelenleiden Jesu, ingleichen bey dem XXsten und XXIsten Ges. für Communicanten, hat sich der Dichter ganz in sein theologisches System hineingedacht. Allein Hr. Schl. erklärt auch, daß er aus eigener Ueberzeugung sich genau an Luthers Lehrbegriff halte, und ersucht diejenigen, welche etwas an seinen Liedern ändern wollen, wozu er völlige Freyheit giebt, sie möchten ihm nur kein fremdes Wort, wenn es in der Lehre etwas änderte, unterschieben. Ein Verlan=

langen von einem ehrlichen Manne, für welches man wohl alle Achtung haben wird!

Was die Verbesserung der alten Kirchengesänge anbetrifft, so ist diese Arbeit bey Hrn. Schl. wohl gewiß in den besten Händen. Er mit seinem richtigen Geschmacke, mit seinem poetischen Feuer, mit seiner Gefühlvollen religiösen Seele ist gerade der Mann, den man noch ferner bitten muß, daß er sich ihres großen Nutzens halber die reichlich belohnte, obgleich von manchen unverdankte Mühe darum geben möge. Wir hätten kaum geglaubt, daß Luthers geistreiche Gesänge: Vom Himmel kam der Engel Schaar, Es wolle uns Gott gnädig seyn, Es spricht der Unweisen Mund wohl, so treflich in unsre Mundart übersetzt werden könnten, und daß Paul Gerhards Gesang: Gott, mein Schöpfer, edler Fürst; oder Hans Sachsens altes Lied: Warum betrübst du dich mein Herz? einer solchen Verbesserung, als ihnen Hr. Schl. gegeben hat, fähig gewesen wären. In der Vorrede vertheydiget sich der V. auf eine bescheidene, sanftmüthige Weise gegen die Vorwürfe des Hrn. Liebich, welche ihm dieser darüber gemacht hat, daß er überhaupt an alten Kirchengesängen, insonderheit aber an Luthers seinen etwas geändert hätte. Die Gründe, die er ihm entgegensetzet, sind sehr einleuchtend und stimmen ungemein zu dem, was wir ohngefehr um eben die Zeit, da Hr. Schl. seine Vorrede schrieb, in unserer Recension der Liebichschen Lieder über diesen Punkt gesagt haben.

Moralische Beschäftigungen mit wichtigen Wahrheiten für Tugend und Religion, von Johann Caspar Georg Marggraf, der Weltweisheit Magister und des geistlichen Ministeriums Candidat. Jena, bey Johann Rudolph Cröckers sel. Wittbe, 1769. 8. 274 Seiten.

Hätte der V. diese Betrachtungen über theologische Materien zu seiner Uebung für sich ausgearbeitet, so möchte das ganz gut gewesen seyn. Aber daß er seine Jugendübungen ins Publikum bringt, das wird jedermann, der von dem Werth oder Unwerth solcher Aufsätze zu urtheilen im Stande ist, ihm verdenken, denn man kann nichts armseligeres und schlechteres von dieser Art lesen. Z. B. die zweyte Betrachtung, worinn der Verf. die Gottheit des Erlösers Jesu Christi bewei-

weisen will, fängt mit dem widersprechendem Urtheil an: „Auch solche Menschen, welche bereits einen grossen Grad „der Erleuchtung in den Wahrheiten von Jesu und in der „Erkenntniß des Heils erlangt haben, verrathen dennoch zum „öftern, daß ihr Verstand bey diesem allen noch verfinstert „und sie entfremdet sind von dem Leben, das aus Gott ist, „durch die Unwissenheit, welche in ihnen herrschet, durch die „Blindheit ihres Herzens.„ Dies wird hernach auf die Jünger Jesu angewendet. Zu einem hohen Grade der Erleuchtung in der Wahrheit und Erkenntniß von Christo gekommen, und doch am Verstande verfinstert, unwissend und blindes Herzens seyn — wie kann das in einem und eben demselben Subjekte bey einander bestehen? Wenn die Jünger des Herrn bey seinen Lebzeiten das eine gewesen wären, so hätten sie das andere nicht seyn können. Eben daß sie vieles, was ihnen der Herr von sich und den Absichten seiner Sendung sagte, noch gar nicht verstanden, ist ein offenbarer Beweis, wie wenig sie damals schon in einem hohen Grade erleuchtet gewesen. Und was glaubt man nun wohl, nachdem der V. über einige nothwendige Eigenschaften des Erlösers *a priori* philosophirt hat, auf was für Argumente er nun den Beweis von dessen Gottheit gründe, den dieser kurz vor seinem Einzuge in Jerusalem soll gegeben haben? „Er hat den todten Lazarus „auferwecket, also steht ihm die Natur zu Gebot — Er ist „längst vor seiner Ankunft in die Welt als der Erlöser aller „Menschen bekannt gemacht worden. Zach. 9, 9. vergl. „mit Math. 21, 1. ff. — Er weis den Jüngern zu sagen, „wo die Thiere zu finden seyn würden, und was deren Besitzer zu ihnen sprechen würde, folglich ist er der allwissende „Gott. — Und da er auf die geweissagte Art einzog, so „rief ihm das Volk ein feuriges Hosianna zu.„ Also, schließt der V. kurz und gut, sind wir nun überzeugt, die angegebenen Eigenschaften, welche ein göttlicher Erlöser nothwendig haben muß, sind in Christo Jesu anzutreffen. Der V. muß nicht eingesehen haben, daß Christi Gottheit beweisen und seine göttliche Sendung beweisen, ganz zweyerley sey; daß Gründe, welche diese unstreitig machen, jene noch nicht unwidersprechlich darthun, wofern nicht andere Argumente dazu kommen; Er muß nicht bedacht haben, wenn sich von den Wunderwerken des Erlösers, aus seiner Vorhersagung künftiger geheimer Dinge, und aus der Anzeige menschlicher Gesinnungen und Gedanken, allein schon den Schluß auf dessen Gottheit machen ließe, daß man alsdenn eben so sicher auch die

die Gottheit des Moses, der Propheten, des Paulus und al-
ler Apostel beweisen könne, denn diese alle haben auch durch
göttliche Kraft Wunder gethan, auch bevorstehende Dinge vor-
her gesagt, und bey vielen Gelegenheiten tief in die mensch-
lichen Herzen hineingeschauet. Der Beweis von der göttli-
chen Hoheit der Person Christi kann blos aus seinen eigenen
und den apostolischen Zeugnissen darüber geführet werden,
und die sind ja klar genug und ihre Zuverläßigkeit beruht auf
anderweitigen unwankelbaren Gründen. Jene angeführte Ar-
gumente beweisen nur, daß Jesus von Nazareth ein ausseror-
dentlicher Mann, ein unmittelbarer Gesandter Gottes und
der verheißene Christ gewesen sey. — Wir haben zur Recht-
fertigung unsers Urtheils über den V. nicht nöthig mehr hin-
zuzusetzen. Wer nur einige Abhandlungen unter den vier und
zwanzigen lieset, der wird sich allenthalben wundern, was
der V. für schwankende und unbestimmte Begriffe von allen
Dingen hat, und es kaum begreifen können, wie ein Magister
der Weltweisheit bisweilen von einer Sache auf die andere
schließen kann, die in gar keiner Verbindung stehen, und Fol-
gerungen aus einem Satze ziehen, welche gegen die ersten Re-
geln einer gesunden natürlichen Logick anstoßen. Ein solcher
hervortretender Autor sollte sich doch nicht so leicht überreden,
daß er Gottes Ehre mit seinen Schriften befördere, und es
Lesern von etwas bessern Einsichten nicht verdenken, wenn sie
unzufrieden mit ihm sind.

Des hochwürdigsten Herrn Jacob Benignus Bos-
suet, Bischofs von Meaux, Geschichte von den Ver-
änderungen der protestantischen Kirchen aus der
französischen in die deutsche Sprache übersetzt von
Herrn Franz Steininger, Weltpriester, vorma-
ligen Mitgliede der den theologischen Wissenschaf-
ten obliegenden Priesterversammlung zu Enns,
und dermaligen Mitarbeiter in der Seelsorge zu
Offenhausen. Mit Erlaubniß der Obern. Passau,
zu finden bey Franz Joseph Paumann, Buchbin-
der, 1769. gr. 8. 1336 Seiten und 3 Bogen Vor-
rede.

Bossuet war seiner grossen Talente ohnerachtet der Mann
nicht, von dem sich eine unpartheyische Reformations-
geschichte erwarten ließ. Der gute Katholick, der sich in Glau-
bens-

denssachen mit Verleugnung des menschlichen Verstandes dem allgemeinen Urtheil der Kirche unterwirft, und überall die Ungereimtheiten, die Schande und die Ruchlosigkeit der Ketzer bey den Protestanten findet, spricht wie in allen seinen Schriften also auch in diesem Werke aus dem sonst gelehrten und eifrigen Bischoffe. Er würde zur Vertheydigung des Katholicismus gegen die Protestanten Wunder gethan haben, wenn die Argumente, womit er gegen sie fechtet, und die besonders von den Uneinigkeiten und dem immerfort währendem reformiren unter ihnen hergenommen sind, allemal so bündig und beweisend wären, als sein Styl glänzend und seine Geschicklichkeit, die Sache der päbstlichen Kirche allemal aufs beste einzukleiden, ausnehmend ist. Die gegenwärtige Uebersetzung hat der Hr. Graf von Wagrain, des Herrn Fürsten Bischofs zu Passau wirklicher Geheimerrath und Dechant zu Enns veranlasset. Sie läßt sich, einige undeutsche Wortfügungen und Provinzialwörter ausgenommen, ziemlich gut lesen. Da bey historischen Büchern zum nachschlagen an einem Register viel gelegen ist, so wäre nicht undienlich gewesen, wenn der Uebersetzer dafür gesorgt hätte. Die Seitenzahl läuft durch das ganze Werk fort, mit dem 10ten Buche S. 659. aber, fängt sich der zweyte Band an, wozu ein eigenes Titelblat gedruckt worden.

Vollständiges Gesangbuch aus den besten Liedersammlungen und andern geistreichen Schriften zu bequemen Gebrauch eingerichtet. Lindau am Bodensee, bey Jacob Otto, 1769. 8. 22 Bogen.

Johann Wilh. Wolfgang Breithaupts, D. h. M. C. heilige Lieder. Zwote Sammlung. Halle, verlegt von Hemmerde, 1769. 8. 188 Seiten.

Das Lindauische Gesangbuch ist eine ohne alle vernünftige Wahl gemachte Sammlung größtentheils alter bekannter Kirchenlieder, in welche man nebst den guten sogar die allerschlechtesten Gesänge, die man lieber ganz ausgemerzt wünschen möchte, aufgenommen hat. Und was die Breithauptschen Lieder anbetrift, so erlaubt sich der V. in dieser zwoten Sammlung weit mehr Nachläßigkeiten im Ausdruck, mehr undeutsche Wortfügungen, mehr Fehler und Härte in der Scansion, mehr matte Gedanken, in der wässerigsten Prosa vorgetragen, als in der ersten.

Der

Der Christ in der Einsamkeit. Neue verbesserte Auflage. Breßlau, bey Wilhelm Gottlieb Korn, 1769. gr. 8. 138 Seiten.

Predigten von dem Verf. des Christen in der Einsamkeit. Breßlau, bey W. G. Korn, 1770. gr. 8. Erste Sammlung 220 Seiten. Zweyte Sammlung 344 Seiten.

Beyde Bücher sind ein ganz unveränderter neuer Abdruck der vorigen Ausgaben.

R. P. Mariani ab *Angelis*, Ord. Discalceat. SS. Trinit. Redempt. Captiv. SS. Theologiae Lectoris emeriti e Provincia S. Iosephi, examen theologico-morale e selectioribus et probatis authoribus studiose collectum, casibus et resolutionibus illustratum, cui accedit examen quoddam conscientiae pro instituenda confessione generali, cum indice materiarum ac propositionum damnatarum, in hoc opusculo contentarum pro faciliore subeundo tentamine Neo-Confessariis propositum. Superiorum permissu et approbatione. Augustae Vindelicorum, sumtibus Mathaei Rieger et Filiorum, MDCCLXIX. 8. 494 Seiten.

Dieses Buch ist eine bloße Compilation. Der V. hat durch dessen Herausgabe den anzunehmenden Beichtvätern, welche sich für die mit ihnen anzustellende Prüfung aus der Moraltheologie fürchten und solche deshalb bisweilen Jahre lang anstehen lassen, ihre Zubereitung auf das Examen erleichtern wollen. In der mechanischen Einrichtung des Werkes, was die Ordnung der abgehandelten Materien betrift, ist er der Handleitung des Hrn. P. Reifenstuel gefolgt, und wir zweifeln nicht, daß ihm diejenigen dafür verbunden seyn werden, für welche es geschrieben ist, weil sie das hauptsächlichste, so sie in der römischen Kirche zu wissen nöthig haben, darinn beysammen finden. Eine durchgängige logische Richtigkeit der Definitionen muß man indessen hier nicht erwarten.

Wenn

Wenn z. E. die Frage ist: Quid est theologia moralis? so lautet die Antwort: Est facultas dirigens hominem ad actus morales ad finem beatitudinis supernaturalis.

Michaels Zirk, der Gesellschaft Jesu, und des kaiserlichen hohen Domstiftes zu Bamberg wirklichen Predigers, heilsame Wahrheiten über den Ausspruch Salomons Eccl. 1. 14. Ich habe alles gesehen, was unter der Sonne geschiehet; Und sieh! Es war alles Eitelkeit und Bekümmerniß des Geistes. Daselbst während der heiligen Fastenzeit vor neun Jahren vorgetragen. Mit Erlaubniß der Oberen. Gedrucket zu Bamberg und zu haben in der Göbhardtischen Buchhandlung, 1769. 8. 518 Seiten.

Man muß nicht glauben, als wenn der V. in diesen Betrachtungen, welche sich insgesamt auf die Eitelkeit aller menschlichen Dinge beziehen, eine Mönchsmoral predigte. Nein, seine Sittenlehre ist, soviel wir gefunden haben, die aufgeklärte und gesunde Moral des vernünftigen Christenthums. Ueber seine Absicht dabey erklärt er sich in der Vorrede S. 8. so: „Glückselig wollte ich alle Worte meines Mundes nennen, wenn sie des Menschen Verstand dieser kernichten Wahrheit dergestalt überführeten, daß dieser nicht allein das Leere dieser Welt wie Salomon begriffe, sondern auch mehr denn dieser verabscheuete, und hinführan nach einem wahren Gute, welches seine gerechten Wünsche erfüllen kann, sich vorzüglich umsähe, so kein anderes seyn kann, denn Gott und die Tugend, welche mit reiner Absicht auf Gott abzwecket!„ Dieses muß man rühmen, wenn man gleich die Weitschweifigkeit des Vortrages nicht billigen kann. Das oberländische Deutsche, das der V. schreibt, ist auch von dem, welches wir in unserm Niederdeutschlande reden, so verschieden, als wenn es eine ganz fremde Sprache wäre, daß es daher von Lesern in unsern Gegenden kaum einmal wird verstanden werden.

Auserlesene Lieder für die Garnisongemeine zu Halle. Halle, verlegts Carl Hermann Hemmerde, 1769. 12. 136 Seiten.

Eine

Eine Sammlung von 145. guten Liedern, die theils alt, theils neu sind. Die alten finden sich in allen bekannten Gesangbüchern. In den mehresten hat man alles gelassen, wie es war, in einigen aber sind einzelne Gedanken und Ausdrücke geändert worden. Ob man die Veränderung allemal am rechten Ort unterlassen oder vorgenommen habe, und ob es in dem letztern Fall immer mit dem besten Glücke geschehen sey, das wollen wir unentschieden lassen. Das bekannte Lied: Wenn meine Sünd mich kränken ꝛc. dünkt uns nach der damit vorgenommenen Veränderung wenigstens in den meisten Stellen um nichts kräftiger und besser als es vorher war. Sonst sang man Strophe 4.

Drum sag ich dir von Herzen
Itzt und mein Lebelang
Für deine Pein und Schmerzen,
O Jesu, Lob und Dank
Für deine Noth und Angstgeschrey
Für dein unschuldigs Sterben,
Für deine Lieb und Treu.

Nunmehr heißt es:

Ich sage dir von Herzen
Mit freudigem Gesang
Für deine Pein und Schmerzen,
Gott Mittler, Lob und Dank!
Für deine Quaal, mit der du riefst,
Eh du in deinem Blute,
Geopferter entschliefst!

Nach der Todesart des Erlösers läßt sich wohl von niemanden weniger als von ihm sagen, er sey in seinem Blute entschlafen. Die Vergiessung desselben und die darauf erfolgte gänzliche Entkräftung zog ihm ja vielmehr den Tod zu. Ist nun die neue Strophe besser oder die alte? Eben die Frage liesse sich auch bey der 6ten Strophe thun. — Die neuen Gesänge in dieser Sammlung sind mehrentheils aus den Berlinischen Liedern für den öffentlichen Gottesdienst genommen.

Die Stimme des Hirten. Vertraute Reden eines Pfarrherrn an seine Pfarrkinder, auf alle Sonntage im Jahre. Von Herrn Reguis, d. Z. Pfarrherrn des Kirchsprengels zu Gap.

Veni

Veni non in sublimitate sermonis. 1 Cor. 2. Aus dem Französischen übersetzt. Erster Theil, 408 Seiten. Zweyter Theil, 500 Seiten. Leipzig, verlegts Johann Paul Kraus, Buchhändler in Wien, 1769. in gr. 8.

In diesen Reden herrschet wirklich der vertrauliche Ton, in welchem die Lehrer häufiger mit ihren Zuhörern sprechen sollten. Sie sind nicht nach einer ängstlichen Disposition ausgearbeitet, sondern fließen aus der Fülle des Herzens ohne jedesmalige genaue Abtheilung, ob die allgemeine gleich in den mehresten beobachtet ist. Ihr Inhalt ist größtentheils moralisch und der V. sucht bey jeder Gelegenheit seinen Pfarrkindern einzuschärfen, daß ein Christ in allen Handlungen und Geschäften seines Lebens sich von den Grundsätzen der Religion müsse leiten lassen. Er wendet das, was er zu sagen hat, immer auf einzelne Fälle an, und dadurch werden seine Vorstellungen ungemein treffend und lehrreich. Bisweilen mengen sich diese und jene unrichtige Lehrsätze seiner Kirche unter die Wahrheit. Doch haben wir Reden gefunden, die beynahe ohne ein Wort darinn zu ändern, auf protestantischen Kanzeln könnten gehalten werden. Wir wollen doch aus der 15ten Predigt von den Karnevalslustbarkeiten ein paar Stellen abschreiben: S. 203. „Was thut ihr also, mein liebes „Kind, wenn ihr euch auf eine ausschweifende Art, allem, „was man Karnevalslustbarkeiten nennet, ergebet? Kommet, wir wollen uns ein Vergnügen machen; und um uns „ein Vergnügen zu machen, wollen wir den Menschen den „unvernünftigen Thieren gleich machen. Wir wollen unsre „Vernunft nicht mehr gebrauchen. Unsere Seele müsse aufhören zu denken und zu überlegen. Wir wollen den gesunden Verstand ablegen und uns allen Bewegungen einer thörigten und unsinnigen Freude ergeben. Unsere Thorheit „müsse aus unsern Handlungen, und aus unsern ganzen äusserlichen, aus unserm verstelltem Gesichte, aus lächerlichen „Kleidungen, aus unserm herumlaufen, aus unserm Geschreye, „aus unsern Liedern, und aus allem, was wir nur seltsames „und ausschweifendes erdenken können, hervorleuchten. Wir „wollen dem Manne die Gestalt eines Weibes, und dem „Weibe die Gestalt eines Mannes geben. Wir wollen Figuren erfinden, die man weder unter den Menschen, noch „unter den Thieren antrift. Wir wollen allen Wohlstand

„aus

„aus den Augen setzen. Wir wollen alle Regeln der Sitt„samkeit, der äusserlichen Ehrbarkeit, ja der Natur selbst un„ter die Füße treten. Wir wollen das Werk Gottes zerstöh„ren. Wir wollen sein Bild, so viel wir nur können, zer„nichten und auch sogar die menschliche Gestalt verderben. „Man sagt es und thut es. Wenn man es nicht allemal sagt, „so thut man es doch allezeit. Das ist die erste Thorheit.„ S. 108. 109. „Morgen heißt es, nehmen die Tage der Ent„haltung, des Fastens und der Kreuzigung des Fleisches ih„ren Anfang: Lasset uns heute weiter an nichts, als an gu„tes essen und trinken denken. Morgen wird man uns mit „ein wenig Asche an der Stirne bezeichnen, als eben so viele „zum Tode bestimmte Schlachtopfer: heute müsse man an „dieser Stirne die Fröhlichkeit, das Vergnügen und die Thor„heit erblicken. Man wird uns bald das Kreutz zu küssen ge„ben; o was für eine traurige und betrübte Ceremonie ist die„ses! Man wird uns von der Beichte vorsagen; was für „eine beschwerliche Sache ist das! Man wird müssen zum „Abendmahl gehen; wie unangenehm ist alles dieses — — „Wir wollen uns zum voraus schadlos halten. Wir wollen „heute thun, was wir morgen nicht thun können, oder uns „nicht unterstehen werden. Und damit wir nichts versäumen „mögen, so lasset uns essen und trinken, denn morgen sind „wir todt. Mein liebes Kind, ich weis wohl, daß ihr nicht „gerade so redet; ihr saget aber etwas, das eben so viel be„deutet. Wenn ihr auch gleich nichts saget, so reden doch „eure Handlungen für euch, und euer Verhalten kann gewiß „nichts anders bedeuten. — Aber, sprecht ihr, muß man „sich denn also zu der Zeit alle Arten von Ergötzlichkeiten un„tersagen, in sein Haus verschliessen, niemand sehen und „ganz stille und einsam leben, da sich indessen andere lustig „machen? O! wollte Gott, meine geliebten Pfarrkinder, „daß wir von den Lehren des Evangelii dergestallt eingenom„men wären, daß wir die Zeit, welche andere mit Ergötz„lichkeiten zubringen, vor den Altären zubrächten! Wollte „Gott, daß ich euch keinen Fehler vorzuwerfen hätte und mit „euch nur von der Vollkommenheit reden dürfte! So müssen „wir uns aber leider nach eurer Schwachheit richten, und so „zu sagen mit euch schwach werden. Ich verlange also nicht, „daß ihr eure Mahlzeiten, eure Zusammenkünfte, eure „Spiele und alle eure Ergötzlichkeiten ganz und gar abschaf„fen sollet; sondern ich sage: Führet euch doch wenigstens so „auf, daß alle eure Ergötzlichkeiten unschuldig sind. Ey! sollte

„man sich denn kein Vergnügen machen können, ohne Gott zu „beleidigen? Vergesset niemals, daß ihr vernünftige Geschöpfe, Kinder der Kirche, und Diener Jesu Christi seyd.„

Der Christ bey den Särgen von D. Anton Friedr. Büsching, K. Preuß. O. C. R. ꝛc. Zweyte verbesserte Auflage. Hamburg, 1769. 8. 158 Seiten.

Unser Urtheil darüber haben wir in des III. B. 2. St. 259 S. bereits gefället.

D. Joh. Christoph Pfeifers, weyl. Hochgräfl. Reuß. gemeinschaftlichen Consistorial-Superint. ꝛc. und Past. Prim. zu Gera, Trauerreden, nebst einer Vorrede, herausgegeben von Christoph Friedr. Ludewig, Prof. der Theol. zu Erfurt. Altenburg, in der Richterischen Buchhandlung, 1769. gr. 8. 158 Seiten.

Ohnfehlbar hat die persönliche Achtung, die der sel. Ludewig für den verstorbenen V., als seinen Schwiegervater und in anderer Betrachtung würdigen Mann gehabt hat, ihm diese Leichenreden verschönert. Es sind ihrer an der Zahl sieben, die vom Hrn. D. Hauptmann auf den V. gehaltene Trauerrede dazu gerechnet; Der saubere Druck ist sonder Zweifel das beste daran. Die Reden selbst haben zwar manche ziemlich gute Stellen, aber noch häufiger finden sich gedehnte Loci Communes über Leben, Tod, Fürsehung, Ewigkeit u. s. w. in ein feyerliches Wortgepränge eingekleidet und neumodisch ausstaffirt. Wir sind versichert, wenn der gute sel. Mann seiner natürlichen Denkungsart hätte folgen und nicht modern seyn wollen, so würde er sich in den meisten Stellen viel ungekünstelter ausgedruckt haben. Denn man merkt es ihm fast bey jeder Wendung der Rede an, wie er sich zu einem geschmückten zierlichen Vortrage, der bey dem allen doch so steif geblieben ist, gezwungen hat. „Hoch- und „werthgeschätzte Freunde,„ fängt sich die Vte Rede an, „wir „befinden uns in der Schule eines fürchterlichen und insgemein verhaßten Lehrmeisters; eines Lehrers, der ein König des Schreckens ist und seinen kalten Zepter über den ganzen Kreiß der Erde schwinget. Wenn er gebietet, oder seinen Ausspruch hören läßt, so entfärbt sich der Sterbliche. „Insonderheit erschrecken den Gottlosen alsdenn seine Gedan-

„ken,

„ken, daß ihm die Lenden schüttern und die Beine beben.
„Wie er aber als ein König seinen Thron vornemlich unter
„den Grabmählern aufrichtet, so setzet er seinen Lehrstuhl in
„die Trauerhäuser und Gottesackerkirchen u. s. w. Wir er-
„blicken diesen seinen Lehrstuhl auf jener Bahre, da er durch
„den verschlossenen Mund der im Leben Hochedelgebohrnen,
„Hochehr- und Tugendbelobten Frau : : : redet und einem je-
„den stillschweigend zuruft: gedenke an sie, wie sie gestorben
„ist, so mußt du auch sterben! gestern wars an ihr, heute
„ists an dir. Man merkt leicht, daß ich den Tod als einen
„Lehrer vorstelle. Und das ist er. Ein gar großer und all-
„gemeiner Lehrer. Monarchen schmiegen sich unter seiner
„eisernen Hand, und die berühmtesten Weltweisen, die ge-
„lehrtesten Männer verehren seinen Unterricht. Ein treuer
„und unpartheyischer Lehrer. — Ein ernstlicher und durch-
„dringender Lehrer. — Ein ungemein nützlicher Lehrer u.
„s. w.„ Dies mag zu einer Probe von des Verf. Manier, einen Gedanken ins weite zu dehnen, dienen. Ob ein Trauerredner, der in diesem vermuthlich eindringend seyn sollendem Tone spricht, natürlich oder unnatürlich spreche, ob er Leuten von Geschmack angenehm oder verdrießlich zu hören seyn werde, das wollen wir dem Urtheil eines jeden selbst überlassen.

Collegium Biblicum, oder Beweis der Glaubensartickel unserer allerheiligsten Religion aus Hauptsprüchen der heil. Schrift geführet und zum Gebrauch der Gottesgelahrheit beflissenen herausgegeben von M. Gottfried Büchner, Rektor der Schule zu Querfurt. Jena, verlegt von Felix Fickelscherr, 1769. 4. 469 Seiten.

Collegium scholastico theologicum hätte sich allenfalls besser zum Titel dieses Buchs geschickt, als Collegium Biblicum, denn jenes ist es in dem genausten Wortverstande. Der mittelmäßigste Theologe muß einsehen, daß die Auslegung der heiligen Schrift ganz und gar nicht des V. Sache sey. Was nur je von einem theologischen Katheder oder in einem schlechten theologischen Lehrbuche über diese und jene sogenannte Beweisstelle in der Dogmatick windschiefes gesagt und geschrieben worden ist, das hat Hr. B. hier wieder drucken lassen. Der gute Mann ist mit seinen theologischen Einsichten um ein Paar hundert Jahre zurück und die Beflis-

fenen der Gottesgelahrheit werden wohl thun, wenn sie sich nach bessern Lehrbüchern der christlichen Glaubensarticel umsehen.

Kurze Anleitung die Freygeister auf bessere Gedanken und die Vernunft zum Gehorsam des Glaubens zu bringen, von einem Liebhaber der Wahrheit entworfen. Regensburg, verlegts Joh. Leopold Montag, 1769. 8. 255 Seiten.

Der V., der sich über diese Arbeit in der Vorrede ganz bescheiden erklärt und es gut mit der Sache des Christenthums meynet, glaubt wenigstens für gewisse Zweifler zu ihrer Befestigung in der christlichen Wahrheit dadurch etwas beyzutragen, daß er sie in XII. Sätzen belehren will, was die Christen von Gott, von der Schöpfung der Welt, von der göttlichen Ehre, wozu alles geschaffen, von den Engeln, von dem Menschen, von dessen Tode, Auferstehung und Gerichte, von der göttlichen Versehung, von der Gottheit, der Menschwerdung, der Genugthuung, den Ständen und dem dreyfachen Amte Christi glauben; wie das alles gar nichts für die Vernunft ungereimtes, sondern lauter vortrefliches sey. Sollte der V. den vorgesetzten Zweck dadurch auch nur bey einigen erreichen, so wünschen wir ihm Glück dazu. Wir fürchten aber, daß er bey Ungläubigen, die nicht zu der ganz unwissenden und schlechtesten Gattung von Leuten gehören, bey Deisten, welche das Gewicht der Argumente, die er ihnen bisweilen entgegensetzt, nur einigermaßen abzuwägen wissen, nicht sehr weit mit seinen Schlüssen kommen möchte. Man lasse dergleichen Auszüge aus dem, was die Theologen von uralten Zeiten her in ihren Dogmaticken über die eigenthümlichen Lehren des Evangeliums geschrieben haben, in noch so großer Menge und wiederhohlt drucken, so zweifeln wir, ob ein einziger Naturalist, der nur ein wenig um sich weis, dadurch werde gewonnen werden. Wir wundern uns auch gar nicht, daß solche Bücher selten Nutzen stiften. Denn wenn der denkende Verstand des Menschen, den keine Lasterliebe zum Freygeist gemacht hat, von einer Wahrheit überzeugt werden soll, so muß er überall klares Licht darinn sehen, und die Beweisgründe dafür müssen so überzeugend stark seyn, daß sich kein gegründeter Einwurf dagegen machen läßt. Kämpft man zum Theil mit seichten, unstatthaften Argumenten,

ten, setzt man bald dies bald jenes als erwiesene Wahrheit voraus, das doch der andere nicht zugiebt und erst bewiesen haben will, so verliehrt man offenbar, und giebt dem Gegner nur ein desto besser Spiel. Es wäre zu wünschen, daß allen den Herren, welche gegen die Widersacher des Christenthums schreiben wollen, dieser Sonnenklare Umstand doch einmal einleuchten möchte. So lange wir nicht den Glauben der Christen von allem unnützen Kram scholastischer Grillen reinigen, so lange werden wir den größern Sieg der Wahrheit über alle Einwendungen dagegen immer aufhalten, und die Widerlegung der Freygeister jederzeit beym unrechten Ende anfangen.

A.

Vollständige Einleitung in die Religion und gesammte Theologie herausgegeben von Heinrich Wilhelm Clemm, der h. S. Doktor, und Professor der Theologie auf der Universität Tübingen; wie auch Superintendenten und Pastore daselbst. 5ten Bandes 3tes Stück. Tübingen, 1769. 4tes Stück, 1770.

Der Werth dieses Werkes und das Eigenthümliche in der Art, wie der Verfasser die vorhabenden Materien abhandelt, ist unsern Lesern schon bekannt. Wir werden also nur kürzlich den Inhalt dieser Stücke anzeigen, und hin und wieder eine Erinnerung hinzusetzen.

Das dritte Stück enthält den Beschluß des dritten Buchs, nemlich die Lehre von den Gnadenmitteln, und da im vorhergehenden schon ausführlich vom Worte Gottes gehandelt ist; so trägt der V. hier hauptsächlich die Lehre von den Sacramenten in vier Kapiteln vor, und schließt im fünften mit einer kurzen Abhandlung vom Gesetz und Evangelio.

Im ersten Kapitel, von den Sacramenten überhaupt, wünschten wir den Beweis, daß sie nicht bloße Gnadenzeichen, sondern wirksame Gnadenmittel sind, dringender geführt zu sehen. Wir zweifeln sehr, ob irgend ein Gegner das überzeugend finden wird, wenn S. 380. die Instanz gemacht wird, daß sonst unzählige Sacramente seyn würden, oder wenn S. 390. die Kraft derselben daraus erwiesen wird, daß sie Siegel genannt werden. Uns hat es immer geschienen, daß ein allgemeiner Beweis für die wirksame Beschaffenheit beyder Sacramente N. T. nicht besser als aus der Natur des N. T. selbst

selbst schöne geführet werden, in welchem wir zu einem Gottesdienste im Geist und in der Wahrheit ohne vorgeschriebne bloße Ceremonien angewiesen werden. Wir können daher dem V. auch nicht beystimmen, wenn er im zweyten Kapitel, von den Sacramenten A. T. Beschneidung und Osterlamm in eben dem Sinne für Sacramente erklärt, als Taufe und Abendmahl. Wie willkührlich ist insonderheit der Satz, S. 405. daß die himmlische Materie beym Osterlamm Christus sey, wovon kein anderer Grund angegeben wird, als daß Christus das Lamm Gottes und unser Osterlamm genannt wird! kann man nicht auf diese Weise alle Vorbilder zu Sacramenten machen? Im dritten Kapitel, von der Taufe, handelt der V. insonderheit von dem Kinderglauben sehr ausführlich; S. 423-438. aber seine Gründe beweisen nach unserer Einsicht nichts mehr, als daß Kinder eine noch unentwickelte Fähigkeit haben einmal zum Glauben zu gelangen. In der Lehre vom Abendmahl, (im vierten Kapitel) tritt der H. V. denen Lutherischen Gottesgelehrten bey, die sich am weitsten von den Reformirten entfernen, und eine praesentiam C. etc. S. C. substantialem, nicht blos operatiuam behaupten: doch scheint er eine Vereinigung beyder protestantischer Kirchen zu wünschen, und rückt S. 488. ff. einen bisher ungedruckten Brief Martin Bucers über diese Materie ein, welcher den Liebhabern der Kirchengeschichte ein angenehmes Geschenk seyn wird. Was er S. 457. von der Privatcommunion und S. 501. ff. von der Communion der Unwidergebohrnen sagt, hat uns sehr wohl gefallen. Hingegen scheint uns die Untersuchung der Frage: Wie die Wirkung des L. und Bl. C. im Sacrament von der Wirkung desselben beym geistlichen Genuß unterschieden sey? (S. 507. ff.) zu den unnützen Spitzfindigkeiten zu gehören, von welchen sich das praktische Christenthum wenig Vortheile versprechen kann. Die Abhandlung vom Gesetz und Evangelio im fünften Kapitel ist sehr kurz, und besteht größtentheils aus fremden Worten; wobey wir nicht läugnen können, daß uns die S. 514-516. angeführten Worte des evangelischen Predigers in London, Thomas Wilkocks noch weniger gefallen, als der spielende Titel seines Buchs. Es ist uns unbegreiflich wie J. Clemm ein solches Geschwätz mit Beyfall kann abdrucken lassen. Das thätige Christenthum wird gewiß dadurch nicht befördert, wenn man, wie hier geschieht, die Entsagung alles eignen Verdienstes als das Allerschwerste vorstellt, und dagegen von den guten Werken auf das verächtlichste redet, ohne die Scheintugenden der Heuchler von der

wah-

wahren Rechtschaffenheit des Herzens und des Wandels, ohne welche doch kein wahrer Glaube gedacht werden kann, auf das bestimmteste zu unterscheiden.

Im vierten Stück dieses Bandes macht der V. den Anfang von den verschiedenen Ständen in der Christenheit zu handeln, welches in drey Hauptstücken, von der Kirche, von der Obrigkeit, vom Ehestande geschehen wird. Was wir jetzt vor uns haben, enthält nur den ersten Abschnitt des ersten Hauptstücks, von der Kirche überhaupt, worauf noch zween Abschnitte von den Rechten der Kirche, und von den Feinden der Kirche folgen werden.

Nachdem der V. im ersten Kapitel den Begriff der Kirche vestgesetzt hat, handelt er im zweyten von ihren Kennzeichen, woselbst er auch des Herrn Lavaters Fragen von den Gaben des Geistes in Erwägung zieht. H. C. giebt eine Fortdauer ausserordentlicher Geistesgaben zu, ohne jedoch dieselben für eine nothwendige Folge der Einwohnung des h. Geistes anzusehen. Die Beyspiele, die er S. 554. 555. von dem erstern anführt, sind uns noch immer verdächtig; auch scheinen uns die Fragen des H. L. durch das was der V. zum Erweise des letztern sagt, nicht völlig aufgelöst zu seyn. Im dritten Kapitel von der unsichtbaren Kirche vertheydigt der V. den gewöhnlichen Begriff davon, und erläutert seinen Vortrag aus der Kirchengeschichte.

Der sechste Band wird das ganze Werk beschliessen, und ausser dem, was von der Lehre von den Ständen in der Christenheit noch übrig ist, auch die Lehre von den letzten Dingen enthalten.

Die heilige Schrift des alten und neuen Testaments nebst einer vollständigen Erklärung desselben — mit vielen Anmerkungen und einem Vorberichte von Jacob Brucker, Pastor und Senior in Augspurg. Der neunzehnte Theil, welcher des N. T. achter Band ist und die Offenbahrung S. Johannis in sich begreift. Nebst Registern über den 7. und 8. Band des N. T. Leipzig, verlegts Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn, 1770. 4 Alphab. 15 Bogen, in 4.

Dieser Theil macht den gänzlichen Beschluß dieses bekannten exegetischen Werkes. Hr. Drucker hat demselben Luthers zweyte Vorrede, Hedingers, Beausobres und Lenfants Vorreden, wie auch Michaelis Einleitung zur Offenbahrung vorandrucken lassen. Seine eignen Anmerkungen sind hier weit stärker, als in den übrigen Theilen, und machen über die Hälfte des Werks aus. Er widerlegt in demselben oftmals die willkührlichen Hypothesen der Engelländer, bleibt aber selbst gemeiniglich bey einer allgemeinen, oft aus den kabbalistischen Schriften der Juden geschöpften Erläuterung der apokalyptischen Bilder stehen, ohne sie auf bestimmte Begebenheiten zu deuten. Er glaubt, Jesus habe seinen Jüngern einen besondern Schlüssel zum Verstande dieser Bilder gegeben, der aber verlohren gegangen sey: so daß man jetzt die Bilder, welche Glaubenslehren und Lebenspflichten abschildern, nicht anders als aus dem anderweitigen deutlichern Unterricht der H. Schrift erklären, diejenigen aber, die Begebenheiten betreffen, nicht eher als nach dem Erfolge durch Vergleichung der Geschichte einigermassen errathen könne. S. 630. 631. Allein, wird nicht auf diese Weise die Bemühung dies Buch zu erklären, eine vergebliche Arbeit, da wir doch nichts daraus lernen können, als was wir schon wissen? Das kanonische Ansehen dieses Buchs hält H. D. für ausgemacht. Aus einer Stelle aber, die wir S. 34. lesen, scheint es uns nicht, daß er genaue Untersuchungen darüber angestellt habe. Er bezieht sich daselbst auf die bekannte Schrift des Leonhard Twels, und setzt hinzu, er könne sich um so viel leichter darauf berufen, da heutiges Tages schwerlich ein Gottesgelehrter, der die Kritick und Kirchenhistorie verstehe, seyn werde, welcher zweifelt, ob Johannes der Verfasser der Offenbarung selbst sey. (Sind Oeder, Semmler, Michaelis nicht Gottesgelehrte, die Kritick und Kirchenhistorie verstehn) „Die „ältesten Zeugen, heißt es weiter, die er (Twels) anführt, „sind Papias im Jahr 110. Justinus, der Märtyrer, 140. „Irenäus, 167. Melito, 110. (ist wohl ein Druckfehler, „und sollte 170. heissen) Theophilus von Antiochien, 168. „Clemens von Alexandrien, 192. Apollonius, 192. Tertullianus, am Ende des zweyten Jahrhunderts. Nur die „Ketzer, Cerdo und Marcion verwarfen sie, und im dritten „Jahrhundert war Cajus der erste, der daran zweifelte, u. „s. w. „ Wenn das ein der Sache unkundiger liest, so muß er denken, daß man nicht ohne die größte Unvernunft das Ansehen der Offenbahrung in Zweifel ziehen könne: allein, Gelehrte

hrte wissen, wie vielen Einwendungen jene Zeugnisse ausgesetzt sind. Wir würden lieber gar nichts, als etwas so unzulängliches gesagt haben.

Na.

Predigten von der Religion und von der heil. Schrift, gewissenhaften Liebhabern und Forschern der Wahrheit durch den Druck mitgetheilet, mit einer Vorrede D. Joh. Sal. Semlers. Halle, bey J. G. Trampe, 1769. 15 Bogen in 8.

Man nehme diesen vier Abhandlungen die Gestalt langweiliger Predigten; man sehe jeden Theil und jeden Eingang als eine besondre Abhandlung an: so wird man finden, daß sie überaus viel gründliches enthalten, zur wahren Ueberzeugung von der Göttlichkeit der heiligen Schrift, richtige und freymüthige Schrifterklärungen, gesunde Religionsbegriffe. Vorzüglich nehmen sich heraus die Vorstellungen von der Lehrart Jesu; von der Verschiedenheit und von den Stufen der göttlichen Offenbarungen; und von der Weisheit Gottes, die sich bey schriftlicher Abfassung der Offenbarung allenthalben herrlich bewiesen hat: dies alles ist gedankenreicher vorgetragen, als man es sonst gemeiniglich in den Beweisen für die Religion antrift. Das Gleichniß Christi von den Arbeitern im Weinberge kann nicht gründlicher und deutlicher erkläret werden, als in der vierten Predigt. Was überhaupt Hr. F. W. M. (so nennet sich der Verf. und zwar ist er kein Prediger und gedenket auch keiner zu werden) von dem rechten Grunde der Ueberzeugung von der Göttlichkeit der Religion; und was er von dem wahren Wesen des Glaubens und der Frömmigkeit vorträgt, ist gutdurchgedacht, und so bündig als praktisch vorgestellet. Die vierte Abhandlung ist die lesenswürdigste. Sie enthält historische Beweise von der göttlichen Fürsorge, das israelitische Volk und das menschliche Geschlecht überhaupt durch Lehrer seines Worts von allerley Fähigkeit und Stande zu belehren: sie zeiget, wie solches vom Anfange des menschlichen Geschlechts bis auf Moses; von da bis auf Samuel; von da bis zur babylonischen Gefangenschaft; von da bis gegen das Ende des A. Test. in verschiedenen Perioden geschehen sey. In der That lieget hierinn ein Stof zu einer guten gemeinnützigen Geschichte von der Offenbarung des A. Test. Der Rec. wünschet, daß es nur dem

Verf. belieben möchte, erstlich diese Abhandlungen anders zu ordnen und abzutheilen und ihnen alles homiletische ganz zu nehmen; (wobey aber doch die schönen Erläuterungen aus den gebrauchten evangelischen Texten an gehörigen Orten wohl Platz finden könnten) und dann auch noch die Geschichte der Offenbarung des N. Testam. mit gleicher Gründlichkeit dabey abzuhandeln; auch allenfalls die Fürsorge Gottes für die geoffenbarte Religion vom Schlusse der unmittelbaren Offenbarung an bis jetzt eben so kurz und deutlich hinzuzufügen: so würde ein solch Büchlein, als ein vortrefliches Einleitungsbuch zum Lesen der heiligen Schrift, vernünftigen Christen zu empfehlen seyn. Die Semlerische Vorrede enthält einige Klagen über den gemeinen dogmatischen und homiletischen Mißbrauch des A. Test. und über die Pflicht eines Lehrers, diejenigen Stellen der heiligen Schrift, die zur gemeinen Erbauung dienen, vernünftig auszuwählen.

Zweyte Probe einer umständlichern paraphrastischen Auslegung und Anwendung der Apostelgeschichte, nebst einem Auszuge aus der Fosterschen Rede über die verschiedenen Charaktere der wahren Religion und des Enthusiasmus. Bremen, bey G. L. Förster, 1769. 6½ Bogen in 8.

Es scheinet, als wenn sich der sehr gut denkende Verf. durch den Tadel, damit man seine erste Probe beleget hat, auf einmal hat abschrecken lassen, daß er sich erkläret hiermit abzubrechen. Aber dieser Tadel betraf ja nur die Einkleidung in eine gar zu lange Paraphrase. Er hätte nur die Art des Vortrags verändern dürfen, so würde die Ausarbeitung seines sonst vortreflichen Plans mit mehreren Danke aufgenommen seyn. Denn von einem Manne, der solche tiefe Einsichten in das rechte Hauptaugenmerk der Apostelgeschichte hat, der den wahren Geist des Christenthums so gut kennet, und noch dazu mit den besten englischen Auslegern so gut bekannt ist, konnte man sich nichts anders als eine vernünftige und auch für unser Zeitalter sehr heilsame Arbeit versprechen, wenn es ihm nur hätte gefallen wollen, sich in dem Vortrage etwas nach dem Geschmacke der meisten Leser zu richten, ein historisches Buch kürzer und simpler zu übersehen, und lieber seine schöne Gedanken in abgesonderte Abhandlungen ordentlicher abzufassen. Diese zweyte und letzte Probe gehet nur bis auf

Kap.

Kap. 2, 21. der Verf. nimmt allenthalben Gelegenheit gute Gedanken z. E. von den Vorzügen des neuen Bundes, vom Gebete, u. a. m. vorzutragen, und insonderheit den Fanaticismus bey aller Gelegenheit zu bestreiten. Zu gleichem Endzwecke dienet auch der wohl gewählte Auszug aus der Fosterschen Rede über Joh. 3, 8. Foster zeiget, daß die wahre Absicht dieser oft so sehr gemißbrauchten Worte, anstatt den Enthusiasmus zu begünstigen, vielmehr diese sey, uns zu lehren, daß wir unsre geistliche Erneurung nur nach den Wirkungen beurtheilen sollen. Insonderheit widerleget Foster in dieser Rede den gemeinen Mißbrauch der Lehre von dem Mangel der geistlichen Kräfte zur Bekehrung; das blos leidentliche Verhalten des Menschen bey der Wiedergeburt; wie auch die schädliche Meynung, als wenn die neue Geburt auf einmal geschehe, und nicht vielmehr stufenweise. Es ist gewiß, daß ein falscher Begriff von der Erneurung eine Thüre zu allen Arten der Unsittlichkeit öfnen kann. Man wird nicht leicht den Enthusiasmus richtiger und feiner abgeschildert finden, als auf den beyden letztern Blättern dieses schönen Auszuges.

J. P. Millers Grundsätze einer weisen und christlichen Erziehungskunst. Göttingen, bey D. Fr. Kübler, 1769. 13 Bogen in 8.

Ohne Zweifel wird sich dies vortrefliche Buch überall empfehlen, und von einem ausgebreiteten Nutzen seyn. Hr. M. hat seine Grundsätze lange geprüfet, oft vorgetragen, dazu durch achtzehnjährige Erfahrung in zwey Rektoraten in Uebung gebracht, so daß man nichts anders, als etwas recht reifes, von ihm erwarten kann. Das wesentlichste, dadurch sich Hr. M. von andern Lehrern der Erziehungskunst unterscheidet, setzet er selbst hierinn, daß er nicht, wie der Britte, seine Kinder als mit edeln Neigungen gebohren abmahlet, oder andern gar zu schönen dichterischen Bildern folget; sondern die natürlichen Neigungen der Kinder so verderbt vorstellet, als sie nach den Zeugnissen der Schrift und nach der Erfahrung wirklich sind. Seine Vorschläge gehen auf die ganze Jugend, auch auf die Verbesserung des gemeinen Haufens.

In der Einleitung leget er die meist sprichwörtlich bekannte Grundsätze zum Grunde: Kinder sind auch Menschen: Kinder sind Kinder: Jugend hat nicht Tugend: aber nun auch einen Schritt weiter: Kinder sind auch Christen: Sie selbst kennen ihre Vorzüge noch nicht: sie müssen durch schon gebildete

dete Menschen gebildet werden: Sie sind die künftige Glieder des Staats: Sie müssen zu den mancherley Bedürfnissen der Gesellschaft zubereitet werden: wenn ihre Seelen sehr thätige Substanzen sind, so werden sie desto gefährlicher, je mehr man ihre Neigungen verwildern läßt. Hiernächst giebt Hr. M. einen kurzen Plan einer Erziehungsgeschichte unter den alten Völkern, worüber er in seinen Vorlesungen viel schönes zu erzehlen Gelegenheit hat. Aber der §. 23. von der Erziehung unter den Christen ist zu kurz. Hierbey fällt dem Leser billig der Wunsch ein, daß das unterscheidende in der Kinderzucht der Holländer, Engelländer, Franzosen, Italiener, in allen Ständen, von philosophischen Reisenden genauer bemerket würde, als wohl bisher geschehen ist.

Das erste Hauptstück von den Grundgesetzen der Erziehung überhaupt ist sehr fruchtbar an Materie; wir wollen etwas auszeichnen. Man muß die Umstände, unter welchen Kinder die ersten sinnlichen Eindrücke wovon bekommen, genau veranstalten, weil die ersten Eindrücke auch die ersten Bilder der Seele formiren, die hernach nie ganz ausgelöschet werden. Jede symbolische Vorstellung, welche zugleich anschauend ist, macht auf die Seele einen desto tiefern und dauerhaftern Eindruck. Schlechte Kupferstiche schaden der Jugend mehr, als man insgemein glaubet: u. s. f. (Im Grunde spricht alles was Hr. M. vorträget für die Basedowischen Anstalten, obgleich er sie nirgend namentlich anpreiset.) Durch garzu voreilige Anstrengung derjenigen Seelenkräfte, die sich erst bey reiferen Alter besser entwickeln, wird die Arbeit der Natur in dem Bau des Körpers leicht gestöret. Wenn man Kindern durch den Anblick der schönen Natur, oder auch der Meisterstücke der Kunst, die ersten Empfindungen eindrückt, so entwickelt sich nach und nach das der menschlichen Seele eigenthümliche angenehme Gefühl des Ebenmasses, der Ordnung, der Schönheit; und damit zugleich das dunkle moralische Gefühl des Anständigen, Grossen, Wohlthätigen, Edlen; aber diese dunkle Empfindungen werden hernach durch die Wissenschaften deutlich, richtig, dauerhaft gemacht. Man muß die Neugierde der Kinder möglichst nützen: man muß durch keinen Betrug ihr Zutrauen verlieren. Man lasse ihnen anfangs immerhin gewisse ihnen unschädliche Meynungen. Man gönne ihnen ihre Sorglosigkeit und Zufriedenheit. Man nütze ihre natürliche Geselligkeit, Zärtlichkeit, Versöhnlichkeit, Freygebigkeit, und suche diese Neigungen durch Erhöhung der Motive zu veredeln. Man gewöhne sie, über ihre Handlungen

vor

vor und nach der That zu raisonniren. Unter andern wichtigen Folgen, die Hr. M. aus solchen fruchtbaren Grundsätzen ziehet, bemerken wir nur diese, daß die Privatzucht (wenn sie in guten Händen ist) den öffentlichen Schulen vorzuziehen sey. Aber Hr. M. verstehet hier Klosterschulen und Collegia, wo viele junge Leute in Einem Gebäude eingesperret sind: sonst liesse sich eher aus jenen Grundsätzen und aus der Erfahrung schliessen, daß eine vermischte Erziehung, die halb im Hause; und in gewissen Stunden in guten öffentlichen Schulen geschiehet, die vollkommenste sey. Das zweyte Hauptst. von der Sorge für den Körper ist ein körnigter Auszug von den besten Regeln der kindlichen Diät. Im dritten Hauptst. werden erstlich die allgemeinen und besondern Regeln der Unterweisung; die verschiednen Kenntnisse, die den Mädchen, die den Knaben; und zwar diesen theils in den mancherley bürgerlichen Lebensarten, theils im gelehrten Stande, theils auch im Regentenstande beyzubringen sind, gut unterschieden. Darauf kommen einige recht ausgesuchte praktische Anmerkungen über die Lehrart. Unter andern wird die Frage untersucht: ob ein Polyhistor sich zur Unterweisung schicke? ob man immer nach dem Verlangen der eilfertigen Jugend mit den Lektionen abwechseln, oder eine Disciplin täglich und unausgesetzt eine Stunde treiben soll, bis sie zu Ende ist? Die besondern Regeln des Unterrichts in der Muttersprache, im Lesen, (wobey aber gegen die Anmerkung 2. des §. 50. wohl etwas zu erinnern wäre: da es weit natürlicher scheinet, den Kindern erst die Selbstlauter; und dann die Mitlauter nach der Ordnung der Sprachwerkzeuge beyzubringen — doch wir wollen uns dabey nicht aufhalten) im Schreiben, Rechnen, geometrischen Figuren, in den Sprachen, in den historischen Disciplinen, in der Naturhistorie, in den schönen Wissenschaften u. s. f. sind voller vortreflichen Lehren, die, wo nicht alle neu, doch, leider! noch sehr ungebräuchlich sind. Hierauf leget Hr. M. einen dreyfachen Plan der Abtheilung der Lektionen und Studien einer bürgerlichen Schule; einer lateinischen und Realschule einer mittelmäßigen Stadt; und eines Gymnasiums vor: wobey er in seinen Vorlesungen die besten neuen Einrichtungen verbesserter Schulen erzählet und beurtheilet. Bey der zwoten Abtheilung von der Bildung des Herzens ist Hr. M. recht auf seinem Felde, worauf man ihn längst kennet. Hier werden die wichtigsten Materien in der Kürze abgehandelt; als, der Unterricht in der Religion, die Uebungen der Gottseligkeit; (hier wird unter andern gerathen,

daß

daß man Kinder nur ausgesuchte Stellen der h. Schrift solle lesen lassen, und ihnen dann die Bibel wieder wegnehmen, da sonst ihnen die Bibel ein verächtliches Buch werden müsse, wenn sie mit zerrissenen Bibeln herumwürfen. So heilsam der erste Rath ist, so wenig gefällt uns der andre: wenigstens ist es Kindern nützlich, wenn sie immer eine große Hausbibel mit Kupfern zum Zeitvertreibe durchzublättern haben) Die Vorschriften von der Erziehung der Töchter sind vor andern auserlesen.

Im vierten Hauptst. vom Erziehungsplane wird erstlich angerathen, einen Plan der häuslichen Erziehung zu entwerfen, welcher doch unsrer Meynung nach entweder nur in allgemeinen Vorschriften bestehen, oder mit jeder Stufe, darinn jedes Kind zunimmt, durch jeden Zwischenfall müßte verändert werden: gar zu genaue Regelmäßigkeit hat nicht immer die gehofte Wirkung. Ferner werden über die Schulordnungen und Gesetze der öffentlichen Erziehung einige sehr wichtige Rathschläge mit dringenden Ernste empfohlen: wie nemlich die alten Gestifte und Beneficien besser anzuwenden, als daß man sie solchen armen Schülern giebt, die zum Schaden des gemeinen Wesens die Zahl der gelehrten Stümper häufen und dadurch von Handwerken abgehalten werden. Besonders wird die Abschaffung der Singechöre mit unwidersprechlichen Gründen angerathen. Daß man lauter Kandidaten zu öffentlichen Schulämtern nehmen solle und daß alte Schullehrer untauglich werden, ist in den meisten Fällen wahr, leidet aber vielleicht einige wenige Ausnahme. Und dann würde es sich hiebey auch fragen (welches Hr. M. vergessen hat) ob nicht eine solche Einrichtung möglich und auch sehr nützlich wäre, daß nicht allein Kandidaten des Predigtamts, sondern auch Kandidaten zu bürgerlichen Bedienungen, junge angehende Advokaten, und junge Aerzte, Mechanicker und Mathematicker die auf Bedienungen warten, einige Stunden in einer Classe der öffentlichen Schule den Lehrern helfen könnten. Wie lange soll die Unterweisung der Jugend allein unter den Händen der Geistlichen seyn? Die letzte Abtheilung von Lehrern, Hofmeistern und Rektoren ist die kürzeste: es versteht sich aus dem vorhergehenden von selbst, was ihre Pflichten und Verdienste sind. Genug von einem Büchlein, welches wir nicht umhin können, allen Eltern, Lehrern und Obrigkeiten aufs angelegentlichste zu empfehlen.

Ent-

Entwurf der vornehmsten Wahrheiten der christlichen Religion zum Gebrauche der beyden obersten Classen des Stadt-Bremischen Pädagogii verfertigt von Joh. Christoph Büsing, D. Prof. und Pädagogiarchen. Bremen, im Verlage der Buchdruck. des Gymn., 1769. 1 Alph. 14 Bogen in 8.

Hier siehet man nichts anders als ein altes, vermuthlich Holländisches, Collegium der dogmatischen und polemischen Theologie, ohne die geringste Auswahl weder der Sachen noch Beweise, ohne alle Methode, weder für den Verstand noch für das Herz der Jugend. Wenn man auch nach dem alten Schlendrian fortfahren will, den Schülern der obersten Classen die Theologie so einzupfropfen, als wenn man sie alle zu lauter streitbaren Gottesgelehrten erziehen wollte: warum begnüget man sich dann nicht an lateinischen Compendien, die man doch ungleich besser hat? Denn ein ungelehrter Leser, der kein Latein, kein Griechisch, keine technische Kunstwörter lernet, kann es gar nicht brauchen: und für studirende Jünglinge, denen es bestimmt seyn soll, wäre ein Lehrbuch in einer reinen lateinischen Sprache nützlicher als ein aus akroamatischen Latein ängstlich übersetztes Buch. Man beurtheile den Verf. aus seiner eignen Vorrede nach den Regeln der Einrichtung, die er sich will vorgesetzet haben. Nach der Reg. 2. sollen die Wahrheiten in der natürlichsten Ordnung verhandelt werden: und gleich im ersten Hauptstück wird von der Verpflichtung des Menschen zur Religion; von der einigen wahren Religion und deren Kennzeichen gehandelt, ehe das geringste von Gott und den Gründen der göttlichen Verehrung vorgetragen ist. Es wird gleich, schon auf S. 7. festgesetzt, daß die protestantische Kirche die wahre sey. Bald darnach wird schon ein ganzes Register der ungläubigen und der irrenden von den Arianern an bis zu den Arminianern und Lutheranern erzählet. Ist dies die natürlichste Ordnung? So methodisch ist das ganze Buch. So wird z. E. eher vom Glauben als von der Bekehrung gehandelt. Es sollen alle unnöthige Weitläuftigkeiten vermieden seyn; und doch lieset man alle unfruchtbare Subtilitäten: als, von den persönlichen Eigenschaften der drey Personen, von der Zeugung und dem Ausgange auf mehr als fünf Seiten: hernach von der Vereinigung der beyden Naturen in Christo, wie sie ἀσυγχύτως, ἀτρέπτως, ἀδιαιρέτως, ἀχωρίστως geschehen, und der-

dergleichen der Jugend nothwendige Lehren mehr. Nirgends aber breitet der V. sich weitläuftiger aus, als in der Widerlegung der Arminianer und Lutheraner: über die Widerlegung der Ungläubigen gehet er weit geschwinder über weg, ohne Zweifel, weil nach seiner Idee es in den heutigen Tagen nicht so nöthig seyn möchte, die Jugend gegen das Gift des Unglaubens zu verwahren, als vielmehr gegen die Irthümer der halben Pelagianer und deren gleichen.

Es sollen nach Reg. 2. die Wahrheiten zum praktischen Nutzen vorgetragen seyn: dazu dienen aber nicht dürre allgemeine moralische Folgen, die sich von selbst verstehen; sondern vielmehr, wenn das ganze Augenmerk des Lehrers, die ganze Auswahl der Sachen, und der ganze Vortrag auf die Bildung des Herzens gerichtet ist. Doch von einem solchen Vortrage kann man dem Hrn. V. keinen Begriff machen. Eine Probe seines praktischen Vortrags sey: S. 90. „wegen der Allgegenwart Gottes müssen wir überall ein frommes Leben zu führen suchen.„

Nach der Reg. 3. soll die Schreibart nicht zu trocken, noch zu bildlich seyn. Nur ein Paar Proben der Schreibart: S. 35. heißet der Canon der heiligen Schrift „die Versammlung der regelmäßigen Bücher.„ S. 27. 1. lieset man folgendes: „Setzet die Offenbarung einige Wahrheiten, als aus „der Vernunft bekannt, voraus, und berühret sie nur blos, „so stellet sie dieselbe weitläuftiger aus ihrem Schoosse her„vor.„ u. s. f. In solchen Sätzen ist keine verständliche Verbindung. Und wer kann alle die Beziehungen und Gegenstände und Regemachungen und Geziemendheiten und Ungeziemendheiten und dergleichen Undeutschheiten mehr ausstehen?

Nach der Reg. 5. und 6. verspricht er, die Beweissprüche gut zu wählen: wogegen aber man nicht leicht eine ärgerlichere Rhapsodie von gemißdeuteten Sprüchen der heiligen Schrift und nichts bedeutenden Beweisen lesen wird, man schlage auf wo man will. S. 102. u. f. wird die Dreyeinheit aus allen denen Sprüchen des A. B. bewiesen, da von Gott Namen und Redensarten in der mehreren Zahl vorkommen: wobey Hr. V. so dreist ist, zu behaupten, daß es in den morgenländischen Sprachen ganz ungewöhnlich sey, daß große Herren von sich selbst in der mehreren Zahl reden. Man schlage weiter auf, wohin der Finger trift. S. 325. wird 2 Kor. 4, 6. wo ganz offenbar von nichts die Rede ist, als von der unmittelbaren Erleuchtung der Apostel und der durch sie geschehenen

usbreitung des Lichts der Wahrheit; dieser so deutliche Spruch
ird von der ordentlichen und mittelbaren Wirkung des heil.
Geistes in den Seelen aller Gläubigen angeführet. In der
ehre von der Rechtfertigung S. 358 : 359. werden alle
Sprüche vom Gesetze der Gebräuche, die von der Unzulängs
chkeit der leiblichen gesetzlichen Uebungen handeln, zur Wi
erlegung der Remonstranten gebraucht. Dergleichen Be
eise stoppelte man in dem vorigen polemischen Jahrhunderte
usammen: jetzt aber duldet man sie kaum auf den Kanzeln
ehr. Und was wird es bey der studirenden Jugend für Wir
ungen haben, wenn sie künftig zum verständigeren Lesen der
eiligen Schrift angeführet wird, und dann findet, mit was
ür seichten Beweisen man sie abgespeiset hat. Noch eines
S. 463. „Im alten Bunde war das Maas der Heiligung
sparsamer, welcher nur wenige und nicht so überflüßig theil
haftig wurden.„ Dies soll aus 5 B. M. 29, 4. folgen.
S. 419. u. f. werden alle Sprüche Pauli von der Versiege
ung der evangelischen Wahrheit durch die Wundergaben
on der innerer Versiegelung in den Herzen der Gläubigen oder
hrer beständigen Bewahrung in der Gnade ausgeleget. S.
30 : 136. u. f. werden die Worte Röm. 9, 11. 13. 21. welche,
ängst erwiesenermassen, Einwürfe der Juden sind, die Paulus
ier widerleget, gleich als wenn es Pauli eigne Lehren wären,
um Behufe des strengern Particularismus, dem Hr. B. sehr
ugethan ist, angeführet: so fährt man folglich noch fort, die
üdischen Irthümer von einem göttlichen tyrannischen Will
ühr, von der unverschuldeten Nothwendigkeit des Unglau
ens der verworfenen, welche es eben sind, die Paulus bestrei
et, ihm selbst beyzumessen. Dergleichen müßte ja längst be
annt und ausgemacht seyn.

Ueberall sollte man doch in den heutigen Tagen durch Hülfe
er ersten philosophischen Anfangsgründe, so weit gekommen
eyn, in den Lehren von dem unbedingten oder bedingten gött
ichen Rathschlusse; von der allgemeinen und besondern Gnade,
on der Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Rückfalls, die al
en Streitigkeiten, die anfänglich nur der Mißverstand der
Worte erzeugte und hernach der Geist des Widerspruchs und
ie Folgerungssucht weiter trieb, nicht länger zu unterhalten.
Es würde zur näheren Vereinigung der Protestanten besser
eyn, wenn man die ja nunmehr besser entwickelte Begriffe
on der Freyheit; von der Bestimmung der göttlichen Rath
chlüsse durch Objektivgründe; (wovon Hr. B. noch S. 133.
laubet, daß dadurch Gottes Rathschluß zweifelhaft und ab

länglich werden würde) dann auch die Begriffe von der Erwählung; von der Erlösung, und deren Erwerbung und freyen Nutzung; von der Widerstreblichkeit oder Unwiderstreblichkeit u. d. gl. in Lehrbücher für jetzige Studirende deutlicher entwickelte, von ihren Zweydeutigkeiten säuberte, und die alten Schlingen sophistischer Wortstreitigken frey zerrisse. Wir eröfnen diesen unsern herzlichen Wunsch nicht um des Hrn. B. und seines gleichen willen: sondern wenn etwa Hr. Töllner oder ein ihm gleicher philosophischer und historischer Gottesgelehrter dieses lesen sollte, ihn aufzumuntern, endlich doch einmal auf eine überzeugende und einem jeden faßliche Weise den augustinianischen und den entgegenstehenden Lehrbegrif aus den ersten Quellen zu untersuchen, und durch genaue Zergliederung aller Begriffe einem jeden Protestanten deutlich zu machen, was für Logomachien aus der verschiedenen Art und Ordnung, darinn man sich die göttlichen Rathschlüsse verschieden vorgestellet hat, entstanden sind; wie man die so simple Wahrheit des göttlichen Worts in mancherley Spinnengewebe verwickelt hat; und was aus diesen anfänglichen Logomachien hernach für wirkliche Widersprüche entstanden sind, welche einige so weit getrieben, daß sie zuletzt wider die Grundsätze der Moralität anstossen. Dies erwähnen wir nur beyläufig. Was übrigens noch von diesem ganzen Lehrbuche zu sagen wäre, ist dieses, daß eine Jugend zu bedauren ist, die nur vieles lernen muß, um bald destomehr vergessen zu können.

D. Joh. Lelands Erweis der Vortheile und Nothwendigkeit der christlichen Offenbarung, aus dem Religionszustand der alten heidnischen Völker: in einem deutschen Auszug mit einer Vorrede D. Chr. W. Fr. Walchs und mit eignen Abhandlungen herausgegeben von Ludew. Gottl. Crome, des andern Gymn. zu Hildesheim Rektor. Erster Theil. Gotha und Göttingen, bey J. Chr. Dietrich, 1769. 8. 1 Alph.

Lelands Buch verdiente deutschen Lesern bekannt gemacht zu werden. Den historischen Beweis von der Unzulänglichkeit der natürlichen Religion hat noch niemand so vollständig ausgeführet als er. Da aber sein Styl sehr weitschweifig und fast ermüdend ist, (denn Leland schrieb dies Buch im hohen Alter) so hat Hr. Crome überaus wohl gethan, daß er uns

einen

zirten so schönen weit brauchbaren Auszug gegeben. Der Rec. hat ein paar Kapitel mit dem Originalwerke verglichen, und versichert, daß der Auszug getreu, vollständig und der lelandischen Schreibart ohne Vergleichung vorzuziehen ist. Aber ein solcher Auszug kostet mehr Mühe als eine gemeine Uebersetzung: man muß die Gedanken als sein Eigenthum zu bearbeiten wissen, wenn man sie ohne Verlust auf den verjüngten Maasstab bringen will. Ich glaube aus der angestellten Vergleichung, daß es dem Hrn. Cr. vortreflich gelungen sey. Das Buch selbst handelt in 22 Kapiteln von der natürlichen Religion überhaupt: wobey Lel. insonderheit behauptet, daß die erste Erkenntniß Gottes von Gott selbst offenbaret sey, und daß Gott den ersten Menschen nicht sich selbst überlassen habe, um sich ein System der Religion auszudenken. Dieser Hauptsatz herrschet auch in dem ganzen Buche. Man irret sich sehr, wenn man diejenigen Wahrheiten, die wirklich erst durch die göttliche Tradition sind bekannt geworden, der Stärke der menschlichen Vernunft zuschreiben will, oder wenn man glaubt, daß der Mensch ohne göttliche Offenbarung es in der natürlichen Theologie hätte weit bringen können. Selbst Bollingbroke, Sykes und andre haben dies aufrichtig gestanden. Sonst sind die Hauptmaterien dieses Sachenreichen Buches etwa folgende: von der ältsten Verehrung des Einen Gottes; von der Abgötterey und ihren verschiednen Alter und Quellen, von der poetischen, bürgerlichen und philosophischen Theologie der Heiden, von der Lehre von einer Vorsehung und deren Geschichte: aus welchem allem Lel. dann zuletzt die Schlüsse ziehet, wie wahr es sey, was die heil. Schrift von dem Heydenthume sagt, was für weise und zulängliche Mittel Gott gegen dies Verderben angewandt, wie wenig die feinen Sitten und schöne Künste hingegen geholfen, da der Götzendienst dadurch nur noch ärger geworden und kurz vor Christo ganz Oberhand nahm, auch wenig menschliche Philosophie der Vielgötterey habe Einhalt thun können, und wie also die christliche Offenbarung das einzige Mittel gewesen, dem einreissenden Verderben der Religion und Sitten Einhalt zu thun. Dies Lelandsche Werk ist als die beste Historie des Heydenthums und als ein rechter Kern von allem, was alte und neue Schriftsteller, insonderheit die Engelländer, sowol Freunde als Feinde des Christenthums, von der Geschichte der natürlichen Theologie geschrieben haben. Man sagt nicht zu viel, wenn man urtheilet, daß dieser Auszug einem jeden deutschen Gottesgelehrten werde unentbehrlich seyn

und die Stellen vieler grossen Werke reichlich ersetze. Hr. Crome hat zwo kurze eigne Abhandlungen beygefüget, die eine von den schönen Wissenschaften und Künsten, daß sie einen nachtheiligen Einfluß in die Religion, besonders zur Begünstigung der Vielgötterey, haben; (Es kommt hier aber wohl auf eine richtigere Bestimmung des Begriffs der schönen Wissenschaften an: sonst liesse sich auf beyden Seiten vieles sagen) die andre von den Mysterien, daß ihre Hauptabsicht die Vergötterung der Helden und die gesuchte Ehre der Canonisation gewesen: wobey aber doch Hr. Cr. auch mit vieler Bescheidenheit seine Meynung vorträgt. (und es scheinet auch die Ausbreitung bürgerlicher Tugenden der allgemeinere Endzweck gewesen zu seyn) Dem zweyten Theile dieses Werks, der sich mit der christlichen Moral beschäftigen wird, sehen wir billig mit grossen Verlangen entgegen.

D. Joh. Jortins Abhandlungen über die Wahrheit der christlichen Religion, aus dem Engl. übersetzt von J. A. Ebert, Prof. am Coll. Carol. zu Braunschweig. Hamburg, bey J. C. Bohn, 1769. 8. 1 Alphab.

Jortin ein sehr vernünftiger und bescheidner Gottesgelehrter, der dabey eine nicht allein ausgebreitete; sondern mit dem besten Geschmacke auf die nützlichsten Wahrheiten der Religion angewendete Belesenheit hatte, vertheydiget in diesen sieben kurzen Abhandlungen das Christenthum gegen etliche Einwürfe. Obgleich für gelehrte Leser das meiste was er vorträgt schon bekannt ist, so werden sie doch auch manche neue Erläuterungen bekannter Sachen, auch einige nicht alltägliche Gedanken hier mit Nutzen und Vergnügen lesen. Der Inhalt dieser Abhandlungen ist: 1) von den Vorurtheilen der Juden und der Heyden, welche hier sehr historisch, genau und aufrichtig erzählet und aus ihren Quellen entblösset werden: 2) von der Ausbreitung des Christenthums, wobey der rechte Gebrauch dieses Beweises für die christliche Religion ins Licht gesetzet wird: 3) von dem Königreiche Christi, von dessen Anfange und wahren Beschaffenheit Jortin deutlichere und mehr überzeugende Begriffe aus der heil. Schrift giebt, als man von dieser Materie sonst gemeiniglich lieset: 4) von der Schicklichkeit der Zeit, da Christus in die Welt kam: 5) von dem Zeugnisse Johannis des Täufers, dessen Wichtigkeit

sehr

sehr bündig gezeiget wird: 6) von den Vorschriften des N. Testaments: hier sind einige Nebenanmerkungen, besonders von den Reden Christi, wozu der Stof aus nahe vorhandnen Dingen hergenommen ist, und von dem besondern Charakter des Unterrichts Jesu, das beträchtlichste: 7) von dem Evangelio, in wie ferne es Gnade und Wahrheit ist. In dieser letzten Abhandlung wird man manchen schönen neuen Gedanken wahrnehmen, besonders wird dasjenige, was von den künftigen Strafen und Belohnungen hier vorgetragen wird, sich herausnehmen. Ueberhaupt enthalten diese sieben Abhandlungen mehr Materie als ihre Ueberschriften zu versprechen scheinen. Das beste ist, daß sie mit einer so unaffektirten Gelehrsamkeit und so interessant geschrieben sind, daß sie den Leser immer zu weitern Nachdenken veranlassen. Die Uebersetzung ist vortreflich, wie man sie dann auch nicht anders von ihrem Verfasser erwarten konnte.

Er.

Die Offenbarung des heiligen Johannes erläutert. Halle, 1769. in 4. 1 Alph. 4 Bogen, Einleitung 6 Bogen.

Dieses Buch ist mit vieler Bescheidenheit geschrieben. In der Einleitung giebt der Verfasser den Schlüssel zu den Sinnbildern. Nach seiner Meynung ist die Hauptabsicht der Offenbarung das Schicksal des alten und neuen Roms mit den darinn verwickelten Schicksalen der Kirche. Die Sonne ist die Kaiserwürde, der Mond Unterherrschaften, die Sterne sind Lehrer unter Christen und Heyden. Er erklärt sich für ein tausendjähriges Reich, setzt es aber in ein großes Maaß der Erkenntniß und Heiligkeit. Die Christen werden alle Evangelisch, die Juden Christen, Jerusalem gebauet, und ein christlicher Gottesdienst da aufgerichtet werden.

Die Briefe erkläret er historisch. Die Weissagungen fängt er mit dem 6ten Kap. an. Er erläutert viele Stellen in der Offenbarung aus der Geschichte, so daß sie einzeln betrachtet, eine große Wahrscheinlichkeit haben: aber im Zusammenhange passet es doch nicht recht.

Die ersten 5 Siegel gehen bis auf Constantin den Großen, das 6te soll summarisch die große Veränderung des Staats und der Kirche vom Constantin bis zu den Karolingern vorstellen. Die Sonne ist die kaiserl. Würde, die Sterne sind

die heidnischen Priester. Aber wer sind die Könige und Gewaltige, die vor dem Zorn des Lamms so ängstlich thun? Erkennen sie die Macht desselben, warum bekehren sie sich nicht zu ihm? der Eingang zum Christenthum war ja nun leicht gemacht.

Ueberhaupt verdienet die frohe Veränderung der Kirche in dieser Periode eine angenehmere Vorstellung, und selbst auch der Flor des Kaiserthums vom Constantin bis Theodos. Es ist eine falsche Hypothese, daß der Sieg der Kirche und der Umsturz des Kaiserthums in einen Zeitpunkt fallen. Die neuere Geschichtschreiber sind offenbar partheyisch. Ein gewisser Haß der Ungläubigen gegen den großen Constantin, und ein Verdruß der Staatisten über die Vorrechte, die er dem geistlichen Stande gegeben, und die wider seine Absicht so sehr gemißbrauchet worden, verleiten sie, ihn zur Ursach des fallenden Reichs zu machen.

Das Römische Reich ist eigentlich nie getrennet gewesen. Die Weitläuftigkeit desselben erforderte mehr als einen Beschützer. Setzten die Kaiser einen bloßen Stadthalter in Orient, so wurde er bey der ersten glücklichen That von seiner Armee zum Augustus ausgerufen, und der rechte Kaiser kam in Gefahr, das Reich in innerlichen Krieg. Die Kaiser wähleten also lieber selbst Mitregenten, so waren sie treu, und das Reich ruhig. Dies geschahe so gut vor dem Constantin als nach ihm. Mehrere Kaiser sahen sich als Collegen, und das ganze Reich als einen Körper an. Starb einer, so wählete der Ueberlebende einen andern, oder, wenn das Reich keine Feinde hatte, regierte er wieder allein. Dies sind res facti, die nicht geläugnet werden können. Der Regent im Orient mußte an einem Orte seyn, Constantinopel war dazu gelegener als ein Ort seyn konnte. Das neue Rom war also nicht die Ursache des Falles. Die fremden Völker, die zu einem unerhörtem Exempel alle auf einmal neue Sitze suchten, drängeten schon vor dem Constantin an die Gränzen des Reichs, und wollten aller Orten einbrechen. Dies ist der völlige Beweis von Constantins Größe, daß er sie alle zurück und im Respekt erhielt. Auch seine Söhne und Nachfolger schützten sich. Daß die Söhne des Theodosius schlechte Herren waren und schlechte Vormünder hatten, was gehet das den Gr. Constantin vor 100 Jahren an? Mich wundert, daß man nicht den Fall des Schwedischen Reichs im Großen Gustav Adolph sucht.

Der

Der ins Meer gesunkene Berg? soll er das vom Oriente abgerissene abendländische Reich vorstellen, so fällt er nicht wie der Verf. will, nach dem Tode Julians, sondern nach der Absetzung des Augustulus. Wie mächtig war nicht noch der große Theodos?

Der gefallene Stern kann Arius nicht seyn. Niemals denke ich ohne Kränkung an diese Geschichte. Wer der göttliche Erlöser in Absicht auf uns sey, ist uns deutlich offenbaret; und ein jeder Christ sagt mit dem Thomas zu ihm: Mein Herr und mein Gott. Es war ein Vorwitz, sein Verhältniß gegen den Vater zu bestimmen. Alexander und Athanasius machten ihn dem Vater gleich, und Arius geringer. Ob Arius in der Hitze des Streits zu weit gegangen, ist nicht erwiesen, da die Berichte von der Gegenparthey sind. Es thut auch nichts zur Sache. Die Lehre der Arianer ist blos, daß der Sohn dem Vater subordiniret sey. Die Schrift redet beständig so, und daß diese Subordination nicht auf die Person gehe, sondern blos auf sein Amt, dazu haben wir keine Anweisung in der Bibel. Aus der Philosophie kann hier auch nicht disputirt werden. Es ist überhaupt eine blos theoretische Speculation, die keinen Einfluß ins Christenthum hat. Christus bleibt unser Gott und Erlöser. Die Athanasianer sind nicht heiliger im Leben, und freudiger im Tode als die Arianer. Von beyden Partheyen habe ich redliche Männer gekannt, und kenne sie noch. Da die Meynung des Athanasius wenigstens den Schein des Tritheismus hat, so verhindert sie die Bekehrung der Juden und hat den Socinianismus gebohren, der blos ein Schritt der Verzweiflung war, da man sich in die Lehre des Athanasius nicht finden konnte. Wie, wenn nun ein Arianer den Athanasius zu diesem gefallenen Sterne machte? Mit Betrübniß fühle ich die Zerrüttung der Kirche, die aber so wenig aus des einen, als des andern Meynung herrührte, sondern aus der Hitze und Intoleranz beyder Partheyen. Es ist auch falsch, daß die Arianer die fremden Völker ins Reich geführet: sie drängeten schon vorher an die Gränzen. Es war eine augenscheinliche Vorsorge Gottes, der die Flucht der vertriebenen Arianer zu diesen Völkern so segnete, daß sie hernach nicht wie Heyden, sondern als Christen kamen. Drückten sie die Athanasianer, so war dieses das Recht der Wiedervergeltung, das Gott sie empfinden ließ.

Der Verfasser gehet bis ins 13 Kap. wo der Pabst, das erste Thier, als weltlicher Fürst im 8ten Jahrhundert und das Inquisitions-Gericht im 13ten erscheinet.

M. Wilhelm Bernh. Christliebs Superintend. der Herrschaft Heydenheim, erbauliche Aussichten in die Ewigkeit. Ulm, 1769. 8. 1 Alph. 4 Bogen.

Es ist dieses keine systematische Abhandlung, sondern es sind Betrachtungen der zukünftigen Seligkeiten nach den Stellen der Schrift 2 Petr. III, 13. und Offenbarung XXI. und XXII.

Der erste Abschnitt handelt von dem neuem Himmel und der neuen Erde in 6 Betrachtungen, womit der Verfasser diesen Theil beschließet. Im 2ten Abschnitt soll vom neuem Jerusalem gehandelt werden. Besondere Erklärungen anzuführen, würde überflüßig seyn, da der Verfasser durchgehends den Bengelschen Sätzen folget.

D. Joh. Jak. Plitts, Seniors und Consistorialraths zu Frankfurt am Mayn, Predigten von der Wahrheit der christlichen Religion. Frankfurt am Mayn, 1769. in 8. 1 Alph. 20 Bogen.

Das Exempel Jesu und seiner Apostel, lehret, daß ein Prediger bey seinen Vorträgen sich nach den Zeiten und Zuhörern richten müsse. Luther hat es auch so gemacht.

Es ist eine Modekrankheit, Zweifel gegen die Religion zu machen. Von den Tafeln der Herren kommen sie zu den Bedienten, und von denselben auf Handwerker und Bauern. Ein gewissenhafter Lehrer machet es sich zur Pflicht, seine Zuhörer dagegen zu verwahren. Er zeiget die Richtigkeit und Schönheit der Lehren Jesu bey ihrem Vortrage mit solcher Klugheit, daß die Zweifel, bey denen, die sie haben, gehoben werden, und die, so keine haben, sie nicht lernen. Seine Bemühung geht dahin, alle Lehren nach der rechten Einsicht in das Wesentliche der biblischen Religion, welche allein die Christliche ist, deutlich vorzutragen; da denn die mehresten Einwürfe von selbst wegfallen.

Sollten gewisse Umstände erfordern, über die Wahrheit der christl. Religion besondere Predigten zu halten: so wird besondere Einsicht in die Denkungsart und Gemüthsbeschaffenheit der Unglaubigen nöthig seyn, und Gründlichkeit mit der Deutlichkeit verbunden werden müssen. Dieses ist keine leichte Sache, wie Leser selbst bey Durchlesung dieser Predigten wahrnehmen werden; obgleich manches gutes in denselben enthalten ist.

Pre-

Predigten über den Apostolischen Segens-Wunsch, Philip. IV. 7. von Joh. Adolph Schlegel, Pastor zu Hanover. Leipzig, 1769. gr. 8. 11 Bogen.

Es sind 8 Predigten über so viel Sonntags-Episteln, als am IVten Advent, IIten Weihnachtstag, Neujahr, IIten Epiph., Sexages., Invoc., Oculi, Judica: in welchen dieser Segenswunsch ausführlich abgehandelt wird. Sie sind alle schön und gut ausgearbeitet.

M. Paul Christian Hilschers, Pfarrers zu Neustadt bey Dresden, Todesbetrachtungen über die Sonn- und Festtags-Evangelien mit Sinnbildern, aus dessen andächtiger Sterbe-Gesellschaft zusammen getragen von M. P. Christian Hibner, Pfarrer zu Rüßeina. Leipzig, bey Hilschern, 1769. gr. 8. Iter Theil 271 Seiten, IIter Theil 124 Seiten.

Hilschers andächtige Sterbegesellschaft hat so viel Liebhaber gefunden, daß schon die 3te Auflage vergriffen worden. Sein Enkel hat diese neue veranstaltet. Man hat die Eingänge, und die vormals gebräuchliche Erzehlung vieler Historien weggelassen und dafür gesorgt, daß die Betrachtungen auf schön Papier, mit Kupferstichen sauber gedruckt worden. Diese beyden Bände gehen vom Advent bis Himmelfahrt.

Bl.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Antonii Schultingii Commentationes academicae — accedit *Ioann Iac. Vitriarii* Oratio Funebris in obitum *Schultingii*. Halae Magdeb. impens., Hemmerde, 1770. maj. 8.

Der Herr Hofrath Uhle in Frankfurt hat unter dieser Aufschrift die sechs Dissertationen des berühmten Schultings abdrucken lassen, welche Vitriar in seiner hier gleichfalls mit abgedruckten Leichenrede demselben beylegt. Die erste de na-

turali obligatione S. 1:38. welche seine Inaugural-Disputation war, ist hauptsächlich sehr selten geworden. Die drey folgenden de recusatione judicis S. 39-160. pro rescriptis imperatorum romanor. S. 161-198. und de transactione super controversiis, quae ex ultimis voluntatibus proficiscuntur, etiam non inspectis vel cognitis eorum verbis recte ineunda S. 199-224. sind von dem Verf. selbst benebst seiner Orat. de Jurisprudentia M. Tullii Ciceronis zusammen herausgegeben, die auch zu Leiden 1714. in 4. herausgekommen, und noch wohl zu haben sind. Die fünfte ad L. I. §. ult. D. de quaest. de eo, qui crimen capitale ultro ac falso confessus, et condemnatus est, comperta postea innocentia, liberando S. 225-264. ist seiner bekannten Enarrationi primae partis digestorum, die zu Leiden 1725. und 1738. in 8. erschienen, beygefügt. Die sechste de testamentis rescissis ad Valer. Maximi L. VII. c. 7. S. 265-298. sowol, als die, den vollständigen Lebenslauf des seligen Schultings enthaltende Leichenrede des Vitriars S. 299-322. sind seinen bey Sam. Luchtmanns in Leiden 1738. in 8. herausgegebenen Thesibus controversis juxta seriem Digestorum, angehängt. Da aber auch diese alle ausserhalb Holland nie nachgedruckt worden, so verdient der Herr H. R. vielen Dank, daß er diese wenigstens an manchen Orten nicht gar leicht zu habende Abhandlungen durch diesen Nachdruck in Deutschland gemeinkundiger und nützlicher gemacht hat. Er sagt in der ganz kurzen Vorrede, daß ihm zwar bekannt sey, daß unter Schultings Vorsitz noch mehrere Dissertationen gehalten, und gedruckt worden, (wir kennen den Titeln nach zwey dergleichen, nemlich de aequitate et stricto jure Lugd. Bat. 1717. 4. und de Lege Aquilia ibid. 1718. 4.) aber er behauptet auch, daß nur die hier nachgedruckte sechs vom Schulting selbst verfertiget worden, weshalb er sich auf des Vitriars Leichenrede beruft. In dieser werden nemlich nicht mehrere, als jene genannt, und er sagt doch schlechthin: Recensui opera, quae defunctus noster diversis temporibus et locis publicavit. Und freylich ist es wohl nicht zu vermuthen, daß diesem die Schriften seines Collegen unbekannt geblieben wären, obgleich sonst aus dem bloßen stillschweigenden Uebergehen dieser Schriften, nicht mit so ganz zuverläßiger Gewißheit geschlossen werden könnte, daß sie nicht aus Schultings Feder geflossen wären. Uns dünkt, der Inhalt müßte es verrathen, und deshalb haben wir sie oft zu sehen gewünscht. Sonst hat der Hr. H. R. diesem Abdruck die Vorzüge für den vorgenann-

genannten gegeben, daß bey der 2. 3. 4. und 5ten Abhandlung jedem Paragraphen der Inhalt desselben am Rande beygesetzt worden, so wie solcher sonst nur vor jedem Kapitel von den gesamten darinn enthaltenen §. §. angeführt worden, welches auch hier geschehen ist; daß die bey den holländischen Ausgaben angemerkten Druckfehler hier verbessert worden, und endlich, daß auf 9 Seiten ein dreyfacher Index, nemlich der erklärten Legum, der angeführten Schriftsteller, und der vornehmsten Wörter und Sachen beygefügt worden ist. Er würde seine Verdienste um Schultings vortrefliche Schriften vermehren, wenn er sein in der Vorrede gethanes Versprechen erfüllte, und die verschiednen Reden deren Vitriar gedenkt, und von denen ausser der vorangeführten nur noch die beyden, welche seiner Jurisprudentiae Ante-Justinianeae beygedruckt worden, in Deutschland bekannt sind, zusammen herausgäbe. Zur Ehre des Geschmacks der deutschen Rechtsgelehrten, wünschen und hoffen wir auch wirklich, daß der längst rühmlich bekannte Inhalt der jetzt besorgten Dissertationen, von dem wir jetzt eben um deswillen nichts weiteres zu sagen nöthig finden, dieser Ausgabe die allgemeine gute Aufnahme verschaffen wird, welche er bey jenem Versprechen zur Bedingung gemacht hat. Wir müssen aber auch bey dieser Gelegenheit den längst gehegten Wunsch äussern, daß die gelehrte Welt auch etwas von den Manuscripten zu sehen bekommen möchte, welche der sel. Schulting dem Hrn. Prof. Rücker im Testament hinterlassen. Denn eben dieser letzte Umstand, dessen Vitriar in der oftgenannten Leichenrede gedenkt, läßt uns mit Grunde vermuthen, daß hierunter noch manches verborgen sey, welches des Namens eines großen Schultings nicht unwürdig ist. Vielleicht bewirkt es der Herr R. bey dem Hrn. Rücker, den er in der Vorrede seinen ehemaligen Lehrer nennt, daß er bey der vorhabenden Ausgabe der Schultingischen Reden auch von diesen Gebrauch machen kann. Wir bitten ihn hierauf Bedacht zu nehmen.

Fz.

---

3. Arzneygelahrheit.

Kurzer Unterricht von den venerischen Krankheiten, von D. August Schaarschmidt. Berlin, 1770. bey Chr. Fr. Voß, 8. 5 Bogen.

Die

Die Absicht des V. ist, den jungen Lernenden kurze Sätze aus weitläuftigen Abhandlungen zu liefern. Freylich können sie zu nichts anders, als zu akademischen Vorlesungen dienen; denn ohne die Erklärungen eines Lehrers wird ein junger Anfänger wenig Nutzen daraus schöpfen können. Gefällt dieser Versuch, so wird der V. künftig auch andre Theile der Arzneywissenschaft auf gleiche Art herausgeben.

Die Zeichen der Ergiessungen zwischen Schedel und Hirnhaut, durch Ferdinand Martini. Flensburg, 1769. 8. 8 Bogen.

Diese Abhandlung ist bereits im Jahr 1767. in des V. Beyträgen zur Beförderung der Heilkunst gedruckt, und erscheint hier ohne Veränderung.

Untersuchung der Frage, ob ausgetretenes Blut wieder aufgenommen, und dem Triebe des Herzens unterwürfig gemacht werden könne? durch Ferdinand Martini. Kopenhagen, bey Rothens Erben und Proft, 1770. 8. 54 Seiten.

Der V. glaubt, daß ausgetretnes Blut nicht wieder in die Wege des Kreislaufs kommen könne, und hiezu bewegen ihn zwey Ursachen: die baldige Gerinnung des ausgetretenen Bluts; und der Mangel solcher Wege und Kräfte, die es in die Adern führen könnten. Wir wollen die theoretischen Gründe des V. nicht widerlegen, (denn auch die vollkommensten Theorien sind in der Arzneywissenschaft betrüglich) wir leugnen auch nicht, daß man in vielen Fällen, wo man ein ausgetretenes Blut zertheilt zu haben glaubt, nur ein in ausgedehnten Gefäßen angehäuftes Blut zertheilt hat: wir wollen nur von vielen Erfahrungen, die bey uns die gegenseitige Meynung unwidersprechlich bekräftigen, dem V. eine einzige entgegenstellen. Wir haben oft bey der Niederdruckung des grauen Staars die wässerichte Feuchtigkeit in beyden Augenkammern von einem ausgetretenen Blut stark roth gefärbt gesehen, und oft ist diese Röthe in kurzer Zeit von sich selbst, oder nach dem Gebrauche gelinder Mittel verschwunden. Wir verschweigen viele andre Fälle, die nicht weniger überzeugend sind. Diese Abhandlung ist übrigens bereits im Jahr 1767. im ersten Stück der Beyträge des V. gedruckt erschienen.

D. Joh.

D. Joh. Zacharias Plattners, weyl. Ihro Königl. Maj. in Pohlen und Churf. Durchl. zu Sachsen würkl. Hofraths, und auf der Univ. zu Leipzig der med. Fac. Decanus u. s. w. gründliche Einleitung in die Chirurgie, oder kurze Anweisung alle Krankheiten, so denen Chirurgis vorkommen, theils mit innerlichen und äusserlichen Medicamenten, theils durch Operationen zu curiren. Mit Kupfertafeln, und einem Anhange einiger zusammengesetzten Arzneymittel. Leipzig, bey C. Fritsch, 1770. 8. 2 Alphab. 18 Bogen.

Diese zweyte Auflage ist ohne einige Veränderung von der ersten abgedruckt.

Versuche und Erfahrungen über die Empfindlichkeit der Sehnen, durch Ferdinand Martini rc. Kopenhagen, bey Rothens Erben und Proft, 1770. 8. 40 Seiten.

Die Sehnen sind wirklich unempfindlich, aber in gewissen Fällen und unter gewissen Umständen können sie sehr empfindlich werden. Dieses ist die Meynung des V., die er mit vielen angenehmen und lehrreichen Bemerkungen unterstützt, und wodurch er zu beweisen sucht, daß sowol diejenigen irren, welche behaupten, daß die Sehnen allezeit unempfindlich sind, als auch diejenigen, welche glauben, daß sie jederzeit empfindlich sind. Der V. hat oft, wenn er entblößte menschliche Sehnen geschnitten, gekneipt oder gestochen hat, nichts als ein taubes Gefühl in denselben bemerkt; doch mag er deswegen nicht für ihre Unempfindlichkeit gegen einen größern Reitz, als z. E. des Scheidewassers, stehen. Die Gelenkbänder hat er oft zerschnitten, ohne daß Schmerzen oder andre Zufälle erfolgt sind. Eine halbzerschnittene Achillessehne ist ohne einige widrige Zufälle geheilt worden. Der kalte Brand hatte die Hälfte der Achillessehne angegriffen, und es erfolgte kein Zufall. Es erfolgen auf halbzertrennte Sehnen zuweilen Zufälle, aber diese scheinen nicht von den Flechsen sondern von den angestrengten anliegenden Nerven herzukommen, und in diesen Fall bleibt daher die Regel immer noch nothwendig, erst die anliegenden nahen Theile, und wenn die-

dieses nicht hilft, die ganze Sehne zu zerschneiden; nur allein in der Absicht, den ausgedehnten Nerven zu zertrennen. Dieser Unempfindlichkeit der Sehnen ungeachtet bleiben Wunden an sehnigten Theilen doch immer schlimme Wunden; theils weil das Eiter sich während ihrer Heilung Wege in oder neben ihren Scheiden zu entfernten Theilen macht, und daselbst Schmerzen, Entzündung, Geschwüre verursacht; theils auch wegen der Exfoliation der Sehnen, und der leichten Verwachsung derselben mit ihren Scheiden. Sehnigte Ausdehnungen sperren das Eiter ein, und ersticken unterliegende entzündete Theile. Das Ausweichen der getroffenen Sehnen und das Zurückspringen derselben an ihren natürlichen Ort, unterbricht den Lauf der Wunde, und macht die Erkennung und Wegschaffung fremder Körper schwer. Diese Umstände erregen bey sehnigten Wunden oft schlimme Zufälle und eine irrige Meynung in Ansehung der Empfindlichkeit der Sehnen. Es giebt aber auch wirklich Fälle, die uns allerdings scheu machen müssen zur Behauptung der gänzlichen Unempfindlichkeit der Sehnen einen entscheidenden Ausspruch zu thun. Wie heftig ist nicht der Schmerz, wenn man den Fuß vertritt, und was können hier wohl für andre Theile leiden, als die Gelenkbänder, oder die aus ihrer Lage verschobenen Sehnen? (Ohne Zweifel können hier noch andre Theile leiden.) Die Gicht wüthet allezeit an Orten, wo Sehnen befindlich sind, und der Schmerz ziehet sich längst den Ausstreckesehnen der Finger fort; und wenn man diese drücket, scheinen sie empfindlich zu seyn. Folgende Bemerkung des V. beweist mehr. Einem Soldaten wurde ein großer Theil der Achillessehne durch einen Absceß entblößt. Sie zeigte gegen einen Reitz keine Empfindung. Eines andern Versuchs wegen legte der V. auf eine Stelle derselben eine Digestivsalbe. Nach zween Tagen wurde diese Stelle schwarz und so empfindlich, daß der Kranke beym geringsten Reitz schrie. Nach und nach sonderte sich dieses schwarze ab, ein junges empfindliches Fleisch wuchs aus der Sehne, und füllte die Stelle an. Nach dieser Zeit hat der V. noch einige ähnliche Beobachtungen gemacht. Diese Erfahrung beweist; daß Sehnen empfindlich werden können; daß eine Digestivsalbe sie empfindlich mache; daß das Zurückziehen der getrennten Fasern sehr geringe sey, und daß empfindlich Fleisch aus Sehnen wachse. Der V. glaubt, daß die Materie der Gicht die Sehnen auch empfindlich machen könne. Der V. hat Leuten, die das Hüftweh lange gehabt hatten, am Schenkel Löcher zu Fontanellen geschnitten, und im Grunde

der

der Wunde den sehnigten Gürtel gesehen, welcher schwarz und empfindlich war. Es wäre zu wünschen, daß man alle Ursachen kennete, welche die Sehnen empfindlich machen können. Einige andre Beobachtungen des V. übergehen wir.

Herrn Joseph Jacob Plenks, berühmten Wundarztes und Hebammenmeisters in Wien, neues Lehrgebäude von Geschwülsten, worinnen dieselben in ihre Geschlechter und Gattungen gebracht worden. Aus dem lateinischen übersetzt. Dresden und Leipzig, bey M. Gröll, 1769. 8. 13 Bogen.

Herr Georg Ludwig Rumpelt, Churfürstl. Sächsisl. Hofchirurgus hat dieses Buch aus dem lateinischen übersetzt: warum? das wissen wir nicht. Aber wie? Schlecht. Zum Beweise: epigastrii tumor a pastu, wird übersetzt: der gespannte Wanst bey Fressern: oedema erisypelaceum, ein sehnartiges Oedema: hydrops anasarca, die am ganzen Körper befindliche Wassersucht: fluida velociter acta, allzuplötzlich in Bewegung gebrachte Säfte; phlegmone, Pflegmone; tumores gangraenosi qui amissa vita labum putridum continent, welche nach dem Tode (des Patienten?) eine faule Gauche enthalten. Dieses sind bey weiten noch nicht alle Fehler, die wir auf dem ersten Bogen bemerkt haben.

Joachim Friedrich Henkels, Med. et Chir. Doctoris et practici Berol. etc. Neue medicinische und chirurgische Anmerkungen. Mit Kupfern. Erste Sammlung. Berlin und Stralsund, bey Gottlieb August Lange, 1769. 8. 146 Seiten.

Diese Sammlung ist eigentlich eine Fortsetzung der vorhergehenden Sammlungen, der V. giebt ihr nur wegen eines neuen Verlegers einen neuen Titel. Sie enthält 24 Wahrnehmungen, von welchen einige viel, einige wenig, andere gar nichts wichtiges, unterrichtendes, und merkwürdiges enthalten. Wir wollen das, was uns besonders merkwürdig zu seyn geschienen hat, kurz anführen. Einem neugebohrnen Kinde war ein Ohr verschlossen. Man konnte durch einen Schnitt das Ende der Zusammenwachsung nicht erreichen. Die Ursache einer frühzeitigen Geburt schien die Nabelschnur

zu seyn, welche kaum eine viertel Elle lang war. In einer Frau, die an einer Bauchwassersucht gestorben war, fand man die Eingeweide des Unterleibes so sehr verwachsen, daß sie einen Klumpen vorstellten, und man weder das mesenterium und omentum noch das pancreos und die dünnen Därme unterscheiden konnte. Die achte Wahrnehmung liefert die Beschreibung einer in der That besondern Mißgeburt, bey welcher der Mutterkuchen und die Häute des Eyes fehlten. Der V. hat derselben einige Muthmaßungen des Herrn D Wolfs über diesen Fall angehängt, und die Mißgeburt auf einer Kupfertafel vorgestellt. Der V. hat die Zerreissung der Achillessehne sechzehenmal bemerkt. Das ist nun freylich sehr oft; wir glauben aber dem V. auf sein Wort. Ihm selbst ist diese Sehne einmal zerrissen. Zur Heilung bedient er sich des bekannten Pantofels, der auf einer Kupfertafel vorgestellt ist. Nach 6 Wochen hat er sich des Fußes wieder bedienen können, doch hat er noch ziemlich lange hohe Absätze an den Schuhen, und ein besonders Blech getragen, welches den Fuß in einiger Ausdehnung erhalten, und auf einer Kupfertafel zu sehen ist. Der untere Kinbacken ist durch einen Beinfraß verlohren gegangen, aber wieder ersetzt worden. Einen Soldaten, welcher zuweilen über Schmerzen im Unterleibe, die aber nach dem Gebrauch des Rhabarbers gemeiniglich bald wieder vergiengen, klagte, fand man einsmals tod im Bette. Durch die Zergliederung fand man eine alte callöse Oefnung im Magen, durch welche viele Feuchtigkeiten aus dem Magen in die Höhle des Unterleibes geflossen waren. Es ist zu vermuthen, daß ein heftiger Stoß, welchen dieser Mensch lange vor seinem Tode, in die Gegend des Magens bekommen hatte, die Ursach dieser widernatürlichen Oefnung war, die sich vielleicht bald nachher verschlossen hatte, nicht lange vor seinem Tode aber wieder aufgesprungen war. Ein seltner Bruch des Schenkelbeins, welcher durch den großen Trochanter gieng, wird auf einer Kupfertafel vorgestellt. Eine sechsmonathliche Gelbsucht verschwand, nachdem dem Kranken 2 Steine durch den ductum cholidochum und bald darauf durch den Hintern abgiengen, und von welchen der größte so groß als ein Taubeney war. Ausser den angezeigten finden wir auch verschiedne zu der Hebammenkunst gehörige Wahrnehmungen, welche lesenswürdig sind, in dieser Sammlung. Man würde übrigens die Schriften des V. mit mehr Vergnügen lesen, wenn sich derselbe ein wenig mehr einer angenehmern Schreibart befleißigte.

Ulrich

Ulrich Christoph Salchow, der Arzneygelahrheit Doktor, der Chemie Professor, der Rußischkaiserlichen Akademie der Wissenschaften Mitglied, und Königl. Dänischer Landphysicus in Süderdithmarschen, theilet einige chirurgische Beobachtungen mit: welche von ihm, zur Bestätigung der Wahrheit der von dem H. Doktor Bilguer angegebnen unnöthigen Amputation, und des von dem H. Goullard gerühmten Nutzens der Bleymittel, angestellet worden sind. Hamburg, bey Friedr. Lud. Gleditsch, 1769. 8. 10 Bogen.

Ein Knabe von 13 Jahren, wurde von einem Mühlrade beym Vorderarm ergriffen, und gefährlich verletzt. Der Ellbogen war schräge zerbrochen, der radius gequetscht, und hatte einen Schlitzbruch bekommen. Dabey waren verschiedne Knochensplitter losgesprungen. Die Hand war inwendig und auswendig gequetscht, und allenthalben verwundet. Die beyden ersten Glieder des Goldfingers waren abgerissen. An der inwendigen Seite der Handwurzel, war eine große Wunde, wodurch die Puls- und Blutadern und übrigen fleischichten Theile, bis auf den Knochen, zerrissen waren. Das olecranum war abgebrochen, und das Ellbogengelenk, mit allen fleischichten Theilen und vornemlich den Bändern, sehr verletzt. In der Mitte des Ellbogens war eine große Wunde, durch welche alle fleischichte Theile, Nerven, Puls- und Blutadern dergestalt von einander und bis auf den Knochen queer durch abgerissen waren, daß die Lefzen der Wunde drey Finger breit von einander abstunden. Diese große Wunde gieng rings um den Arm herum, bis auf eine schmale, nur eines kleinen Fingers breite, Stelle, wo noch die vom Ellbogen nach der Hand herunter gehende Haut zusammenhieng. Man that den Vorschlag den Arm abzulösen; ein Vorschlag, den in diesem Falle die mehresten Wundärzte würden gethan haben: der V. aber, der der Curmethode des Herrn Bilguers folgen wollte, verwarf denselben. Man richtete die Knochen ein, gab innerlich fleißig China, und äusserlich befeuchtete man den Verband oft mit dem verdünneten Bleyextrakte des Herrn Goulard. Es folgte weder eine heftige Entzündung, noch eine starke Eiterung. Die Schmerzen linderte das Bleymittel augenscheinlich. Die Cur, welche ein leichter Beinfraß, und einige Fi-

keln verzögerten, wurde dennoch nach 20 Wochen so glücklich bewerkstelliget, daß sich der Kranke anjetzt seines Arms mit vieler Leichtigkeit bedienen kann. Diese Beobachtung ist zwar sehr weitläuftig, aber auch sehr unterrichtend. Die andern Beobachtungen, deren in allen 35 sind, betreffen die guten und geschwinden Wirkungen des Bleyes in Geschwüren, Flechten, äussern Entzündungen, Steifigkeiten der Glieder, Ausschlag des Kopfs, des Gesichts, Zahnschmerzen, u. s. w. Der V. vereinigt in den mehresten Fällen mit dem vernünftigen äussern Gebrauche der Bleymittel, den Gebrauch dienlicher innerlicher Arzneyen. Doch verordnet er auch zuweilen die Bleymittel zum innerlichen Gebrauche. In einem hitzigen Seitenstechfieber gab der V. ohne andre Mittel zu verordnen, eine Emulsion mit China und Bleyextrakt, worauf sich die Krankheit in wenig Tagen verlohr. Diese Cur kömmt uns seltsam vor. Im Anhange wird eine heftige Entzündung und Verlängerung des obern Augenliedes beschrieben.

Herrn Percivall Pott, Mitgliedes der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London, und Wundarztes am St. Bartholomäushospital daselbst, Abhandlung von dem Wasserbruche und andern Krankheiten des Hoden, seiner Häute und Gefäße. Mit vielen Fällen erläutert. Nach der zwoten, verbesserten und viel vermehrten Ausgabe übersetzt von D. Johann Clemens Tode. Kopenhagen, 1770. bey J. G. Rothe, 8. 324 Seiten.

Eine gute Uebersetzung eines brauchbaren und allen praktischen Wundärzten sehr schätzbaren Werkes. Wir bedauren, daß wir von dem einmal gefaßten Entschlusse: Uebersetzungen nur kurz anzuzeigen, nicht abgehen, und unsern Lesern von diesem Buche eine weitläuftigere Anzeige geben können.

Christian Löbers, der Weltweish., Arzneygel. und Wundarzneykunst Doktors, und der medicin. Facultät Prosektors auf der Emmerichs Akademie zu Erfurt, Anfangsgründe der Wundarzneykunst. Nebst einer Vorrede von den Vortheilen des Aderlassens

lassens bey Kindern. Langensalza, bey J. Chr. Martini, 1770. 8. 22 Bogen.

Eine so flüchtige Compilation, die so voll von Fehlern und Mängeln ist, daß jeder im Stande ist, innerhalb 8 Tagen aus den Steister ein ähnliches Werk zusammen zu schmieren.

K.

Ernst Ant. Nicolai, D. Hofraths, der Chymie und Praxis Lehrers zu Jena s. w. Pathologie, oder Wissenschaft von Krankheiten. Erster Band. Halle, Hemmerde, 1769. 1 Alph. 6 Bogen, 8. Zweyter Band, 1770. 1 Alph.

Nach dem Allgemeinen beschreibt Hr. N. zuerst die Fehler der flüßigen Theile und dann der festen, bey denen er die Geschwülsten, die Krämpfe, die Schmerzen, die Entzündungen, die Schwäche, die Fieber durchgeht. In Compendien erwartet man nicht so viel Neues, als Deutlichkeit und Richtigkeit, und diese finden sich hier. Hr. N. geht sehr tief in die specielle Pathologie, und hat die Erfahrungen und Bemerkungen der Neuern vorzüglich genutzt. Oft wünschten wir indessen, er möchte die neuern Britten eben so gebraucht haben, als seine Landsleute. Im Ganzen scheint Hr. N. der genauen Observation mehr Gewicht beyzulegen, als dem blendenden Raisonnement, und rühmlich gesteht er, daß er wohl ehe geirrt habe.

S.

Kurzer Unterricht für die Wehmütter, zum Gebrauche der in Flensburg und Altona angeordneten Hebammenschulen, von G. D. Bössel, Stadt- und Landphys. zu Flensburg. Flensburg, 1770. 96 Seiten, 8.

Das Werkchen selbst ist schon A. d. B. IX. 2. S. 220. angezeigt. In dieser Ausgabe sieht man indessen, daß Hr. B. sich noch mehr der Kürze und Verständlichkeit beflissen, wozu ihn der Beyfall verschiedner Journale aufgemuntert hat. Es ist auch ins Dänische übersetzt worden, da Hr. B. auch Wehmütter aus dem Dänischredenden Theile des Herzogthums

Schleswig unterrichtet. Wir bestätigen übrigens unser Urtheil von der Bequemlichkeit dieses Werkchens zum Unterrichte.

X.

Jac. Christ. Schäffers D. d. G. G. Predigers zu Regenspurg s. w. erleichterte Arzneykräuterwissenschaft. Zweyte Auflage. Regenspurg, Montag, 1770. 1 Alph. 4.

Nach einer kurzen Geschichte der Kräuterlehre, werden die Theile der Pflanzen benannt, und das Tournefortische, Rivinische und Linnäische Pflanzensystem beschrieben, auch manches durch ausgemahlte saubre Kupfer erläutert, die das Angenehme der meisten Schäfferschen haben.

Im 2 T. beschreibt H. S., nach einem, meistens aus dem Rivinischen und Tournefortischen zusammengesetzten, System die Officinellpflanzen, und zwar in 18 Columnen, nach ihrem Namen, Kelch, Blüte, Fäden, Fache, Eyerstock, Griffel, Spitze, Kuchen, Samen, Wurzel, Blätter, Blühzeit, Ort, Arzneymittel, Eigenschaft, Arzneykraft und Gebrauch.

Im 3 T. endlich werden die dänischen, deutschen, englischen, französischen, italienischen, lateinischen und niederländischen Namen, oft auch die Linnäischen, und endlich die Striche davon, meistens wo sie im Weinmannischen und Blakwellischen Werke stehen, angeführt.

Dies ist der Abriß der erleichterten Kräuterwissenschaft, wodurch H. S. weil man so oft mit Kräutern betrogen wird, die Aerzte, Wundärzte und Apotheker, deren eigentliche Sache es nicht ist, Botanisten zu seyn, auf eine leichte und angenehme Art alles, was zu den Kräutern gehört, kennen lehren will, um ihrer Sache bey jedem Kraute gewiß zu seyn. Ein ohne Zweifel rühmlicher Zweck, wenn er nur so leicht für beyde Partheyen zu erreichen wäre.

Uns dünkt, es sey hier in der Sache vieles mangelhaft und im Ausdrucke unglücklich. Der Organismus der Pflanzen heißt bey ihm der innerliche Werklauf. Radicula und Fibrilla sind bey ihm die Nebenwurzel. Die Sache selbst und der Sprachgebrauch scheiden sie doch. „Ist die Wurzel dicker, als der hervorwachsende Stiel: so ist die Wurzel eine Zwiebel, oder Bolle.„ Das ist wohl nicht sehr richtig. Es müßten sonst Möhren, Pastinaken und alle spindelförmige Wurzeln (fusiformes) Zwiebeln oder Bollen seyn. Die spindelförmigen

gen Wurzeln sind ganz übergangen. Was andre knollig (tuberosae) nennen, heißen bey ihm Bollen, die sonst wohl mit Zwiebeln synonym sind. Unter den Zwiebeln läßt er die dichten (bulbos solidos) aus. Die abgestutzten (praemorsas) Wurzeln nennt er abgebissen, und solcher wörtlichen Uebersetzungen giebt es viel, die dem deutschen Ohre unangenehm, oft wenig angemessen und jetzt um so weniger zu verzeihen sind, da Haller, Oeder u. a. so glücklich die meisten Kunstworte der Sache und unsrer Sprache gemäß ausgedrückt haben. In der Folge heißen die Didynamia und Monadelphia des Ritters doppeltmächtige und einbrüderige, und die Kryptogamisten sind just, wie wir es vermutheten, verborgenehige. Das heißt doch wohl recht, in seiner Muttersprache sogar adansonisiren. Weiter — „die Wurzel steht entweder senkrecht unter sich (perpendicularis)„ — wir nennen sie Pfalwurzeln — „da sie meistens eine Rübe oder Strunk heißt.„ Das versteht man gar nicht. Rübe und Strunk sind zwey sehr verschiedne Sachen, und wenn auch dies nicht wäre; so ist es doch falsch. Dem Stamme legt H. S. Rinde, Holz und Mark bey. Den Splint (liber) hat er vergessen. Noch ganz was Neues. „Einige Gewächse treiben aus der Wurzel einen einzelnen Stamm; andre viele Stämme zugleich. Die einstämmigen heißen Bäume.„ Also sind Tulpen Bäume. „Die vielstämmigen, wenn sie hoch und stark sind, werden Stauden (frutices): wenn sie niedrig sind, und keine Augen treiben, Sträuche (suffrutices) genannt s. w.„ Jeder Kenner wird bey der Sache stutzen, und die Namen — wir hoffen, es ist ein Druckfehler. Sonst nennt man Sträuche frutices, und Stauden suffrutices. Den in einen Quirl auslaufenden Stamm (verticillatus) nennt H. S. geschößig. Doch wir können nicht fortfahren. Man lieset obiges fast alles auf der einigen S. 9. und es ist keine Seite leicht frey. So viel vom ersten Theile.

Nicht besser geht es im zweyten, der das Hauptwerk ausmacht. Man sehe nur eine ganz gemeine Pflanze an, z. E. Bardana, wie unzulänglich und zum Theile unrichtig Blüthe, Fruchtwerkzeuge, Wurzeln s. w. beschrieben werden. Die Wurzel z. E. soll aussen schwarz und oben hohl seyn. Jenes ist, wie jeder Apothekerbursch weis, falsch; und wenn dieses ist: so ist es eigentlich der Schopf der alten Wurzeln, die aber nicht anders als jung und saftig, im Frühlinge gegraben, in die Apotheken kommen muß. Und an diese unzuverläßigen Beschreibungen ist denn unter den Titeln „Arzneykraft und Ge-

Gebrauch„ ein wahrer Marktschreyerzettel angehängt, z. E. von der Klette, die Wurzel, Kraut und Samen in die Officinen liefert — und von welchem Theile denn das folgende gilt, dessen wird gar nicht gedacht, da doch H. S. wohl wissen wird, daß Fliederblumen und die Rinde der Wurzel sehr verschiedene Wirkungen äussern — von der Klette also heißt es: „treibt Schweiß, Harn, Stuhlgang„ auch? — „versüßet, kühlet, eröfnet, löset den Schleim auf, reiniget.„ Sie dient „in Verstopfungen von Schleime, Seitenstechen, Franzosen, Gliederreissen, Gicht, Engbrüstigkeit, Wassergeschwulst, Keuchen, Husten.„ Noch ein Paar solche Pflanzen: so braucht man nichts weiter. Im Ernste versichert H. S. uns, der Wermuth versüße — daß doch die Kinder es glauben wollten! — das Gnaphalium diene im Krebs, die Verbena im Kopfweh und schwerer Geburt s. w. Warum erneuert man diese wirklich meistens veralteten Grillen?

Und kaum schlagen wir den dritten Theil auf, und sehen nach dem englischen Namen: so finden wir sogleich den Kalmus Siveetflaag genannt. Sweetscented Flag heißt er. Das Geranium Robertianum heißt, wie im französischen, herb Robert. Cranesbill ist jedes andre Geranium. Hie und da hat Hr. S. auch Linnäische Namen angeführt. Z. E. Arctium bey Bardana, und Achillea bey Ageratum: aber was hilft es, das Genus zu nennen, wenn der Anfänger unter den Achilleis herum irret, oder nicht weis, daß Arctium Lappa die Bardana der Officinen sey?

Wir haben etwas weitläuftig seyn müssen, um unsere Leser zu warnen, daß sie durch diese vielfältig gelobte und nun, wie der Titel sagt, zum zweytenmale aufgelegte, erleichterte Arzneykräuterkunde sich die richtige und gründliche Kenntniß davon nicht erschweren mögen, wenn sie ihr Gedächtniß erst mit irrigen und entstellten Sachen belästigen.

Haus- und Reiseapothek vom Archiater und Ritter Rosen von Rosenstein. Zwote Auflage. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich, 1769. 118 Seiten, 8.

Die erste deutsche Ausgabe kam 1766. heraus. Wir finden nicht, daß der Uebersetzer die von H. Murray (Vogels neue med. Bibl. VI. S. 266.) angezeigten Fehler verbessert habe. Es ist Schade, daß dgl. Schriften nicht von Aerzten

übersetzt oder doch durchgesehen werden. Was ist z. E. S. 71. Bierkäßwasser? Wir denken Biermolken. Der Helleborus foetidus S. 100. wird unrecht durch Nießwurzblätter übersetzt. Auch sind die Druckfehler sehr häufig.

Abhandlungen über verschiedne Gegenstände der Arzneywissenschaft von H. Tissot. Aus dem französischen übersetzt. Leipzig, Müller, 1770. 388 Seiten, 8.

Es sind die bekannten Abh. von den Pocken, von dem Schlagflusse, von der Wassersucht, Bleikolik und der schwarzen Krankheit des Hippokrates. Es ist erwünscht, daß diese lehrreiche Schriften, die schwer zu erhalten waren, gemeiner und auch solchen verständlich werden, die kein Latein lesen. Es ist nur Schade, daß man die neue Ausgabe der epistolarum medico-practicarum, Lausannae, 1770. des H. Tissot nicht erwartet hat, in der einige dieser Abh. sehr vermehrt sind. Es fehlen auch hier die darinn vorkommenden Gedanken von der Kriebelkrankheit.

Der Uebersetzer beweist sich im Vorberichte als einen scharfen Feind des Mohnsafts, und rühmt die antiphlogistische Curart, doch mit einigen vernünftigen Einschränkungen, die wir indessen nicht so selten glauben, als er sie annimmt. Doch kömmt es auf die Epidemien an, die jedem Arzte aufstoßen. Der Mißbrauch des Mohnsafts mag übrigens immer zu tadeln seyn: aber sein guter Nutzen in bestimmten Fällen ist durch Sydenhams, Werlhofs, de Haen u. a. Erfahrungen genugsam erwiesen. Die meisten Gründe, auch dieses Verf. sind so theoretisch, daß man mit eben dem Prunke von chymischen u. a. Versuchen gegen die Mineralsäuren auftreten könnte. Man sollte nichts allgemein verwerfen und nichts allgemein loben, sondern sich einander seine Cautelen sagen, und das judicium discretivum schärfen.

Etwas befremdet es sonst, daß man in Deutschland diese Werke, deren Urkunde lateinisch ist — denn es sind die bekannten epistolae ad Hallerum et Zimmermannum — aus dem französischen übersetzt hat. Wir haben die Uebersetzung vor uns, mit dem lateinischen Original, und finden, man habe sich mit seinem Texte viel französische Freyheiten genommen, die nicht allemal gleichgültig sind. Refrigerantia z. E. heißen erfrischende Mittel. Aber ist das ganz Eins, erfrischen und küh-

fühlen? Vermuthlich ist das raffraichissans Schuld hieran: aber darum sollte man lieber ans Original sich halten. Ob die Anmerkungen vom franz. oder deutschen Uebersetzer herkommen, können wir nicht sagen.

Br.

Herrn Joh. Friedr. Clossens neue Heilart der Kinderblocken, nebst einem Versuche vermischter Beobachtungen zur Erläuterung der Arzneywissenschaft. Aus dem lateinischen übersetzt, mit einigen Anmerkungen. Ulm, bey Albr. Fried. Bartholomäi, 1769. 7 Bogen in 8.

Da man merkt, daß die so genannte Ausrottung der Blattern bey der jetzigen Situation der Menschen, mehr ein leerer Gedanke, als eine thunliche Sache ist, und dennoch sich nicht zur Einpfropfung entschliessen will: so verfällt man auf allerley neue Versuche, die natürlichen zu entkräften. Hr. Cl. hat eben diesen Weg eingeschlagen und die seinigen schon 1766. in einer Schrift: *nova variolis medendi methodus, cum specimine observationum*, bekannt gemacht. Seine Methode besteht in dem zeitigen Gebrauch der Spanischfliegenpflaster. Der Uebersetzer hat manche Anmerkungen aus Hrn. Prof. Böhmer in Halle Streitschrift, *de malignitate variolarum, tempestivo vesicatoriorum usu avertendo*, entlehnt, als welcher schon vor Hrn. Cl. das Mittel soll bewährt gefunden haben. Von den angehängten Beobachtungen hat der Uebersetzer, wie er sagt, 8 ausgelassen, weil sie ihm nicht merkwürdig genug geschienen. Dies aber geschieht ungebeten, da, wofern die andern erheblich sind, man so wenig unerhebliche leicht entschuldigen kann, zudem der Uebersetzer diese nicht zu verantworten hat.

Die Spanischfliegenpflaster sind also dasjenige Mittel, wodurch Hr. Cl. die Pockenpatienten rettet. Er legt deren zwey sogleich, wenn sich die Krankheit äussert, nach vorhergegangener Aderlasse auf die Waden; und setzt an den Aerzten aus, daß man sie mit für die größte Gefahr aufbehält. Sein Pflaster besteht aus Melilotenpflaster mit Meerzwiebelessig gerieben, und mit dem Cantharidenpulver bestreut. Ein auf diese Weise zubereitetes ziehet geschwinder und sicherer, als das gewöhnliche. Die daraus entstandenen Geschwüre erhält er während der ganzen Krankheit offen. Wenn er aber sonst alle Maaßregeln,

regeln, in Ansehung der Luft, Speisen und Getränke und der Cur verbindet, die bey den Pocken erforderlich sind. Er hoffet davon das erste Blatternfieber zu verhindern, oder zu mildern, den Ausbruch zu befördern, ihr Zurücktreten zu verhüten, ihre Anzahl zu vermindern, sie von dem Gesicht abzuhalten, die Augen zu schützen, die Schönheit zu erhalten, das zweyte Fieber abzuwenden, oder sehr gelinde zu machen, und die schlimmen Folgen der Pocken zu heben. — Dies ist ja alles mögliche. Und wollte Gott sie leisteten das alles, und sie wären in allen Fällen sicher genug: so könnte man getrost allen andern Methoden und der Inoculation entsagen.

Der angeschlossenen Beobachtungen sind 22.; unter denen wir einige auswählen. Einem jungen Menschen konnte man die bevorstehende Krankheit an der blassen Farbe eines Muttermaals anmerken. An einem hartnäckigen Erbrechen war eine Erhärtung des Magens Schuld — Bey einer Frau hat sich die monathliche Reinigung erst nach dem ersten Kindbette eingestellt. Ein sonst gesunder Studente hat nur einmal in der Woche Oefnung gehabt. Einen Mutterkrebs hat Hr. Cl. vermittelst des Schierlingsextracts geheilet; wobey er anmerkt, daß das Wienersche kräftiger ist, als aus andern Orten. Der V. wundert sich über das heftige Purgieren bey hysterischen Frauen, ohne zu bedenken, daß er die Dosis zu stark gegeben: allerdings sind doch solche Kranken empfindlicher.

Hr. Cl. bestätigt die Fiebervertreibende Kraft der Rinde der weißen Weide, in eben der Ordnung, als die Chinchina, gebraucht. Er lobt sie auch in periodischen Krankheiten, wider die Spuhlwürmer, und zum Magenstärken. Mit dem Goldschwefel aus dem Spiesglas hat er den Keichhusten bezwingen können, in solcher Dosis und so versetzt gegeben, daß kein Brechen erfolgen können. Der Schweiß ist aber stark befördert worden. Bey der Empfehlung seines Mittels wider die Pocken ist er doch kein Feind der Inoculation, so gar, daß er glaubt, die Obrigkeit hätte ein Recht in einem Reiche, mit Gewalt zur Einpfropfung zu zwingen.

Pl.

Flora Pomerano-Rugica, exhibens plantas per Pomeraniam anteriorem Suecicam et Rugiam sponte nascentes, methodo Linneana secundum Systema sexuale digestas, cum differen-

tiis specificis, nominibus germanicis officinalibus, Pharmacopoeorum, locis natalibus, tempore florendi obscuriorum descriptionibus, auctore *Christ. Ehrenfr. Weigel*, Berolini, Stralsundiae et Lipsiae, apud Gottl. Aug. Lange, 1769. 16 Bogen, in 8.

Der jetzige Pfarrer in Altenkirchen, Hr. Wilke, fieng in seiner Flora gryphica an, die im Schwedischen Pommern wildwachsenden Pflanzen nahmhaft zu machen. Im gegenwärtigen Jahr, haben aber Hr. Weigel und Hr. Kölpin diese Arbeit fortgesetzt. Der V. der gegenwärtigen Florae könnte leicht eine grössere Zahl Gewächse; nemlich 835, herausbringen, da seine Excursionen von ungleich weiterin Umfange waren. Von diesen merkt er nur die Linneischen Beschreibungen aus den Speciebus, nebst dem übrigen, was der Titel anzeigt, an. Denn es war ihm vorzüglich darum zu thun, den Apothekern, den Oekonomen und den Kräutersuchern in Pommern an die Hand zu gehen, dennoch streuet er einige eigene Bemerkungen unter, als von der Scabiosa ochroleuca, Angelica Archangelica sylvestris, von dem Dianthus plumarius, dem Crataegus torminalis, Orobus tuberosus und niger, Bidens cernua, und andern, die ihm nicht bestimmt genug scheinen. Bidens cernua und Coreopsis Bidens sind uns immer als einerley Pflanzen, nemlich eine Bidens, vorgekommen. Denn die Strahlen sind bey manchen andern Pflanzen, als wie wir eben sehen, bey der Bidens frondosa, der Anthemis valentina unbeständig. Des Hrn. V. Lycoperdon sepium, heisst nunmehr in dem Append. zu Linne Syst. nat. T. III. p. 234. Lycoperdon variolosum. Die Pommersche Flora ist besonders wegen der Wasser- und Salzkräuter erheblich. Ein Supplement zu den bisherigen Schriften von den Pommerschen Pflanzen hat Hr. Kolpin eben geliefert.

Nomenclator ex historia plantarum indigenarum Helvetiae excerptus, Auctore *Alberto v. Haller*. Bernae, sumptibus Societatis typographicae, 1769. 210 Seiten, in 8.

Die Kostbarkeit des grossen Werkes und die Unbequemlichkeit, dasselbe auf Excursionen zu gebrauchen, hat den Hrn. von Haller zu diesem Auszuge bewogen. Es sind blos

des

des Hrn. V. kurze Beschreibungen der Gattungen, welche doch hin und wieder etwas geändert worden, verbunden mit dem bewährtesten Synonymen und mit der Anzeige eines guten Kupfers und des Geburtsorts. Drey vorher ausgelassene Pflanzen sind hinzugekommen, so daß die ganze Schweizer Flora 2490. Gattungen ausmacht.

Gr.

D. *Christoph. Iacobi Trew*, Consiliarii et Archiatri Caesarei, S. R. I. Nobilis etc. Aneurysmatis spurii post venae basilicae sectionem orti Historia et curatio. Cum Figuris. Norimbergae, impensis Wolfgangi Schwarzkopfii, 1769. 46 Seiten in 4.

Es sind hier 2 Fälle von einer auf diese Weise unglücklich abgelaufenen Aderlasse beschrieben, die beyde schon vor einigen Jahren bemerkt worden sind. Das wichtigste aber machen die genauen Abbildungen der Theile, in der Gegend des Arms, aus, wo zur Ader gelassen wird. Denn des Monros seine in den Edinburgischen Essays sind nicht gut genug ausgearbeitet. Gautier Gemählde stellt nicht die tiefer liegenden Theile vor. Und in des Hrn. v. Haller sonst sehr schönem Kupfer sieht man diese Theile gar zu sehr verjüngt. Da im Gegentheil Hrn. Trews Abbildungen die natürliche Größe beybehalten. Die Absicht ist, dadurch diejenigen Stellen kenntlich zu machen, welche man bey der Aderlasse zu vermeiden habe: obgleich dennoch noch gewiß bleibt, daß sowol die Pulsadern, als die Blutadern, oft ihren Lauf ändern, wie auch bisweilen ungewöhnliche Aeste von sich werfen. Zum Beweis, daß diese Operation, welche eine der gemeinsten zu seyn scheinet, und gemeiniglich von ungeschickten Händen verrichtet wird, eine vorzügliche Sorgfalt erfordert. In der allgemeinen Abhandlung von dem offenen Pulsaderbruche bleibt der Hr. V. nur bey derjenigen Art stehen, in welcher das ausgetretene Geblüt geronnen ist, und keinem bloßen Druck Raum giebt. In dieser ist das Durchschneiden der Haut und die Ausführung des Bluts nothwendig. Zum Blutstillen zieht er den Druck durch gekäuetes Papier, nach den beyden angeführten Beyspielen, andern Mitteln, besonders dem gefährlichen Unterbinden der Arterie, vor.

Des

Des Freyherrn Gerhards van Swieten — Erläuterungen der Boerhaavischen Lehrsätze von Erkenntniß und Heilung der Krankheiten. Aus dem Lateinischen in das Deutsche übersetzt. Des dritten Theils erster und zweyter Band. Frankfurt, und Leipzig, bey Johann Paul Kraus, 1769.

Man findet hier alle diejenigen Kapitel beysammen, die im dritten Theil des Originals stehen. Da es schon so weit mit der Uebersetzung gekommen: so dürfen wir wohl nicht unsere Befremdung äussern, daß man ein Werk von der Art verdeutschet, wodurch nichts als die Charlatanerie einiger Herren Chirurgo-medicorum begünstigt wird. Wie erbaulich werden nicht diese nunmehr ihren Kranken vom Hippokrates, Galen und Aretäus vorreden, und das Alcali spontaneum die schwarze Galle, den Sitz der Phrenitis im Kopf der Pleuresie im Brustfell, der Paraphrenitis im Zwergfell, die salzichten, alkalischen, und sauren Scharbock demonstriren — die Uebersetzung selbst ist zu sclavisch. Z. E. zu einem Stein, kleiner Verhärtung den Anfang geben (originem dare), pleuritische Rinde (Crusta pleuritiva); zum Theil nicht rein genug nach der heutigen Verbesserung der Sprache gemäß. Denn wer sagt ferner: eine gewaltige Größe überkommen, leidentlich, Blater, verdünnendes *Vesiculum*; und aus den so genannten Spanischenfliegen, deren Benennung freylich nur der Sprachgebrauch rechtfertigt, macht der Uebersetzer Spanischemücken. Doch sind diese Mängel, so viel wir wahrnehmen können, durch die Treue vergeringert.

Pl.

Collectio Observationum medico-chirurgicarum, auctore D. *Carolo Casparo Siebold*, M. A. et C. D. et PP. Fasciculus primus, sumptibus Tobiae Goebhardt, 1769. 9 Bogen, in 4.

Eigentlich ist dies des Hrn. W. Gradualdisputation, wodurch aber der Schrift nichts von ihrem Werth entgeht. Denn sie zeigt nur an, daß der Hr. W. nicht eher den Doktortitel gesucht, bis er durch Fleiß, durch Reisen und Erfahrung sich darum verdient gemacht hat. Die merkwürdigste Beobach-

tung

tung ist die erste von der Hernia cerebri eines Kindes von 8 Monaten, die auch auf 3 Kupferplatten vorgestellt ist. Sie fieng sich von der lambdaförmigen Kopfnath an, und erstreckte sich bis auf die Halswirbel, gab dem Drucke des Fingers nach, trat aber nachher wieder zurück. An der Spitze bemerkte man ein Schnappen. Das Kind konnte zwar nicht saugen, vermochte doch aber zu schlucken. Lebte bis 26 Tage nach der Geburt. Nach der Oefnung des Kopfs erkannte man die starke Verdünnung der harten Hirnhaut. Das Gehirn hatte sich aber an der Spitze des Hinterhauptsknochens herausbegeben. Zu öberst war wohl eine Unze Wasser enthalten. Hr. S. giebt die Schuld dem starken Anschnüren des Unterleibs der Mutter, wodurch sie ihre Schwangerschaft hat verhehlen wollen.

Der zweyte Abschnitt handelt von einer durch die Sammlung des Unraths in den Gedärmen entstandenen Geschwulst, (de tumore stercorali) wovon 3 Fälle hier befindlich sind. Die Aufschrift gefällt uns nicht. Denn es ist die Rede von eingesperrten Brüchen, bey deren Eröfnen eine Menge Unrath ausgeflossen.

Hr. S. ist ferner verschiedentlich in dem Ausschälen krebsartiger Geschwülste an den Brüsten glücklich gewesen. Seine Erzählungen von andern aber zeigen, wie behutsam man bey dem Gebrauche äusserlicher Mittel in diesem Uebel seyn müsse. Alle diese Geschichten weis der V. nach fremden Erfahrungen und eigenem Nachdenken zu beurtheilen. Denn blos die Sinne gebrauchen, heißt nicht observiren.

Wl.

I. G. Weinmann, Med. Licent. ac lib. imperial. Reutlingae med. ordin. Tractatus botanico-criticus de Chara Caesaris, cujus Libr. III. de bell. civ. c. XLVIII. meminit praemittitur laus Caesaris Carolsruhae, apud Michael Macklot, 1769. 76 Oktavseiten.

Dieses Traktätgen hätte wohl ohne grossen Verlust für das Publikum ganz im Dunkeln bleiben können. Es muß dem H. V. Mühe gekostet haben, demselben das Gewicht eines Buchs zu geben: sonst sehen wir nicht ein, warum es eben nöthig

nöthig war, das Lob des Cäsars voranzuschicken. Fast kein Wort wird von dessen Lebensgeschichte gemeldet, ohne es mit einer oft ungleich größern Reihe von Zeugen zu bestätigen. Satis de vita Caesaris sagt unser Autor auf der 34sten Seite; und dies thun wir auch. Was diejenige Pflanze eigentlich gewesen, die Cäsar Chara nennt, und aus deren Wurzeln die Soldaten des Valerius mit Milch Brodt gebacken, wissen wir zu Ende des Traktätgen eben so wenig, als vorher. Der V. geht die Gedanken in der angeführten Stelle nach der Ordnung durch. Cäsar möchte das Wort Chara etwa zuerst aufgebracht haben. Linnes Chara schickt sich nicht zum Brodtbacken. Der Proceß aus Kartuffeln Brodt zu backen ist hier auch gelegentlich beschrieben. Die Auslegungen von Cäsars Chara sind sehr verschieden. Dem einen schien sie eine Wurzel, dem andern ein Kraut, dem dritten ein Viehfutter zu seyn. Einige hielten sie für den Wiesenkümmel, andere für die Pastinak, andere für die Möhren, andere für den Meerrettig, noch andere für eine Kohlart. Hr. W. glaubt aber, und zwar wegen der Uebereinstimmung des Klangs, und weil auch daraus sich Brodt backen läßt, daß die Chara die Wurzel des Wiesenkümmels (Chara) sey. Wir haben jederzeit mit fleißigen Schriftstellern, wie Hr. W. zu seyn scheint, Mitleiden, wenn ihr Geschmack auf ähnliche Kriticken, besonders auf die Beurtheilung der Pflanzen der Alten fällt, bey der sie nach allen mühsamen Untersuchungen und dem durchblättern so vieler staubichten Bücher doch nur gestehen müssen, sie hätten Muthmassungen mit Muthmassungen gehäufet.

Gr.

Beschreibung der Königl. Reise-Apotheke, nebst einer kurzen Anweisung wie die Krankheiten, welche denen Reisenden gewöhnlich zustossen, erkennt und gehoben werden. Auf Ihro Königl. Majestät höchstem Befehl aufgesetzet von D. Peter Petersen, Königl. Archiater. Aus dem Schwedischen ins Deutsche übersetzt von P. W. Lübeck, 1769. bey Christian Gottfried Donatius.

Hr. Petersen schrieb dieses Buch in deutscher Sprache, und sein Hr. Sohn, ein M. D. übersetzte es nach dem Manuscript ins Schwedische, und aus diesem ist es nun wiederum ver-

verdeutschet worden. Es fehlt zwar nicht an Reise- und Hausapotheken. Manche aber enthalten ein Mischmasch guter und zweydeutiger Arzneyen, andere sind geheimnißvoll und nennen nichts als Titel und kostbare Wirkungen derselben, ihre Zusammensetzung behalten sie aber ihren Verfassern vor. In beyden Fällen erörtern sie doch nur selten deutlich genug die Fälle, für die sie sich schicken, die Grade der Krankheit, die besondere Art, sie zu gebrauchen. Hierinn völlige Genüge zu leisten, ist wohl das schwereste der Kunst, und kaum bey der Kürze, die ein populär geschriebenes Werk erfordert, möglich. Der Hr. Verf. ist doch soweit darinn gegangen, wie es nach seiner Absicht hat geschehen können. Er ist schon viele Jahre Königl. Leibmedicus gewesen, und hat in dieser Zeit zur Erleichterung sich einiger von ihm selbst erfundener Arzneyen bedient, deren die mehresten hier zuerst bekannt gemacht werden. Ihre Mischung ist simpel und ungekünstelt, und nicht ohne Noth, kostbar. Sie werden nach alphabetischer Ordnung, nach den Bestandtheilen, der Zubereitung, der Dosis, dem Gebrauche und ihrem Nutzen bekannt gemacht. Bey jeder Arzney wird die Hauptkrankheit, in der sie gut ist, ausführlicher abgehandelt. Diese sind besonders die intermittirenden Fieber, der kalte Brand, die Wassersucht, der Scharbock, das hitzige Fieber, die Kräze, das Herzgespann, das Leibwehe, das Blutbrechen und Blutspeyen, der Durchfall, die Ruhr und die Cholera. Hrn. P. Kräzsalbe besteht in der Alandswurz und Lorbeeren, mit ungesalzener Butter oder Pomade. Die Wechselfieber in Sommer sind in Schweden sehr bösartig. Auch findet er die Brechwurz in kleinen Dosen am dienlichsten. Selbst in der serösen Bräune ist er mit der Pimpinellessenz sehr vorsichtig.

Der Uebersetzer hat die Kunstwörter unverdeutschet gelassen, bis auf einige wenige Worte ist der Sinn recht ausgedruckt worden. Was er z. E. saure Sachen nennt, sollte Sauerampfer (Acetosa) heissen. Uns ist auch unbekannt, das Schweinsfett und Schweinspflaumen einerley ist.

Georg Armstrang Versuch von den vorzüglichsten und gefährlichsten Kinderkrankheiten. Nebst Regeln, welche man bey dem Säugen der Kinder, wie auch bey solchen beobachten muß, die ohne Brust aufgezogen werden. Aus dem Englischen. Zelle, 1769.

1769. bey Georg Conrad Gsellius, Königl. Buchhändler.

Wir thun dem V. nicht unrecht, wenn wir versichern, daß sein Buch von den Kinderkrankheiten eines der schlechtesten von der Art sey. Daß es überhaupt nur kurz ist, wäre doch kein Fehler, wofern nur das wesentliche darinn enthalten wäre, und auch bey der Unvollständigkeit nur Ordnung bemerkt würde. Der V. hat aber viele Krankheiten, die billig hieher gehören, ausgelassen, und die abgehandelten sind weder nach der Natur und der Folge der Zufälle beschrieben, noch ihre Ursachen unterschieden worden. — Die Cur ist zu allgemein, ohne Unterschied der Ursachen, angegeben, auch oft viel zu unhinlänglich, die ganze Krankheit zu heben. Die hier erwähnten, (beschriebenen dürfen wir nicht sagen), Krankheiten, sind krampfigte Bewegungen (inward fits); die Schwämmgen im Munde, widernatürliche und schmerzhafte Stuhlgänge, die Zuckungen, der Frieselähnliche Ausschlag (Rash), das Zahnen, die Blattern und Masern, (von welchen beyden doch nur mit einem paar Worten geredet worden) der Keichhusten, die Englische Krankheit, die Scropheln, die ihm mit dem Kings evil einerley scheinen.

Einige des Hrn. V. Gedanken wollen wir doch anführen. Die mehresten Krankheiten der Kinder setzt er in einer verhinderten Absonderung des Schleims aus den Drüsen des Mundes und der ersten Wege. Eine mit dem Schirken verwandte Krankheit nennt er inward fits, daß sich nur sehr unvollkommen durch innerlichen Jammer übersetzen läßt. Von den eigentlichen Zuckungen, davon sich doch so viel schreiben läßt, sagt der V. es wäre überflüßig, weil sie so bekannt sind, sie zu beschreiben. Kaum hat er die Krankheiten genannt: so eilt er schon in eben der Ordnung zur Heilung fort. Ueberhaupt ist er bey den Kindern ein Liebhaber von Brechmitteln, und scheut sich auch nicht, ihnen den Antimonialwein und den Brechweinstein zu geben. Bey den Schwämmgen empfiehlt er die Reinigung des Mundes mit weissem Vitriol, zu einem halben Scrupel in 8 Unzen Wasser, Gerstenwasser oder einem Brusttranke aufgelößt; auch läßt er damit gurgeln. Durch welche letztere Art ihn zugebrauchen, er einen bösartigen Mundkrebs geheilet hat. Vor dem Rhabarber scheut er sich bey Kindern, und zieht die Magnesia vor. Im Durchfall sind ihm Brechmittel am bewährtesten gewesen. Zur Dämpfung der Säure bedient er sich dabey einiger Tropfen der Weinsteinslauge.

lange. Ein epidemisches Fieber ist ihm vorgekommen, womit nur Kinder, die mit den Zähnen zu thun hatten, befallen wurden. Auch die Blattern fielen durch den Gebrauch der Antimonialsolution gelinder aus. Diese ist vorzüglich im Keichhusten sehr dienlich gewesen, theils um ein Brechen zu erwecken, theils den Schleim auf der Brust zu lösen. Zum Brechen setzt er sie, bey weiten, der Ipecacuanha vor.

In der angehängten Abhandlung zeigt Hr. A. die Ursachen an, welche die Mutter, der sich selbst und dem Kinde schuldigen Pflicht, ihr Kind zu säugen, entledigen können. Dem Säugen pflegen einige die Ernährung mit einem Horne, oder einem, wie ein Nachen gestaltetem, Werkzeuge in die Stelle zu setzen. Das letztere zieht unser V. vor. Die dienlichste Nahrung, nächst der Frauenmilch, glaubt er, wären weiße Brotkrumen, oder Zwieback, in Wasser aufgekocht, bis ein Mus daraus wird, den man hernach mit Zucker versüßt. Soll das Kind überhaupt ohne Brust ernähret werden: so räth er zur Zumischung der frischen Kuhmilch zu den Speisen an, und bisweilen etwas lautere Milch zum Trinken zu geben. Er giebt auch andere Regeln von Verschiedenheit der Nahrung, nach den Monaten, und von dem dienlichsten Maaße, die wir nicht nachholen können. Die Milch läßt er ungekocht. Hr. A. schweift zuletzt unvermerkt zu andern diätetischen Vorschriften für Kinder aus. Wider das Wundwerden empfiehlt er die Walkererde.

Der Uebersetzer hätte sich billig nennen sollen, um seiner Arbeit desto mehr Zutrauen zu verschaffen. Und dies könnte man von den mehresten fordern. Denn eine gute Uebersetzung ist an sich ehrenvoll. Hätte der V. der gegenwärtigen das Englische und die Materie in seiner Gewalt gehabt: so würde er nicht so oft in Parenthesen die Englischen Wörter, als *Syriptom; adstringent* angezeigt haben. *Rash* bedeutet doch etwas mehr, als bloßer Ausschlag, und *aphthae* sehen wir zum erstenmal Mundversehrungen genannt.

VI.

Index regni vegetabilis, qui continet plantas omnes, quae habentur in Linnaeani Systematis editione novissima duodecima. Viennae Austriae, apud Ioannem Paulum Krauss, 1770. 16 Bogen, in 4.

Dieses Verzeichniß ist alphabetisch eingerichtet, und enthält nichts, als die Geschlechts- und Trivialnamen. Vor der Gattung stehen Zahlen, welche in ununterbrochener Reihe fortlaufen. Mit eben den Zahlen sind die Pflanzen im Wienerbotanischen Garten gezeichnet. Vorzüglich hat der Herausgeber aber auf die Erleichterung bey Mittheilung der Saamen und trockenen Kräuter unter den Botanisten gesehen. Die neuen künftig hinzuzufügenden Gattungen werden hinten ohne Störung der Zahlen angehängt werden. Sollte es aber nicht überhaupt besser gewesen seyn, anstatt des Alphabets, die Linneische Ordnung zum Grunde zu legen, und die Zahlen in eben der Suite, wie die Gattungen in dem Systam, fortlaufen zu lassen? Sodann könnte man sich des Verzeichnisses auch zur Aufstellung der Gewächse im botanischen Garten bedienen, in welchem das Alphabet nichts gilt; und bey Einschaltung neuer Gattungen, wie jetzt derjenigen in Hrn. v. Linnes zweyten Mantissa, könnte man ohne Trennung verwandter Gattungen, nebst der angesetzten Nummer, eine andere Rubrike, z. E. Buchstaben, zu Hülfe nehmen.

Gr.

Anzeige der hauptsächlichsten Rettungsmittel derer, die auf plötzliche Unglücksfälle leblos geworden sind, oder in naher Lebensgefahr schweben, aufgesetzt von D. Philipp Gabriel Hensler, Königl. Dänischen Physikus zu Altona, Pinnenberg und Ranzau. Altona, verlegts David Iversen, 1770. 5½ Bogen, in 8.

Auch diese Henslersche Schrift lesen wir mit Vergnügen. Denn es redet darinn der erfahrne Arzt und Menschenfreund, so verständlich, und mit so ungekünstelten Rathschlägen, als sich nur immer für die Absicht schickte, die der Hr. D. sich vorgesetzt. Wundärzte, empfindsame Geistliche und andere, besonders auf dem Lande, hatten Vorschriften nöthig, zu denen sie in den angezeigten Fällen Zuflucht nehmen könnten. Er rechnet dahin mehrere, als sonst in Verbindung abgehandelt werden, zeigt nemlich, wie Ertrunkenen, Erwürgten, todtscheinenden Neugebohrnen, erdrückten Kindern, von Dämpfen und Dünsten Betäubten, durch Gift plötzlich Angegriffenen, an eingeschluckten Dingen Erstickenden, Erfrornen, und andern, als vom Blitze Gerührten, von Sturz

und Fall leblosen, sich Verblutenden, im Soff Niederstürzenden, unmäßig Brechenden und Purgierenden, durch Affecten plötzlich des Lebens Beraubten beyzuspringen sey. Hr. H. erklärt, daß er hiebey auf die Neuigkeit keinen Anspruch mache. Er kann aber schon zufrieden seyn, wenn man ihm das Lob giebt, mehr nützlich, als gelehrt, gewesen zu seyn.

Von Erhaltung der Kinder, von dem ersten Augenblick ihres Entstehens an, bis zu ihrer Mannbarkeit. Aus dem Französischen des Herrn D. Raulin. Zweyter Band. Leipzig, bey Siegfried Lebrecht Crusius, 228 Seiten, in gr. 8.

Der gegenwärtige Theil handelt von der Vorsorge, der Nahrung und den Krankheiten der Kinder, von der Geburt an, bis zur Entwöhnung. Der V. erwägt demnach die Beschaffenheit und nöthige Wartung ihrer Sinne, die Unterbindung der Nabelschnur, die Schwäche neugebohrner Kinder, das Wäschen, verschiedne Zufälle und Gebrechen, die sie bey der Geburt erlitten, und die sie mit auf die Welt bringen, das Windeln, die Abführung des ersten Unraths, die verschiedene Nahrung, die man den Kindern giebt, ihre Kleidung, die physische Erziehung der Kinder in Findelhäusern, die Säure bey Kindern, und die daraus entstehenden Zufälle. Die mehresten dieser Materien sind schon von andern sehr genau entwickelt worden, da man in unsern Tagen so gut erkennet, daß eine vernünftige Wartung der Kinder ein Hauptstück zum Flor eines Staates ausmacht. Wir enthalten uns daher von Wiederholungen bekannter Dinge, und berühren nur eins und anderes, was von Frankreich erzählt wird, und Ausländern unbekannt seyn möchte.

Den Findelhäusern ist Hr. R. wegen der eingeschlossenen Luft, die zu ansteckenden Krankheiten den Grund legt, nicht gut. In den Hospitälern zu Paris nimmt man jährlich mehr als 4000 Findelkinder auf, davon viele aus weit entfernten Provinzen halb todt, oder mit ansteckenden Krankheiten, besonders dem Scorbut und dem Venusübel, behaftet, ankommen. Man ernährt sie mit Kuhmilch. Die gesunden Kinder behält man so lange im Hospital, bis sie Ammen auf dem Lande übergeben werden können, die sie forttränken. Im fünften Jahre bringt man sie wieder nach Paris zurück. Bey aller dieser Sorgfalt sterben doch sehr viele; zu Lyon ungefähr 36, zu

Montpellier 60., zu Grenoble ein Viertel von Hunderten. Die Venuskrankheit und endemische Uebel reissen die mehresten dahin, von welchen letztern Hr. R. verschiedene nahmhaft macht. Im Findelhause zu Paris soll eine, den Schwämmgen ähnliche Krankheit, Muguet, herrschen, die mit Blätterchen im Munde sich anfängt, welche bis in den Magen hinunter treten, und in einen Brand sich endigen. Die Ammen, die dergleichen Kinder gestillet, stecken andere an, auch wohl ein Jahr nachher.

Die Ernährung der Kinder mit Kühmilch, und vom 8ten Tage an mit Brey, hat in Rouan nicht glücken wollen. Denn von 132 Kindern sind ihrer nicht mehr, als 5, am Leben geblieben. Und nicht viel besser gieng es bey eben der Nahrung in Paris.

VI.

Plantae cryptogamicae Florae Goettingensis. Collegit et descripsit D. *Fridericus Guilielmus Weis*, M. D. Goettingae, sumtibus viduae Abr. Vandenhoeck, 1770. 334 Seiten in 8.

Da der Hr. van Haller und der sel. Prof. Zinn die Blüthenlosen Gewächse in den Göttingischen Pflanzenverzeichnissen ausgelassen: so hat Hr. W. dieselben zu sammlen und zu beschreiben unternommen. Er geht bey dieser Arbeit weiter, macht eine allgemeine Einleitung zu den Ordnungen, Geschlechtern und Unterabtheilungen, erklärt die Kunstwörter, und hängt bey den in der Medicin und Oekonomie gebräuchlichen Gattungen etwas von ihrer Anwendung an. Bey diesen Gewächsen war es vorzüglich nöthig, dieselben in ihrem verschiedenen Alter zu untersuchen, da sie nach dessen Verschiedenheit so ungleich aussehen, und auch auf die Abänderungen aufmerksam zu seyn. Seine beygesetzten deutschen Geschlechtsnamen sind nichts als lateinische, mit deutscher Endung, oder auch ohne Veränderung deutsch gedruckt; die specifiken beziehen sich auf die Structur. Exempel sind Büschelconferve Kugeltremelle, schwarzer Krusten Lichen, Langästiger Strauch-Lichen, dunkelgrüne Krausblättrige Erd-Jungermannie, Breitblättriges Zwiebelförmiges Erdphascum, rund ungekerbt blättriges Polypodium. Die Erleichterung, welche die Namen sonst durch ihre Kürze dem Gedächtnisse und dem Schreiben bringen, fällt bey dieser Einrichtung in vielen Fällen ganz weg.

Bey

Bey den Schwämmen hatte Hr. W. die Bequemlichkeit, daß neue Beobachtungen eine thierische Natur bey ihnen entdeckt haben; daher er dieselben ausläßt. Ihr thierisches Wesen soll schon der verstorbene Prof. Büttner gekannt haben; nach Hrn. W. Beschreibung waren aber dessen Würmer offenbar Larven von fremden hinbey gelockten Insekten, und nicht das, wofür sie andere ausgeben. Von den hier angeführten Gattungen sammlet Hr. W. eine Menge Synonymen, und beschreibt sie selbst ausführlich. Die Namen sind mehrentheils Linneisch, doch auch zum Theil nach den Verwandschaften, die er bemerkt zu haben glaubt, verändert. So nennt er Hrn. v. Linnés Conferva gelatinosa, Chara batrachospermum; Mnium polytrichioides, Polytrichum nanum; Bryum striatum, Polytrichum bryoides; Mnium cirratum, Hypnum cirratum; Osmunda Spicant, Struthiopteris Spicant u. s. w. Das Geschlecht des Equisetum läßt er mit Fleiß ganz aus. Da die Linneischen Namen schon einmal gangbar sind, hielten wir, um Verwirrung zu verhüten, es zuträglicher, dieselben beyzubehalten, und hingegen, was man verbessern will, nur in Noten mitzutheilen. Der Leser würde auch dies dadurch gewinnen, daß er, ohne Weitläuftigkeit die Gattungen, von denen er noch weiter nachlesen will, im Buche würde wieder finden können, anstatt daß man jetzt öfters in Vermuthung, daß die Gattung ausgelassen, und ermüdet von vergeblichem Suchen, das Buch aus der Hand legt. Denn eine allgemeine Uebereinstimmung der Kräuterkenner ist wohl niemals zu hoffen, zudem, wenn die Abweichungen nicht in einem Pinax, sondern nur in einem Verzeichniß von Pflanzen einer einzelnen Gegend angemerkt sind.

Wl.

Biographieen griechischer Aerzte. Zusammengetragen aus der Geschichte der Medicin des le Clerc, von J. A. Wohlfahrt. Halle, bey J. J. Gebauer, 1770. 100 Seiten in gr. 8.

Das Studium der Geschichte der alten Aerzte ist heut zu Tage ziemlich aus der Mode gekommen: so nützlich gleich dasselbe zur Kenntniß ihrer Entdeckungen und des allmähligen Wachsthums der Arzneykunde ist. Le Clerc's Histoire de la Medecine behält unter den Schriften davon noch immer einen schätzbaren Werth. Weil dieser Schriftsteller aber nicht

weiten, als bis auf den Galen, geht: so bleibt Hr. W. in seinem Auszuge auch da stehen. Wir wünschten aber, daß er noch diejenigen Aerzte mitnehme, die von Galen bis auf den Actuarius, beyde eingeschlossen, gelebt haben, obgleich freylich nur wenige in diesem großen Zeitraume sich sonderlich hervorgethan haben. Freind wäre wohl Hn. W. zu dieser Arbeit besonders behülflich.

D. Johann Friedrich Zückerts, der Röm. Kais. Akad. der Naturforscher, und der Churmaynz. Akad. nützlicher Wissenschaften Mitglieds, physikalisch diätetische Abhandlung von der Luft und Witterung und der davon abhangenden Gesundheit der Menschen. Berlin, verlegts Aug. Mylius, 1770. 14 Bogen in 8.

Des Hrn. D. Zückerts diätetische Schriften zeichen sich durch die Gemeinnützigkeit, und durch die verständliche fliessende und aufgeweckte Schreibart aus. Von dieser Seite betrachtet, verdienen sie Dank, so wie die gegenwärtige insbesondere; obgleich vielleicht selbst die Materie nicht leicht neue Aussichten erlaubet. Reisebeschreibungen hat er bey diesem Tractate zu Rathe gezogen: wir wünschten aber, daß es nicht so oft nur durch die dritte, vierte, Hand geschehen wäre.

Pl.

Joseph Anton Carls, Sr. churfürstl. Durchlaucht in Bayern u. s. w. Raths, der Arzneyg. Doktors und ordentlichen Lehrers der Chemie, Botanick und Materiä medicä, der römisch kaiserl. Akademie der Naturforscher, der churbayerischen Akademie der Wissenschaften, und der ökonomischen Gesellschaft in der Ober-Lausitz Mitglieds, botanisch-medicinischer Garten, worinnen die Kräuter in nahrhafte, in heilsame, und in giftige eingetheilet sind. München und Leipzig, bey Joseph Aloys Crätz, 1770. 1 Alph. 9 Bogen.

Der

Der Hr. V. gesteht selbst, daß diese Eintheilung der Gewächse in Beziehung auf ihren Nutzen im menschlichen Körper nicht völlig Deutlichkeit hat, indem manches eßbare und giftige auch eine Heilkraft erweisen kann, und auch das unschuldigste durch Mißbrauch schädlich werden kann. Er hat sein Buch zu akademischen Vorlesungen bestimmt. Wir wollen doch nicht glauben, daß in dem botanischen Garten, worinn er demonstrirt, keine andere, als die zu einer der erwähnten Classen gehörenden, befindlich sind. In der Vorrede scheint er einen Unterschied zwischen nützlichen und zur Curiosität dienenden Pflanzen zu machen, und thut sich darauf etwas zu gut, daß er die letztern ausgelassen hat. Wir wünschten nur zu wissen, wo jene aufhörten, und wo diese anfangen. Bey jeder Pflanze steht der gebräuchlichste botanische und deutsche Namen voran. Nebst anderer Kräuterkenner ihren ist der Tournefortische und Linneische jederzeit angegeben worden. Die eßbaren Gewächse ordnet er nach den Theilen, die davon gebraucht werden, nemlich den Wurzeln, Stengeln und Blättern, den Früchten, wohin das Obst, Feldfrüchte, Hülsenfrüchte und Nüsse gehören; zuletzt folgen die Gewürzkräuter. Manche stehen in dieser Zahl, die man wohl nicht hier vermuthet hätte, als Scandix, Speculum veneris, Filix foemina, Bardana, Chaerophyllum bulbosum, Scolymus maculatus, Yucca gloriosa; auch sind viele, nur in den andern Weltgegenden gebräuchliche, angeführet. Die Eintheilung der Heilkräuter beziehen sich auf die Wirkungen. Die Gifte sind nach der alphabetischen Folge. Diese Zahl hätte entweder vermehrt oder mehr eingeschränkt werden sollen. Denn wir finden auch die Plantago aquatica, Sambucus racemosa, das Arum u. a. darunter.

Carl Friedrich Dieterichs Pflanzenreich, nach dem neuesten Natursystem des Königl. Schwedischen Ritters und Leibarztes Carl von Linne, 1774. 2 Theile 3 Alph. 16 Bogen in 8.

Des Hrn. v. Linne Natursystem zu übersetzen, und so zu übersetzen, daß es pünktlich richtig, nicht weitschweifig, verständlich, und nicht widerlich zu lesen, ist; ist ein Unternehmen, wobey noch mehr gewagt ist, als bey der Uebersetzung eines Theophrasts oder Plinius. Der Ritter verbindet und benennt die Pflanzen nach ihren Verwandschaften, er redet fast in lauter Kunstwörtern, kein Wort ist überflüßig,

 gar

gar nicht einmal zu schlüpfrich, er braucht oft seine eigene Sprache, die er zwar an verschiedenen Oertern erklärt hat, aber doch beym Schreiben nach den Umständen noch immer mit neuen Ausdrücken bereichert. Allmählig hat man sich an seine Art, sich auszudrücken, gewöhnet, und man findet sie schön, weil sie einen schöpferischen Geist verräth, den Sachen angemessen ist, ohne Zeitverlust den Knoten löset, und von einem Manne herrühr, der das Ganze übersieht. Wie große Fertigkeit in die Sache selbst, werden nicht daher zur Uebersetzung eines Buchs von der Art erfordert; und sollte auch die deutsche Sprache aller der Vortheile fähig seyn, welche die Linneisch-lateinische verschaffet? oder sollte jene, wofern man sie nach dieser beugen wollte, noch deutsch bleiben? Uebersetzungen haben doch zur Absicht die Unbekanntschaft mit der Originalsprache zu ersetzen. Wie wenig erreicht man aber dieses bey ähnlichen Uebersetzungen. Besonders schlimm ist es mit den Geschlechtsnamen, wovon nicht so wie bey den specifiken Namen, der gemeine Mann, sondern der Systematicker, der abstrahirt, Urheber ist, die man also in den mehresten Fällen in der Uebesetzung, da Autorität fehlet, selbst erfinden muß. Bey allen diesen Schwierigkeiten fangt es doch an ein Modegeschmack zu werden, der Botanick einen deutschen Anzug zu geben; und wir mißbilligen ihn nicht schlechterweg, zu dem, da er sich bey verschiedenen wirklich großen Botanisten beliebt gemacht hat. Wir glauben aber, daß diese, überhaupt davon zu reden, mehr auf die Bereicherung der deutschen Sprache, als die Erleichterung der Wissenschaft dabey gesehen haben. Doch auch jenes ist etwas wichtiges, und man kann ohne Furcht ihren Ausdrücken nachahmen, wenn man nur die Lateinischen neben bey anzeigt. Unser Hr. D. hat aber einen andern Zweck gehabt, Anfänger und diejenigen, die der lateinischen Sprache nicht mächtig sind, zu unterrichten. Wir besorgen nach den angeführten Gründen sehr, daß er seine Absicht verfehlet.

Da auf dem Titel gesagt wird, daß Hr. v. L. neuestes System zum Grunde gelegt worden: so dachten wir an die 12te Ausgabe. Bey dem Durchblättern vermisseten wir aber sehr viele, nicht allein Gattungen, sondern auch Geschlechter, selbst viele, die sogar in der 10ten Ausgabe stehen. Wie sehr wunderten wir uns hernach, in der Vorrede zu finden, daß diese mit Fleiß ausgelassen worden, um der Frage, die einem so oft aufgeworfen wird, wozu dient dies? vorzubeugen. — Verlohnt es sich aber wohl der Mühe, für solche kriechende Geschöpfe

Köpfe zu schreiben, die nichts schätzen, als was die Sinne kitzelt und den Magen füllet, und nicht eher satt sind, bis sie Magendrücken und die krampfartigen Regungen im Unterleibe empfinden, wovon der Eckel Vorbothe ist. Ist diejenige Pflanze nur merkwürdig, deren Nutzen man wirklich schon kennet, oder die eine sonst besondere Eigenschaft haben: so hätte Hr. D. noch viel andere ausschliessen können. Nimmt man aber an, daß das Nutzbare von vielen Pflanzen erst künftig bekannt wird, daß manche, die bey uns nicht im Gebrauche sind, doch bey andern Völkern genutzt werden, daß man auch die sogenannten nützlichen Gewächse, ohne Vergleich mit andern, nicht kennen lernen kann, daß nicht alle unmittelbar für den Menschen, sondern sehr viele für die Thiere, ja Insekte und Gewürme erschaffen, die auch zum Wohl des Ganzen das ihrige beytragen, daß endlich alle, ohne Ausnahme, von einer und derselben Meisterhand entsprungen sind: so gilt der ganze Unterscheid zwischen den nützlichen und unnützlichen, oder wie sie feiner genannt werden, den blos zur Curiosität dienenden, nichts. Und Hr. D. hätte folglich besser gethan, seine Bemühung auf alle und jede zu richten, oder in der Wahl noch strenger zu seyn. Nun aber vermissen wir die Geschlechter Aeschynomene, Anacyclus, Anastatica, Anthoceros, Arachis, Arduina, Blakea, Blechnum, Callicarpa, Caryota, Clitoria, Diospyros, Nitraria, Omphalea, Onoclea, Phaca und viele andere. Nach Hrn. D. Grundsatz war es kein Wunder, daß er nur 6 Arten Eisenkraut hinsetzt, da Hr. von L. 16. hat, daß er von 61 Linneischen Arten der Euphorbia nur 24 beybringt, von dem Geschlecht des Polygonum 15 Gattungen ausschließt u. s. f. Bey den Gattungen hat Hr. D. sich angelegen seyn lassen, Kupfer zu citiren, besonders diejenigen, mit lebendigen Farben. Die Geburtsörter zeigt er nach den Speciebus *L.* an, aus denen er auch die Zeichen der Dauer entlehnt; und von vielen giebt er auch die Blühezeit an. Den medicinischen und ökonomischen Nutzen bringt er auch nach guten Schriften bey, davon er, welches löblich, die Quellen anzeiget.

Der grössern Verständlichkeit wegen hätte das versprochene Verzeichniß der Kunstwörter, nebst ihren Erklärungen, schon hier einen guten Platz gehabt. Wir würden den Geschlechtern, die nach Botanisten genannt sind, lieber ihren lateinischen Klang gelassen, als sie weitläuftiger mit Hrn. D. zu nennen, z. E. Boerhaavische Pflanze, Marcgravische Pfl., Boerhavischer Strauch, Randeletisches Bäumgen. Dennoch nennt

er die Theophrasta Theophraste, Manche Pflanze; sonders Geschlechter, hat er eigenmächtig benennen müssen; auch hat es sich nicht thun lassen, bey jeder Gattung den generischen Namen zu wiederholen.

Die Beschreibungen hätten sich schon kürzer übersetzen lassen, wenn Verba und Pronomina sparsamer gebraucht wären: z. E. Anstatt: Blätter, welche keine Nerven haben, schreiben wir: Blätter ohne Nerven. Hiebey hätte auch das Wort mit, das wegen des Ablativus im Lateinischen gebraucht wird, ausgelassen und statt dessen der Nominativus gebraucht werden können. Ein und anderes ist unrecht und unverständlich übersetzt; so wie es von der Tuberose heißt: die Krone ist einwärts gekrümmt und ähnlich. (Corolla incurva; aequalis) Wir würden dies, gebogen und einförmig geben.

Wir würden bey unsern Anmerkungen kürzer gewesen seyn, wofern wir nicht glaubten, daß Hrn. D. Unternehmen Aufmerksamkeit verdiente; und wofern wir nicht wirklich viele rühmliche Proben von Geschicklichkeit und Fleiß bey seiner Arbeit fänden. Er scheint Autodidaktos zu seyn, und widmet nur diejenigen Stunden der Naturgeschichte, die er von seinem trockenen Metier der Rechtsgelehrsamkeit (wie er selbst sagt) abbrechen kann. Destomehr verdient er Nachsicht und Aufmunterung.

Die folgenden Theile des Linneischen Systems will er auf ähnliche Weise bearbeiten. Wir bitten ihn aber dabey, keine einzige Gattung, vielweniger Geschlechter, auszulassen.

Gr.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Versuche aus der Litteratur und Moral. Viertes Stück. Leipzig, bey Breitkopf, 1769. 13 Bogen in gr. 8.

Der Verf. hat, sogleich in dem ersten Stücke dieser Versuche, die Einrichtung gemacht, seinen kritischen Betrachtungen über die Werke der alten Dichter, eigne Aufsätze, in Prose und in Versen beyzufügen. In der Beurtheilung der drey ersten Stücke haben wir auch über diese letztern unser Urtheil freymüthig gesagt; und der Verf. hätte, unsrer Meynung nach, aus dem fast einstimmigen Urtheile seiner Leser

Leser schliessen sollen, daß er ihnen mehr gefällt, wenn er Kunstrichter und geschmackvoller Ausleger der alten Schriftsteller und Dichter, als wenn er selbst Dichter und Schriftsteller ist. Er selbst scheint sich hingegen von der letztern Seite am besten zu gefallen; denn in diesem vierten Stücke liefert er uns fast lauter eigne Arbeiten, bis auf einige Blätter, welche den ersten Versuch über den Theokrit enthalten. Dieser Versuch ist ohne Zweifel das Beste dieses Stücks; und so sehr wir die Fortsetzung desselben wünschen, so angelegentlich bitten wir den Verf. uns nicht sogar freygebig mit seinen eignen Arbeiten, sonderlich mit Gelegenheitsschriften, zu beschenken, die bey der Gelegenheit, da sie verfertigt sind, ganz gut mögen aufgenommen seyn, aber gewiß zu schwach sind, die Prüfung der Kritick auszuhalten. Seine Idee, die er gleich im ersten Stücke gehabt hatte, verschiedne einzelne Züge des Anakreon in ein Gemählde zu bringen, und daraus ein Idyllion zu verfertigen, diese Idee erhielt Beyfall, der dem Verf. gar zu schmeichelhaft gewesen seyn muß, und ihn verleitet hat, noch eine Idylle von der Art mit dem Horaz zu versuchen, die er Pan auf dem Lukretil überschrieben hat. Man wird sie nicht leicht ohne Ermüdung lesen können. Die Erfindung kann der Verf. unmöglich selbst schön finden, ob sie gleich mehr, als irgend eine andre bequem war, den Horaz zu excerpiren. Pan hätte ihn alle seine Oden und Epoden, und mit einer leichten Wendung, auch seine Briefe und Satiren, wohl gar seine Dichtkunst oben drein, singen lassen können. Will man sehen, daß eine weit schönere Anwendung dieser Idee möglich ist, so lese man nur das Hagedornische Lehrgedicht, Horaz, das, ohne alle Fiktion, doch weit mehr anziehendes hat. — Das folgende Stück, heißt: Der Triumph des Amors in Latium, ein prosaisches Gedicht in drey Gesängen, Sr. Durchl. dem Churfürsten zu Sachsen am Tage der Vermählung überreicht. Es würde uns zu weit führen, wenn wir die ganze Dichtung zergliedern und untersuchen wollten; nur erinnern wir, daß uns die sonderbare Mischung der mythologischen und wirklichen Personen, und die Art, wie sie mit einander verbunden und in Handlung gesetzt werden, durchgehends eben so anstößig gewesen ist, als die ungeschmeidige Sprache, worinn dies prosaische Gedicht geschrieben ist. Der Verf. sagt in dem Vorberichte, daß diese Gedichte unter dem Lesen des Theokrit, Moschus, Bion, und Ovid entstanden sind. Man sieht es ihnen auch gar zu sehr an, daß sie Früchte einer Phantasie sind, die noch von einan-

der

der durchkreuzenden Bildern voll war, welche die Urtheilskraft noch nicht geordnet hatte. Gegen die Entschuldigungen, die er wegen seiner häufigen Anspielungen vorbringt, darüber man ihm Erinnerungen gemacht hat, läßt sich noch vieles erwiedern. Zwischen den Schriftstellern, die er für sich anführt, und dem Verf. kömmt uns der Unterschied ungefähr so vor, wie zwischen einem klugen Haushalter, und einem Verschwender. — Die Lieder, welche S. 643 = 650. eingerückt sind, haben verschiedne glückliche Wendungen und einzelne Schönheiten, besonders im Ausdrucke, welcher natürlicher ist, und mehr Empfindung verräth, als wir sonst in den Gedichten des Verf. zu finden gewohnt gewesen sind. Die darauf folgenden Leichengedichte hätte der Verf. dieser Sammlung nicht einschalten, und sie lieber einzeln wieder drucken lassen sollen, wenn man, wie er sagt, eine neue Auflage dieser Stücke von ihm verlangt hat. Seine Freunde würden ihm für die Erfüllung dieses Verlangens ohne Zweifel mehr gedankt haben, als ihm das ganze Publikum für die Zumuthung danken kann, sie in dieser Sammlung zu lesen. Was sie allgemeines haben, ist zu verbraucht, und nicht allemal schön genug gesagt.

W.

Auf die Reise Josephs des Zweyten. Wien, bey Trattner, 1770. 3 Blätter, in 8.

Herr Denis hat sich schon als einen feurigen Dichter gezeigt, und auch diese Ode ist ein neuer Beweis seines vortreflichen Genies. Wir wollen nur folgende Stelle zur Probe anführen:

Laut ladet der Ruf: den Söhnen von Teut
Ein Schirmer, den Fürsten ein Beyspiel zu seyn
Von allen gefolgt, von keinem erreicht,
Unsterbliche Thaten zu thun.

Ha! ladender Ruf! Er folgt dir, er folgt!
Ha, Geister der Ahnen! Er folgt euch, er folgt!
Dort trägt ihn sein Roß in Wolken von Staub
Die reisigen Haufen hinan.

Das Einzige, was wir etwan, (ausser einigen Kleinigkeiten) anzumerken hätten, ist dieses: der ganze Gesang würde sich besser schicken, wenn der Kaiser z. E. in eine Schlacht geeilt hätte, als auf eine Reise.

Poetische Schriften des Herrn Wielands. Erster Band. Dritte verbesserte Auflage. Zürich, bey Orell, Gesner und Compagnie, 1770. 1 Alph. — Zweyter Band, 18 Bogen. — Dritter Band, auch 18 Bogen, in gr. 8.

Diese Sammlung enthält alle diejenigen Gedichte des Verfassers, welche in der Ausgabe von 1761. bereits zusammen gedruckt worden, und zwar diejenigen Poesien, welche unser Dichter von 1751. an bis 1758. nach und nach herausgegeben hat, das heißt vom siebenzehnten Jahre seines Alters, bis zum vier und zwanzigsten — in derjenigen Periode, in welcher seine Grundsätze der Kritick und Moral verschieden von seinen itzigen, und sein Geschmack, seine Kenntniß der Sprache, und sein aufblähendes Genie noch nicht so ganz gebildet, und in ihrer völligen Reife waren.

Nachdem nun der Verf. eine ziemliche Anzahl andrer Werke, die gewissermassen mit den gegenwärtigen, und vornemlich seinen damaligen Aeusserungen einen Kontrast bilden, der jedermann aufmerksam machte, herausgegeben hat: so wirft er nunmehr einen väterlichen Blick auf diese ersten Geburten seines fruchtbaren Geistes zurück, und übergiebt sie der Welt aufs neue in dieser Auflage, die wir unsern Lesern itzt näher anzeigen wollen. Ihr Vorzug vor der vorhergehenden besteht darinn, daß sie itzt von dem Verf. sorgfältig verbessert worden, danächst in einem Vorbericht zu dieser Ausgabe, und in den kleinen Vorreden, die fast zu jedem Abschnitt der Poesien, zu den vorigen hinzugekommen sind. Wir zweifeln also nicht, daß sie unsern Lesern, so wie uns, ein angenehmes Geschenk seyn wird.

In der erwähnten ersten Vorrede sagt der Verfasser, daß er diese Gedichte für die Geburten eines unreifen Verstandes und einer noch nicht gebändigten Einbildungskraft hielte; doch würden sie, ausser dem moralischen Werth, auch seinem künftigen Biographen nützlich seyn können. Er verspricht der Welt eine Rechtfertigung seiner geänderten Denkungsart, welche ausführlich seyn, und bey seiner itzigen Muße bald erscheinen möchte. Endlich widmet er diese Gedichte den Herren Bodmer und Breitinger, auf eine Art, und mit einem Lobe begleitet, welche seinem Herzen wahrhaftig Ehre machen. Der hierauf folgende Vorbericht von 1761. enthält viele Wahrheiten, und verdient gelesen, besonders aber von den Dichtern, die so eilfertig schreiben, beherziget zu werden.

Das

Das vorzüglichste in dem ersten Bande sind das Lehrgedicht die Natur, oder die vollkommenste Welt; und die Erzählungen. Das erste Gedicht hat der Verf. ziemlich ausgefeilt, ob es gleich von matten und steifen Versen nicht ganz frey geworden ist. So wie es inzwischen itzt beschaffen ist, macht es dem Dichter, besonders als eine Jugendarbeit betrachtet, gewiß noch immer Ehre. Die philosophischen Hypothesen erklärt er für poetische Träume darinn. Dies war übrigens der erste Versuch, dessen Erscheinung der Prof. Meier in Halle besorgte, und der damals allen den Beyfall erhielt, den er auch in dem angezeigten Gesichtspunkt verdiente. Wir werden uns überhaupt bey diesen bekannten Gedichten in keine ausführliche Beurtheilung einlassen, sondern uns auf dasjenige einschränken, was wir etwan im Allgemeinen darüber anzumerken haben. Es sey also auch von diesem Lehrgedichte genug gesagt, wenn wir noch hinzufügen, daß man in der Versification und im Ausdrucke den Verf. der Musarion noch auf keine Weise erkennet. — An den Erzählungen, meynt der Verf. wäre vielleicht der Reim der größte Mangel. Wir stimmen darinn bey, daß er in kleinern Stücken, wie diese sind, von vorzüglicher Anmuth sey, ob gleich die gewählte Versart von fünffüßigen reimlosen Jamben nicht unbequem zu seyn scheint. Unter diesen Erzählungen sind übrigens einige in der That schön. Man erinnere sich z. E. folgender Stelle aus der Serena, (S. 264.) die wir hier zur Probe hersetzen wollen:

— O sprich, Verhängniß,
Sprich, warum trenntest du zwey gleiche Herzen
So grausam? Warum muß die schönste Liebe,
Die Liebe, die sonst meiner Tugenden
Erhabenste, mein Ruhm gewesen wäre,
Itzt ein Verbrechen seyn, das mir die Pflicht
Verbeut? u. s. w.

Doch wir kommen auf den zweyten Band. Die moralischen Briefe, die hier den Anfang machen, setzen wir in eine Classe mit dem Lehrgedichte, die Natur, in Absicht auf den poetischen Werth beyder Stücke — Der Anti-Ovid folgt hierauf, am meisten unter allen Stücken, wie der V. sagt, verbessert. Wir haben aber nicht Gelegenheit gehabt, es mit den alten zu vergleichen. Noch sind in diesem Theile: die Briefe der Verstorbenen und die beyden pindarischen Oden befindlich. Im dritten Bande endlich: die Prüfung

[A]brahams, Lady Johanna Gray, ein Trauerspiel, und das [F]ragment, Cyrus, nebst einigen kleinern Gedichten. Wir [h]aben diese Poesien zusammen genommen, um itzt noch einige [a]llgemeine Anmerkungen über die hexametrischen Gedichte des [V]erf. zu machen. Wir glauben gar nicht, daß er Ursache [h]abe, ihrentwegen zu erröthen, wie er sich in der Vorrede [d]es Idris ausdrückt. Empfindung, wahre poetische Wärme, [u]nd auch oft wahre poetische Sprache sind gewiß darinn be[fi]ndlich; Der Poet scheint aber selbst zu erkennen, daß sie [n]icht so ausgefeilt, so richtig in Absicht auf Ausdruck, und [d]ie übrigen Eigenschaften eines vollkommenen Gedichts sind, [a]ls sie wohl seyn sollten. Bedenkt man aber, daß sie aller[d]ings in so jungen Jahren ein sehr feuriges Genie zeigen, [u]nd daß vieles noch, auch ohne diese Rücksicht, schön und [w]irklich poetisch ist, sieht man ferner, daß sie von dem nem[l]ichen Verf. sind, der itzt, in Absicht auf den poetischen Werth, [v]iel vortreflichere Werke herausgegeben hat: so werden wir [s]ie in den angeführten verschiedenen Absichten nicht gleichgül[t]ig ansehen können. In dieser Auflage ist übrigens das Send[s]chreiben weggeblieben, welches der Verf. will vernichtet wis[s]en, „weil es durchaus in einem Mißverstande an sich wahrer, [a]ber übel angewandter und zum Theil übertriebener, Grund[sä]tze geschrieben ist.„

So gleichgültig der Verf. nun auch von seinen Werken [s]pricht, so kann er es doch den Verfassern der Briefe, die [n]eueste Litteratur betreffend, nicht vergeben, daß sie ihn so [s]charf beurtheilt haben. Noch in den Zusätzen dieser Ausgabe [b]ezeigt er in mehr als einer Stelle seine Unzufriedenheit mit [d]enselben, eben nicht auf die kalte Art, die man nach einer [s]o geraumen Zeit vermuthen sollte. Wir, die der ganze Streit [n]ichts angeht, dürfen doch so viel sagen, daß die genannten [K]unstrichter ihn in ihren Briefen einen der schönsten Geister [n]ennen, von dem man alles lesen müsse, und daß sie nur solche [W]erke von ihm tadeln, die er selbst wohl eben nicht für [t]adelfrey erkennt. Von der Lady Johanna Gray müssen [w]ir inzwischen doch anmerken, daß sie vielleicht der Aufführ[u]ng so werth sey, als einige andre Stücke, die auf unsern [B]ühnen gespielt werden. Wir wollen doch eine Stelle dar[a]us abschreiben, um dies Urtheil einigermaßen zu bestätigen. [W]ir wählen aber dazu diejenige, die uns zuerst in die Au[g]en fällt. (3 Th. S. 186.)

Jo-

Johanna.

Der Tag bricht an, die Stunde nähert sich!
Zum letztenmal, o Sonne, sieht mein Auge
Dein süßes Licht! Bald wird mein Ohr die Stimme
Der Freundschaft nicht mehr hören, bald mein Mund
Zum letztenmal — zu Segnungen sich öfnen! —
Und ist es denn gewiß? Und werd' ich heute,
Von diesem Leib enthüllt das wahre Leben
Der reinen Geister leben? Bin ich wirklich
Der Seligkeit so nah? — O meine Feinde!
Ihr liebet mich, da ihr mich hassen wollet! u. s. w.

Der V. erklärt sich noch, daß er an den Sokratischen Gesprächen keinen Theil habe, die ihm von einigen zugeschrieben worden. Endlich hat er noch zwey vortrefliche ganz neue Gedichte hinzugefügt, Nadine und Chloe, die bisher nur noch in Schmids Anthologie gedruckt gewesen, und welche den Beschluß dieser Sammlung machen.

Wir wollen hier mit einer Anmerkung schliessen, die wir aus wirklicher Hochachtung für den Verf. machen. Die Correktion der Schreibart und die Reinigkeit der Sprache, ist ein Punkt, den unser Autor seit einigen Jahren nicht aus der Acht läßt. Wir wünschten aber, daß er seine Aufmerksamkeit auch auf den kleinsten Theil dieser nothwendigen Eigenschaft eines Schriftstellers erstrecken möchte, auf einzelne Wörter der Prosa, ja dürfen wir es sagen, auch auf die Orthographie, die kein großer Scribent vernachläßigt hat, und in welcher das stuhnd und einige andre Besondernheiten anstößig sind. Doch das Letzte verdient nicht anders, als beyläufig erwähnt zu werden, und ist vielleicht gar blos ein Fehler des schweizerischen Setzers. Wir wollen aber doch von dem ersten ein Beyspiel geben. S. 9. Der Vorrede des 3ten Theils schreibt er: „von Leuten, welche fähig waren, gewisse Gespräche, (ungeachtet — — —,) auf die bloße Gleichheit der Anfangsbuchstaben, mich für den Verf. auszugeben.„ Man wird sogleich sehen, daß in diesen Perioden eigentlich gar keine Wortfügung ist.

K.

Sieben kleine Gedichte, der Venus Erycina, dem Scherz, und der Freude gesungen. Berlin, bey Mylius, 1769. 6½ Bogen in 8.

Wir

Wir wollen den ungenannten Verf. eben nicht abschrecken, besonders, da er sich als einen jungen Autor angiebt: Er hat eine gute Anlage, aber einen sichern und festen Geschmack vermissen wir in seinen Gedichten. Er hat sich oft eine scheinbare, und gezierte Nachläßigkeit erlaubt, und denn möchte er sich gar zu gern von dem gewöhnlichen entfernen, und eine eigenthümliche Manier haben. Dies hat ihn auf Abwege verleitet, die gerade das Gegentheil wirken, was der Dichter zur Absicht gehabt hat. Wenn er z. B. naiv seyn will, so wird er nicht selten gemein und platt. Doch fehlt es nicht an guten Stellen, wie wir gleich sehen wollen. — Amymone, eine komische Cantate, ist ziemlich artig. — Seit manche liebe Jahre — Der Herre selbst bey seiner Frau — Das uns Amor weißen thut — und dergleichen mehr dient zur Probe von dem, was wir eben anmerkten. Aber um ein gutes Beyspiel anzuführen, setzen wir folgendes her: S. 13.

So dachte auch Amymone,
Die sanft der Liebe glühte,
Und in dem Thal am Silbersee
Wie eine Rose blühte,
Wie eine Rose, die im May
In Venus Blut getauchet,
Noch nicht vom grünen Panzer frey,
Gerüche von sich hauchet.

Das zweyte über Winkelmanns Tod hat uns gefallen; aber warum soll Chloe mit dem Verf.

weinen, wenn der Tag vergeht,
weinen, wenn der Tag entsteht?

Dem Dichter zu gefallen? Aber denn ist es nicht über Winkelmanns Tod, daß diese Schöne weint, und warum soll denn das Mädgen über einen Mann, dessen Werke sie wohl nicht gelesen hat, sich unaufhörlich grämen? Es wäre ganz etwas anders, wenn von dem Tode eines Lieblingsdichters der Damen die Rede wäre. Diese Wendung ist also wohl nicht recht angemessen. Doch der Poet ist selbst so gar betrübt nicht; er redet in diesem Trauergedichte von dem Bauch einer schönen Dryas, so wie in einem andern Stücke vom Hosenknopf. Wer sich nach dem feinen Scherze des Tejer Greises gebildet hat, dem möchten solche Stellen eben nicht sonderlich gefallen. Die Nänien beym Sarge eines jungen Helden haben gute Stellen. Was aber die Dithyrambe und den Lobgesang auf

den Pan betrift, so glauben wir, sind solche Poesien nicht reizend genug für unsre Zeiten. Wir gehören zwar unter diejenigen, die am meisten für den Gebrauch der Mythologie streiten würden, wenn jemand sich fände, der dem Jupiter den Olymp, der Venus ihren Gürtel, und den Parzen ihre Scheere nehmen wolte. Aber die Sache ist, man muß sie entweder in neuere Begebenheiten einflechten, oder auch in scherzhaften Gedichten brauchen, wo sie von ungemeiner Wirkung ist. Hingegen z. E. ein Hymnus auf den Pan, ganz im Geschmack der Alten, zeigt wohl, daß wir sie gelesen, ist aber deswegen nicht so viel werth, als ein Gedicht, wo keine Zeile nachgeahmt ist, das aber sonst vortreflich genennt zu werden, verdient. Sonst haben diese beyden Stücke den Werth, daß sie ihrer Gattung gemäß, und von guten Stellen nicht leer sind.

Von seiner Sprachgelehrsamkeit will uns der Verf. so beyläufig überzeugen. Er hat Mottos in so viel Sprachen, daß man es kaum glauben solte; ja, nachdem man in so wenigen Bogen griechisch, lateinisch, französisch, italiänisch, spanisch und holländisch erblickt hat, erfährt man — daß der Verf. auch hebräisch versteht. Wie er es entschuldiget, daß er ein Wort in zwey Zeilen zerschneidet, S. 69. ist eben nicht witzig.

Wenn der Verf. fernere Versuche in der Dichtkunst wagen will, so rathen wir ihm, damit langsam zu eilen.

Fl.

Anthologie der Deutschen, herausgegeben von Christian Heinrich Schmid, Prof. zu Erfurt. Frankfurt und Leipz. bey Dodsley, 1770. 1 Alph. 2 Bogen, 8.

Es wäre immer ein guter Gedanke, die lesenswürdigen Gedichte, solcher Dichter zu sammlen, welche entweder nur beyläufig einige einzelne geschrieben haben, welche sie selbst nicht zusammen herausgeben können und wollen, oder solcher, in deren Werken unter vielen mittelmäßigen nur hie und da sich etwas gutes befindet; und dies scheint die Absicht des Sammlers dieser Anthologie gewesen zu seyn. Nur ist er dabey, wie man augenscheinlich sieht, sehr eilfertig und nachlässig zu Werke gegangen, und mag sich auch keinen festen Plan gemacht haben.

Wir finden hier zuerst ein paar Satiren von Caniz. Wozu das? Hat Caniz sich schon so rar gemacht? Das wird man

sich

ich doch nicht einbilden. Und wenn dis etwa seine besten Stücke sind, so gehörten sie doch nicht hieher, sondern in eine deutsche Chrestomathie; dergleichen bekanntlich schon Herr Zacharia besorgt, welcher Canitzen wohl nicht vergessen wird. Wir können Herrn S. mit nichts entschuldigen, daß er diesem zuvorkömmt, als mit seiner Sucht, alles de papyro in chartam zusammen zu schreiben, und drucken zu lassen.

Lessings zwey Lustspiele stehn gewiß nicht mit des Verf. Erlaubniß in dieser Sammlung. Man könne nicht sagen, meynt Hr. S., daß der V. die alte Jungfer verworfen habe. Wir dächten, allerdings; denn er hat sie nicht in die Sammlung seiner Lustspiele aufgenommen. Oder wenn diese Sammlung noch nicht vollständig ist: weis Herr S. denn, was Hr. Lessing noch mit diesen Stücken vor hat; ob er sie der Umarbeitung werth findet, oder sie ganz der Vergessenheit überlassen will? Wahrlich wir wissen nicht, wie wir ein so unwürdiges Betragen nennen sollen. Die Zernitzischen Gedichte möchte man noch eher hier leiden, wenn nur die Wahl besser wäre. Den Gedanken, von den Endzwecken der Welt, hätten noch ein paar seiner bessern Lehrgedichte an die Seite gesetzt werden, und das matte Lied wegbleiben sollen. Rosts Sendschreiben des Teufels, ist aus einer sehr schlechten Abschrift abgedruckt. Der Pendant dazu, von Michaelis, nach einem alten Gedichte verändert, wäre besser weggeblieben; es ist gar kein vorzügliches Gedicht. Einige Stücke aus den Unterhaltungen mögen denen lieb seyn, welche diese Wochenschrift nicht haben. Eben daher hätten auch viele gute Epigrammen eines Dichters, der sie aus der Sammlung einiger neuer Gedichte ausgelassen hat, genommen werden können. Das Sonnet, S. 236. ist gewiß nicht von Hn. Weißen. Ob die übrigen, diesem Dichter, Herrn von Thümmel, Mendelsohn und Nicolai beygelegten Gedichte von ihnen herrühren, getrauen wir uns nicht zu behaupten. Wir wissen, wie wenig Herrn S. Anekdoten zu trauen ist. Eine Dithyrambe, die Willamov verworfen hat, mußte Hr. S. ja auflesen. Ihm ist alles wichtig, was einige Blätter anfüllt. Verschiedene hier befindliche gute Gedichte, stehn schon in unsers Sammlers Theorie der Poesie; er sammlet sie hier zum zweytenmal, und wir vermuthen, daß er sie in einem von ihm zu erbittenden Corpore poetarum germanorum noch einmal sammlen wird. Aber daß Herrn Gerstenbergs Ariadne aus jenem Buche mit allen groben Druckfehlern wieder abgedruckt wird, ist doch wohl eine unverzeyhliche Nachlässigkeit. Die Lieder

von Fuchs würde man hier gern antreffen, wenn ihr Verfasser nicht selbst im Begriff wäre, sie zu sammlen; welches Hr. S. aus dem Almanach der Musen doch wohl gewußt hat. Einige andere Gedichte, die hie und da versteckt waren, sind mit Recht aufgenommen worden. Unter den Epigrammen sind viele gute, und minder bekannte, aber auch eben so viel schlechte. Wer nicht einmal Epigramme beurtheilen kann, solte doch allem anthologisiren billig entsagen.

Einige neue Gedichte sind noch das beträchtlichste in dieser Sammlung: Die Erzehlung der Donner, von Michaelis zwar nicht erfunden, doch umgeschmolzen, hat einen guten launichten Ton, wozu aber einige ernsthafte Mahlereyen gar übel passen. Die Parodie einer Horazischen Ode (II. 18.) von eben demselben, trägt Horatzens Gedanken verheutigt und komisch vor. Sie würde vollkommen seyn, wenn folgende Stelle nicht so schielend wäre:

> Da flieht, (ihr Leben in der Hand
> Und nackte Kinder, sieche Weiber!)
> Der Armen Fluch des Vaters Land
> Und seinen Höllenreisen Räuber.

Ein Gelegenheitsgedicht, von Riedel, zeigt ihn uns als einen künftigen glücklichen Satyrendichter. Schade, daß gegenwärtiges Gedicht, in dem letztern Theile, der die Gelegenheit, wodurch es veranlaßt ward, näher angeht, so matt und geschwätzig wird. Sonst hat Hr. R. viel von Wielands Manier im Musarion. Eine ungedrukte Erzehlung, Nadine, von Wieland, und ein schon bekanntes Gedicht von ihm, Chloe, sind dieses Dichters würdig. Hymen und Amor von Kretschmann, ist vermuthlich ein Hochzeitscarmen, welches komisch seyn soll, aber nur in wenig Stellen ist. Den Dichter kleidet sein Spaß gar nicht. Desto schöner sind hingegen zwey Bardenlieder von ihm, besonders ein vortreflicher Lobgesang auf die deutsche Schaamhaftigkeit.

Eine Sonderbarkeit müssen wir nicht unbemerkt lassen. Hr. S. hat fast bey jedem Stücke in einer kleinen Vorrede seine Leser angewiesen, auf welche Weise sie dasselbe schön finden sollen. Wir finden es ziemlich unhöflich, sich so über seine Leser wegzusetzen; zumal, wenn man seinen Urtheilen nicht mehr Wahrheit und Genauigkeit zu geben weis.

Lo.

Einlei-

Einleitung in die schönen Wissenschaften, nach dem französischen des Herrn Batteux, mit Zusätzen vermehrt von K. W. Ramler. Erster und zweyter Theil. Dritte und verbesserte Auflage. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 2 Alphab. 11 Bogen, 1769.

Wir wollen hier nur von den Vermehrungen, welche diese neue Ausgabe erhalten hat, eine nähere Nachricht geben. Das Buch selbst ist bekannt genug, und wird immer einen gewissen Werth behalten, ungeachtet es durch die feinern philosophischen Untersuchungen, welche einige Engländer und Deutsche über die schönen Wissenschaften zeithero angestellt haben, viel von seinem ersten Ansehn verlohren hat. Jedoch so wenig zuverläßig und allgemein Batteux Grundsätze auch sind, so schwach er oftmals philosophirt, und so eingeschränkt sein noch zu französischer Geschmack ist: so bleibt dennoch sein Werk immer brauchbar genug, wegen mancher einzelnen guten Anmerkungen, wegen vieler mit feiner Empfindung des Schönen gemachten Zergliederungen einiger vorzüglichen Werke der Poesie und Redekunst, und weil er die Bemerkungen der guten Kunstrichter, die er kannte, fleißig gesammlet hat. Nur möchten wir es blos zur Ausbildung des Geschmacks, nicht zur ersten Bildung desselben, empfehlen.

Herr Ramler hat schon ehedem, und itzt von neuem, viele Zusätze dazu gemacht, welche durchgehends den Mann von feinem Geschmacke zeigen. Die Grundsätze seines Schriftstellers scheinet er nicht bestreiten zu wollen; vielleicht deswegen, weil dies unter andern Herr Schlegel schon gethan hat, und man dessen Ausgabe auch bey der gegenwärtigen nicht gern entbehren wird. Wir müssen Hn. R. also nur nach dem beurtheilen, was er hat thun wollen. Doch weil er es ist, so möchte man immer auch darauf sehen, was er hätte thun können, und allem Schaden, den sein Schriftsteller etwa anrichten konnte, zu verhüten. Wenigstens wünschten wir, da Batteux einmal ein Handbuch der Jugend bey uns geworden zu seyn scheint, daß doch hie und da auf die Schriften wäre verwiesen worden, wo eine und die andere Materie gründlicher abgehandelt ist. Vor allen hätte dies bey dem ziemlich magern Kapitel vom Drama, besonders von der Tragödie, geschehen mögen. Auch unter den Auszügen aus Dichtern erwarteten wir einige aus Engländern, wenigstens durchaus

seyn Theater. Zu welchen feinen Vergleichungen, tiefsinnigen Beobachtungen und lehrreichen Anmerkungen hätte nicht Shakespear Anlaß geben können? Der erste Dichter in seiner Gattung, solte doch in einem solchen Buche etwas mehr als einmal beyläufig (2 Th. S. 104.) genannt werden. Freylich würde die Analysis irgend eines seiner Werke, denen Vergleichungen, die Batteux zwischen Corneillen und Racinen macht, in manchen Dingen widersprochen haben; und Herr R. hat, wie es scheint, nur diejenigen Veränderungen und Zusätze bey seinem Schriftsteller anbringen wollen, die mit der Denkungsart desselben in keinem Widerspruche stehen. Miltons wird daher nur einmal (2 Th. S. 62.) mit ein paar Worten gedacht. Klopstock kommt hingegen, so viel wir finden, gar nicht vor; nicht einmal in dem Kapitel von der Ode. Solche Dichter muß ein Kunstrichter seine Schüler kennen lehren; wenn er auch noch so viel ihrem eignen Fleiße überläßt.

Wir wollen nunmehr von den neuen Zusätzen die beträchtlichsten anzeigen. Einige wenige scheinen von B. selbst herzurühren; wir können dies aber nicht genau bestimmen, weil es uns nicht möglich gewesen ist, die neueste französische Ausgabe zu bekommen. Von B. sind vermuthlich die Erklärung der Kunst und ihres Ursprungs S. 10 = 12, und die Eintheilung der Natur, S. 18. Auf der 150 u. f. Seite ist die Materie von der Poesie des Styls etwas weiter ausgeführt. Das Kapitel von der deutschen Versification hat wenige Zusätze; doch ist das, was vom Reime, von der Quantität der Römer und Griechen, und von der Nachahmung ihrer Versarten gesagt war, besser bestimmt worden. Wir wünschten, daß Herr R. in einigen Stücken mehr Rücksicht auf Klopstocks Vorrede zum 3ten Bande des Meßias genommen hätte. Daß uns Deutschen S. 187. noch die Komödie in Versen gepriesen wird, wundert uns; es läßt sich zu viel dagegen sagen. Die Anmerkung, S. 179. gegen den Kleistischen Hexameter, scheint uns völlig gegründet zu seyn. Die Zusätze in dem Kapitel von der Poesie des Verses, welche den Unterschied der niedern Poesie von der Prose, und die verschiedenen Farben des Styls in der Poesie, (wobey Hr. R. eine Stelle des Aristoteles zum Grunde legt) sind vorzüglich mit Urtheil und feinem Geschmacke gemacht. Die Artickel von der Musick und Tanzkunst haben keine beträchtliche Verbesserungen, deren sie doch so sehr bedurften, erhalten. Ueberhaupt fehlt es uns noch völlig daran, daß ein philosophischer Kopf, der zugleich Kenner der Musick wäre, die Grundsätze dieser Kunst und des

guten

guten Geschmacks in derselben prüfe und festsetze. In Ansehung der Tanzkunst hat Noverre etwas geleistet; allein dem denkenden Kopfe thut er noch wohl kein Genüge.

Im zweyten Theile haben wir vornemlich folgende Veränderungen bemerkt. S. 320. wird Lafontäne auch als ein Fabeldichter in der edlern Art zu erzehlen, gezeigt. Hier wäre der Ort gewesen, die Lessingische Theorie von der Fabel zu untersuchen. S. 354. wird kürzlich untersucht, ob das Schäfergedicht nothwendig Handlung haben müsse. S. 356. lieset man eine gute Anmerkung über die größern Schäfergedichte. S. 454. ist eine kurze Vergleichung der deutschen Alcimadure mit der Lafontänischen hinzugekommen. Das 14te Kapitel, worinn untersucht wird, wie die Sitten der epischen Personen beschaffen seyn müssen, ist besser ausgearbeitet, und auch auf das Theater ausgedehnet worden. Der V. scheint dabey das vor Augen gehabt zu haben, was Herr Lessing bey Gelegenheit der Rodogune, gegen die heroisch-lasterhaften Charaktere des französischen Theaters, erinnerte. Herr R. sagt, daß ein gewisses Uebermaß einer edlen und heroischen Eigenschaft, oder ein Umstand der Handlung das Abscheuliche der bösen Charaktere vermindern müsse. Er behauptet, dies geschehe bey Corneillens Cleopatra und Cinna, bey Racinens Oenone, bey Thomsons Klytemnestra, und bey Weißens Fausta. Uns deucht, Herr R. habe von den angeführten Charaktern nicht genug gezeigt, was er zeigen will. Wenigstens ist zu oft die Sprache dieser Lasterhaften ganz unnatürlich, als käme sie aus einem kalten überdachten System des Lasters, und nicht aus Leidenschaft her. S. 286-299. ist ein Kapitel von dem moralischen Endzwecke der Tragödie eingeschaltet. Wir wünschten, daß hier das 74 u. f. Stück der Lessingischen Dramaturgie wäre gebraucht worden. Zwar wird hier die bekannte Stelle aus dem Aristoteles richtig übersetzt, „daß die „Tragödie gemacht sey, die Furcht und das Mitleiden, die sie „hervorbringt, zu reinigen;„ allein die Erklärung, welche etwa die des Dacier ist, wird dem kein Genüge leisten, der Lessings scharfsinnige Erläuterung dieser Stelle gelesen hat.

S. 303. und f. ist noch ein Zusatz, der dem Ansehn nach von Batteux selbst herkömmt. Er giebt die Ursache an, warum das Trauerspiel der Griechen einen so religiösen Anstrich hatte. Zuletzt finden wir noch S. 335. f. die Lobrede auf Corneillen etwas erweitert. Sonderbar ist, daß sich B. den Einwurf zu machen scheint, daß das Schreckliche dieses Dich-

 ters

ters nicht so gute Wirkung thue, als die Furcht des griechischen Theaters, und doch den Einwurf nicht beantwortet.

Die übrigen Verbesserungen sind von keinem Belange. Die Uebersetzung ist hin und wieder von einigen Gallicismen gereinigt worden, und nun völlig ein Muster. Auch braucht Herr R. itzt statt einiger fremden Kunstwörter, deutsche. So setzt er für Simplicität, einfältige Schreibart, Einfalt; welches Wort schon andere in dieser edlern Bedeutung gebraucht haben, wir aber nicht brauchen möchten, so lange die böse noch im gemeinen Leben die Oberhand hat. Er setzt auch Geist, erfindsamer Geist, Geist des Künstlers, der menschliche Geist, anstatt Genie. Uns deucht, es sey zu spät, jenes allgemein aufgenommene Wort zu verbannen, und die dafür gesetzten erschöpfen auch den Begriff desselben nicht. Das einzige, was wir zu thun hätten, wäre dieses, daß wir einen Buchstaben erfänden, der den Laut des französischen ge in diesen und ähnlichen Wörtern, die einmal deutsch geworden sind, z. E. Ingeniör, Gelee u. d. gl. ausdrückte; denn das ist doch wohl sehr sonderbar, daß wir Töne in unsre Sprache aufnehmen, die wir nicht schreiben können.

Tr.

Einleitung in die schönen Wissenschaften, u. s. w. von K. W. Ramler. Dritter und vierter Band. Dritte und verbesserte Auflage. Leipz. 1769. 2 Alphab. 4 Bogen.

Die Zusätze und Verbesserungen sind bey diesen Theilen eben nicht sehr beträchtlich. Wir wollen jedoch die vornehmsten anzeigen; übergehen aber die Versetzungen und die hin und da veränderte Ordnung der Materien.

S. 7. u. f. ist ein weitläuftiger Beweis, daß die lyrische Poesie unter das Principium der Nachahmung gehöre, hinzu gekommen. Uns dünkt hier vieles falsch zu seyn. Wenn eine Ode, ein Lied, meine eignen Empfindungen ausdrückt, so kann ich diesen Ausdruck der Natur nicht Nachahmung der Natur nennen, oder ich muß mit dem Worte Nachahmung spielen wollen. Bey den deutschen Odendichtern wünschten wir, daß doch Klopstocks und Cramers erwähnt würde, da Hn. R. seine Bescheidenheit nicht erlaubte, sich selbst anzuführen. Der erste vornemlich ist allzu sehr Original in der Ode, als daß sich nicht über ihn vieles sagen liesse, was sonst so bequem nicht gesagt werden kann. Das Kapitel vom eigent-

gentlichen didaktischen Gedichte ist noch ziemlich mager; die Duschischen Briefe können hier vieles ergänzen.

Die Uebersetzung der Horazischen Dichtkunst ist an einigen Stellen verbessert, und die des Vida ganz weggelassen worden; welche man auch nicht vermissen wird; besonders da izt Batteux die berühmtesten Dichtkünste mit einem Commentar besonders herausgiebt. S. 344 : 50. wird in einer neuen Anmerkung über die Stelle Natura fieret laudabile Carmen u. s. w. der Antheil der Kunst an der Ausbildung des Genies auseinander gesetzt; und S. 354. ein guter Kunstrichter einigermassen geschildert. Im vierten Bande S. 92. werden die Figuren der Worte etwas genauer in grammatische und rhetorische eingetheilt, und dieser Eintheilung zufolge etwas weitläuftiger abgehandelt. S. 139. u. f. befindet sich ein Zusatz von dem Unterschied des poetischen und prosaischen Rhythmus, welcher verdient gelesen zu werden. S. 146. finden wir einige neue Anmerkungen, über die ropalischen Schlußfälle, deren Gebrauch mit gutem Geschmacke eingeschränkt wird.

Die übrigen Absätze in dem Kapitel vom Numerus, haben ebenfals verschiedene nützliche Zusätze und Verbesserungen erhalten. S. 217. u. f. ist ein ganz neues Kapitel eingeschaltet, worinn von verschiedenen Eigenschaften der Schreibart, ihrer Reinheit, Gleichheit, Härte, Mattigkeit u. s. w. kurz, doch deutlich, gehandelt wird. Der Anhang von der Wortfügung der lateinischen und deutschen Sprache, und den Grundsätzen der Uebersetzungskunst, ist an vielen Stellen verbessert und vermehrt worden. Man lernt izt die unterschiedenen Wirkungen und den Gebrauch der grammatikalischen, metaphysischen und oratorischen Ordnung der Worte und den Einfluß der oratorischen Figuren in die leztere besser einsehn. Auch ist sorgfältiger auseinander gesezt, welches Verhältniß der Numerus und die Harmonie zu der Wortfügung der Lateiner haben. In dem Kapitel von der deutschen Wortfügung, sind einige unrichtige, aus der philosophischen Grammatick genommene Bemerkungen des Batteux verworfen, und dagegen die Lehre von der Analogie und dem Naturell der Sprachen besser bestimmt und erklärt worden. Auf diese Materie hat Herr R. besondern Fleiß gewandt. Wenige unsrer feinen Köpfe haben das Innere unsrer Sprache so sorgfältig durchforschet, und kennen sie so in ihren ältern Schriftstellern, nach ihrem Geiste und nach den verschiedenen Veränderungen, die sie erfahren hat, als unser V. Die Zugabe von den End-

sylben der deutschen Beywörter ist davon ein guter Beweis, und wir wünschten mehr Abhandlungen dieser Art von ihm zu lesen. Es lassen sich einige Erinnerungen und Einschränkungen der Regeln machen, und wir haben dergleichen mit Einsicht gemacht, aber in einem sehr unanständigen Tone vorgetragene Erinnerungen wirklich irgend *) gelesen. Dennoch werden bey näherer Prüfung, und wenn man auf das Rücksicht nimmt, was der V. S. 427. sagt, (nemlich, daß er weder einiger Ausnahmen habe erwähnen, noch auch die scheinbaren Abweichungen wieder zu ihren Regeln zurückführen wollen) verschiedne dieser Einwendungen wegfallen.

T.

Neues Theater von Wien. Zur Fortsetzung, der Schaubühne und neuen Sammlung von Schauspielen, welche auf der K. K. privilegirten deutschen Schaubühne zu Wien aufgeführet worden. Erster bis vierter Theil, 1769. in 8. Fünfter bis achter Theil, 1770, 8.

Schon seit langen Jahren hat man die Stücke, die auf dem deutschen Theater zu Wien aufgeführet worden, unter dem Titel: Schaubühne zu Wien, in 12 Bänden, und hernach: Neue Sammlung von Schauspielen, auch in 12 Bänden gesammlet. Die gegenwärtige ist eine fortgesetzte Sammlung, wo, wie bey den vorigen, um 4 oder 5 einzelne gedruckte Schauspiele ein Titel, zu einem Theile der Sammlung geschlagen wird. Wir finden in diesen acht Bänden Stücke von sehr verschiedenem Werthe. Sie sind auch alle sehr bekannt, bis auf den Postzug oder die noblen Paßionen, ein Lustspiel in zween Aufzügen, 1770. Die noblen Paßionen, sind ein ein Zug schöner Pferde und die Jagd. Dis Stück hat, wie wir gehört haben, auf dem Wienerischen Theater sehr grossen Beyfall gefunden. Es kann seyn, daß die Wienerischen Schauspieler, itzt das Bedürfniß haben, anstatt der vertriebenen Possenspiele, gewisse locale Schilderungen aufs Theater zu bringen, damit die Zuschauer beym lauten Lachen bleiben können. Aber es ist auch wahr, daß die Stücke dieser Art, die wir seit einigen Jahren so häufig aus Wien erhalten, ausser Wien wenig Beyfall haben können. Sie gleichen ganz vollkommen den Comedie Veneziane des Goldoni, die jedem Lan-

*) Hamburgische neue Zeitung, 38 - 41. Stück, 1770.

Langeweile machen, der die Venezianischen Sitten und den Venezianischen Dialect nicht versteht. Der Postzug hat seinen Beyfall auch gewiß solchen Nebendingen, die eine Zeitlang auf dem Wienerischen Theater Hauptsachen vorstellen müssen, zu danken. Sonst ist die Fabel sehr gemein, die Charaktere sind gemein, bloß aus dem Groben geschildert, und haben wenig anziehendes, so daß dis Stück im Lesen sehr wenig gefällt. Der einzige Graf von Reitbahn, der seine Braut gegen einen Zug schöne Schäcken vertauscht, sticht etwas hervor, das übrige alles ist sehr gemein.

Ra.

Versuch über den großen Mann, von C. C. L. Hirschfeldt, Erster Band, Leipzig, bey Crusius, 1769. 17 Bogen 8.

Im Durchschnitte ein Urtheil von diesem Werke zu fällen, so ist es die Schrift eines Mannes, der gedacht und gelesen hat, der uns eben nicht viel neue Aussichten zeigt, und viel schon Gesagtes auf keine unangenehme Art seinen Lesern vorlegt, dessen Schreibart zuweilen gut, und oft nachdrücklich ist, sehr oft aber doch auch einen gemeinen Gedanken unter dem Schwall prächtiger Redensarten verbirgt. Wir wollen den Werth dieser Schrift dadurch nicht heruntersetzen, die wir mit Vergnügen gelesen haben. —

Man sieht leicht, in wie fern diese Materie an diejenige gränzt, die Abbt behandelt hatte. Der große Mann hat die höchste Art des Verdienstes, so bald er seine Talente zum Wohl des menschlichen Geschlechts anwendet. Größe des Geistes, Stärke der Seele, und das Wohlwollen, sind die drey Stücke, die Abbt als Bestandtheile des Verdienstes angab. Unser Verf. giebt fast die nemlichen, unter andern Namen, einen nemlich großen Geist, Gesinnungen und Wirkungen, die über das Gewöhnliche sich erheben, (S. 36.) zu Bestandtheilen des großen Mannes an. Wir wollen uns zwar in keine genauere Untersuchung einlassen, sondern nur bemerken, daß das Wohlwollen nicht nothwendig in den Charakter eines großen Mannes, wenn ich diesen Ausdruck in der allergemeinsten Bedeutung nehme, zu gehören scheint. Dem Moralisten muß es darum nicht weniger erlaubt seyn, von einem großen Krieger und Staatsmanne zu sagen, daß er kein guter Mann gewesen sey. Wenn der Verf. dis etwas mehr auseinander ge-

setzt hätte, würde er sich nicht manchmal in blosse Arten des Verdienstes verlohren haben.

Ueber die Ausführung haben wir uns übrigens schon erklärt; wir wiederholen, daß sich vortrefliche Stellen in diesem Werke befinden, daß die Beyspiele zahlreich und gut gewählt sind, und dieses Buch viele Leser verdienet, und erhalten wird.

K.

Der Winter, von C. C. L. Hirschfeld. Leipzig, bey Hilscher, 1769. 21 Bogen in 8.

Eine periodische Schrift, in eben dem Geschmacke geschrieben, wie die über das Landleben, welche wir von dem V. schon ehemals angezeigt haben. Sie kann für viele unterhaltend und lehrreich seyn, und empfiehlt sich durch einen leichten, fliessenden Vortrag, durch nicht viel neue, aber doch gute Betrachtungen. Nur scheint der Verf. eben durch die Leichtigkeit seines Vortrags fortgerissen zu seyn, und nicht die nöthige Sorgfalt auf die Präcision und gehörige Rundung weder der Gedanken, noch des Ausdrucks, gewandt zu haben. Zuweilen fällt auch die Schreibart ins Kostbare, und noch öfter ins Matte. Dem ungeachtet wird dis Buch viele Leser schon gefunden haben, und noch finden. Nur muß die Menge derselben und ihr Beyfall den Verf. nicht zu einer Polygraphie verführen, die das feinere Publikum vollends ganz gleichgültig gegen ihn machen könnte. Er hat ohnedis ein Feld gewählt, das unsre Wochenschriftsteller durch vielen Gebrauch schon so bis zur Unfruchtbarkeit ausgesogen haben, daß es wohl einmal brach liegen könnte, um, durch geschicktere Hände bearbeitet, desto ergiebiger zu werden.

W.

Der Comet, mein letztes Gedicht, an den Hrn. Prof. Meier. Halle, 1769. 1 Bogen.

Ein scherzhaftes Gedicht in der Manier, welche Michaelis neulich bey uns zuerst versucht hat. Der Dichter erklärt darinn die Entstehungsart einer Erscheinung in der Natur auf eine satyrische Art. Sein Comet erzählt, da er beschworen wird, er sey ein berühmter Poet gewesen, der aber allein glänzen wollen.

„Der Ruhm soll auch durch mich allein
Den Dichtern zugemessen seyn

Auch

Auch fuhr ich immer fort zu schreiben,
Da ward ich, statt ein Stern zu bleiben
Glanzlos, und zieh zu meiner Schmach
Ein wäßrich Schwanzlicht hinten nach!„

Wenn wir den unbedeutenden geschwätzigen Eingang ausnehmen, so hat dies Gedicht einen guten Plan, die Erwartung steigt, besonders während der hochdehnenden Beschreibung der Zauberanstalten, womit der Comet auf die Erde gezogen wird, und wird unerwartet getäuscht. Nur Schade, daß viele die Auflösung der Frage, ohne die Erklärung nicht gleich verstehen werden. Die Erzehlung ist leicht, doch hat sie einige langweilige Stellen, und könnte wohl lebhafter seyn. Der Verfasser ist leicht zu errathen und schon anderwärts genannt worden.

Tr.

Trau, schau, wem! Ein Lustspiel in fünf Auszügen. Braunschweig, in der Waysenhaus Buchhandlung, 1769. 8 Bogen 8.

Der V. nennt sich hinter der gar zu gezwungen geschriebenen Dedikation, und ist Hr. Brandes, von dem wir schon einige theatralische Arbeiten haben. (S. allgem. d. Bibl. XI B. 2. St.) Er scheint bey diesem Stücke nicht rückwärts gegangen zu seyn. Der Dialog ist, besonders im komischen leicht und lebhaft, und die Sprache sowol den Personen als Situationen gemäß. Wo das Gespräch ernsthaft wird, predigt der Dichter, auch nicht so viel mehr, als ehedem; doch findet man noch einige Deklamationen, z. E. S. 21. 22. die empfindsamen der Frau von Dormin.

Der Plan ist nicht simpel genug und gar zu romantisch, besonders durch die doppelte Erkennung. Dormin wäre besser nicht des Grafen von Olborn Sohn, und dieser mit seiner ganzen Nebenhistorie möchte immer weggeworfen werden. Die daher entstehende Lücke wäre leicht auszufüllen. Itzt kann man nicht umhin an die Geschichte des Romeo zu denken. Manches Unwahrscheinliche scheint aus Bedürfniß des Stücks hineingekommen zu seyn. Z. E. daß Heinrich (1 Akt 18 Auftritt) seinen Herrn, den er im Duell fallen sah, verlassen muß, um die Nachricht seiner Frau zu bringen. Könnte man das nicht sonst erfahren? Die Geschichte mit Frodenwall möchte man auch genauer wissen.

Die

Die Charaktere sind wirklich recht gut gezeichnet, obgleich nicht neu. Die Situation zwischen Lorchen und der Frau von Dormin hat etwas ähnliches, mit der von Werner und Telheim. Der Baron und Pips sprechen doch zu sehr die Sprache der Bösewichter aus System. Der ärgste Bösewicht nennt sich selbst nicht so, und sucht seinem Laster immer irgend einen Anstrich vor sich selbst und vor seines Gleichen zu geben. Die moralische Lektion die Pips S. 78. giebt, sollte diesem nach ganz anders lauten, und zufolge dem Monologe S. 94. sollte er gar nicht das Geständniß seiner Spizbübereyen mit solcher gesuchten Spaßhaftigkeit thun. Der Zug, daß er während des Geständnisses einen neuen Betrug mit den 100 Luisdoren spielen will, wäre charakteristisch, wenn er nicht am unrechten Orte stünde. Pips muß viel zu ängstlich seyn, sich aus der Sache heraus zu helfen, als daß er hier dergleichen wagte. Daß der Baron im 6. Auftritt des 4ten Akts aus allem, was Pips ihm sagen will, keinen Argwohn schöpft, ist wohl nicht wahrscheinlich. Ueberhaupt kommt er nur, zu erzählen, daß Dormin geflüchtet sey.

Uebrigens nimmt sich doch dies Stück bey der Vorstellung recht gut aus. Es ist Interesse und besonders viel Handlung und Geschäftigkeit darinn, und man merkt, daß der V. die Bühne kennt. Bey der Verwickelung und Auflösung, läßt sich nichts erhebliches erinnern. Die Vermischung der komischen Scenen mit dem ernsthaften und rührenden, ist mit Ueberlegung gemacht; doch ziehen wir die komischen vor.

Lo.

---

5. Schöne Künste.

Mahlerey und Kupferstecherey.

Berlin. Schleuen hat in dem Berlinischen genealogischen Calender v. 1769. zwölf Stücke aus der Brandenburgischen Geschichte, nach Gemählden von Hrn. B. Rode sehr artig gestochen.

Der genealogische Calender von 1770. ist ebenfalls mit schönen Kupferstichen gezieret. In einigen Exemplaren siehet man, zwölf Auftritte aufs Leßings Minna von Barnhelm, von Hrn. Dan. Chodowiecki sehr niedlich radirt, bey andern Exemplaren sind die 12. himmlische Zeichen von J. W. Meil

be:

befindlich. Auf jedem Blatte siehet man unter den Himmelszeichen Genien, die sich mit den für jeden Monath gehörigen Arbeiten beschäftigen, diese kleine Gruppen, sind, wie man von diesem Künstler schon gewohnt ist, schön gezeichnet, und sehr sauber radirt.

Herr Bernard Rode hat zu der historischen Sammlung, davon wir den ersten Theil im Anhange zum I. bis XIIten Bande angezeigt haben, eine zweyte Sammlung herausgegeben. Sie hat kein besonderes Titelblatt und enthält 5 Blätter. 1) Adam und Eva, wie ihnen von einem Engel der Tod angekündigt wird. 2) Christus schläft im Ungewitter auf dem Meere. 3) Petrus schläft im Gefängnisse unter den Wächtern, ein Engel rühret ihn an, und die Fesseln fallen ab. 4) Numa wird durch den Flug der Vögel zum Könige erwählet. Aus dem Plutarch. 5) Die Göttin der Nacht auf einem Wagen von Nachteulen gezogen. Dies ist eins von den drey Deckenstücken, die dieser Künstler vor ein paar Jahren, in der Marmor Gallerie, des neuen Schlosses bey Sanssouci gemahlt hat.

Eben dieser sehr fleißige und würdige Künstler hat 1769 ein Heft von sechs Blättern in Queroctavgröße radirt herausgegeben. 1) Ein Kind, das nach einem antiken Kopf gezeichnet. 2) Das Kind Moses wird in ein Kästgen gelegt, und von dem Vater ins Schilf gesetzt, die Mutter weinet über ihn. 3) Eine Grablegung Christi. 4) Der Prophet Elias wirft dem Elisa seinen Mantel um. 1 B. der Könige Cap. 19. v. 19. 5) Ahabs Wagen wird gewaschen, und die Hunde lecken das Blut. 1 B. der K. Cap. 22. v. 38. 6) Hirten schreyen einen Löwen an, der einen Stier zerreißt. Jes. Cap. 31. v. 4.

Noch sechs Blätter dieses Künstlers in Großquart- und Foliogröße radirt, welche die dritte historische Sammlung nach seinen eignen Gemählden ausmachen. 1) Ein König der Moabiter opfert seinen erstgebohrnen Sohn auf den Mauern der Stadt. 2 B. der Könige Cap. 3. v. 27. 2) Ein Gemählde aus der Sündfluth, ein Vater rettet sein Kind aus dem Wasser, die obenstehende Mutter empfängt es mit mütterlicher Zärtlichkeit. 3) Eine Grablegung Christi, auf Basreliefart. 4) Alexander betrachtet die Leiche des Darius. 5) Der blinde Tobias hört das Geschrey einer Ziege, und ermahnet seine Frau sie wiederzugeben. Tob. Cap. 2. v. 21. 6) Der junge Tobias bestreicht die Augen seines blinden Vaters mit einer Fischgalle, und heilet ihn. Tob. Cap. 11. v. 13.

Die

Die beyde letztern Blätter gehören zu den besten Werken dieses Künstlers, die thun eine schöne Wirkung, die Köpfe sind voller Ausdruck.

Noch zeigen wir von diesem Künstler zwey kleine Blätter an. 1) Ein Schäfer, der auf einer Schalmey bläset. 2) Eine Weibsperson, hinter einem Gitter, die bey einer Lampe ein Kind säuget. *)

Man muß erstaunen, wenn man die Fruchtbarkeit dieses Künstlers siehet, die in kurzer Zeit so viele Gemählde und radirte Blätter verfertiget, die sämtlich von seiner grossen Geschicklichkeit in allen Theilen der Mahlerey zeigen.

Leipzig. Herr Bauße hat 1769. nach Franz Mieris ein ganz vortreffliches Blatt in Folio gestochen, das verdienet, neben die Werke eines Wille gesetzt zu werden. Das Gemählde ist in der Winklerischen Sammlung zu Leipzig. Den Kupferstich hat Herr B. seinem Freunde, Herrn Kreuchauf, einem einsichtvollem Kenner der Künste zugeeignet.

Gleichfalls noch 1769. erschien von diesem fleißigen Künstler das Bildniß Sr. Durchlaucht, des itztregierenden Churfürsten zu Sachsen, nach einem schönen Bildnisse des berühmten Anton Grafs. Dieses Blatt ist auch sehr schätzbar.

Im Jahr 1770. erschien das Bildniß des Herrn Obersteuerraths G. W. Rabeners, gleichfals nach einem vortreflichen Bildnisse von Graf. Dis ist ein schönes Gesellschaftsbild, zu Herrn Bausens Bildniß Gellerts. Aber in Absicht auf die Arbeit des Künstlers ist es überaus viel vorzüglicher. Es kann neben die besten Arbeiten eines Schmid und Wille gestellt werden. Ferner erscheint 1770 in gleichem Formate, das Bildniß der Mad. Charlotte Henriette Koch, einer beliebten Schauspielerin zu Leipzig, als Pelopia vorgestellt, gleichfalls nach einem Bildnisse von Graf, und vortreflich gestochen.

Noch erschien 1770. Artemisia nach Guido Reni, nach einem Gemählde in dem Cabinette Herrn Gottfr. Winklers zu Leipzig, und dem Herrn Geh. Rathe von Hagedorn in Dresden zugeeignet. Dis Stück ist meisterhaft behandelt, die unnachahmliche Grazie des Gemähldes, ist in das Kupferbild übergetragen. Wirft man einen Blick zurück, auf die Stücke, die Herr B. im Jahr 1766. lieferte, so muß man erstaunen.

*) Diese beyde Blätter haben den Namen des Künstlers nicht, und sind daher in der Bibl. der sch. W. X. B. 2. St. S. 334. aus Versehen Hrn. Dan. Chodowiecky zugeschrieben worden.

staunet. Sie waren auch schätzbar, aber, wenn man den Persianer, das Bildniß Rabeners und die Artemisia dagegen hält, so erstaunt man über die unglaublichgeschwinde Vervollkommnung der Talente, dieses wahrhaftig großen Künstlers.

Herr Geyser hat ein sehr niedliches Stück nach Nic. Knupfer, auf einem Quartblatte radiret. Es ist betitelt, das Johannis-Fest, und stellt einen Aufzug von Kindern nach holländischer Gewohnheit vor. Das Gemählde ist aus dem Cabinette des Hrn. Gottfr. Winklers, dem auch das Stück zugeeignet ist.

Ebenderselbe stach 1769. auf ein Folioblatt eine trefliche Landschaft nach Ferg, auf einem Folioboben. Sie ist betitelt: Der Brunnen am Wege. Das Gemählde ist in dem Cabinette des Herrn Gottfried Winklers zu Leipzig, und der Kupferstich ist Herrn Johann Thomas Richter zu Leipzig zugeeignet. Der Kupferstecher hat dis Blatt meisterlich behandelt. Im Ganzen ist eine schöne Wirkung erreichet, und alle einzelne Theile sind mit überausgroßer Nettigkeit ausgedrückt.

Im Jahre 1770. kam von diesem Künstler das Bildniß des Herrn Prof. Gellerts, im Profil, auf einem Quartblatte heraus. Es ist nach einem schönen Miniaturgemählde der Mlle. Sophia Friederika Dinglingerin in Dresden radirt und gestochen. Die Arbeit ist sauber, und unter allen Bildnissen, dieses von ganz Deutschland so sehr geliebten Dichters, das ähnlichste.

Dreßden. Hr. Carl Christian Leichsenring, hat 1769. nach Thomas Wyck, in dem Cabinet des Hrn. von Hagedorn, ein Blatt in Foliogröße radirt, das der Gelehrte in der Studierstube, betittelt ist. Er hat es seinem Lehrmeister, Hrn. Boetius zugeeignet. Dieser junge Künstler verdienet Aufmunterung.

Hr. J. H. G. Wilmsen, ein junger Baumeister in Dreßden, hat 1770. ein Blatt, die Garten-Seite eines prächtigen Schlosses betittelt, radirt, das er auch erfunden und gezeichnet hat. Das Gebäude ist (die Zimmer an der Erde mitgerechnet) von zwey Stockwerken, in der Mitten und an beyden Ecken sind Vorsprünge, die bis aufs dritte Stockwerk erhöhet sind. An den Vorsprüngen siehet man unten dorische Säulen, drüber Jonische, und an den zurückweichenden Theile des Gebäudes gleiche halbe Pilaster. Die ganze Einrichtung ist artig. Nur da an den Vorsprüngen die Säulen gekuppelt und an den Zurückweichungen die Wandpilaster einfach

 sind,

sind, so dünkt uns, diese Anordnung müsse an der untern dorischen Säulenstellung, bey Austheilung der Triglyphen und Metopen nothwendig einige Unbequemlichkeit machen. Bey dem auf dem Blatte angenommenen kleinen Modell, kann man dies so genau nicht nachmessen, aber man kann doch so viel schon sehen, daß im großen schwerlich alles richtig zutreffen könne. Die im dritten Stockwerke der Vorsprünge angebrachte korinthische gekuppelte Wandpilaster mit halben Schäfften, sind durchaus verwerflich, zumal, da das Gebälke nothwendig verstümmelt werden müßte. Säulen, die nicht gehörige Höhe haben, sind allemal verwerflich.

Hr. Mechau, in Leipzig, hat 1769. ein Bachanal nach Carpioni-artig radiret.

---

6. Weltweisheit.

Briefe an eine deutsche Prinzeßin, aus dem Französischen übersetzt, 1769. 8. Zween Theile. Leipzig, bey Junius.

Das französische Original dieser Briefe kam in Petersburg heraus, die Briefe selbst sind vom Jahr 1760. datirt, und sollen, wie die Sage geht, von Hrn. Euler, den Vater, wirklich an eine deutsche Prinzeßin geschrieben worden seyn. Ihr Inhalt ist Anfangs physisch und dann philosophisch, oder besonders logisch und metaphysisch, zuletzt wiederum physisch. Man weis Hrn. E. Gedenkensart über verschiedene Theile, z. E. die Natur des Lichts, die Bewegung, die Elektricität rc. aus seinen übrigen Schriften. Man weis auch daß Hr. E. auch da, wo er sehr tiefsinnige Sachen abzuhandeln vornimmt, eine ihm eigene Deutlichkeit und Klarheit hat. Diese behält er auch in den vor uns liegenden Briefen, welche daher für Anfänger immer sehr gut seyn werden, und vor gewissen, für Frauenzimmer oder für jedermann geschriebenen, Neutonschen Philosophien beträchtliche Vorzüge haben, wenn auch gleich diese Vorzüge nicht in gekünstelten und oft sehr gezwungenen Geburten des Witzes und Wendungen des Styls bestehen. Hr. E. dachte deutsch, und schrieb das deutsch gedachte Französisch. Um desto besser konnte die Uebersetzung des Französischen ins Deutsche gerathen.

G. F.

G. F. Meiers Untersuchungen verschiedener Materien aus der Weltweisheit. Dritter Theil, 1770. Halle bey Hemmerde, 1/1¼ Bogen in 8.

Dieser Theil enthält, 6. vom Ursprung der menschlichen Erkenntniß, wie nemlich jeder Mensch nach und nach zur Erkenntniß gelangt. Hr. M. mengt in Absicht auf das, was freye Handlungen dazu beytragen können, viel praktisches mit ein, und sieht diese Untersuchung als ein Hülfsmittel an, das Wachsthum der Erkenntniß bey ganzen Völkern, ja bey dem ganzen menschlichen Geschlechte zu bestimmen. 7. Von der Natur des Verstandes, besonders in Absicht auf die Deutlichkeit sinnlicher Erkenntnisse. Hr. M. glaubt, es wäre besser, den Verstand das Vermögen allgemeiner Erkenntniß, und die Vernunft das Vermögen zu nennen, etwas aus allgemeinen Gründen herzuleiten. Wir dächten, das Wort Verstand sey vieldeutig. Verstehen will im Deutschen überhaupt nur sagen, zureichende Begriffe von einer Sache haben. So wird es gebraucht, wenn man sagt, jemand verstehe eine Sprache, ein Buch, eine Kunst, ein Handwerk, eine Art zu verfahren ꝛc. Und so ist der Verstand das dazu gehörige Erkenntnißvermögen. Es gehören ohne Unterschied, sowol allgemeine, als deutliche Begriffe dazu, diese mögen sinnlich oder abstrakt seyn, das ändert den gemeinen Gebrauch des Wortes nicht. Hrn. M. Absicht ist übrigens die Wörter Verstand und Vernunft so einzuschränken, daß sie nicht auch von Thieren gebraucht werden können. Man kann doch aber z. E. einem Hunde nicht mehr als einen Hundsverstand zuschreiben, und die Benennung ändert an der Sache nichts. 8. Von der Schwürigkeit des Beweises der Wirklichkeit der Seele. Das Cartesische Cogito ergo sum, beweißt nur, daß, was im Menschen denkt, wirklich etwas seye. Es muß demnach noch bewiesen werden, daß diesem Etwas in der That alle die mit dem Wort Seele verbundene Bestimmungen, Eigenschaften ꝛc. zukommen, kurz, daß die Seele eine immaterielle, denkende und begehrende Substanz sey. Dazu gehören schwere metaphysische Beweise, und Hr. M. entschuldigt die so etwann dabey zu kurz bleiben und die Monadenlehre nicht recht fassen können. 9. Beweis, daß eine wirkliche Substanz niemals ganz unthätig seyn könne. Der Beweis ist, daß eine endliche Substanz ihre Accidentien nicht auf einmal haben könne, folglich müsse sie in einem fort andere erhalten, und demnach immer selbst neue wirken, weil andere endliche Substanzen, der

allgemeinen vorherbestimmten Harmonie gemäß, nicht in sie wirken können, und Gott auch nicht in einem fort Wunder thut, ꝛc. Diejenigen, so den gegenseitigen Einfluß oder Einwirkung der Substanzen zugeben, können den Beweis allenfalls kürzer fassen. 10. Von der Quelle aller wahren Verbindlichkeit. Die Abhandlung ist eine Rettung des Wolfischen Perfice te, und zeigt, wie der darinn liegende Eigennutz behörig genommen und verstanden werden müsse, damit das anstößige wegfalle. Hr. M. klärt die Sache nach dem gemeinen Menschenverstande gut auf, ohne daß dabey nöthig ist, der vorherbestimmten Harmonie gemäß zu sagen, eine Monade könne nur in sich Accidenzien herfürbringen, und so nütze es nichts zu sagen, daß sie auch in andern Monaden gute Accidenzien wirken solle.

G. F. Meiers Lehre von den natürlichen gesellschaftlichen Rechten und Pflichten der Menschen. Erster Theil, 1770. 8. Halle, bey Hemmerde, 25½ Bogen.

Da des Hrn. Verfassers Gedenkensart und Vortrag aus mehrern Schriften, und in Absicht auf gegenwärtige Gesellschaftslehre, besonders aus seinem Rechte der Natur, bereits bekannt ist, so wird es genug seyn, die Anlage dieses ersten Theiles anzuzeigen. Es theilt sich derselbe in zween besondere Theile, und jeder in einige Capitel. Hr. M. fängt mit der Theorie des allgemeinen gesellschaftlichen Rechts an, zeigt dabey, was menschliche Gesellschaften sind, und wie sie sich eintheilen lassen. Hierauf forscht er den rechtmäßigen Gründen zur Vergesellschaftung nach, um dadurch Diebszünfte auszuschliessen. Dieser Untersuchung folgen sodann die erste Gründe des allgemeinen Gesellschaftsrechts, die ferner auf Gesellschaften, wo alle Glieder gleich sind, und dann auf solche angewandt werden, wo eine Ungleichheit zwischen den Gliedern statt findet. Alles dieses betrift noch ganz einfache Gesellschaftsarten, und daher mußte es auf zusammengesetzte Gesellschaften besonders angewandt und endlich auch die natürlichen Rechten der Gesellschaften gegen auswärtige bestimmt werden. Dieses macht nun den Inhalt der ersten Abtheilung aus. Die zweyte betrift die allgemeine gesellschaftliche Klugheit. Und zwar fängt Hr. M. an, die Gründe anzuzeigen, die zum gesellschaftlichen Leben verbinden und antreiben sollen.

Dar-

Daraus ergeben sich die innerliche Rechtmäßigkeit des gesellschaftlichen Lebens. Hierauf folgen die innerlichen natürlichen Pflichten der Mitglieder, theils untereinander, theils in Absicht auf das Ganze, und endlich auf die Pflichten der Gesellschaft gegen auswärtige. Man sieht, daß alles dieses sehr ordentlich angelegt und ausgeführt ist.

A.

7. Naturlehre, Chymie, Naturgeschichte und Mineralogie.

Observations Physiques et morales sur l'Instinct des animaux, leurs Industrie, leurs moeurs, par *H. S. Reimar*. Prof. en Phil. à Hamburg. Ouvrage traduit de l'allemand sur la derniere Edition par Mr. *Renéaume de la Tache*, Capitaine d'Infanterie. II. Tomes. Amsterdam, chez D. J. Changuior, grand 12.

Eine Uebersetzung des schönen Werks des sel. Hrn. Reimarus, von den Trieben der Thiere. Wir zeigen sie nur aus einer französischen periodischen Schrift an, und werden, wofern sie uns zu Gesichte kommt, weiter davon reden.

Memoires de l'Academie royale de Prusse, concernant l'anatomie, la phisiologie, la physique, l'histoire naturelle, la botanique, la mineralogie, extraites des seize Volumes in 4. qui composent les memoires dela dite academie, avec un choix de Memoires de chymie et de philosophie speculative; des discours preliminaires, et des Appendix, ou l'on indique les nouvelles decouvertes, par Mr. *Paul*, Correspondent de la Soc. royale des Sciences et belles lettres à Marseille. VII. Vol. in 4. et in 12. a Paris chez Pancoucke, 1770.

Dis ist ein Nachdruck des physischen anatomischen und chymischen Theils der Abhandlungen der Berlinischen Akademie. Die mathematischen Abhandlungen, die belles lettres, und ein Theil der Abhandlungen aus der speculativen Philosophie sind weggeblieben.

VI.

Chymisch medicinische Abhandlung von den harnigten Salzen und Geistern, dargestellt von D. Joh. Pauli. 8. Kopenhagen, 1770. bey Joh. Gottlob Rothen, königl. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

Vor einiger Zeit gab Hr. P. eine Abhandlung von den Wässern heraus, die wir auch zu seiner Zeit ankündigten; nun hat die Reihe die harnigten Geister getroffen. Diese Abhandlung ist in ihrer Art vorzüglicher als die von den Wässern. Zuerst handelt Hr. P. von den harnigten Salzen und Geistern überhaupt, sodann geht er in den 3. ersten Abschnitten diese Salze nach den dreyen Reihen durch, und im 4ten wird der medicinische Gebrauch dieser Salze gezeigt. Im Ganzen genommen, enthält diese Schrift nichts, was nicht schon von diesen Sachen bekannt wäre, wohl aber haben wir einige Unrichtigkeiten bemerkt, die wir darum kürzlich anzeigen wollen, damit Anfänger in der Chemie, für die diese Bogen wohl eigentlich zusammen geschrieben sind, dieselben alsdann doch mit mehrern Nutzen gebrauchen können. §. 14. Die Reinigung der harnigten Salze mit gebranntem Hirschhorn ist nicht so gut, als wenn ein Laugensalz dazu gebraucht wird. §. 15. Die Coagulation eines harnigten Geistes mit dem Brantwein, schreibt Herr P. den öligten Theilen des letztern zu. Hier hätte Herr P. nicht so schlechtweg Brantwein, sondern höchst rectificirten Brantwein schreiben sollen, weil sonst diese Coagulation gewiß nicht geschiehet, und eigentlich ist diese ganze Coagulation, eine Cristallisation, da, durch den Weingeist, die Wäßrigkeit dem Harngeist plötzlich benommen wird, und also sehen wir nicht ein, warum gerade der ölichte Theil des Brantweins diese Würkung hervorbringen soll. §. 17. und 18. hat man nicht nöthig sich mit den V. über den Niederschlag der feuerbeständigen Laugensalze, durch flüchtige, zu wundern, weil es wider die Erfahrung ist; denn, weder das Weinsteinöl, noch die Spiesglastinktur, werden durch einen wäßrigen

Sal-

Salmiakgeist niedergeschlagen. S. 22. Die Bereitung des Salmiaks geschieht nicht in Holland, sondern Haselquist hat uns deutlich gelehrt, daß, und wie er in Egypten bereitet wird. S. 24. beym brennlichen Salpeter soll es in der 18ten Zeile vermuthlich heissen, nicht sublimiren. Daß S. 26. die harnigten Geister, die aus Steinen durch Niederschlagung verfertigten feinen Pulver, wieder auflösen soll, ist ganz unverständlich: daß diese harnigte Geister, Steine niederschlagen, wollen wir eher glauben. S. 27. Durch die harnigten Geister lassen sich die Lasursteine im geringsten nicht extrahiren. S. 30. Die daselbst angegebne Bläue entsteht wohl nicht vom Eisen, sondern von dem beym Eisen befindlichen Kupfer. S. 32. Gewiß ist es, daß das Platzgold, so mit dem Salmiakgeist, welcher vermittelst lebendigen Kalchs bereitet worden, gelblicht ist, und am heftigsten knallt, ob aber dieses, oder überhaupt jedes Platzgold bey Gichtbrüchigen von so großen Nutzen ist, daran zweifeln wir recht sehr. S. 43. möchten wir wohl wissen, worinn die specifique Kraft der Hechtszähne bestehe, und eben so unrichtig scheint uns auch S. 47. der Gebrauch des flüchtigen Salzes aus den Weinhefen in der Trunkenheit, wir glauben gegentheils, daß saure Sachen hier wohl mit mehrerer Zuverläßigkeit zu gebrauchen stünden. S. 53. wird der Bernstein sehr uneigentlich unter diejenigen Körper des Mineralreichs gezählt, welche einen urinösen Geist durch die Destillation geben. Aus Alaun, Kalch und Kohlenstaub wird man, wie S. 56. angegeben wird, niemals einen urinösen, wohl aber einen schwefeligten Geist erhalten. S. 58. lehret der V. aus Mennige, Bley und Zink, einen urinösen Geist zu treiben, vielleicht hat er sagen wollen, daß man vermittelst dieser Körper aus dem Salmiak einen urinösen Geist treiben könne, denn sonst ist diese und die 59. S. ganz unverständlich. Daß die harnigten Geister, wie die martialischen Arzneyen würken, dawider möchte noch wohl vieles zu erinnern seyn. Bey einer Schrift von fünf und einem halben Bogen, dünken uns dieses Erinnerungen genug zu seyn, und doch könnten wir noch mehrere anführen. Wir wünschen, daß dieses den V. aufmerksamer machen möchte, künftig nicht alle bekannte Versuche als vollkommen richtig anzunehmen, sondern sie mehr praktisch zu prüfen.

Johann Joachim Lange, ꝛc. Grundlegung zu einer chymischen Erkänntniß der Körper, herausgegeben

und mit Anmerkungen versehen, von J. J. Madihn. Halle, bey Joh. Jac. Curt, 1770. in 8.

Herr Madihn gab vor einiger Zeit des Herrn Langens Einleitung zur mineralogia metallurgica heraus; da nun dieselbe lediglich auf chemischen Grundsätzen beruhet, und sich ohne eine gründliche Kenntniß der Chemie kein guter Hüttenmann gedenken läßt; so ist man dem Hrn. M. allen Dank schuldig, daß er diese mit der vorbenannten so genau zusammenhangende Schrift gleichfalls bekannt gemacht hat. Hr. Lange ist in seiner chemischen Theorie vorzüglich Bechern, Stahlen und Junckern gefolgt, und Hr. Madihn hat durch seine gut angebrachte Anmerkungen diese Schrift sehr verbessert, sie zeugen von seiner nicht geringen Kenntniß der praktischen Chemie. Diese Schrift dient blos zu chemischen Vorlesungen, denn einige Kapitel sind darinn so kurz vorgetragen, daß sie ohne mündlichen Unterricht, besonders Anfängern, sehr unzulänglich seyn würden.

L.

Ioan. Antonii Scopoli annus primus historico-naturalis. Lipsiae, 1769. 8. Annus secundus, 1769. tertius, 1769. Lips. apud Hilscher.

Es sind Aufsätze von ganz verschiedenem Inhalte, die aber jeder Naturforscher mit eben so vielem Vergnügen, als Nutzen lesen wird. Der erste Band enthält Beschreibungen von 254 Vögeln, die zum Theil bekannt, zum Theil selten, zum Theil auch hier zum erstenmal beschrieben sind. Sie sind nach der Linneischen Ordnung erzählt, doch hat der V. einige Aenderungen vorgenommen. Z. B. die vielen motacillae machen ein gar zu zahlreiches Geschlecht aus, welches er dadurch einzuschränken und zu erleichtern gesucht, daß er einige derselben in ein besonderes Geschlecht, welches er Silvia nennet, zusammengestellet hat. Wir wären gerne damit zufrieden, wenn er nur diese Silviae durch merklichere Kennzeichen von den motacillis verschieden wären.

Der zweyte Band besteht größtentheils aus Beobachtungen, die auf einer Reise in die Grafschaft Göriz, und auf einer andern durch Tyrol gemacht worden. Jene betreffen verschiedene dort vorgefundene Mineralien, die der V. chymisch untersucht hat; letztere aber erstrecken sich auch auf Thiere und Pflanzen. Zugleich wird der dort übliche Bau des Reys, des

des Weitzens und der übrigen Getreidearten, ingleichen des Leins und Tobacks beschrieben. Zuletzt ist noch eine vollständige botanische und ökonomische Beschreibung des Kürbs und des Lichenis islandici gegeben.

Der dritte Band, der wenigere Bogen ausmacht, rettet zuerst die Aerzte von der Beschuldigung, daß sie ehemals aus dem alten Rom verjaget worden. Der V. zeigt, daß dieses ganz falsch ist, und nennet dagegen alle Aerzte, die seit Jul. Cäsars Zeiten bis zum Kaiser Adrian daselbst ihre Kunst getrieben haben. Alsdann folgt eine Abhandlung von der Viehseuche. Verschiedene Naturforscher in Wien, auch selbst Hr. v. Swieten, haben es für unschädlich erkläret, dem gestorbenen Viehe, die Haut abzuziehn, und verarbeiten zu lassen. Dawider wollen wir nicht gradezu streiten; aber der Versuch, auf welchen man sich dabey beruft, kömmt uns nicht entscheidend vor. Man hat nemlich die Haut eines an der Krankheit gestorbenen Viehes einem gesunden umgehenket, ohne daß dieses krank geworden. Wir erinnern uns, in den Schriften der Zellischen Landwirthschaftsgesellschaft gelesen zu haben, daß man dort eben dieses bey rotzigen Pferden versucht, und dabey die selbigen Folgen gehabt hat. Aber sollten nicht die Ausdünstungen eines lebenden Viehes ganz andere Würkungen haben können, als die von der Haut eines gestorbenen? — Am Ende dieses Theils S. 67. steht noch eine Abhandlung von dem Berlinerblau und einigen andern Lacken, die uns schon der fleißige H. Dokt. Krüniz im Neuen Hamburg. Magaz. VII. S. 420. übersetzt geliefert hat.

J. A. Scopoli Bemerkungen aus der Naturgeschichte, erstes Jahr, welches Vögel enthält. Aus dem Lateinischen übersetzt von D. F. C. Günther, Herzogl. Sachsen-Coburg. Leibarzt und Praktikus zu Cahla bey Jena. Leipzig, 1770. 13 Bogen, in 8.

Ohne zu untersuchen, ob eben von diesem Werke eine Uebersetzung nöthig, und ob sie ohne Einwilligung des Verfassers erlaubt gewesen, melden wir nur, daß sie doch gut genug gerathen ist; daß der H. Doktor einige, doch nicht recht sehr erhebliche, Anmerkungen hinzugesetzt hat; daß er selbst eine schöne Sammlung von Vögeln besitzt, von der er künftig eine vollständige Beschreibung liefern will. Diese wün-

schen wir dem Publikum und uns lieber, als die Fortsetzung dieser Uebersetzung. Die Aufsätze in Scopoli-Werke, die von allgemeinern Nutzen sind, werden schon einzeln ihre Uebersetzer für Sammlungen und Magazine finden; und die zoologischen und botanischen Aufsätze können doch fast nur von denen genutzet werden, die so gut, als H. Günther, Latein verstehn.

Naturgeschichte von Gujana in Südamerika — in vier Briefen von Eduard Bancroft Esq. Aus dem Englischen. Frankf. und Leipzig, 1769. 8.

Der Verfasser ist zwar ein Arzt, aber im geringsten kein Naturalist. Man muß also auch hier keine neue Naturalien erwarten, sondern nur die bekannten hat er so beschrieben, daß sie ein Mann, der die Naturgeschichte so gut, als der deutsche Uebersetzer versteht, zur Noth, erkennen kann. Von diesen hat er denn auch einige neue Nachrichten beygebracht, die man immer mit Danke annehmen muß, weil sie aus Gujana kommen. Die Nachrichten betreffen zudem nur das holländische Gebiet von Gujana. Das erheblichste ist, wie uns deucht, die Beschreibung des heftigen Gifts, womit die Gujaner ihre Pfeile tödtlich machen. Es wird ganz aus vegetabilischen Säften bereitet. Der Verfasser hat vieles davon mit nach London gebracht, und es den Naturforschern zur Untersuchung ausgeboten. Der ungenannte Uebersetzer (vielleicht H. D. S.) hat, wo er gekonnt, die systematischen Namen der Naturalien hinzugesetzt; und wir haben gar nichts wider ihn; aber bedauren thun wirs, daß er kein Register beygefügt, wiewol es doch auch der Urschrift fehlet.

Dm.

---

8. Mathematick.

Dimensio graduum meridiani Viennensis et Hungarici; Augg. Iussu et Auspiciis peracta a *Josepho Liesganig*, Soc. Ies. Wien, beym Universitäts-Buchhändler Augustin Bernardi, 1770. 262 Quartſ. 10 Kupfert.

Die

Die bisherigen Abmessungen von Graden der Mittagskreise, sind zwar überhaupt einstimmig, die Erde an den Polen platter, um den Aequator erhobner zu machen, wegen der eigentlichen Gestalt dieser Krümmung aber, geben sie nicht völlig übereinstimmende Folgerungen. Mehrere Abmessungen von Meridiangraden, sind daher schon dieserwegen wichtig, da sie doch auch viel andern Nutzen haben können. Gegenwärtige hat man besonders den Befehlen und der Freygebigkeit der Kaiserin Königin zu danken. Im Jahre 1762. wurde dem Hrn. P. L. die Abmessung wenigstens zweener Grade des Wienerischen Meridians aufgetragen, nachdem er schon 1759. mit dem P. Scherfer eine solche Arbeit unternommen hatte, die er aber abbrechen mußte, doch mit den Vortheilen für die künftige Unternehmungen, daß er schon einigermassen die Stellen, zu den anzunehmenden Ständen, für die Dreyecke wählen konnte. Jetzo begleitet ihn der weltliche Coadjutor seines Ordens Joseph Ramspäck. Die Messung erstreckt sich von Brünn in Mähren bis nach Warasdin in Croatien. Gegenwärtige Beschreibung derselben, hat Hr. P. L. mehr zum Nutzen als zur Pracht eingerichtet. Er sammlet, was zu dergleichen Absicht gehöriges von andern ist gesagt worden, prüft es und setzt Eignes hinzu; erläutert und erleichtert die Rechnungen, und sucht sowol Anfängern dadurch lehrreich zu werden, als auch sich selbst das Vertrauen seiner Leser zu erwerben. Die Abhandlung von den Graden des Wiener Meridians enthält die Beschreibung und Prüfung der Werkzeuge, Abmessung der Dreyecke, astronomische Bestimmung der Weite des Bogens des Meridians, und Bestimmung der Länge des Penduls zu Wien. Diesem ist auf ähnliche Art eine Abmessung eines Grades in Ungarn beygefügt.

Nur einige Proben verstattet der Raum beyzubringen. Zu Gräz, seiner Vaterstadt hat sich Hr. P. L. des Observatorii bedient, das vordem P. Paul Guldin gebraucht. Das neuere, das da seinem Orden gehört, konnte er nicht brauchen, weil die schön gemahlte Decke hätte müssen durchbrochen werden, die Aussicht nach dem Scheitelpunkte zu haben. Eine genaue Vergleichung des Wiener Fußes, in 100000 Theile getheilt, mit andern, steht 11 S. der Pariser ist 102764. Sowol bey der Prüfung, als beym Gebrauche der Werkzeuge, kommen allerley vom Hr. P. L. eigne Handgriffe vor. Da der Winkelschenkel nicht allemal horizontal seyn konnte, und man also die Neigung der Schenkel wissen mußte, die horizon=

zontalen Winkel zu finden, welche den gemessenen zugehörten, so bediente er sich, diese Neigung zu finden, Anfangs des Quadranten auf die gewöhnliche Weise mit dem Lothe. Weil aber auf den Höhen, wo dieses vorgenommen ward, das Loth, auch in seinem Behältnisse, stets durch Winde gestöhret ward, fiel er bald darauf, die Wasserwage mit Spiritus zu brauchen. Er befestigte sie an das bewegliche Fernrohr des Quadranten, brachte solches an den Anfang, von dem die Grade gezählt werden, und rückte nun den Quadranten in der Verticalfläche so, daß dieses Fernrohrs Axe, nach Anzeige der Wasserwage, horizontal stand. Nun drehte er es in die Richtung des Schenkels, dessen Neigung er wissen wollte. Das unbewegliche Fernrohr diente hierbey weiter zu nichts, als zu versichern, daß der ganze Quadrant sich nicht verrückt hatte. *) Wie die gemessenen Winkel wegen der Refraction müssen verbessert werden, zeigt Hr. P. L. auch umständlich, und setzt die hier vorkommenden Fälle aus einander. Die Wiener Polhöhe (198 S.) hat er so aufs genaueste zu erhalten gesucht, daß er 1758. von Sternen, welche dem Scheitel nahe kommen, im großen Bären und in der Ziege, Mittagshöhen zu Wien, zugleich mit dem la Caille zu Paris beobachtet. Aus diesen Beobachtungen fiel der Unterschied beyder Polhöhen zwischen 38 Min. 51 Sec. und 38 Min. 57 Sec. Weil ihm diese Gränzen noch nicht eng genug waren, und er doch den la C. nicht mit mehr Beobachtungen beschweren wollte, verglich er von neuem Weiten solcher Sterne vom Scheitel seiner Sternwarte, mit denen, die la Caille für die seinigen in den Fu.d.am. Astr. angegeben hat, es versteht sich die Aenderungen der Stellen der Fixsterne, dabey mit in Betrachtung gezogen. Er leitet daraus die Polhöhe der Sternwarte auf dem Jesuitercollegio zu Wien; 48 Gr. 12 M. $34\frac{1}{2}$ S. her; eine davon abgehende Polhöhe, die sich in des P.

*) Der Recensent besitzt einen Winkelmesser, den der seel. Prof. Mayer zu Göttingen gebraucht, und selbst angegeben hat. Das Fernrohr an demselben läßt sich nur der Ebene der Scheibe parallel drehen, es ist aber mit einer Spiritus-Wasserwage versehen. Da also Winkel nicht anders damit gemessen werden können, als die Axe des Fernrohrs oft schief gegen den Horizont stehet, so ist bey der übrigen Einrichtung dieses Werkzeuges, keine andere leichte Reduction solcher Winkel auf horizontale möglich, als die hier angezeigte. Selbst hat der R. dieses Werkzeug den seel. M. nicht brauchen sehen, und kann also nicht historisch versichern, wie er es gemacht.

P. Hell Ephemerid. 1761. befindet, ist daher gekommen, weil er nicht daran gedacht, daß die Sternwarte des mazarinischen Collegii, wo la Caille beobachtet, 1 Min. 15 Sec. nordlicher ist, als die Königliche, und daher dieser Polhöhe, statt jener ihrer genommen. Bradley hat des la Caille Sextanten einen Irrthum von 10. bis 12 Sec. Schuld gegeben, Hr. P. L. (295 S.) kann dieses nicht glauben und muthmaßet, der Zwist rühre von der so unsichern Refraction her. Nach allen Untersuchungen und Verbesserungen, schließt Hr. P. L. den Meridiangrad in Oesterreich, ohngefähr in der Breite von 47 Gr. 47 M., auf den Horizont des Meeres gebracht, sey 57077 Toisen, Die Länge des einfachen Secundenpenduls findet er zu Wien 440, 562 pariser Linien.

Der ungarische Grad ist in den weiten Ebenen zwischen der Donau und der Theyß in Begleitung von ein paar Ingenieurofficieren H. Leopold Unterberger und H. Hippolytus Verité gemessen worden. Aus der Reisebeschreibung sieht man, daß es auch Ostwärts von Ofen, an der Donau, einen Blocksberg giebt. Die Ebene, wo die Messungen angestellt wurden, war, des Ruhms, den man von ihr im voraus gemacht hatte, ohngeachtet, des H. P. L. Wünschen nicht vollkommen gemäß. Sie hat nirgends Hügel, und doch bald hie und da nur eine etwa auf 2000 Klaftern eingeschränkte Aussicht, daher zu einem Grade 26 Dreyecke nöthig waren, und noch mehr nöthig gewesen wären, wenn nicht ein paar Kirchen, Aussichten ins Weite verstattet hätten. Ueber der ganzen Gegend aber liegen besonders bey heißen Sonnenschein dicke Dünste ein paar Klaftern hoch, die einem Fremden wie stehendes Wasser aussehen, als ob die Gipfel von Thürmen, Dächern und Bäumen, in der Luft schwimmen. Ein Aussehn, dergleichen Hr. P. L. zuvor nie gehabt hatte, und das man von weiten nicht errathen sollte. Mit den Abmessungen mußte man sich nahe an der Theyß halten, deren Ufer doch immer einige Stunden von einander entfernte Dörfer darbietet. Hätte man sich davon entfernen wollen, so fanden sich nirgends Nachtlager, die Nahrung für Menschen und Vieh hätte müssen herzugeführt werden, selbst das dasige Wasser, ob man es zuweilen klar findet, verursacht denen, die es nicht von Jugend an getrunken haben, Fieber. Die ganze Gegend hat die vortreflichsten Viehweiden, aber statt der Häuser nur elende Hütten aus Schlamm und Schilfe zusammen geklebt; derselben Bewohner sind die rauhen Viehhirten, und zu ihrem Schutze haben sie wilde Hunde, die Wölfen ähnlich, und

denn

wenn sie ihre Nachtwachen halten, selbst Wölfen, noch vielmehr Menschen furchtbar sind. Zeichen an den Ständen aufzurichten, fehlte es völlig am Holze, wo die Erde nur Gras trägt, und der Schilf in den ungeheuren Sümpfen übrigens zu der Leute Bedürfnissen zureicht. Hr. P. L. beschreibt bey dieser Abmessung 242 S. etwas umständlicher als bey der vorigen, das noch nicht allzu bekannte Verfahren, wie man die Richtung der Seiten der Dreyecken vermittelst der Sonne findet. Man stellt das eine Fernrohr des Quadranten, nach den Zeichen des Standes, nach welchen die Linie geht, deren Richtung man verlangt, in dem andern Fernrohre muß man die Sonne so haben, daß man die Antritte ihrer beyden Ränder an den Verticalfaden bemerken kann. Aus den beobachteten Zeiten dieser beyden Antritte, giebt sich der Antritt des Mittelpunkts, also das Azimuth der Sonne in selben Augenblicken, und weil man, vermöge des andern Fernrohres, den Winkel weis, den die Standlinie mit der Linie nach der Sonne macht, giebt sich nun die Richtung der Standlinie. Man wählt hiezu die Zeit, da die Sonne dem Horizonte nahe ist, weil man da den Quadranten leichter und sicherer stellen kann, als wenn die Höhen der Sonne und des Zeichens zu sehr unterschieden sind.

Den in Ungarn gemeßnen Grad bestimmt Hr. P. L. 56881 Toisen, in der Breite 45 Gr. 57 M. 12, 6 S; etwa 17 Gr. 47 M. 35 S. ostlicher als Paris, welche letztere Angabe er nur muthmaßlich aus Landcharten herleitet, weil er über den Unterschied der Mittagskreise keine Beobachtungen anstellen können. Hr. P. L. gesteht, daß diese Größe des Grades vielleicht einige, die ihn mit andern gemessenen vergleichen wollen, befremden könne; versichert aber die genauste Richtigkeit und Uebereinstimmung aller dazu gehörigen Abmessungen, Beobachtungen und Rechnungen. Diese Arbeit des H. P. L. ist auch ohne Absicht auf ihren Hauptgegenstand, eine der lehrreichsten Anleitungen, zu einem beträchtlichen Theile der Kunst zu observiren, und der praktischen Geometrie, die ins Große geht. Zu beyden wird man nirgends so viel brauchbare Vorschrift, selbst für Anfänger, so deutlich mit ihren Gründen angezeigt finden.

M.

M. Chr. G. Semlers Beschreibung des Cometen 1769. nebst einer Schöpfungshistorie, 1770. 8. Halle, bey Hemmerde, 15 Bogen, 1 Kupferpl.

Anweisung den Lauf eines Cometen und anderer Gestirne ohne Instrumente und Rechnungen zu beobachten, von M. J. F. E. 1770. 8. Erlangen, bey Walther, 11½ Bogen, 2 Kupferpl.

J. E. B. Wiedeburg an die Bürger bey Gelegenheit des Cometen, 1769. 8. Jena, bey Hartung, 5 Bogen.

Untersuchung der Frage, ob die Erscheinung der Cometen was besonders zu bedeuten habe, ꝛc. 1769. 8. Nürnberg, bey Ammermüller, mit 2 Kupfern. 7 Bogen.

Bode Abhandlung von dem 1769. erschienenen Cometen, 1769. 8. Hamburg, bey Harmsen, 3 Bogen, 1 Kupferpl.

Bey Anlaß des Cometen von 1680. und 1681. ließ man viele Prognostica drucken, unter denen eines so anfängt: „Schweige stille und verstumme, o sündiger Mensch! entsetze „dich vor dieser grausamen Zornruthe des gewaltigen Beherr„schers Himmels und der Erde. Er hat sein Schwert ge„wetzet, gezücket und zum Streiche gerichtet. Er hat seinen „Bogen gespannt, und tödtlich Geschoß darauf gelegt. — „Billig sind diejenigen scheltenswerth, welche vermittelst ih„rer eingebildeten allzugroßen Witze alle Wunder Gottes na„türlich machen wollen, dadurch dann die Menschen abgehal„ten werden, sich vor denselben der Gebühr nach zu entse„tzen. — Ich habe ihn (den gewaltigen Cometen, dieses „abscheuliche Phänomenon, welches die ganze Welt in Schre„cken setzt) mit thränenden Augen und bebenden Gliedern so „fleißig observirt, als irgend ein anderer. — Der Com„mendant auf hiesigem Himmelshohen Felsenschloß hat mir „hülfreiche Hand gebothen — und habe ich auf diesem Ca„steel das bequemste Logiment erwählt und darinn das mei„nige gethan ꝛc.

Man stelle sich diesen guten ehrlichen Fränkischen Mathematicker vor, wie er beym Anblick des Cometen zum Com-

mendanten läuft, sich auf dem Felsenschloß einen Schutzort ausbittet, und im bequemsten Zimmer der Gebühr nach mit Zittern und Beben das abscheuliche Phänomenon in die Augen bekommt, und das seinige thut; so muß man sich verwundern, daß der gute Mann, nachdem das Phänomenon vorbey war, nicht eben so über seine ängstliche Verwirrung lachen mußte, wie jemand, der, da sein Nachbar abbrennt, einen Korb mit Eyern, um sie zu retten, zum Fenster hinaus wirft. Wer hat ihm gesagt, daß man vor einen Cometen der Gebühr nach, das will sagen, ganz methodisch erschrecken soll? Geboth ihm nicht vielmehr die Schrift ganz ausdrücklich, sich vor den Zeichen des Himmels nicht zu fürchten, wie die Heyden? das will sagen, die Chaldäer, von denen die Sterndeuterey mit Untermengung vielen politischen Betruges ausgeübt worden, und so tief Wurzeln geschlagen hat. Unsere dermaligen Schriftsteller sprechen doch nun aus einem andern Tone; und ihre einstimmige Aussprüche tragen viel dazu bey, auch bey unstudirten den noch etwan übrigen Wahn vollends zu benehmen. Dahin gehört unter den angeführten Schriften die dritte, worinn Hr. Wiedeburg seinen Jenaischen Mitbürgern auf eine wohlgerathene Art, Anleitung giebt, bey den Cometen nicht Schrecken, sondern Preiß und Anbethung des Allerweisesten Schöpfers zu empfinden. Die 4te Schrift hat Hr. Dr. und Pr. Kordenbusch in Nürnberg zum Verfasser, und zielt eben dahin. Wir haben zwar nur den zweyten Theil vor uns, welcher die Natur und Beschaffenheit der Cometen und ihrer Bahnen anzeigt, den Comet von 1769. historisch beschreibt, und seinen scheinbaren Lauf auf einer Himmelscharte vorlegt. Der Comet wurde im October bey seiner Rückkehr wegen trüben Wetters zu Nürnberg nicht gesehen, und dieses wird es entschuldigen, wenn Hr. K. in auswärtigen Nachrichten, den Ausdruck unter dem Berge Mänalus zu buchstäblich genommen, und den Ort des Cometen über den Aequator gesetzt hat. Die erste Schrift von Hrn. Semmler, zeigt, wie einige andere seiner Schriften, daß es ihm in jüngern Jahren vielmehr an Gelegenheit als an Fähigkeit in astronomischen Sachen müsse gefehlt haben. Denn bey Bestimmung der Bahn des Cometen gebraucht er die ächte Methode gar nicht, es sey, daß er sie nicht gewußt, oder zu schwer gefunden habe. Indessen sucht er sich durch eigene Einfälle aus einzeln Schwürigkeiten herauszuziehen, so gut es bey so gewagten Sätzen angehen mag. Die wahre Bahn war nicht leicht zu bestimmen, und dieses erhellt schon daraus, daß *Lalande*

bey

bey seiner ersten Berechnung um ganze Zeichen fehlte; und erst bey der zweyten mit den von Hrn. Euler und Lambert angegebenen Bestimmungen näher zusammentraf. Hr. Semler hätte seine eigene Bestimmung noch aus triftigern Gründen prüfen sollen: Allein er begnügt sich damit, daß es einige andere auch nicht besser getroffen. Die zweyte Schrift ist von einem Geistlichen aus Franken. Sie enthält eine ziemlich gute Anweisung und die meisten Aufgaben die beym Gebrauche der Himmelskugel vorkommen, mit Anwendung auf die Bestimmung des scheinbaren Orts des Cometen. Die wahre Bahn des Cometen wird hingegen, nach der Anleitung, die Rost in seinem aufrichtigen Astronomus gegeben, als geradelinicht angenommen. Der Verfasser sahe aber, daß er diese Bahn nur für die Zeit gebrauchen konnte, da der Comet noch erst der Sonne näher kam. Daher zieht er noch eine andere gerade Linie, für den Rückweg des Cometen. Das macht nun freylich aus der ganzen Sache ein Flickwerk. Und damit zieht der Verfasser so gut als von freyer Hand eine elliptische Bahn um die Sonne, um wenigstens vorzustellen, wie die wahre Bahn aussehen müßte. Er läßt es aber dabey bewenden. Besser greift es Hr. Bode in der 5ten Schrift an. Er bestimmte erstlich die Bahn nach der Anleitung, so sich in den Halley'schen Tafeln findet, das will sagen, nach einer durch viele Versuche gehende und daher verdrießliche und mühsame Methode, wobey man leicht die Geduld verliehren kann. Es ist sich daher nicht zu verwundern, daß er bey dieser Bestimmungsart um einige Tage und mehrere Grade zurücke blieb, zumal wenn, wie er sagt, seine Beobachtung vom 5ten Sept. nicht alle Zuverläßigkeit haben sollte. Da ihm nachgehends die Lambertsche Bestimmung zu Gesichte kam, so nahm er auch keinen Anstand, die Bahn des Cometen derselben gemäß nebst den Bahnen des Merkurs, der Venus, der Erde und des Mars genau zu verzeichnen und sie seinen Lesern in einem illuminirten Risse vorzulegen, um sodann umständlich angeben zu können, woher es kömmt, daß der Comet von der Erde aus gesehen, seinen scheinbaren Lauf so genommen, wie er beobachtet worden. Daß Hr. B. hiebey die Neigung der Bahn nicht in Betrachtung gezogen, scheint Kürze halber geschehen zu seyn. Denn sonst hätte im Risse die durch senkrechte Linie auf die Ecliptik entworfene Bahn ebenfalls gezeichnet werden müssen, weil man diese eigentlich zu gebrauchen hat, wenn man die Länge und Breite des Cometen von der Erde aus gesehen bestimmen will. Dieses wäre aber freylich

für viele von denen Lesern, die Hr. B. sich vorgesetzt hat, zu gelehrt gewesen.

Die Geometrie und Trigonometrie vorgetragen von N. C. Schilling, Ingenieur und Architect von Bremen. 1770. 8. Bremen, bey Förster, 15 Bogen, nebst 5½ Bogen Kupferbl.

Die Absicht des Verfassers war, seinen Lehrlingen etwas leichtes vorzulegen. Dies hat er auch gethan, und wie er sagt, mehr Mühe darauf gewendet, als man beym Durchlesen denken sollte. Das heißt nun freylich nach dem Horaz: ut sibi quivis speret idem &c. Wir glauben indessen, er hätte besser gethan, seine neugesuchte Beweise, denen die geometrische Schärfe und Bündigkeit so ziemlich mangelt, ganz wegzulassen, und es mit den Lehrlingen so zu halten, wie die Rechenmeister, welche ihre Regeln blos vorschreiben, die Uebung darauf folgen, und bey jedem Beyspiele die Probe darüber machen lassen. Wir wollen den Beweis hersetzen, den er von dem Satze giebt, daß die Kugeln sich zu einander wie die Kubi ihrer Diameter verhalten. Der Beweis des Verfassers ist folgender: „Da die Größe einer Kugel auf ihre „Achse oder Diameter ankömmt, alle Kugeln aber einander „ähnlich sind; so muß der körperliche Innhalt von einer Ku„gel eben das Verhältniß zu dem Kubus ihres Diameters ha„ben, als der körperliche Innhalt einer andern zu dem Ku„bus ihres Diameters; folglich verhält sich auch der körper„liche Innhalt der ersten Kugel zu dem körperlichen Innhalt „der zweyten, wie der Kubus des Diameters der ersten zu „dem Kubus des Diameters der zweyten.„ Die Sätze in diesem Beweise sind sämtlich richtig. Man würde aber aus den beyden ersten mit eben dem Recht folgern können, daß der körperliche Innhalt der Kugel sich wie ihre Diameter verhalten. Denn in diesen beyden Prämissen wird nur vom Diameter und nicht von dessen Kubus gesprochen, und alles was genau betrachtet daraus folgt, ist, daß einige ähnliche Sachen oder Figuren durch ihren Diameter bestimmt werden. Der Verfasser verspricht eine praktische Geometrie und Perspektive, wenn diese Arbeit seinem Wunsche nach gut aufgenommen wird. Wir wollen sie, unseres nicht allzugünstig ausgefallenen Urtheils unerachtet, von ihm erwarten. Nur wünschen wir, daß er in der praktischen Geometrie die Beweise lieber weg-

lasse

lasse und statt derselben Proben setze, aus denen sich jedesmal erkennen läßt, ob man richtig verfahren habe. In Ansehung der praktischen Perspektive setzen wir voraus, daß die 2 Landschäftgen, wodurch er die zur Trigonometrie gehörigen Figuren sinnlicher gemacht und verschönert hat, von seiner Zeichnung Proben seyen. Sollte dieses seyn, und sollte besonders der Verfasser sie, sofern sie perspektivisch sind, ohne Grundriß gezeichnet haben, so wollen wir ihn zu Herausgebung seiner perspektivischen Regeln mit vielen solchen Beyspielen, aufmuntern, und nur die Beweise verbitten, falls er sie nicht schlüßiger und gründlicher vortragen will. Seine Regeln, oder überhaupt die Regeln, ohne Grundriß perspektivische Risse zu zeichnen, sind zwar nicht mehr unbekannt, doch auch noch lange nicht so bekannt, als sie es seyn sollten. Und so wird es immer gut seyn, daß sie noch öfters den Lesern vorgelegt werden.

D. J. Fr. Polacks Mathesis forensis. Vierte Auflage. 1770. 4. Leipzig, bey Junius, 37 Bogen, nebst $4\frac{1}{2}$ Bogen Kupferbl.

Wir sehen aus dieser vierten Auflage, daß Hr. P. fortfährt sein bereits vor 36 Jahren angefangenes Werk theils auszubessern, theils zu bereichern. Es bleiben aber in beyden Absichten noch mehrere Stücke zurück. So z. E. hat man in Absicht auf das visiren der Fässer eine viel genauere Regel, als die längst bekannte, so S. 188. aus Unger angeführt wird, und welche in dem dort angeführten Beyspiele dem Faß nur $1012\frac{2}{3}$ Eymer giebt, da es doch 130 Eymer mehr halten muß. Es ist irrig, wenn man das Faß als das arithmetische Mittel zweener Cylinder ansieht, von denen der eine den Diameter der Spunttiefe, der andere den Diameter der Bodentiefe zum Maaße hat. Das Faß ist von dem erstern nur halb so viel als von dem letztern verschieden. Hr. P. hält sich bey der Verletzung über die Helfte lange auf. Dem Gesetze gemäß wird freylich jeder über die Helfte verletzt, so oft er für das, was er giebt, minder als die Helfte dessen erhält, was er hätte erhalten sollen, es mag nun dieses in Gelde, oder in Waaren, oder Gütern bestehen. Das thut zur Sache nichts, weil er in dem, was Geldes werth ist, so wie im Gelde, zu kurz kömmt. Wer also nur 10 Thaler erhält, und will behaupten, daß er über die Helfte zu wenig erhalten, so muß er allerdings beweisen, daß er mehr denn 20 Thaler hätte be-

ziehen sollen. Dieses ist nun aber nur dem Gesetze gemäß: Ob aber das Gesetz selbst nicht besser bestimmt werden könne, das ist eine andere Frage. Die Absicht des Gesetzes ist, daß nicht wegen geringen Unterschiedes Processe entstehen, und in so fern muß die geringste Summ festgesetzt seyn, auf welche sich die Laesio belaufen muß, ehe eine Klage geführt werden kann. In Absicht auf unbemitteltere Leute kann diese geringste Summ schon sehr erheblich seyn, wenn sie gleich nicht über die Helfte geht. Bey großen Summen wird die Verletzung, auch wenn sie unter der Helfte ist, an sich schon beträchtlich. Und so würde eine mit der Größe der Summ zunehmende Verhältniß feste zu setzen seyn, und allem Ansehen nach würden die Verletzungen, worüber Klagen erlaubt werden können, nach den Logarithmen der ganzen Summen zu berechnen seyn. Es wären aber freylich die Logarithmen für das Corpus Juris zu viel transcendente Größen. Wir glauben übrigens, der Verfasser würde bey einer künftigen Auflage sein Werk mit der Lehre und Berechnung der Leibrenten, Tontinen, Wittwencassen rc. die doch viel politisches und juridisches an sich haben, nützlich bereichern können, zumal da seit 36 Jahren schon viel Stoff dazu gesammlet worden.

Z.

---

9. Geschichte, Geographie, Staatsrecht und Diplomatick.

Allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit, u. s. w. ausgefertigt von Wilh. Guthrie, Johann Gray, und andern in diesen Theilen der Wissenschaften berühmten Gelehrten. Aus dem Englischen übersetzt. Der achte Band, welcher die Geschichte von Italien, seit dem Untergange des Longobardischen Reichs und der Regierung Carls des Großen, bis auf unsere Zeiten enthält. Aus den Originalschriftstellern verbessert, vermehrt, mit einer fortlaufenden Zeitrechnung und mit Anmerkungen versehen von Johann Matthias Schröckh, Prof. der Dichtkunst

zu Wittenberg. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich, 1770. 2 Alph. 20 Bogen in gr. 8.

Der Herausgeber dieses Bandes war anfänglich gesonnen, demselben nur wenige Anmerkungen beyzufügen, und die Zeugen der Erzählung nur alsdenn zu nennen, wenn dunkle oder streitige Begebenheiten eine Untersuchung nothwendig machen würden. Er konnte sich bey einer Geschichte, die so vortrefliche Geschichtschreiber hat, als die Italiänische, die den Muratori besitzt und mit ihm eine ganze Bibliothek von Geschichtschreibern, einen Auszug, Sammlung und Kritick aller vorhergehenden bis zum Jahr 1500., bey derselben konnte er sich von den Verfassern, wenn sie nur mittelmäßigen Fleiß und Aufmerksamkeit gebraucht hatten, ein ganz wohl gerathenes Werk über diese Geschichte versprechen. Allein da er fand, daß die Verfasser derselben den Muratori nicht einmal gekannt, viele falsche, verworrene und willkührlich ausgeschmückte Nachrichten vorgetragen, besonders aber eine Menge unglücklicher Raisonnemens, wie er sie nennt, eingemischt hätten: so hielt er es „für Deutschland schimpflich, die gröbsten Fehler eines Ausländers abdrucken zu lassen, und ihnen erst in einer Anmerkung die „Ehre der Widerlegung zu erweisen.„ Er hat also zwar bey guten oder erträglichen Stellen verbessernde und ergänzende Anmerkungen hinzugesetzt, auch darinne die zuverläßigsten Schriftsteller angeführt; unzähliche Stellen aber sogleich umgearbeitet oder neu verfertigt: und daher gehört ihm von dem Texte des Buchs nicht viel weniger als den Verfassern selbst zu. Nur weniges von dieser seiner Arbeit hat er auf eine merkliche Art ausgezeichnet, wie z. E. S. 11. von Carln dem Gr. bey Erlangung der Kaiserwürde; S. 30. 31. über die Erzählung von der Päbstinn Johanna; S. 587. fg. von Venedigs Zustand zur Zeit des Bündnisses von Cambray, u. dgl. m. Viele Anmerkungen sind von einer beträchtlichen Größe, und enthalten nicht unerhebliche Zusätze. Endlich hat er auch das Merkwürdigste aus der Italiänischen Geschichte der letzten 30 bis 40 Jahre von S. 965. an, hinzugefügt. Wenn nach allen diesen Bemühungen, doch noch Fehler wider die Richtigkeit und Genauigkeit übrig geblieben, wichtige Schriftsteller bey dieser Geschichte nicht gebraucht, oder nicht alle Nachrichten hinlänglich erwiesen worden sind; so muß man bedenken, daß der Herausgeber nicht versprochen habe,

eine Geschichte von Italien zu schreiben, sondern die Italiänische Geschichte des Guthrie brauchbarer zu machen, und von ihren Flecken, so viel als es möglich war, zu reinigen. Zu jener Arbeit gesteht er sich nicht in der günstigsten Stellung zu befinden; bey dieser scheint soviel geleistet zu seyn, als Liebhaber der Geschichte erwarten können.

Z.

Nach dem jetzigen Staat eingerichtete Bildergeographie, darinnen von den vier Haupttheilen des Erdbodens — Nachricht gegeben, alle Nationen nach ihrer Kleidung in saubern Figuren vorgestellet, und die Länder — beschrieben werden, als ein bequemes Handbuch zum Gebrauche der neusten geogr. Charten eingerichtet. — Nürnberg bey Christoph Riegels Wittib, 1770. 834 Seiten, ohne Vorrede, Einleitung und Register in 8.

Ein Compendium der historischen Geographie in Reichsstädtischem Geschmacke! Die Beschreibung selbst unterscheidet sich in keinem Stücke von den gemeinsten Handbüchern. In einer allgemeinen Einleitung werden erstlich die vornehmsten Begriffe der mathematischen Geographie, oder die Haupttheile des Globi, hernach auch die allgemeinste Benennungen aus der historischen Erdbeschreibung auf eine sehr unvollständige Art erkläret: in einer besondern Einleitung aber von jedem Haupttheil der Erde das allgemeine vorausgeschicket. Hernach folget die einzelne Beschreibung der Länder selbst, da die gewöhnliche Abtheilung in Provinzen zum Grunde geleget, und hier und da eine beliebte Merkwürdigkeit, die zuweilen ins kindische und abergläubische fällt, angehänget wird. Hinter jedem Abschnitte stehet eine eigene Rubrick für Merkwürdigkeiten, bey welchen wir Auswahl und mehrere Vollständigkeit vermissen. Dasjenige, wodurch sich dieses Handbuch besonders und vor allen ähnlichen Werken auszeichnen soll, bestehet darinn, daß bey jedem Lande die Einwohner nach ihrer natürlichen Tracht und Kleidung in einem Bilde vorgestellet werden. Diese Bilder sind Holzschnitte, die sich der Zahl nach auf 200. belaufen. Ohngeachtet wir keine Untersuchung angestellet haben, ob diese Vorstellungen überall historisch richtig sind, so hat uns dennoch ein flüchtiger Blick

ar manche entdecket, die den aus andern Nachrichten uns be-annten Trachten gewisser Länder widersprechen. Sollen der-leichen Bilder einen Nutzen haben, so müssen 1) die Quellen ngezeiget werden, aus welchen sie genommen worden; 2) müss en die Jahrperioden, Gelegenheiten und Stände erwähnet verden, bey welchen man sich dieser Trachten bedienet hat; 3) darf ja kein Spiel damit getrieben, sondern durchgehends nuß Genauigkeit und Wahrheit bewiesen werden. Alles dies ind Mängel der gegenwärtigen Bildergeographie. Die Holz-schnitte selbst sind in Rücksicht auf die Kunst so grob und steif, daß wir versichert sind, sie können mit leichtern Erfolg zu Schreckbildern der Kinder, als zum Unterrichte oder zur Er-götzung derselben gebraucht werden. Und uns wundert im Ernste, daß der neue Vorredner dieses Buches, (denn es er-scheinet jetzo nicht zum erstenmale, sondern nur in einer ver-besserten Ausgabe,) sagen mögen, die Bilder, womit dieses Buch gezieret (verunstaltet) ist, wären mit so vieler Kunst verfertiget, daß das Auge durch den Anblick derselben un-gemein ergötzet werden müsse, und Künstler sich daraus die schönsten Risse zu ihrem Augenmerke nehmen können. Im Spotte würden wir so reden, aber wahrlich nicht im Ernste, da wir lange nichts elenderes gesehen haben. Um den Lieb-habern ein noch grösseres Vergnügen zu verschaffen, sind die Bilder bey einigen Exemplaren durch eine feine Hand mit Farben bedecket worden. Wir zehlen dies und überhaupt das ganze Werkchen zum Nürnberger-Tand, und warnen je-dermann dafür, der nicht vorsetzlich bey seinen Kindern einen verderbten Geschmack bilden will.

Anleitung zur gründlichen und nützlichen Kenntniß der neuesten Erdbeschreibung, nach den brauch-barsten Landcharten, vornemlich zum Unterrichte der Jugend verfertiget von Joh. Christoph Pfen-nig, der Altstettin. Rathsschule Conrektor. Berlin und Stettin, bey G. J. Decker, 1769. Ausser einem Vorberichte und Register 352 Seiten in 8.

Dies halten wir für eines der bequemsten geographischen Handbücher, welches darzu dienen soll, daß Anfänger einen Leitfaden bey den Landcharten haben. Es ist mehren-theils tabellenmäßig eingerichtet, welches wir der Absicht völlig gemäß finden. Demohngeachtet hat der Verf. verhütet, daß

es kein bloßes geographisches Namenregister geworden ist. Der 1te Abschn. handelt von der Oberfläche der Erdkugel überhaupt, und enthält kurze aber mehrentheils hinreichende Erklärungen, derjenigen Gegenstände und Wörter, die in der Geographie am häufigsten vorzukommen pflegen. Einige darunter möchten wohl etwas bestimmter seyn. Abschn. 2. bis 22, enthält die eigentliche Beschreibung der 4 Welttheile und ihrer einzelnen Länder. Der Verf. hat jedem Abschnitte kurze aber wohlgewählte Statistische Nachrichten beygefügt, bey welchen wir bisweilen die neuste Bemerkungen angezeichnet gefunden haben. Die Städte werden blos durch Anfangsbuchstaben beschrieben, was sie sind. Abschn. 23. ist einer kurzen mathematischen Geographie gewidmet. (Der Verf. hat hiervon noch ein eigenes Compendium für Schulen geschrieben.) Abschn. 24. enthält eine kurze Erzählung von den üblichsten Kriegs- und Ritterorden. Abschn. 25. ist eine Vergleichungstabelle der vornehmsten Münzen in Europa. Abschn. 26. ertheilt genealogische Nachrichten von den regierenden hohen Häusern in Europa. Zur größern Brauchbarkeit dieses Büchleins dienet Theils das Verzeichniß derjenigen Landcharten, nach welchen diese Geographie entworfen worden ist, Theils ein Anhang von der Aussprache einiger ausländischen Namen in der deutschen Sprache. Durchgehends empfiehlet sich dieses Handbuch durch Ordnung, Auswahl, und überhaupt durch einen guten Geschmack, der dem vorhergehenden Nürnberger Bilderbuche mangelte. Wir vermissen noch ein vollständigeres Register, das jungen Anfängern zu einem ausgebreiteten Gebrauch dieses Buches nothwendig hätte mitgeschenket werden müssen.

Hm.

Der preußische Zuschauer, oder politische Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der preußischen Staaten, aus dem französischen des Hrn. de la Croix. Frf. und Leipz., 1770. 9½ Bogen in 8.

Ein vielversprechender Titel, mit der elendesten Ausführung vergesellschaftet. Hr. de la Croix, reisete aus Frankreich nach Brandenburg, in der angenehmen Hofnung, bey der dortigen neuen Acciseeinrichtung ein Amt mit einer ansehnlichen Besoldung zu erhalten. Bey seiner Ankunft aber, sagte ihm der Generalaccisedirektor, unter die Augen; Er könne ihn nicht brau-

rüchen; und der gute la Croix mußte sich nach langen Wa[...]
, mit einer Visitatorstelle in Potsdam und hernach mit einer
lechten Unterbedienung in der Provinz abspeisen lassen. Die
ürige Zwischenzeit, da er auf eine kleine Besoldung warten
ußte, und sich mit seiner Gattin in den dürftigsten Umstän[de]
n befand, wendete er an, politische Betrachtungen über den
taat anzustellen, in dem er seit wenig Wochen angekommen
ar, und dessen Landessprache er nicht verstand. In den kläg[li]
chen Umständen, in denen er sich befand, hatte er auch wohl
cht Gelegenheit, verschiedene Stände der Einwohner kennen
lernen. Man kann also sich leicht vorstellen, was für
chre Betrachtungen unser V. kann angestellt haben. Man
uß in dieser Erzählung freylich den guten Mann bedauren,
ß er sich durch Leichtgläubigkeit, in noch kläglichere Umstände
stürzt hatte, als die waren, in denen er sich in seinem Vater[la]
nde befand, man muß auch an ihm rühmen, daß er auf den
Staat, in dem es ihm so schlecht gegangen, keinen Haß gewor[fe]
n hatte, und dasjenige, was er richtig eingesehen hat, auch
parthevisch beurtheilet, aber freylich hat er nur sehr wenige
Sachen richtig eingesehen. Wir wollen uns gar nicht auf die
olitische Anmerkungen, wo man oft über den V. die Achseln
ücken muß, einlassen, aber es ist doch unerträglich, daß er Sa[ch]
en, die jeder Reisender mit bloßen Augen sehen kann, nicht
chtig bemerkt hat. Wir wollen von der Stadt Berlin, nur
nige grobe Fehler des Verf. anmerken. Er sagt: S. 39.
die Häuser in Berlin hätten gemeiniglich nur ein Stock[w]
erk, (sie haben meistens 2. oder 3 Stockwerke, ohne die Zim[m]
er an der Erde.) S. 40. Die Spree fließt langsam und
erursacht einen unerträglich sumpfigten Gestank. (Die
Spree fließt ziemlich schnell, und trägt große Schiffe, und
iebt nirgends einen Gestank, aber ein Theil des ehemaligen
Festungsgrabens, der fast gar nicht schiffbar ist, aber doch we[g]
en der Communication mit den Schleusen nicht ganz eingehen
ann, fließt langsam, und giebt bey sehr warmen Tagen, und
wenn das Wasser klein ist, einen Geruch. Das königl.
Schloß hat nichts merkwürdiges. (Es ist nur blos vom äuß[e]
rlichen zu reden, für den Kenner der Baukunst voll von
Merkwürdigkeiten. Inwendig sind die Bildergallerie, die
Paradezimmer, die Kunstkammer, und das Antiquitäten und
Münzkabinet, doch wohl auch Merkwürdigkeiten.) Die Aus[si]
cht des Schlosses ist von allen Seiten verhindert. Es wäre
u wünschen, daß viele Palläste in andern Städten, so weit[läu]
fige Plätze, als beym Berlinischen Schlosse; auf der einen

Seite der alte Dohmplatz, und auf der andern Seite der Lustgarten ist, vor sich hätten.) S. 41. Der einzige öffentliche Spaziergang ist der Parc. (Es sind wenigstens noch drey öffentliche Spaziergänge vorhanden.) S. 42. Die Luft in Berlin ist ziemlich dick. (Dies widerspricht dem Augenschein, es werden wenig große Städte, eine so helle reine Luft haben, als Berlin.) Die Soldaten in Berlin wohnen meist in Casernen. (Wenn die ganze Garnison in der Revüezeit zusammen ist, so wohnt kaum der sechste, ja vielleicht kaum der achte Theil in Casernen.) Dies sind nur wenige grobe Fehler, dergleichen man fast auf allen Seiten findet. Was er von den Sitten der Einwohner sagt, ist ziemlich richtig, obgleich sehr oben abgeschöpft. Insbesondere was der Verf. vom Frauenzimmer sagt, möchte große Berichtigung brauchen. Es ist auch sehr begreiflich, daß der V. in kurzer Zeit, und bey sehr dürftigen Umständen, eben nicht in viele Gesellschaften gekommen seyn mag. Sein Urtheil von den Berlinischen Manufakturen, ist höchst unzuverläßig, wenn er S. 45. sagt, daß die Tücher den französischen nicht gleich kommen, so muß er wohl niemals seines Lagerhaustuch gesehen haben.

Das unglücklichste für den V. war wohl, daß er über seine sehr seichte politische Betrachtungen vergaß, auf seine eigene Frau Achtung zu geben, die ein falscher Freund im Ernst zu verführen sucht. Man muß wirklich über den Verf. lächeln, indem man ihn bedauret. Er erzählt gewisse Sachen gar zu naiv, dahin gehört S. 116. und 117. die Beschreibung seiner Heldenthaten, als er irgendwo Contrebande gefunden hatte, und darüber eine Art von Auflauf entstanden war. Seine beyde furchtsame Cameraden entliefen. Der V. aber zog seinen Degen, und stellte sich der ganzen Menge des zusammengelaufenen Pöbels entgegen. Er vergleicht sich selbst in dieser Stellung S. 117. sehr poetisch mit einem wilden Eber, „wenn ihm die Hunde gewaltig zusetzen, und ihn mit Gewalt aufhalten, sie drohen ihm zwar alle den Untergang, „allein die bloße Betrachtung seines fürchterlichen Gewehrs, „zu beyden Seiten macht sie furchtsam.„ Wer sollte nicht denken, der V. werde wenigstens ein halb Dutzend der furchtsamen Umstehenden gespießt haben. Nein! Er bückte den Kopf, hielt den Degen vor sich, und — (wir brauchen seine eigne Worte:) „entlief ihnen mit solcher Geschwindigkeit, „daß sie gar bald alle Hofnung fahren ließen, ihn wieder „zu erreichen.„

Warum

Warum man diese Rhapsodie ins deutsche übersetzt hat, ist
cht abzusehen. Auch wimmelt die Uebersetzung von groben
ehlern, z. B. Officier reformé (abgedankter Officier) wird
irch reformirter Officier übersetzt, Parc wird höchst abge-
ımackt, durch Verschlag übersetzt. (Der Berlinische Thier-
irten, der eine halbe deutsche Meile lang, und von ansehn-
cher Breite ist, ist wirklich ein ziemlich geräumlicher Ver-
hlag.) Esprit des Loix wird Inhalt der Gesetze über-
tzt, u. d. gl. mehr.

Sr.

Briefe über Rußland. Erste Sammlung. Braun-
schweig, im Verlage der Schröderschen Buchhand-
lung, 1770. 116 Seiten 8.

Dem ungenannten Verfasser, welcher sich verschiedene Jahre in Rußland aufgehalten hat, und wie man sagt, der Herr Prof. Schmidt in Braunschweig ist, hat es gefallen, die Nach-ichten, welche er dem Publiko mitzutheilen anfängt, in Form er Briefe einzukleiden. Dadurch läßt sich vielleicht die Un-rdnung am besten decken, welche in der Abhandlung der Ma-erien herrscht, und das viele unerhebliche Entschuldigen, wel-hes mit unterläuft. Es sind sieben Briefe, die, da wir sie lle durchgelesen haben, sich, wie wir glauben, weder durch as Neue und Merkwürdige ihres Inhaltes, noch durch das Annehmliche der Einkleidung, noch Richtigkeit der Beurthei-ung empfehlen. Er kann zwar, wie er S. 4. thut, sagen: Um die Einkleidung meiner Nachrichten bin ich am wenigsten esorgt; das Publikum aber wird dadurch nicht sonderlich be-riediget und darf wünschen, daß der Herr Verfasser mehrere Sorgfalt und Fleiß auf seine Briefe verwandt haben möchte. Doch auch dieses möchte noch hingehen; aber das sonderbarste as unverzeihlichste ist, daß uns ein Auktor, der selbst in Ruß-and gewesen, auf 116 Seiten nicht nur nichts neues von Ruß-and sagt, und blos aus bereits bekannten Büchern zusammen oppelt, sondern nicht einmal vollständig compilirt, und ei-ige Hauptbücher gar nicht zu kennen scheint. Wir glauben it ihm, daß Rußland das grösseste Reich auf dem Erd-oden sey. Wenn er es aber auf beynahe 400000 Quadrat-eilen schätzet und sich auf das Zeugniß des berühmtesten Erd-eschreibers, des Herrn Oberconsistorialraths Büschings, in essen 1 Th. der Erdbeschreibung, beruft; so führet er seinen

Zeu-

Zeugen ganz unrecht an; denn Büsching zählet 300000 Quadratmeilen. Drey oder vier hundert tausend ist ein grosser Unterschied. Wir dachten Anfangs, es könnte diese Abweichung von Büsching wohl ein Druckfehler seyn; allein wir haben S. 64. die nemliche Zahl wiederholet gefunden. Er hätte also, da er so merklich von seinem Zeugen abgeht, wenigstens den Grund anzeigen müssen, warum solches geschehen sey. Ganz Rußland wird von dem Verfasser in 17 Gouvernements abgetheilet. Am sichersten hätte er Büschings Magazin für die neue Historie und Geographie zum Führer wählen können, welches er doch bey einer andern Gelegenheit anführet; denn die sechste Auflage des 1 Th. der Erdbeschreibung hat er noch nicht haben können. Wir wollen indessen daraus anführen, daß Rußland in 19 Gouvernements abgetheilet wird. Zu Groß-Rußland gehören die Gouvernements, Moscau, Nowgorod, Archangel, Woronesch, und Nischneinowgorod; zu Klein-Rußland gehören Kiew, Neu-Rußland, Belgorod, und das Charkowsche; und der rußische Antheil an Weiß-Rußland besteht in dem schmolenskischen Gouvernement. Die vier Gouvernements, der den Schweden abgenommenen Länder sind das St. Petersburgische, wiborgische, revalsche und rigaische. Dies sind zusammen 14 Gouvernements in Europa. In Asia sind noch fünf Gouvernements, das casansche, astrachansche, orenburgische, tobolskische und irkutzkische. S. 21. hätte der Verfasser nicht sagen sollen: das liefländische Korn soll sich länger halten als anderes. Es ist ja eine bekannte Sache, daß das Korn daselbst getrocknet wird und sich deswegen viele Jahre gut erhält; Warum redet er denn so zweifelhaft? In dem dritten Briefe, der so wie der zweyte von den rußischen Produkten etwas obenhin handelt, würden wir keine Vorschläge zur Verbesserung des Ackerbaues erwartet haben. Sie können anderswo ganz gut seyn, und der chinesische Monarch kann mit dem Pflug in der Hand zum ruhmwürdigen Muster vorgestellet werden; allein hier suchten wir Nachrichten von rußischen Produkten. Dasjenige, was er im vierten Briefe, von den Einwohnern Rußlandes und den verschiedenen in diesem weitläuftigen Reiche sich befindenden Nationen anführet, hat man jetzt in der sechsten Auflage der büschingischen Erdbeschreibung viel genauer. Im fünften Briefe kommt er endlich nach einem Umschweif auf dem bekannten Satz, daß die Erhaltung und Vermehrung der Einwohner das Interesse eines Staats sey. Daraus leitet er her, Rußland müsse auf die bessere Bevölkerung seiner Länder

en, und dies sey noch nöthiger als die Verbesserung des
rbaues. Da kommen nun noch mehr politische Raisonne-
ts, worinn Rußland ein ewiger Frieden angerathen wird,
einige andere Vorschläge, wie der Bevölkerung aufzuhel-
sey. Aus einem Anhange bey diesem Briefe kann man
Zubereitung des rußischen Halbbiers, Quaß genannt, er-
en. Der sechste Brief handelt von der Regierungsform,
n er Titel, Wappen des Monarchen, Hofstaat, hohe Col-
a, Staatsrecht u. s. w. mit hinrechnet. Im siebenden
efe wirft der Verfasser die Frage auf: Ob die rußische Re-
ungsform gut, ob sie dem wahren Wohl der Bürger ge-
, sey? und beantwortet sie mit einem aufrichtig geredeten
n! Der ganze Brief ist wieder mit Raisonnements ange-
et, welche sich auch bis auf die Erziehung des Prinzen er-
cken. Rußland empfiehlet er die monarchische Regierung,
sonst sagt er nichts erhebliches und nichts neues. Will
Herr Verfasser zu dieser ersten Sammlung noch andere
zuthun, so wird er, wie wir hoffen, zum allerwenigsten
um eine bessere Auswahl der Materien bekümmern, und
e Quellen nicht mehr nachläßig nutzen.

Br.

rrn Dr. Wilhelm Robertsons ꝛc. Geschichte der Regierung Kaiser Carls des V. nebst einem Abrisse vom Wachsthume und Fortgange des gesellschaftlichen Lebens in Europa, vom Umsturze des römischen Kaiserthums an, bis auf den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Aus dem Englischen übersetzt. Erster Band. Braunschweig, 1770. im Verlage der Waysenhaus-Buchhandlung, 482 Seiten. Zweyter Band, 1770, 616 Seiten.

Diese Geschichte Carls des V. müßte schon eine große Er-
wartung erwecken; wenn man auch nur wüßte, daß sie
Geschichtschreiber der Königin Maria von Schottland zum
fasser, und einen Geschichtkundigen und Sprachkenner wie
Hr. Hofpr. Mittelstädt zum Uebersetzer hat. Man hat
r schon verschiedene Geschichtschreiber eines so wichtigen
punkts, als die Regierung Carls des V. ist, aber noch kei-
von so ausgebreiteten Kenntnissen, so feinem und richtigem
chmack, so philosophischem Geiste als Robertson, ohngeach-

ter Italien in diesem Zeitpunkte selbst große Schriftsteller in aller Art, und auch insonderheit in der Geschichte, einen Guicciardini, einen Paul Jovius rc. hervorgebracht. Der erste Theil enthält noch nichts von der Geschichte Carls des V. selbst, sondern eine Geschichte der menschlichen Gesellschaft in den dunkelsten Zeiten von Europa, welche um deswillen gar nicht überflüßig ist, weil uns dadurch die Veränderung, die seit dem 16ten Jahrhundert mit den Europäischen Reichen vorgegangen, desto sichtbarer wird. Die großen Kenntnisse und die lichtvolle Philosophie haben die Abbildung dieser rauhen Zeiten so interessant gemacht, daß man sie gewiß nicht ohne Nutzen und Vergnügen lesen wird. Der zweyte Band enthält die eigentliche Geschichte und geht bis aufs Jahr 1541.

Lo.

Briefe über die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Schweitz, zum Nutzen junger Reisenden. Erster Band. Leipzig, bey Christian Gottlob Hilscher, 1769. 8. 252 Seiten.

Der Verfasser dieser Briefe hat die Schweitz mit dem aufmerksamen Auge eines Philosophen betrachtet. Er muß einen nicht kurzen Aufenthalt in diesem Lande gemachet haben, und er hat sich denselben auf eine Art zu Nutze gemachet, daß seine Briefe auch andern als jungen Reisenden brauchbar seyn werden. Indessen dürften wir fast sagen, er hätte mit allzugünstigen Vorurtheilen für die Vorzüge dieses in allen Rücksichten merkwürdigen Landes, die Beschreibung desselben unternommen. Er findet da alles gut vortreflich und lobenswürdig. Reisende, welche nicht so lang als er, in diesem beneidungswürdigen Paradiese gelebet haben, haben da mehr als einen Mangel entdecket, und wer nur weis, daß die Regierungsform von einigen Staaten desselben ganz Aristokratisch, die von andern ganz Demokratisch, und die von noch andern aus demjenigen vermischet ist, was in der Aristokratie und in der Demokratie vielleicht am fehlerhaftesten gefunden wird, wer nur weis, daß in einigen Staaten desselben eine Art von Erbrecht und in andern das Loos, die Würden und die Ehrenstellen, ja sogar die Professorate und die Pfarreyen ertheilen, der wird sich nicht leicht bereden lassen, daß nicht da große Mißbräuche herrschen müssen, obgleich er auch sich vorstellen kann, daß diese Uebel auch mancherley Vortheile ge-

schildert werden können. Wir rathen also jedem Reisenden, wel-
er dieses Land in dem moralischen und politischen Gesichtspunkte
nnen lernen will; sich darinnen um Freunde umzusehen,
elche ihm neben der Regierungsform der vielen Staaten,
oraus es bestehet, die politische Denkungsart und die Sitten
r Einwohner aufrichtig bekannt machen.

Unser Verfasser hat die Natur richtiger geschildert, als die
Menschen, ohne Zweifel; weil sie sich ihrem Liebhaber ohne
erstellung zeiget. Dieser Theil seiner Arbeit ist unstreitig
it der schätzbarste — Die Natur ist in dem einem Theile
r Schweitz ungemein reitzend, und in dem andern ganz sonー
rbar. Beydes zeiget der Verfasser sehr gut. Der V. hat
sserdem, daß er die Natur in einigen Cantonen, man aufー
erksam betrachtet haben, auch einige Schriftsteller fleißig
nutzt. Sonderlich kam es uns bey einigen Stellen vor, als
wir sie schon wörtlich in Gruners Beschreibung der schweiー
rischen Eisgebürge gelesen hätten.

Von der Handelschaft und von dem Feldbaue dieses Landes
t der Verfasser der Briefe auch keinen vollständigen Begriff.
hat Basel nur flüchtig übersehen, und Zürich scheinet er
r nicht gesehen zu haben. Die Schriften der ökonomischen
esellschaft in Bern zeigen meistens viel Theorie, viele nützー
he Versuche geschickter Männer, viele verehrungswürdige
sichten guter Bürger — aber wenig, das der Landwirth,
Bauer bereits selbst in Ausübung gebracht hätte. Das
tte er im Baselischen gefunden, wenn er nur im durchreiー
die Wirthe ein wenig geprüfet hätte, bey denen er wahrー
einlicher Weise eingekehret haben wird, an diesen Orten
d an mehren andern dieses kleinen Ländgens, hat der Landー
nn weit mehr gethan als im Bernischen.

Auch sonst sind in diesen Briefen verschiedene Irthümer
geschlichen, welche man dem Verfasser derselben zu gute
lten muß, weil sie ihm von Schweitzern, die sich auf ihre
nsichten viel zu gute thun mochten, haben beygebracht werー
können. Er sagt der Canton Bern habe 80000. bewafー
e von denen in Krieges-Zeiten 4000. zu Hause bleiben
ßten, und die Bürger nehmen die Officier Stellen ein.
hr viele Officierstellen werden im Bernischen, Unterthaー
zu Theile, und es werden, wie es ganz natürlich ist, nie
Truppen aufgeboten, sondern nur so viele, als es die Umー
nde erfordern — In Arau ist keine Besatzung, wohl aber
Aneburg. Luzern hat seit einigen Jahren auch eine —
sel einen Schatten von einer — Nicht Freyburg und So-

lothurn allein, alle R. Cath. Cantons ziehen Subsidiengelder, oder wie man es im Lande nennet, Pensionen von Frankreich; Sie sind auch alle durch ein Bündniß von 1715. mit dieser Crone verbunden. Zürich und Bern haben nur Capitulationen wegen der Truppen, welche in ihren Landen anzuwerben sie Frankreich erlauben; die übrigen evangl. Stände haben auch nicht einmal solche: die Vortheile welche die Schweitzer in Frankreich geniessen, die enge Verhältnisse der Schweitzerischen Handelschaft mit der Französischen, die eigene Lage der Schweitz, sind so viele ganz begreifliche Gründe des Ansehens, in welcher diese Macht bey den Eydsgenossen stehet. Unser Verfasser scheinet sich hierüber mit befremdend zu wundern, aber mit Unrechte; Wenn die Kriegsdienste, die eine freye Nation fremden Mächten leistet, den Grundsätzen der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit so angemessen wären, als sie es den Grundsätzen der angenommenen Politick sind, so würde nichts mehr gebilliget zu werden verdienen, als die Werbungen, welche die Schweitz Frankreich gestattet: Hüningen hat der Schweitz noch nicht das geringste geschadet.

Wenn eine der grösten Mächte von Europa einer kleinen Republick Uebels zufügen will, so hat sie dazu keine Vestungen nöthig. Hüningen ist eine Schutzwehr wider das Reich — aber wider die Schweitz gewiß nicht — Der Verfasser der Briefe hat sich auch dahin reissen, die Klagen über die Verschlimmerung der Sitten in der Schweitz als eine gewisse Wahrheit nachzuschreiben. Diese können ohnmöglich mit dem Lobe bestehen, das er diesem Lande beyleget, oder die Schweitzer müßten vor funfzig Jahren in dem vollkommensten Stande der Unschuld gelebt haben. Wer diesen Staat ehemals gekannt, wer dessen Geschichte aufmerksam durchlaufen, und wer seinen dermaligen Zustand aus den Zeugnissen wohlberichteter Leute erkundigt hat: wird finden, daß sich die Sitten darinn ehe gebessert, als verschlimmert haben. Der Eigennutz, die Rachbegierde, die Weichlichkeit, die Unreinigkeit, die Ungerechtigkeit, der Ehrgeitz, die Unmäßigkeit sind aller Orten noch unendlich gemein, aber gewiß nicht so sehr, als in den vorigen Zeiten. Verfeinerung der Sitten ist aber nicht Verbesserung derselben, aber gewiß auch nicht Verschlimmerung.

Die Schreibart dieser Briefe ist angenehm — Von allen Werken, welche über die Schweitz geschrieben worden sind, kennen wir kein so unterhaltendes, selbst die Briefe des Herrn Andreä haben so viele Anmuth nicht, obwol sie auch kein geringes

[illegible] zu zeigen — aber gleich unsrem Verfasser hat Herr Andreä die Natur getreuer beschrieben, als die Menschen — und die Schweitz ist ein Land, wo auch die Menschen sowol wegen Tugenden, als wegen Fehler beobachtet und gekannt zu werden, verdienen.

Gottlieb Emanuel Hallers, Sekretairs des Kriegesraths des Freystaats Bern. Sechster Versuch eines kritischen Verzeichnisses aller Schriften, welche die Schweitz betreffen. Bern, 1770.

Servetur ad imum
Qualis ab incepto processerit et sibi constet.

Wenn man auch dem Hrn. von Haller übel nehmen wollte, daß er sehr viel schlechtes und überflüßiges angezeiget hätte — so verdienet er doch einen nicht geringen Dank, daß er dem zukünftigen Geschichtschreiber seines Vaterlandes so nützlich vorgearbeitet hat. Dieser Band ist, wie der horazische Spruch auf dem Titelblatte andeutet, dem vorigen ganz ähnlich —

Johann Casper Ulrichs, Pfarrers zum Frauen-Münster in Zürich, Sammlung Jüdischer Geschichte, welche sich mit diesem Volke in dem 13ten und folgenden Jahrhunderten bis auf 1760. in der Schweitz von Zeit zu Zeit zugetragen. Zur Beleuchtung der allgemeinen Historie dieser Nation herausgegeben. Basel, 1769. 4. 504 S.

Mit Rechte heißet dieses Werk auf dem Titelblatte eine Sammlung — es ist nichts anders als eine Rhapsodie, welche dem historischen Geschmacke ihres Verfassers wenig Ehre machet. Indessen zeiget sie ein gutes Herz und Menschenfreundliche Gesinnungen, welche unendlich kostbarer sind, als der feineste Geschmack. Auch wird es keinen aufgeklärten Liebhaber der Geschichtkunde reuen, diese Rhapsodie durchlaufen zu haben — Er wird in diesem unbeträchtlichen Theile der allgemeinen Geschichte dasjenige bestätiget finden, was ihn die größten Ereignisse ebenfalls gelehret haben, daß die Menschen in dem größten Theile der Zeiten, da ihr Geschlecht den Erdkreiß bewohnet hat, wilde und reissende Thiere gewesen

 sind,

sind, und daß in den Tagen der Unwissenheit, ihre Weisheit immer am größten gewesen ist. Er wird auch viele besondere Merkwürdigkeiten antreffen, wir wollen nur einige auszeichnen: Eine Jüdin, welche den Kirchensatz (Jus Patronatus) einer christlichen Kirche besitzet, ist eine sonderbare Erscheinung. S. S. 25. wo erzehlet wird, daß im Jahr 1400. Hitzlin, des Juden in Zürich Wittwe, dem Kloster Selbnau die Veste Manegg und den Kirchensatz zu St. Gilgen und unter Bestätigung Bischof Marquards zu Costanz verkaufet habe. Ein Beweis einer recht seltsamen Denkungsart, sind die Gesetze über die Liebeshändel zwischen Christen und Juden, S. 107. ff. Als ein Muster einer schönen Grabschrift wird Jedermann folgendes Baslerische Denkmal ansehen:

„Weinet ihr Leidträger, und ihr Leidträgerinnen über „den geehrten und wohlthätigen, den aufrichtigen und wahrhaften Mann, der seine Schüssel gegeben hat mit einem fröhlichen Herzen, und der den Armen getränket hat, der gewandelt hat, in der Aufrichtigkeit. Der seine Hand nicht entzogen hat zu thun Werke der Gerechtigkeit, denen die ihn „baten, und die ihn anflehten. Der Rabbi Samuel, der „Sohn des Rabbi Joseph, der gewesen ist, einer von den „Häuptern des Landes und von den vorgesetzten. Denn er „war ein Licht der Gottseligkeit, sowol der großen als der kleinen. Er ist begraben, seine Wohnung sey in Herrlichkeit, „und seine Freude unter den Obern.

Das merkwürdigste in diesem Werk ist die aus der Bibliotheque raisonnée S. 38. gezogene Geschichte, des wegen des Judenthums zu Genf verbrannten Niklaus Anton, welche den Juden mehr Ehre macht, als den Christen, und den Geistlichen, die für den Verbrecher baten, mehr als der Obrigkeit, die sich nicht erbitten ließ.

Bm.

Des Herrn Le Beau ꝛc. Geschichte des morgenländischen Kaiserthums von Constantin dem Großen an, ꝛc. Siebenter Theil. Leipzig und Frankfurt, in der Carl Felßeck. Buchhandlung, 1770. 546 S. in 8.

Wir wiederholen nicht, was wir von diesem Werke bereits an einem andern Orte weitläuftig gesagt haben: denn es gilt auch von diesem Theile desselben. Nur mit zwey Worten

wollen wir hierbey anmerken, daß der Uebersetzer dieses
eils sehr flüchtig müsse gearbeitet, und bisweilen auch die
ichen, von welchen sein Schriftsteller handelt, nicht verstan
haben. Er würde sonst nicht Festin, Sardicum, Con
eten, Milano, Usurpator, Emilia, Gregorius de Tours,
tendant, robuste, u. dgl. m. übersetzt, oder vielmehr un
rsetzt gelassen haben. Wie unschicklich auch dieser Theil
e Geschichte des morgenländischen Reichs heiße, kann der
genschein einen jeden lehren.

Z.

schichte von Griechenland — zum Dienst der Schulen in Englischer Sprache geschrieben, nun aber zu gleichen Zweck in die deutsche Sprache übersetzt und mit einer Vorrede des Herrn Oberconsistorialraths Rambach herausgegeben von Carl Heinrich Theune dem Sohne. Breßlau, 1769. 16 Bogen in 8.

Vollkommen im Ton und Geschmack des sel. Johann Hübner, voller Legenden und Unrichtigkeiten, in Fragen
h Antwort, und noch dazu fehlerhaft übersetzt. Beweise da
n sind fast auf allen Seiten. Vom Dämon des Socrates.
E. S. 64. Von fehlerhafter Uebersetzung mögen folgende
yspiele hinreichen.

S. 68. Hatten sie noch eine andre Arth Priester? „Ja,
ie Protolot oder Bedienten der Götter, war ein Orden
on Priestern, welche stets den Göttern aufwarten und wenn
as Volk opferte, beten mußten, so daß es scheinet, daß sie
ie Curati der andern Priester gewesen.„ Curates heißen
Englischen Vicarii.

„S. 225. Wo kamen die Griechen zusammen um mit
inander in Gesellschaft zu seyn? Die Vornehmen in den
Bädern oder auf öffentlichen Plätzen und die geringern in
Krambuden, wie bey uns.„

Da es bey uns nicht geschieht, wird es auch bey den Alten
ht geschehen seyn. Taverns sind Wirthshäuser.

storisch-kritische Untersuchung betreffend den Zeitpunkt der Veränderungen in Absicht der Oberherrschaft über die Stadt Rom, entworfen von Jo,

Rudolph Becker. Zweyte und vermehrte Auflage. Lübek, 1769. 5 Bogen 8.

Dieser Schrift ist von der Königl. Societät der Wissenschaften zu Berlin das Accessit ertheilet und sie schon in den Memoires des 1764sten Jahrs abgedruckt worden. Weil aber der Verfasser andrer Meynung ist, als Herr Sabathier zu Chalons, welchem die Akademie den Preiß über eben diese Frage zuerkannt, so hat er sie mit neuen Gründen bestärkt und diese vorliegender zweyten Ausgabe eingerückt.

Daß die Oberherrschaft der orientalischen Kaiser über den Pabst und die Stadt Rom durch ihre Exarchen zu Ravenna vom Pabst Gregorius II. noch nach dem Jahre 727. anerkannt worden sey, beweiset der Verfasser mit guten Gründen §. 56. sowol gegen einige griechische Geschichtschreiber als gegen den Baronius. Gregorius III. wandte sich zwar kurz nachher, um gegen den Longobardischen König Luitprand geschützt zu werden, und wegen der Streitigkeiten mit den Griechischen Kaisern über den Bilderdienst, an den König der Franken Carl Martell und übersandte ihm die Schlüssel zum Grabe des H. Peter, bath für sich und die Stadt um Schutz gegen die Longobarden und meldete ihm, daß das römische Volk ihn zur Patricius annehmen wolle. Es läßt sich aber so wenig hieraus als aus einer §. 8. angeführten ungewissen Stelle vom Continuatore Fredegarii die Folge ziehen, daß sich Gregorius III. der griechischen Oberherrschaft würklich entzogen habe. Höchstens folgt daraus, daß er vielleicht den Willen dazu gehabt haben möge, denn das ganze Geschäfte zerschlug sich durch den Tod des fränkischen Königs, ehe er den Römern einige Hülfe angedeihen lassen, vielleicht auch ehe er das Patriciat annehmen können, §. 9. und man hat ungemein starke Beweise, daß sogar nach dem im Jahr 752. aufhörenden griechischen Exarchat zu Ravenna, die griechische Oberherrschaft in Rom noch fortgedauert §. 13. Wäre sie gegen die Longobarden mächtig und verständig worden, so würde sich Pabst Stephan nicht genöthigt gesehen haben, Hülfe bey König Pipin von Frankreich zu suchen; welcher den Longobarden in verschiedenen Zügen im Jahr 755. nicht nur Ravenna, sondern auch alle zum Exarchat und der anconitanischen Mark gehörenden Länder wiederum abnahm und solche dem Pabst schenkte. §. 15. Daß die griechischen Kaiser dawider protestiret, wird §. 16. gezeigt. Muratori folgerte aus dieser Schenkung des Pipin, daß Rom von der Zeit an, in Ansehung der orientalischen Kaiser, völ-

frey und unabhängig worden sey, denn es habe der Pabst, mens der Kirche und das römische Volk, dem Pipinus seinen Söhnen das Patriciat von Rom übertragen. Der Verfasser zeigt aber §. 18. 19. daß das Patriciat keine Landesheit in sich begriffen habe. Immittelst war durch diese Schenkung das Recht der Exarchen auf den Pabst gekommen, in dieser Qualität übte er Namens der Constantinopolitanischen Kaiser, die oberste Gerichtsbarkeit in Rom aus. An o titulo et jure ist eine andre Frage. §. 21. Die Abhängigkeit von Constantinopel blieb nach wie vor; und folglich ien um diese Zeit die Päbste nur Pastores, et Patres poi Romani, nicht Domini, und die Zeitrechnung der morländischen Kaiser, ward noch beständig in den Päbstlichen Ausfertigungen beybehalten. §. 22. Der Eyd, den sich Pabst Constantin von den Römern ablegen ließ, machte hierinn keine Aenderung. §. 23. Es war ein Obedienz: kein Huldigungseyd, erstere war um so nöthiger, da er einen Gegen-Pabst te. Selbst das Carl dem Großen im Jahr 774. von neuen ertragne Patriciat, gab ihm keine Oberherrschaft über die Stadt. §. 27. Zwar ist Theodoricus von Niem dieser Meynung; allein er ist zu neu, als daß er in den Begebenheiten achten Jahrhunderts etwas beweisen könnte, um so wenig, da er der Quelle des Canonischen Rechts, woraus er geschöpft, nicht treu geblieben ist, und das Canonische Recht nur: Papam et Synodum tradidisse Carolo jus et potestam eligendi pontificem et ordinandi Apostolicam sedem. Es findet sich nirgends; daß sich das römische Volk, Carlen durch einen Huldigungseyd verbindlich gemacht, oder aber der Pabst aufgehöret habe, sich der Regierungsjahre der Orientalischen Kaiser in seinen Urkunden zu bedienen. §. 28.

Die Herrschaft der Irene und ihre gemeinschaftliche Regierung mit ihrem Sohn Constantin zu Constantinopel (im Jahr 792.) erregte grosse Unruhen im orientalischen Reiche, zu Rom war man nicht gewohnt ein foemineum imperium zu ertragen, (§. 33.) und scheint man von der Zeit an, erstlich darauf gedacht zu haben, sich völlig demselben und der griechischen Herrschaft zu entziehen. Diesem zu Folge übersandte auch Pabst Leo III. Carl dem Großen die Schlüssel und Fahne der Stadt Rom, und ersuchte ihn dem römischen Volk den Eyd der Treue und Unterthänigkeit abnehmen zu lassen, welchem Carl gar gern willfahrte, §. 34. so, daß von dem Jahre 796. an, das römische Volk sich dem Gehorsam der orientalischen Kaiser völlig entzogen und sich der fränkischen

 Herr=

Herrschaft unterworfen hat. Seit der Zeit hören auch die Päbste auf, die orientalischen Kaiser ihre Herren zu nennen, und nach ihrer Herrschaft ihre Jahre zu zählen (§. 35.)

Herr Prof. Sabbathier stehet dagegen in den Gedanken, die orientalische Oberherrschaft in Rom, habe annoch bis aufs Jahr 801. fortgedauert, da Carl der Große zum Kaiser ausgeruffen worden; und gründet seine Meynung auf zwey vom Pabst Leo III. nach dem Jahr 796. im Lateran angebrachte mosaische Bilder, auf denen König Carl ohne Kaiser-Krone erscheinet, und aus den Händen des H. Peters die Fahne empfängt. Hingegen bemerkt der Verfasser, 1. daß historische Bilder überhaupt nichts unwahrscheinliches beweisen können, S. 48. 49., 2. daß die gegenwärtigen mancherley Erklärungen unterworfen sind, 3. daß die Oberherrschaft über Rom eben sowol durch die Fahne, als durch die Carl dem Großen fehlende Krone, angedeutet werden könne, 4. daß ihm diese auf diesen Bilde nicht gegeben werden können, weil Carl auf demselben noch REX genannt worden, auch der Oberherrschaft über Rom ohnerachtet den kaiserl. Titel vor dem Jahre 801. nicht angenommen habe; und endlich 5. daß Carl zwischen dem Jahr 796. und 801. alle Majestätsrechte in Rom ausgeübt, §. 36. Sed nostrum non est tantas componere lites.

Gf.

John Byrons, obersten Befehlshaber über ein englisches Geschwader, Reise um die Welt, in den Jahren 1764. und 1765. nebst einer genauen Beschreibung der Magellanischen Straße, der patagonischen Riesen, und der ganz neu entdeckten Inseln in der Südsee. Mit einem Anhange, worinn eine Beschreibnng der patagonischen Küsten. Frankfurt und Leipzig, 1769. 8.

Byron, den das Schicksal auf einer andern Reise, unzählige Unglücksfälle überstehen lassen, hat die Reise um die Welt mit wenigern Unglück, als irgend jemand vor ihm verrichtet. Die Absicht war, neue Länder zu entdecken, ohne daß es die Spanier erführen. Beydes ist geschehen; doch sind hier die neuen Inseln, ihrer Lage nach, nicht mathematisch bestimmt. Die Oerter, welche das Geschwader, welches be-

tändig beyzustimmen bloß berühret, waren St. Jago, der Ha
Rio Janeiro, das weiße Vorgebürge am Flusse Camarones;
n da giengen die Schiffe durch die magellanische Straße, legten
rauf zu Masa Fuero, und nicht, wie gewöhnlich, zu Juan Fer-
ndez, an. Die Insel Tinian wird hier eben so reizend, wie in
sons Reisen beschrieben. Von da gieng die Reise nach Ba-
via, und nicht nach China, weil sie Ansons Begegnung
nten. Auf der ganzen Fahrt starben nur sechs Mann.
yron ist nicht selbst der Verfasser dieses Tagbuchs, sondern
ungenannter Officier von dem Schiffe, Delphin. Die
r vorkommende Nachricht, von den großen Patagonen, ist
on in allen Zeitungen wieder erzählet worden. Der engli-
e Herausgeber und der deutsche Uebersetzer haben fast voll-
ndig alle Zeugnisse von dem Daseyn dieser Riesen gesamm-
. Inzwischen giebt es auch eben so viele Reisebeschreibun-
n, welche diese unförmliche Menschen leugnen. Auf dieser
eite geben auch physikalische Gründe ein Uebergewicht, die
er der nicht kannte, der neulich eine physikalische Untersu-
ng, ob auch Riesen möglich, schrieb. — Liebhaber der
aturkunde werden es mit uns bedauren, daß der V. dieses
gbuchs gar nichts von dieser Wissenschaft verstanden hat.

es Commodore Johann Byron Erzählung der großen Unglücksfälle, die er nebst seiner Gesellschaft, von dem Jahre 1740. an, bis zu seiner Ankunft in England 1746. auf der Küste von Patagonien ausgestanden hat, nebst einer Beschreibung von St. Jago in Chili und den Sitten und Gebräuchen der Einwohner dieses Landes. Von ihm selbst beschrieben und aus dem Englischen übersetzt. Nürnberg, 1769. 14 Bogen in 8.

Unter allen den Schiffen, welche das Geschwader des H.
Anson ausmachten, litte der Wager, den der Hauptmann
eap führte, von dem schrecklichen Ungewitter am meisten,
von sie den siebenten Merz 1741. da sie aus der Meerenge
Maire ausliefen, befallen wurden. Dieses Schiff strande-
te, nachdem es von dem übrigen Theile des Geschwaders
gesondert war, an einer Insel der westlichen Küste von Pa-
gonien. Die Umstände von dem Verluste dieses Schiffs,
d die Begebenheiten der Leute auf demselben, sind für so

merk-

merkwürdig erhalten worden, daß einige unglückliche Officiers derselben, nach ihrer Rückkunft nach England, aufgefordert worden, solche bekannt zu machen. Es ist daher erstlich das Tagbuch des Bulkeley und Cummins 1743. zu London gedruckt. Darauf folgt 1747. das Tagbuch des A. Campbells zu Dublin. Das dritte ist 1751. ohne Namen, und das vierte von Isaac Morris 1752. zu Dublin gedruckt worden. Aus diesen verschiedenen Nachrichten hat man ein einziges Werk gemacht, welches 1756. zu Lyon unter dem Titel: Zusatz zu der Reisebeschreibung des H. Ansons, gedruckt worden. Das gegenwärtige Werk des Byrons, eben desjenigen, der hernach die Reise um die Welt gethan, ist von gleichem Inhalte, und verdienet die Aufmerksamkeit der Leser. — So weit der Vorbericht! In Wahrheit, wer einmal lesen will, was für grausame Unglücksfälle Menschen aushalten können, und wer über das menschliche Herz philosophiren will, der lese diese Bogen. Der Philosoph wird hier Charaktere finden, die ihm Seufzer auspressen werden.

Oa.

Io. Eberhardi Fischeri, Histor. et Antiqq. Prof. P. O. Academiaeque Scientiarum Petropolitanae Socii, Quaestiones Petropolitanae — Edidit *Aug. Ludovicus Schloezer*. Göttingen, bey Dietrich, 1770. 8 Bogen in 8.

Vier Abhandlungen, welche I. vom Ursprung der heutigen Ungern, II. vom Ursprung der Tataren und Mogolen, III: von den verschiedenen Namen des chinesischen Reichs und Kaisers, und IV. von den Hyperboreern, handeln. Die zwey ersten sind die wichtigsten: hier ist mehr als Deguignes! Die heutigen Ungern oder Madjaren unterscheidet der Verf. sorgfältig von den alten Hunnen: aber S. 13. scheint er Hunnen und Avaren vermengt zu haben, zwey Völker, von denen es noch völlig unerwiesen ist, (ob es gleich die meisten Compendienschreiber sagen,) daß sie Geschlechtsverwandte gewesen. Daß die Madjaren und Baschkiren Ein Name und Ein Volk sind, möchte wohl noch manchem zweifelhaft scheinen. Aber Hr. Fischer hat immer Verdienst genug, daß er die Ungrischen Geschichtforscher aus dem Schlafe weckt, und sie verhoffentlich veranlaßt, nicht mehr ihren angebeteten Deguignes blos auszuschreiben, sondern selbst zu forschen, und dem Ursprung ih-

ihrer Nation auf solchen Wegen nachzuspüren, die ihnen der petersburgische Gelehrte eröffnet und gebahnet hat. Aus der zweyten Abhandlung sehen wir so viel, daß die tatarische und mogolische Geschichte sich recht gut mit Kritick behandeln lasse, und daß es aber auch sehr bedürfe, indem unsre neuere europäische Geschichtschreiber in diesem wichtigen Theil der Welthistorie noch zur Zeit äusserst unwissend, die asiatischen Annalisten des Mittelalters aber, gerade wie diejenige unsers Welttheils, verwirrt, dunkel, und nicht selten widersprechend sind.

M.

10. Philologie, Kritick und Alterthümer.

Kurzer Beytrag zur einer vernünftigen Erlernung der Wissenschaften, nebst einem Entwurfe zu einer allgemeinen Schulchrestomathie, durch Johann Christ. Steiger, dem jüngern. Langensalza, bey Martini, 1770. 5 Bogen in 8.

Die gute Absicht, welche wir dem Verf. zutrauen, ist bey dieser Schrift das einzige, was man billigen könnte. Ausserdem sind die trivialsten Gedanken über die Methodick in eine sehr steife Schreibart eingekerkert worden. Der Verf. scheint unter diejenige zu gehören, die man mehr bedauren, als belachen muß. Unser Mitleiden über ihn ist bis auf den höchsten Grad gestiegen, als wir zum Beschlusse noch ein Verzeichniß seiner (versteht sich des Verfassers) Ausarbeitungen fanden, das eine enggedruckte Seite und 20 Artickel ausmachet.

Tullius: ſive de conjungenda latinitate cum doctrina et eloquentia, Libri quadraginta, quorum partes ex ſcriptoribus latinis ſelectae et ordinatae ſunt, a *Gregorio Majanſio* — — ſecundum exemplar Valentinianum recuſus. Hamburgi ap. Buchenroeder et Ritter. 1770. 8. 200 Seiten.

Es ist dies eine lateinische Chrestomathie, die unserm Bedünken nach die angemessenste Einrichtung hat, um damit die ersten Uebungen in der lateinischen Sprache anzufangen, und Stuffenweis fortzusetzen. Unsere Chrestomathien, die bisher in Deutschland erschienen sind, enthalten entweder allzuschwere oder gar zu wenig unterhaltende Stücke für junge Leute. So seltsam es also scheinet, einen jetzt lebenden Spanier, zum Lehrer in Deutschland aufzustellen, so nützlich muß solches seyn. Von Gregor. Mayans, der Sammler dieses Büchelgens, fängt mit Aesopischen Fabeln an, in Versen und in Prosa; auf diese folgt ein Buch, Octavius, s. liber de lusibus betitelt, in welchem allerley Beschreibungen von Spielen aus dem Vegetius, Virgil, Horaz, Livius u. s. w. mitgetheilet werden: denn kommt Apicius s. de re coquinaria, auf eben diese Art; hernach Paterculus s. liber characterum ethicorum, einzelne moralische Schilderungen von Personen und Nationen. In der Folge kommen immer schwerere Stücken. Ein eigenes Buch ist für die Geographie, da einzelne Länder-Beschreibungen aus allerley Schriftstellern gesammlet worden. Ueberall hat uns die Auswahl recht gut gefallen, und Hr. M. Carl Christoph Plüer verdienet für diese veranstaltete Auflage allen Dank.

Hm.

Commentatio critica, sistens duorum codicum Msptorum biblia hebraica continentium, qui Regiomonti Borussorum asseruantur, praestantissimorum notitiam, cum praecipuarum variantium lectionum ex utroque codice excerptarum sylloge, auctore *D. Theod. Christ. Lilienthal.* Königsberg und Leipzig, 1770. 1½ Alphab. in 8.

Hiermit hat der Verf. den Freunden der biblischen Kritick gewiß ein recht angenehmes Geschenk gemacht. Es befinden sich zu Königsberg zwey alte Handschriften der hebräischen Bibel: die eine in der Rathsbibliothek daselbst; die andre in der königlichen. Schon vor einigen Jahren übernahm der V. die mühsame Arbeit, (s. die Vorrede) diese, theils unter einander, theils mit den wichtigsten schon gebrauchten Handschriften, alten Versionen, ältesten Bibelausgaben,

und

und andern ähnlichen Sammlungen, gegen die Hallische Bibel von 1720. zu vergleichen: er sammlete aus beyden die Varianten, und schickte das alles, als einen guten Beytrag, im Jahre 1768. an Hrn. Kennicot in England. Nach der Zeit entschloß er sich, das merkwürdigste davon durch den Druck bekannt zu machen; und daraus ist gegenwärtiges Buch entstanden, wofür wir ihm vielen Dank schuldig sind. Er schickt in den ersten beyden Abschnitten eine genaue Beschreibung seiner beyden Handschriften voraus. Dieser Zufolge ist der erste, in der Rathsbibliothek befindliche, Codex angeblich im J. Chr. 1313. geschrieben; und enthält: den Pentateuchum nebst des Onkelos Paraphrase, das hohe Lied, Ruth, Klaglieder, Predigerbuch, und Esther; sodann die Haphtaroth, und endlich das Buch Hiob. Der andre, in der königlichen Bibliothek vorhandne, Codex ist zwar nicht vollständig; aber allem Anschein nach, sehr wichtig. Der Anfang fehlt. Er fängt an mit Jos. 6, 15. und enthält die übrigen Bücher in folgender Ordnung: Josua, Richter, Samuel, Könige, Jeremias, Ezechiel, Jesaias, die zwölf kleinen Propheten, Ruth, Psalmen, Hiob, Sprüchwörter, Prediger, hohe Lied, Klaglieder, Daniel, Esther, Esra und Nehemia, und Chronik; nur bis 2 Chron. 34, 22; denn hier fehlt abermal das übrige bis zu Ende. Ausserdem sind an drey bemerkten Stellen kleine Lücken; und an zwey Orten im Jesaias finden sich kleine Stücke aus Jonathans Targum. Nach allen kritischen Gründen, die hier (S. 91. ff.) mit vieler Gelehrsamkeit und Sorgfalt ausgeführt werden, läßt sich sein Alter nur in so fern bestimmen, daß es weit höher, wie des erstern seines, und allemal sehr ehrwürdig seyn muß. Nun kommt in den folgenden beyden Abschnitten ein Auszug von den Varianten aus beyden, worunter schon gleich auf den ersten Blick genug merkwürdige in die Augen fallen. Den Beschluß macht eine kurze Beurtheilung über den Nutzen des Variantensammlens überhaupt. Alles ist mit einer Gelehrsamkeit, Fleiß, Behutsamkeit, und besonders mit einer so liebenswürdigen Bescheidenheit vorgetragen, daß wir nicht unterlassen können, sie zu rühmen, wenn nicht das Publikum den Verf. schon genug kennte.

Mn.

Ausonii Popmae Frisii de differentiis verborum itemque de usu antiquae locutionis libri re-

[illegible]

tractati ab *Io. Christiano Messerschmid.* Dresdae et Lipsiae, apud Io. Nic. Gerlachi viduam et fil. CIↃIↃCCLXVIIII. 8. 2 Alph. 10 $\frac{1}{4}$ Bogen.

Popma hatte alles gesammlet und in Ordnung gebracht, was vom Varro, Festus, Nonius, Fronto, Donatus, Charisius, Gellius und den andern alten Grammatikern, über den Unterschied der synonymischen Wörter, in der lateinischen Sprache, übrig geblieben ist. Nach ihm haben sich mehrere an diese Arbeit gemacht, und sie sowol in den ehemaligen Auflagen dieses Buchs, als auch in eigenen Schriften, theils bestätiget, theils verbessert, theils erweitert. In der itzigen Auflage hat der Herausgeber noch die Bemerkungen des Noltenius und Stockmanns hinzugefügt, und das ganze Buch mit einem Register versehen. Wenn bey einer künftigen Auflage das zu weitläufige zusammen gezogen, das überflüßige weggelassen, und hie und da genauere Unterscheidungen hinzukommen werden; so muß dies Buch immer vollkommner und zuverläßiger werden.

Horatii Tursellini Romani de particulis latinae orationis libellus utilissimus post curas *Jacobi Thomasii* et *Io. Conradi Schwarzii* denuo recognitus et auctus. Editio in Germania quinta. Lipsiae, sumt. Weidmanni heredum et Reichii, CIↃIↃCCLXIX. 8. 2 Alph. 20 $\frac{1}{2}$ Bog.

Dies Lexikon über die lateinischen Partickeln, ihre Bedeutung und Gebrauch betreffend, behauptet sich noch immer in dem guten Rufe, darinn es gleich von Anfang an gestanden. Bey der gegenwärtigen Auflage sind verschiedene Verbesserungen und Zusätze angebracht, deren es freylich auch [illegible] künftig noch fähig bleibt.

Demosthenis oratio de corona quam e recensione *Ioannis Taylori* angli cum ejusdem et *Wolfii*, *Marklandi*, *Palmerii*, *I. I. Reiskii*, suisque animadversionibus edidit *Theophilus Christophorus Harles.* Altenburgi ex officina Richteria, CIↃIↃCCLXVIIII. 8. 1 Alph. 17 $\frac{1}{2}$ Bogen.

Der

Der Herausgeber dieser Schriften [illegible] griechischen Text; denn hier die wolfische lateinische Uebersetzung gegen über steht, aus der taylorischen Ausgabe abdrucken lassen; auch daraus die Anmerkungen und Abhandlungen beybehalten, in welchen verschiedene in die alte Litteratur einschlagende Stücke sehr gut erläutert werden. Des Morellus, Palmier und Wolfs Anmerkungen an ihre gehörige Stellen angebracht; und die kritischen vermehren die Brauchbarkeit dieser Ausgabe noch mehr. Er selbst, Hr. Harles, ertheilet einige abweichende Lesarten, wie er sie bey Vergleichung der basler Ausgabe vom Jahr 1547. gefunden; erklärt die schönen Wörter kurz und richtig; zeigt, welches das eigenthümliche der Kunst des Redners sey, und führt die Begebenheiten an, die Demosthenes in seiner Rede meynt. (Auf gleiche Art ist er willens, des Lysias Trauerrede ans Licht zu stellen; welches den Freunden der griechischen Litteratur gewiß angenehm seyn wird.) Vor dem Register steht noch eine Abhandlung aus dem [illegible], die die Zeitrechnung angehet; desgleichen ein Brief des Hrn. Prof. Reiske, worinn er von seinem Vorhaben Nachricht giebt, alle alte griechische Redner zusammen herauszugeben; dessen baldiger Vollziehung alle Beförderer der schönen Wissenschaften mit Vergnügen entgegen sehen, und die vermögendern unter ihnen mit dem begehrten Beystande gern unterstützen werden.

O.

Clavis poetarum classicorum Pars posterior, siue Index philologico - criticus in Ovidium et Virgilium minori forma in Orphanotropheo Hallensi impressos. Auctore *Gottlob Benedict Schirach.* Halle, in der Waisenhaus Buchhandlung, 1769. 8. 650 Seiten.

Der erste Theil ist umständlich genug im IX B. 1. St. S. 170. von uns recensirt worden, und hierauf beziehen wir uns also überhaupt. Ovid und Virgil haben hier jeder seinen eigenen Index, und das unstreitig besser, als wenn beyde in einander geschmolzen wären. Ueber die ganzen Werke Ovids geht der Index hier nicht; alle freyen Gedichte sind ausgeschlossen, und alles nur auf die Metamorphosen, Fasti, Tristia und de Ponto eingeschränkt. So wie die nähere Bestimmung der Arbeit des Hr. S. insonderheit auf das

Hall

Hällische Waisenhaus geht, so sind diejenigen, welchen er überhaupt zu nutzen gesucht hat, und auch in vieler Betrachtung nützlich seyn kann, die Classe junger Leute, welche schon die gewöhnliche grammatische Wortkenntniß der lateinischen Sprache inne haben und einige der auf Schulen üblichen klassischen Bücher nach dem Schulschlendrian gelesen haben, die aber sowol von besserer Anweisung als bessern Hülfsmitteln, weiter gehen zu können, entblösset sind; solche junge Anfänger in die feinere Sprachkenntniß und grammatische Kritick, auch wo möglich, in die Bemerkung schöner Gedanken und des schönen Ausdrucks einzuleiten, mußte Herr Schirachs Plan seyn. Besser wär es, er hätte sich ihn recht deutlich gedacht und lebhaft eingeprägt, und wäre diesem Plane immer treu geblieben. Aber so hat Herr S. oft mehr an sich, als an diejenigen, für die er schrieb, gedacht, und sich zu viel, bey und ohne Gelegenheit, bald durch philosophiren, bald durch kritisiren zu zeigen gesucht; zum Unglück zuweilen so weitschweifig, daß es seinem ganzen Plane und dem Verhältniß zu dem übrigen entgegen ist. Die Kunst mit einem oder zwey Worten, eine ganze Kritick auszudrücken, oder durch eine leichte Wendung der Gedanken, oder durch Unterschiebung des prosaischen, oder sonst gewöhnlichen Ausdruckes, Licht über eine ganze dunkle Stelle oder Ausdruck zu verbreiten, besitzt Herr S. nicht. Vielleicht tröstet er sich aber mit seinem lieben Herzensfreunde, Herrn Kloz, welcher jene Erklärungsart gern unter den Begriff der Minellischen und Junkerischen Noten bringen möchte. Wie listig der Kunstgriff ist! Freylich bekämen dadurch Herrn K. philologische Collectaneen über die trivialesten Dinge, ein ganz anderes Ansehen. Allein mit Herrn S. ist dies nicht der Fall. Er denkt wirklich, wo er nicht zu eilfertig ist, bey dem was er schreibt; bringt verschiedene recht feine Erklärungen bey; liest mit Gefühl, nur daß er es nicht immer natürlich genug, und hin und wieder zu sehr durch Grimasse ausdrückt. Die vielen, oft Verzückung ähnlichen, Verbeugungen und Schartfüsse, die er bald einem Herrn Heynio, bald einem Herrn Klotzio, und wem weis ich mehr, nach beyden Seiten zu macht, gehören auch mit dahin. Der Band ist dem Herrn Hofr. Bel zugeeignet, von dem er sagt: IV. — qui *citra auctoritatem judicis incorrupti et gravitatem* Te semper retinuisses, &c.

D.

Animadversiones, quibus Xenophontis Memorabilium Socratis dictorum et factorum libri emendantur et illustrantur, auctore *Car. Frid. Hindenburgio.* Leipzig, bey Siegfr. Lebr. Crusius, 1769. 8. 200 Seiten.

Eine feine und genaue Kenntniß der griechischen Litteratur und viele gelehrte grammatische Einsicht, läßt sich leicht in diesen philologisch-kritischen Werkchen bemerken. Indessen sollte man fast glauben, der V. habe nicht sowol die Erläuterung der Xenophontischen Schrift zur Absicht gehabt, als vielmehr habe er bey seinem Lesen anderer Xenophontischen Schriften und noch einiger Schriftsteller mehr, jene Schrift beständig, um alles am Rande beyzutragen, was nur einige Beziehung dahin hatte, vor Augen gehabt, und ferner alle die Idiotismen der Sprache, und insonderheit die Attischen Redensarten und Feinheiten, welche überall und immer vorkommen, an einer Schrift zusammen zu erläutern und zu erklären gesucht, welche bey Erlernung der griechischen Sprache gemeiniglich zum Grunde geleget wird; und in so ferne kann er Lehrenden und Lernenden nützlich seyn; da man ein für allemal auf diese Dinge gewiesen werden muß, ob es gleich bey weiterem Lesen nicht vorauszusetzen ist, daß man um mit Verstand und Einsicht einen Schriftsteller zu lesen, alle die kleinen grammatischen und kritischen Observatiönchen immer klar und deutlich in Gedanken vor sich haben und wiederholen müsse.

J.

---

11. Gelehrte Geschichte.

Nachrichten von dem Leben, Charakter und Schriften, des Philipp Doddridge, Doktor der Gottesgelahrheit, Prediger und Aufseher einer Akademie zu Northampton. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, 1769, in der Heinsiussischen Buchhandlung, 1 Alphab. 7 Bogen.

Dies Leben eines Mannes, der einen so großen Ruhm der Gelehrsamkeit und Gottesfurcht erworben, hätte noch nützlicher werden können, wenn der Verf. desselben, H. Orton, ein

ein presbyterianischer Prediger, weniger in dem Ton der Leichenpredigten, den Gelehrten eben sowol wie den Menschen, und den Lehrer der Theologie, so wie den Privatchristen und Prediger durch alle Veränderungen, von den Anlagen bis zur vollkommnen Bildung, hätte schildern wollen. Indessen wird es doch nicht ohne Nutzen gelesen werden. Angehende Gottesgelehrte werden daraus wenigstens die Vortheile einer durchgängigen Redlichkeit, sowol in der Erwerbung, als in dem Gebrauch der ihnen nöthigen Kenntnisse schätzen, Eifer mit Verträglichkeit verknüpfen, Klugheit in der Vergleichung der Folgen gewisser Lehrsätze mit den Forderungen der allgemeinen Wohlfahrt beweisen und das wesentliche der Frömmigkeit von dem unterscheiden lernen, was die menschliche Schwachheit dahin zu zählen pflegt. Insbesondere aber wird der Gottesgelehrte, dem das Gefühl in der Religion noch immer so wichtig dünket, wenn er aufmerken will, manche psychologische Beobachtungen dabey machen können. Man weis, daß Doddridge auch zu diesen gehört, und sogar darüber wegen seines Buches von dem Anfange und Fortgange der Gottseligkeit selbst von dem sel. Canzler von Mosheim auf eine unerklärbare Weise, sehr hoch geschätzet worden; da es doch in der That vielleicht eines von den schlechtesten ist, die aus seiner Feder geflossen sind. Sein Leben zeigt ihn auch hier als einen solchen, der mit der pünktlichsten Aufmerksamkeit allen Empfindungen seines Herzens nachgegangen ist, und jedes Gefühl gleichsam, damit es ihm ja nicht entwischen möchte, mit großer Sorgfalt in sein Tagebuch eingetragen hat. Indessen, wenn nun eben der aufmerksame Beobachter seiner Regungen sich oft in der größten Verlegenheit findet, wie er mit sich selbst daran ist, wenn er zu den richtigen Prüfungen seiner Gesinnungen und seines Wandels zurückkehren muß, um seinem Herzen Ruhe zu schaffen, wenn er alle Mittel sein Nervensystem auf einen gewissen Ton zu spannen und eben die Empfindungen in sich selbst hervor zu bringen, zu gewissen Zeiten unkräftig findet, da sein Körper, wie er es selbst bemerken müssen, daran Schuld gewesen; was sind dies anders, als Bestätigungen und Erläuterungen so viel richtiger Beobachtungen, die Hr. Spalding in seiner vortreflichen Schrift von dem Werthe der Gefühle gemacht hat. Wir sind gewiß, daß es niemand gereuen wird, mit Vergleichung dieser Abhandlung das Leben des Doddridge gelesen zu haben.

Km.

D.

D. Joh. Carl Conrad Oelrichs — fortgesetzte historisch-diplomatische Beyträge zur Geschichte der Gelahrheit, besonders im Herzogthum Pommern. Berlin, in Commißion der Realschule-Buchhandlung, 1770. 1 Alph. 2 Bogen in 4.

Wir haben von dem Werke, davon das angezeigte eine Fortsetzung ist, unsre Meynung in der Bibl. 10ten B. 2 St. S. 257. gesagt. Irren wir nicht, so ist diese Sammlung etwas magrer, als die vorige, und wir haben daraus eben nichts Merkwürdiges dem Leser anzuführen. In der Vorrede zeigt der V. noch einige Stücke an, die ihm fehlen, und erbietet sich, für jedes derselben zu einer gewissen Erkenntlichkeit. Dies zeigt nun von einem wirklichen Eifer für das Fach, worinn er arbeitet. — Wir wissen aber in der That nicht, was wir zu den harten Vorwürfen sagen sollen, die er namentlich einigen vornehmen Personen in Schwedisch-Pommern deswegen macht, weil sie ihm die Urkunden ihrer Familienstiftungen verweigert hatten. Wir sind zwar von der ganzen Sache nicht unterrichtet: allein so lange sich doch noch andre Ursachen, als so verhaßte Beschuldigungen denken lassen, hätte der Verf. vielleicht mehr an sich halten sollen. Hat er aber zu dem Gegentheil gute Gründe gehabt, so ist es eine brittische Freyheit, die zuweilen unangenehme Folgen hat.

Fl.

---

12. Romanen.

Bevölkertes Ophir in der seltsamen Geschichte des Prinzen Piroh und der Prinzeßin Horip. Frankf. und Leipzig, 1769. 20 Bogen.

Eine biblische Geschichte in ein Feenmährgen eingeflochten, das ist ein nagel neuer Einfall, so seltsam sollte man sichs nicht träumen lassen. Wir vermutheten eine Schriftspötterey, aber es war so böse von dem V. nicht gemeint, er will nur Amerika bevölkern und dazu braucht er Leute, die sucht er unter den vertriebenen Cananitern auf, und giebt ihnen den Helden der Geschichte mit Namen Piroh, einen Prinzen von Nodiz, das ist Zidon, zum Anführer; dieser ist ein Kriegs-

gefangener des Josua, der ihn zu seinem Oberingenieur und zum Aufseher des Lazareths macht. (warum nicht auch zum Grandprofos?) Durch Vermittelung der Hure Rahab, die der V. im Lager des Josua eine große Rolle spielen läßt, entrinnt dieser Prinz, sammlet andre Flüchtlinge zusammen und reist, von Zauberern und Hexen geleitet, geradesweges nach Amerika; Doch damit es ihm nicht an einer Gemahlin fehlt, wird geschwind eine Prinzeßin aus Schweden hergeholt, und so ist die neue Welt bevölkert, und so wird diese seltsame Geschichte, auch eben wegen ihrer Seltsamkeit, ausserordentlich abgeschmackt.

Geschichte der Herzoglichen Prinzeßin Arvile, als einer Liebhaberin der Tugend und Weisheit, aus dem Italiänischen übersetzt. Augspurg, 1769. 3 Theile 8.

Wenn die Uebersetzungen der ausländischen Romane in Deutschland nach dem Gewicht berechnet würden, so käm auf einen Centner englischer oder französischer Schriften ungefehr ein Pfund italiänischer. Nach dieser Berechnung hält das Buch, welches wir hier vor uns haben, das Gegengewicht, gegen einige Centner englischer oder französischer Waare: denn es bestehet aus drittehalb Alphabet. An sich betrachtet, ist es ein Magazin von abgeschmackten, seltsamen und frostigen Einfällen, der Uebersetzer muß es nur gewählt haben, weil es das widerhaltigste war seinen Uebersetzungshunger zu stillen, das ist wohl der zureichende Grund von dieser armseligen hölzernen Uebersetzung.

Op.

---

13. Cameralwissenschaft.

Georg Conrad Stockhausens, der Weltweisheit und beyder R. Doktors, Beyträge zur Rechtsgelahrtheit, Oekonomie, Policey- und Cammerwissenschaft, wie auch zur Naturgeschichte, besonders von Hessen. Des ersten Bandes erstes Stück — Frankfurt am Mayn, bey Andreä, 1769. 8. 96 S.

Ein

Ein schönes Projekt; aber fast zu schön für einen einzigen Mann, der nichts sammeln, sondern alles selbst beobachten, alles selbst denken will. Das ist der Geschmack der Waize und der Reinharde, aber diese Probe hätte doch einer von beyden Männern schreiben müssen; dann würden wir den Richter, den Advokaten, den Cameralisten, den Policeydirektor, den Pächter, und den Naturforscher in einer ganz andern Verbindung gesehen und ein jeder würde seine eigene Sprache geredet haben. Das Publikum liebet die Encyklopädien, hat aber dabey einen Widerwillen gegen den Polyhistor, der sie allein geschrieben haben will.

Wir haben bey Lesung dieses Stücks eine gewisse Achtung gegen den Mann empfunden, der einen zu allen nützlichen Kenntnissen so geschmeidigen Geist und dabey die Gabe eines schmackhaften und deutlichen Vortrags hat, der seinem heßischen Vaterlande, welches diesen Kenntnissen seit langer Zeit den rechten Rang anzuweisen pflegt, einmal wahre Dienste wird leisten können.

Aber wir haben auch zugleich eine gewisse Verlegenheit für ihn empfunden, daß er sich zum Anfang so tief in seinen Plan versenkt, ohne sich durch fremde Hülfe forthelfen zu wollen.

Möchte er ihr auch wirklich entbehren können, so müßte er es doch nicht sagen; er setzt sonst den Leser zu leicht in die Versuchung, ihn doch zu beschleichen.

Eigentlich erwarteten wir auch ganz einen andern Ton des einzelen Stücke, oder wünschten ihn vielmehr; wir hofften juristische Materien in einem ökonomischen Kleide, oder umgekehrt, ökonomische Sachen, vor dem Richterstuhl zu finden, fast so etwas, wie Florini Hausvater, nur nicht so gelehrt, sondern plan, gedrungen und doch deutlich, wie Reinhard und Pütter, oder blühend, naiv und edel, wie Zwierlein und Becht schreiben und auch diesem V. gegeben zu seyn scheint; aber wir fanden anstatt dessen eine einzige politische Abhandlung von Abschaffung alter und Einführung neuer Gesetze, und einen Entwurf zu einer Feldwirthschaft unter dem Namen einer Nachricht von der Braunschweigischen Oekonomie, einen Plan zu einem Eichelgarten, dann etwas mineralogisches und etwas aus der Naturgeschichte, und das war es alles.

Doch wir erwarten das weitere in den folgenden Stücken.

Kr.

Franz Carl Zauschner praktische Untersuchung, ob es dem Staate vortheilhafter wäre, wenn man die Domainen- oder andere Herrschaftliche- und Bauergüther, besonders im Königreich Böheim zertheilen möchte. Prag, 1770. 6 Bogen 8.

Die Zertheilung der Domainen und anderer großen Besitzungen in kleinere Portiones, deren jede von einer besondern Familie eigenthümlich bewirthschaftet würde, ist seit geraumer Zeit von verschiedenen gelehrten Männern als einem Staate höchst vortheilhaft angenommen worden, und der Vorwurf verschiedener gründlichen Abhandlungen gewesen. Der Hr. Professor Butschek zu Prag hat eben dieses in einer neuerlich herausgekommenen gründlichen Schrift hauptsächlich von Böhmen behauptet. Ihm widerspricht Herr Z. in gegenwärtigem Traktat mit ziemlich starken Gründen, die aber doch nicht unumstößlich sind. Vielleicht haben unter gewissen Einschränkungen beyde Theile nicht ganz unrecht.

Sz.

---

14. Haushaltungskunst und Gärtnerey.

Versuche über den Geist der Gesetzgebung zur Ermunterung des Ackerbaues, der Bevölkerung, der Manufakturen und der Handlung. Vier Preisschriften der ökonomischen Gesellschaft zu Bern. Aus dem Französischen, gr. 8., Mietau und Leipzig, 1770. 1 Alph. 10 Bogen.

Enthalten alles, was von dieser schweren Materie gründliches gedacht und geschrieben werden kann, und sind der vortreflichen bernischen Gesellschaft sowol, als der gelehrten Verfasser vollkommen würdig. Ein Auszug aus selbigen dem Leser mitzutheilen, würde eben so schwer, als für unsre Bibliothek zu weitläuftig seyn. Kenner werden sie ohnehin nicht ungelesen lassen, und sodann unser vortheilhaftes Urtheil davon zu bestätigen gewiß keinen Anstand nehmen.

Sz.

Ge-

Gedanken von Verbesserung des Flachsbaues vornemlich im Meklenburgischen. 8. 1769. 6 Bogen.

Ist eigentlich eine Finanzschrift und enthält viel gute Sachen von einem so wichtigem Produkt, als der Flachs für ein jedes Land ist. Verschiedene Mängel der Landwirthschaft bey Behandlung des Flachses, werden getadelt und verbessert.

Anton Koczians — Prüfung der Ursachen von der Hornviehseuche — 8. Wien, 1770. 11 Bogen.

Enthält viel neues von dieser Materie, unter andern, daß das Gift, so die Viehweiden anstecke, nach einem Donnerwetter häufig auf die Erde falle.

J. A. J. Ludewigs — Abhandlung von Erdäpfeln. gr. 8. Bern, 1770. 11 Bogen.

Erschöpft diesen landwirthschaftlichen Gegenstand völlig, und gereichet es allerdings zum Lobe dieser Schrift, daß die Bernische Gesellschaft selbige gewählt hat, das erste Stück des dritten Bandes der Sammlung auserlesener Schriften rc. auszumachen, welche mit Beyfall dieser vortreflichen ökonomischen Gesellschaft gedruckt wird.

Jk.

Vorschläge zur Holzvermehrung und Anweisung zum Holzbau — von Cap. Joh. Steph. Schwabe. 8. Schwerin, 1769. 1 Alph. 9 Bogen.

Sollen zu einem Handbuch für den Bauer dienen, Holz zu säen und zu pflanzen, zu welchem Endzweck aber ein so starkes Buch gar nicht schicklich ist. In der Vorrede sagt der V., daß er aus der bekannten allgemeinen Haushaltungs- und Landwissenschaft das ganze vierte Buch des ersten Theils von Wort zu Wort heraus genommen habe. Dies Buch aber ist schon lange in jedermanns Händen, und hätte er viel besser gethan, blos seine Anmerkungen, die meistentheils nicht uneben sind, besonders drucken zu lassen, und im gehörigen Zusammenhange dem Landmann bekannt zu machen.

Sz.

Kurzgefaßte Abhandlungen über verschiedene den Ackerbau betreffende Gegenstände — von P. E. Petersen — Flensburg, 1769. 9 Bogen in 8.

Zeugen von vielem Fleiß des Verfassers, sonderlich was die angestellten Versuche betrift, und können mit Nutzen gelesen werden.

Catechismus des Feldbaues — von Joh. Friedrich Mayer — Frankfurt am Mayn, 1770. 9 Bogen in 8.

Der geschickte V. bemühet sich, dem Landmann die Acker- und Wiesenbaukunst in Frage und Antwort auf eine faßliche Art vorzutragen, und wenn der Jugend neben dem Catechismus ihrer Religion dieser Acker-Catechismus in die Hände gegeben und ihnen eben wie jener beygebracht wird, so ist kein Zweifel, daß seine gute Absicht nicht werde erreichet werden. Nur finden wir zweyerley daran auszusetzen: 1) sind die Antworten zu lang und hätten selbige durch mehrere Fragen näher zergliedert werden müssen, und 2) ist unsers Erachtens der Ausdruck allem was in der Vorrede von der Bauersprache gesagt wird, ohnerachtet, noch nicht einfältig und klar genug. Was weis z. B. der Bauerjunge von Bestandtheilen, Luftsalzen rc.?

Oekonomische Reliquien — Zweytes Zehend, mit zwo Kupfertafeln — von Friedrich Moritz von Rohr. Breßlau bey Korn, 1770. 8 Bog. gr. 8.

Von der Einrichtung dieser guten ökonomischen Schrift haben wir bereits in unserer Bibliothek geredet. Unter den gegenwärtigen Reliquien ist die erste und zweyte von sehr wichtigem Inhalt, sie handelt nemlich von den öffentlichen Abgaben und der Wiederherstellung des Credits in einem Lande, und zeuget von den gründlichen Einsichten des Herrn V. in der Staatswirthschaft und allgemeinen Landesökonomie. Die fünfte, vom Anfeuchten des Schaafdüngers kommt mit den Erfahrungen des Recensenten überein, da der Herr von Rohr dasselbe zur Sommerszeit billig tadelt. Im Winter hingegen ist das Wassergießen in den Schaafställen bey starkem Einstreuen so nöthig, als vortheilhaft, um die große Menge Stroh mit dem trockenen Dünger einigermaßen in Gährung zu setzen.

Kurze

Kurze Anleitung zum Leinbau. Ausgestellet von P. E. Lüders. Flensburg, 1770. 2 Bogen 12.

Enthält verschiedenes Gutes, obgleich nichts Neues.

Mr.

15. Vermischte Nachrichten.

Salomon Haasens, Rechenmeisters zu Darmstadt, Einfacher und Doppelter Buchhalter. Frankfurt am Mayn, in der Andräischen Buchhandlung, 1769. 130 Bogen in 4.

Dies ist eine ganz brauchbare Anweisung zum Buchhalten, da man aber dergleichen Bücher so viele hat, und in jedem beynahe eben das, was in den andern stehet, so ist kaum abzusehen, warum man mehrere schreibt, und nicht lieber mit den alten zufrieden ist. Der Verf. meynt zwar in der Vorrede, weil sechs Werke von ihm mit Beyfall aufgenommen worden, so werde er dadurch bewogen, das siebente herauszugeben, aber dies ist kein Bewegungsgrund für das Publikum, das siebente deswegen auch mit Beyfall anzunehmen, zuweilen wird es einen Autor deswegen überdrüßig, weil er allzuviel schreibt.

Kr.

Yoriks Betrachtungen über verschiedene wichtige und angenehme Gegenstände. Nemlich über Nichts. Ueber Etwas. Ueber das Ding. Ueber die Regierung. Ueber den Toback. Ueber die Nasen. Ueber die Quaksalber. Ueber die Hebammen. Ueber den Homunculus. Ueber die Steckenpferde. Ueber das Momus-Glaß. Ueber die Ausschweifungen. Ueber die Dunkelheit im Schreiben. Ueber den Unsinn. Ueber die Verbindung der Ideen. Ueber die Hahnreiher. Ueber den Mann in dem Monde. Ueber Leibnitzens Monaden.

Ueber

